



**Ostmecklenburgische Heimat : Monatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung**

**Jahrg. 9 (1936)**

Teterow: Druck und Verlag von Hermann Decker, 1936

**<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903745403>**

Band (Zeitschrift)    Freier  Zugang        OCR-Volltext



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erschint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Veder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülkow

Jahrg. 9

Teterow, 5. Januar 1936

Nr. 1

## Die salinische Eisenquelle zu Goldberg.

Ich halte es für meine Pflicht, dem Publikum von Zeit zu Zeit über den glücklichen Fortgang der hiesigen Gesundbrunnen-Anstalt Nachricht zu geben, um so mehr, da ein Schweigen von meiner Seite über diesen Gegenstand, hin und wieder Veranlassung zu Zweifeln über die fortdauernde Existenz der Heilquelle geben könnte. In neueren Zeiten sind gar häufig Mineralquellen entdeckt, welche auch sofort mehr oder weniger gegen Krankheiten angewendet wurden; das Bestehen mancher war aber nur ein ephemeres, da ihnen die Hauptcharaktere fortbestehender heilkräftiger Mineralquellen fehlten. Nicht jede Quelle, deren Wasser einige mineralische Bestandteile enthält, ist für eine Heilquelle zu halten; soll sie diese Eigenschaften besitzen, so muß sie in der Quantität und Qualität der Bestandteile stets eine ziemlich gleiche Beschaffenheit zeigen, diese Bestandteile müssen ihr nicht bloß beigemengt, sondern in der großen Werkstätte der Natur aufs innigste beigemengt sein, und sie muß in einer gewissen mächtigen Wassermenge zutage gefördert werden. Ist diese letztere freilich sehr relativ, so glaube ich doch, daß die eigentlichen Mineralquellen in mächtigeren Adern streichen, als die gewöhnliches Wasser führenden, indem die Natur wahrscheinlich zur Bildung jener großen Räume bedarf. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, in andern Mineralquellen als in den hiesigen den Erdgrund bei ihrem Zutagekommen untersuchen zu können; die hiesigen bieten aber in dieser Beziehung einen merkwürdigen Unterschied von den gewöhnlichen Quellen dar. Die größte Einsassung der hiesigen Mineralquellen enthält im Durchmesser 15 Fuß, der Erdgrund in diesem ganzen Zirkel ist weißer Kiefland, und in jedem Punkte dieses Kreises versinkt eine eiserne Stange von 12 Fuß durch ihre eigene Schwere, und wird sie dann noch durch äußere Kraft weiter hineingeschoben, so hat noch keine so lange Stange in Anwendung gebracht werden können, daß sie endlich einen nicht zu überwindenden Widerstand angetroffen hätte. Wie weit hinaus über diesen Zirkel, aus dem allenthalben das Wasser hervorquillt, der angegebene Erdgrund noch stattfindet, läßt sich nicht ermitteln, es beweist aber, selbst schon in diesem Räume, die Mächtigkeit solcher Adern, die eigentümliche

Beschaffenheit derselben, und beseitigt jeden Zweifel über das Fortbestehen derselben.

So manche chronische Krankheiten bieten dem ganzen Vorrat der indizierten pharmazeutischen Heilmittel Trotz, da feins derselben in dem Umfange und der Eigentümlichkeit auf eins der wichtigsten Organe des menschlichen Körpers, die Haut, einwirkt, als die Bäder, und unter diesen werden im allgemeinen die künstlichen von den natürlichen Mineralbädern übertroffen. So wie es überhaupt im ganzen bei dem Gebrauche der Heilmittel nicht so sehr auf die Quantität (nur muß es nicht in homöopathische Absurdität übergehen), als auf die Qualität ankommt, so zeigt sich dies auch bei den Mineralbädern. Wir kennen z. B. die Beschaffenheit und Menge der Bestandteile in einer gewissen Quantität Wasser, wir könnten also etwa durch eine künstliche Mischung und Bereitung die natürlichen Bäder ersetzen; hier zeigt aber die Erfahrung einen großen Unterschied in der Wirkung auf den menschlichen Körper. Natur und Kunst können nie identisch sein, denn letztere ist stets nur Nachahmung der ersteren; das Wesen der Dinge begreifen wir nie, nur die sinnlichen Erscheinungen derselben, und nur diese allein vermag die Kunst zu fesseln. Dieses, in Anwendung gebracht auf die künstl. Mineralwasser, weist ihnen ihre Stelle in dem Reiche der Erscheinungen an; — sie sind heilbringende Arzneimittel, aber nicht die, welche die Natur in ihrem Schoße erzeugte; anders wirkt die Natur in ihrer unendlichen Fülle, anders der Mensch in dem engen Kreise einer chemischen Werkstätte.

Jedes Arzneimittel hat seine bestimmten Kräfte, und äußert seine Wirkungen gegen bestimmte krankhafte Erscheinungen im menschlichen Körper, — ein Universalmittel ist ein Unding. Ich bemerke dies nur, weil der Mensch so leicht geneigt ist, den bestimmten Kreis der Wirksamkeit eines Mittels zu weit auszudehnen. Eine große Kunst des Arztes besteht darin, den Wirkungskreis eines Arzneimittels aus der Erfahrung zu erkennen und mit bestimmten krankhaften Erscheinungen in Einklang zu bringen, und in dieser Beziehung bleibt es stets eine Aufgabe des



Brunnenarztes, die feinsten Nuancen in der Wirkung des Mineralwassers zu erforschen.

Es gibt gewisse Grundformen von Krankheiten, gegen welche sich ein Mineralwasser heilkräftig zeigt; sind jene richtig erkannt und diese Heilkraft äußert sich nicht, so liegt die Ursache gewöhnlich in mancherlei beengenden oder entgegenwirkenden Hindernissen von Seiten des Kranken. Diese Hindernisse haben ihren Grund in schwer zu bekämpfenden Gewohnheiten, in der Individualität des Kranken, in seinen Berufsverhältnissen und in pekuniären Beziehungen. — Im allgemeinen läßt sich eine bestimmte Zeit, wie lange eine Brunnen- oder Badekur gebraucht werden muß, nicht festsetzen, nur der individuelle Fall entscheidet nach den Umständen. Leider treten aber hier dem wünschenswerten Ziel oft beengende Hindernisse von Seiten der Kranken in den Weg, entweder erlauben die Berufsgeschäfte eine längere Entfernung nicht, oder der Kranke, aus seiner gewohnten Lebensweise herausgerissen, mißfällt sich in seiner neuen Lage und eilt die Kur abzukürzen, oder aber der Kostenaufwand wird für eine längere Kur zu bedeutend, und dergleichen mehr.

Noch einen Punkt muß ich berühren, der in der Tat eine Würdigung und Beachtung verdient. Fast in der Mehrzahl der Krankheitsfälle, in denen Bäder oder Brunnenkuren gebraucht werden, wird durch diese während des Gebrauchs nur eine Umstimmung, eine Aufregung, eine größere Tätigkeit im Körper hervorgerufen, in diesem Zustande wird das Gemeingefühl stets vorherrschend ergriffen, und der Kranke empfindet vielleicht noch nicht sofort die wohlthätige Einwirkung solcher Kuren, oder aber es werden in ihm bis dahin unbekannte Empfindungen entwickelt. Weil aber die meisten Kranken diesen Zustand falsch beurteilen, so glauben sie ohne Nutzen eine solche Kur gebraucht zu haben, und eilen, bei ihrer Heimkehr sogleich pharmazeutische Mittel sich verordnen zu lassen. Dies ist aber ein höchst schädliches Vorurteil, denn nachdem die Kur vollendet ist, muß durch Vermeidung aller bedeutend wirkenden Einflüsse auf den Körper, diesem die Ruhe vergönnt sein, die Krisis zu vollenden, um so die Harmonie zurückzuführen; deshalb ist auch der Gebrauch von Arzneimitteln sogleich nach einer solchen Kur im allgemeinen zu tadeln, und nur dringende Störungen können die Anwendung mit Vorsicht erlauben.

Möge diese kurze Darstellung einiger wesentlichen Verhältnisse den wohlgemeinten Zweck nicht verfehlen. Ich erlaube mir nun noch einige besondere Beziehungen auf das hiesige Mineralwasser.

So wie gleich in den ersten Jahren der Anwendung dieses Mineralwassers dasselbe überraschende Heilerfolge in der Gicht zeigte, so ist denn auch alljährlich gegen diese

Krankheit das Bad vorzugsweise benutzt. Sehr merkwürdig ist die Kraft dieses Wassers zur Auflösung der sogenannten Gichtknoten und der kalkartigen Konkremente in den Gelenken Gichtkranker, und zur Beseitigung der lästigen Steifigkeit, welche die freie Bewegung der Gelenke hindert. Eine Störung in der normalen Wechselwirkung zwischen den aushauchenden und einsaugenden Gefäßen ist wahrscheinlich die Ursache dieser Steifigkeit, wo im Fortschreiten des Uebels ein chemisches Produkt als Kalkbildung hervortritt. In solchen Fällen hat die Erfahrung bewiesen, daß die örtliche Anwendung pharmazeutischer Mittel ziemlich erfolglos bleibt; hier ist nur Beseitigung oder Stillstand im Fortschreiten durch die Einwirkung von Bädern zu erwarten, welche tief und allgemein in das lymphatische System erregend eingreifen, und jenen anomalen Bildungen ein Ziel setzen; hier ist es, wo die salinischen Eisenwässer, die Heilbedingungen erfüllend, oft überraschende Erfolge zeigen.

Mit sehr gutem Erfolge gebrauchten viele Kranke die Mineralbäder, welche an Verschleimung des Unterleibes, langwierigem Statorrh, Neigung zur Leibesverstopfung, Blähungen, Mangel an Appetit, überhaupt an Atonie in den Verdauungs-Organen litten, und bei denen der Gebrauch eines salinischen Eisenwassers angezeigt war. Eben so mehrere Kranke, welche früher fließende Hämorrhoiden gehabt, bei denen diese aber unterdrückt, und in Folge dieser Unterdrückung nun verschiedenartige Unterleibs-Beschwerden eingetreten waren.

Eine verheiratete Frau von 28 Jahren, Mutter mehrerer Kinder, hatte vor und nach ihrer Verheirathung an Unregelmäßigkeit der weiblichen Periode gelitten, diese war nach stets längern Zwischenräumen eingetreten mit Schmerzen und nur sparsam. Im Laufe der Jahre hatte sich dabei ein rheumatischer Kopfschmerz entwickelt, wobei die Verdauungsorgane mitleidend waren; Mangel an Appetit oder Heißhunger, Druck in der Magenregion, träge Leibesöffnung waren die Erscheinungen dieses Leidens der Verdauungsorgane. Während des Gebrauchs der Bäder stellte sich die Periode früher und stärker ein, und ohne jene Schmerzen, welche sonst stets mit dem Erscheinen derselben empfunden waren. Nach beendeter Badekur befand sich die Patientin in ihren Beschwerden sehr erleichtert.

Ein Mann von 40 Jahren hatte seit einer Reihe von Jahren einen flechtenartigen Ausschlag auf der Brust, dem Unterleib und Rücken. Nach dem Gebrauche mehrerer Bäder verschwand der Ausschlag, trat dann im Laufe der Kur wieder stärker hervor, in der Nachwirkung aber verlor er sich ganz und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Goldsberg, im Mai 1830.

Sanitätsrat Dr. Bornemann.

## Aus dem Heimatmuseum Waren.

Im Heimatmuseum Waren befindet sich ein Herbergsschild der Schuhmacher, welches auf dem oberen Galgenbalken einen Doppeladler, mit einem goldenen Kreuz und die Figur eines Mannes mit einem Holzfuß, der eine Fahne mit einem Doppeladler in der Hand hält, trägt. An diesem Balken hängt ein Schild, welches auf beiden Seiten einen wenig gut gemalten Stiefel zeigt. Dieses Schild dürfte in neuerer Zeit entstanden sein, als das alte Schild vom Zahn der Zeit zerstört wurde. Die Verzierungen in dem Galgenwinkel sind nicht von Bedeutung und nicht mit anderen bedeutenden Kunstschmiedearbeiten an Herbergsschildern (z. B. das Herbergsschild der Zimmerleute in unserm Museum) zu vergleichen.

Von größter Bedeutung aber ist der Doppeladler und

die Figur des Mannes, denn in diesen beiden Bildern liegt ein Stück Geschichte von Ostpreußen, in der ein einfacher Schuhmachergefelle sich als Retter seiner Heimat ausweist.

Zu der Erklärung dieser beiden Bilder wurde ich durch einen alten Meisterbrief geführt, auf dem diese beiden Figuren auch standen. Unter der Figur des Mannes war der Name „Hans von Sagan“ verzeichnet.

Hans Sagan wurde als Sohn eines Bürgers auf dem Aneiphofe zu Königsberg, um das Jahr 1345 geboren und erlernte das Schuhmacherhandwerk. Seine Gesellenzeit, wenigstens die spätere, verbrachte er in seiner Vaterstadt in der Aneipörschischen Schulgasse (jetzige Schönbergstraße) bei dem Schuhmachermeister Martin. Die Bruderschaft



der Schuhmachergesellen, die in der Herberge „Zum goldenen Löwen“ ihre regelmäßigen Zusammenkünfte abhielt, erwählte Hans Sagan 1369 zu ihrem Altgesellen. Ich übergehe die Jugendzeit und das Leben des Hans Sagan im Hause des Martin. (Man möge dies in dem Buche nachlesen: Das Schuhmacherhandwerk. 1. Teil. Herausgegeben von Arno Höffelbarth. Verlag Hans Jachse Bucherei Weimar — von Richard Sagel) und beschränke mich auf seine Tätigkeit als Ritter Ostpreußens. Im Jahre 1370 wurde Ostpreußen von den Litauern unter Rynstaedt und Ojerd angegriffen und Königsberg und Marienburg sollten zerstört werden, um Rache zu nehmen für die wiederholten erlittenen Niederlagen und Verluste in den Gefechten mit den Ritterorden. In dem Heere der Feinde, welches 70 000 Mann stark war, befanden sich Tartaren, Russen und Polen. Der Ordensmeister Winrich von Kniprode hatte durch seine Rundschafter erfahren, daß der Feind schon zwei Meilen vor Königsberg stand und auf 12 Wagen sich der Stadt nähern wollte. Der Hochmeister sammelte nun sein nur 40 000 Mann starkes Heer in und um Königsberg. Beim Dorfe Quedan, eine Meile von Königsberg, konnte man die Wachfeuer der Feinde, die bei Rudan lagerten, deutlich sehen. Der linke Flügel des Feindes, der hauptsächlich aus Tartaren und verwandten Steppenvölkern bestand, wurde von Ojerd geführt; der rechte Flügel, die Kerntrouppen, befehligte Rynstaedt.

Am Morgen des 17. Februar 1370 (Sonntag Seragesimae) kam es bei Rudan zum Treffen. Das Ordensheer hatte sich in zwei Heerhaufen geteilt und ging sofort zum Angriff vor. Winrich von Kniprode befehligte den rechten Flügel, während Henning von Schindenkopf den linken Flügel führte. Während der linke Flügel den Feind sofort in die Flucht schlug, kam der rechte Flügel bei dem ungestümen Angriff und weil eine Fahne fiel, in Unordnung. In diesem Augenblick der höchsten Not ergriff der Schuhmachergeselle Hans Sagan das gesunkene Banner, schwenkte es hoch in der Luft und rief: „Halt, was flieht ihr! Mit uns ist Jesus Christ! Stehet, im Namen des Herrn stehet.“ Da sammelten sich die Fliehenden um diesen Mann, durchbrachen die Reihen der Feinde und entzogen sich der Schlacht. Es fielen gegen 11 000 Feinde gefallen sein oder in den Sümpfen und Forsten umgekommen sein. Im Ordensheer fielen 26 Ritter und 200—250 andere Brüder, auch der Marschall von Schindenkopf und der im Heidenkampfe rühmlichst bekannte Runo von Hattenstein, Komtur von Brandenburg nebst seinem Hauskomtur von Stochheim usw. Hans Sagan, der in so tapferer und wirkungsvoller Weise eingegriffen und in wahrhaft

ritterlichem Sinne im Handwerkskleide sich betätigt hatte, wurde am linken Fuß durch einen Pfeilschuß so schwer verwundet, daß eine Amputation des Fußes erfolgen mußte. Nach der Schlacht ließ der Hochmeister, als er Kunde von dem tapferen Verhalten des Schuhmachers und seiner braven Königsberger Bürger erhalten hatte, Hans Sagan vor das versammelte Ordenskapitel rufen, belobte ihn im Namen des Ordens und des Landes und wollte den waderen Helden zum Ritter schlagen, indem er die Worte sprach: „Ich adle dich und dein ganzes Geschlecht“. Hans von Sagan dankte mit bewegten Worten für die Gnade, erbat sich indes die Erlaubnis, bei seinem Gewerbe bleiben zu dürfen, da er nach seiner Meinung nicht zum Ritter taugte; wenn der Hochmeister ihm aber die Gnade erweisen wolle, dann möge er ihm und seinen Mitstreitern am Kneiphofe zum Gedächtnis alljährlich ein Gastmahl geben. Diese freie Rede des waderen Gefellen gefiel dem Hochmeister sehr. Er willigte gern in das bescheidene Begehren und ordnete an, daß für alle Zeiten, und zwar kurz vor Himmelfahrt, den Bürgern dieses Ehrenmahl auf dem Schlosse gegeben werde. Die Königsberger haben dieses Fest fast 300 Jahre gefeiert. Dem Hans von Sagan wurde auf dem Kneiphofe ein Denkmal errichtet, welches 1893 von ruckloser Hand entfernt wurde. Die Königsberger Schuhmacherinnung errichtete 1926 ihrem Hans Sagan ein neues Denkmal. Auch eine Straße in der Neustadt von Königsberg ist „Hans-von-Sagan-Straße“ benannt.

Wie Karl IV. die Tat des tapferen Schuhmachergesellen erfuhr, bestimmte er, daß fortan das deutsche Schuhmachergewerbe auf seiner Fahne und in seinem Wappen den Doppeladler mit dem Ordenskreuz führe.

Im Besitz der Schuhmacherinnung zu Berlin befindet sich ein alter Kupferstich, in dem Hans von Sagan vor Winrich von Kniprode und den versammelten Rittersn steht und aus der Hand des Hochmeisters eine Fahne erhält, die in ihrem Felde den Doppeladler zeigt. Die Darstellung trägt folgende Inschrift:

Der dankbare deutsche Kaiser Karl IV. dem Hans von Sagan, der tapfere Schuster-Altgeselle, Schlacht bei Rudan am Sonntage Seragesimae im Jahre 1370. Da Ihr Schuster durch Eure Tapferkeit bei Königsberg bewahrt habt meines kaiserlichen Hauses Ehr und Ruhm, so soll meine kaiserliche Gnade gegen Euch darin bestehen, daß Ihr den Doppeladler fort und fort auf Schild und Fahne führen sollt. Ein Gastmahl verkünde den Jahrestag dieser Heldentat.

## Die sittliche Idee in John Brinckmans Werken.

Dissertation Rostock 1931.

Das Hauptkennzeichen der Brinckmanschen Dichtung ist ihr reicher Gehalt an sittlichen Ideen, der durch einen Vergleich mit den Werken seiner Zeitgenossen Groth und Reuter noch besonders in Erscheinung tritt. Aus Br.'s christlicher Weltanschauung, aus seinem Glauben an eine von Gott geschaffene sittliche Weltordnung geht der immer wiederkehrende Leitgedanke seiner Werke hervor: Sieg des Guten über das Böse. Der Kampf des „Jungen Deutschlands“, jener literarischen Bewegung zwischen 1835 und 1850, für persönliche und politische Freiheit, gegen die unumschränkte Gewalt der Herrscher, gegen engherzige Glaubens- und Sittengesetze bedeutet für Br. einen Kampf des Guten mit dem Bösen, und mit Leidenschaft greift er daher die freiheitlichen Gedanken dieser Richtung

auf. Während somit die sittlichen Ideen seiner hochdeutschen Schöpfungen mehr aus der Zeitströmung in Anlehnung an andere Dichter (besonders an Herwegh und Hoffmann von Fallersleben) hervorgegangen sind, entstammen die der plattdeutschen Werke Br.'s eigener Persönlichkeit. Er hat erkannt, welche Kraft und welche „sittliche Ernst“ im niederdeutschen Volkstum liegt und stellt es darum in den Mittelpunkt all seiner plattdeutschen Dichtungen. Bezeichnend ist, daß die hochstehenden Charaktere in ihnen immer der niederdeutschen Volksgemeinschaft angehören, während die moralisch minderwertigen Personen ihr stets fernstehen, wofür die Romane „Kasper-Ohm“ und „Anno Toback“ besonders schöne Beispiele liefern. Obwohl Br.'s dritter Roman: „Uns' Herrgott up Reisen“



manche sittlich werbollen Anschauungen versicht (Kampf für ein selbständiges Bauerntum, für eine gerechtere Handhabung der kleinstädtischen Justiz in Mecklenburg), fehlt auch ihm, wie den beiden anderen, der einheitliche Aufbau auf einem sittlichen Leitgedanken. Im Gegensatz hierzu bieten die drei Kurzzerzählungen „Das Brüden geht im“, „Höger up!“ und „De Generalreeder“ eine klare Verkörperung des Br.'schen Grundgedankens: Sieg des Guten über das Böse. Am wichtigsten ist die letzte der dreien, weil sie deutlich den Zusammenhang dieser Idee mit Br.'s christlicher Weltanschauung zeigt. — Br. will nicht nur niederdeutsches Volkstum verherrlichen, sondern zugleich ein Erzieher des Volkes sein und da, wo es nötig ist, dessen Anschauungen läutern und bessern. Deswegen gibt er im Gegensatz zu der volksläufigen Vorstellung vom verder-

benbringenden Sensenmann eine neue Auffassung vom Tode als „Boten Gottes“ und „Heiland“, und deswegen kämpft er gegen den Aberglauben (in erster Linie in „Bengel-Grip“-Gedichten). — In all seinen plattdeutschen Werken ist Br. immer bemüht, den volkstümlichen Stoff mit seinen eigenen sittlichen Ideen zu durchtränken; aber diese weiß er so gut den im Volke lebenden Vorstellungen und Anschauungen anzupassen, daß sie aus diesen selber zu entstammen scheinen und daher die größte Wirkung auf die Leser auszuüben vermögen.

(Der Teil der Doktorarbeit, der sich auf die hochdeutschen Dichtungen bezieht, ist gedruckt und kann vom Verfasser, Rostock, Friedrich-Franz-Straße 76, zum Preise von 1,25 RM. bezogen werden.)

Wilhelm Tiedemann.

## Niederdeutsche Erinnerungen an Karl Maria v. Weber.

Von Kurt Siemers.

Gutin, die ostholsteinische Stadt zwischen Wagrien's sanften Seen und Wäldern, gehört zu jenen kleinen Residenzen, die als Brennpunkte einer feinen geistigen Gesellschaft und Kultur im Gedächtnis späterer Geschlechter bleiben. Seine lebendig wirkende Vergangenheit fordert zum Vergleich mit Weimar heraus. Auch hier ein vorurteilsfreier, am geistigen Werden teilnehmender Fürst, der sich, gut beraten, mit einem kleinen Hofhof umgeben hatte. Die Menschen, die hier im Ausgang des 18. Jahrhunderts lebten und wirkten, haben für immer der kleinen Fürstbischöfsstadt das Gesicht und den nach außen wirkenden Namen gegeben.

Unter den Persönlichkeiten des Gutiner Kreises um Boß und Stolberg finden wir keinen, der dort geboren ist. Sie sind alle von draußen gekommen. Die Stadt hat nicht, wie es anderwärts war, die Menschen geprägt, sondern die Menschen haben das geistige Profil dieser Stadt modelliert. In der Erinnerung Deutschlands lebt die Rosenstadt, wo der bafelschwingende Homeride aus Mecklenburg die Odyssee in deutschen Versen standierte und in behaglicher Breite seine Idyllen gestaltete.

Die von draußen kamen, haben in Gutins traulicher Enge auch eine Heimat gefunden: Fritz Stolberg, Boß, Goethes Schwager, Schloffer, sein Schwiegersohn, der Ostpreuße Nikolovius, der Rheinländer Friedrich Heinrich Jacobi; 1829 segnete der Maler Wilhelm Tischbein hier das Zeitliche, und Gerstenberg, der Ugoledichter aus Nordfriesland, hat sich im Frieden der Residenz wohlfühlt.

Einer jedoch ist hier nie recht heimisch gewesen: der Kapellmeister und eutinische Stadtmusikus Franz Anton von Weber. Freilich war er nicht unter Holstestins kühlerem Himmel geboren, sondern unten im Breisgau, und sein Geschlecht war ursprünglich in Oberösterreich heimisch. Aber das machte in diesem Falle nicht das Wesentliche aus. Zeitlebens war der Franz Anton von Weber ein Zugvogel gewesen. Als lustiger kurfürstlicher Garbeführer war er durch Deutschland geritten und hatte die Nächte vergeigt und durchstoft. Bis ihm in Steuerwald bei Hildesheim eine Pfründe winkte. Er machte dort bei seinem neuen Chef, dem Hofkammerrat von Funetti, den Antrittsbesuch, sah dessen liebliche Tochter, kam, sah, siegte und heiratete sie. Als der Schwiegervater 1758 aus dieser Welt ging, wurde aus dem Supernumerar gleich ein Hofkammerrat. Damit war er ein Mann von Stande geworden, und sein Leben hätte in behäbiger Spiegigkeit verfließen können. Aber der Herr Hofkammerrat war ein

Sonderling: Sonntags jagen ihn seine Mitbürger geigend der Familie voranschreiben, während in den Hainen die Drosseln schlügen. Acht Kinder hatte ihm seine blonde Frau geschenkt, und in jedem Knaben hoffte Weber mit fanatischer Vernarrtheit einen neuen musikalischen Messias zu entdecken. Ein Dämon trieb den Mann, über den seine Vorgesetzten die Achseln zuckten und die Subalternen insgeheim sicherten, aus der bürgerlichen Enge und der Mätneneingesargtheit hinaus in Ferne und Abenteuer. 1778 ist er Musikdirektor bei der reichsstädtischen Bühne in Lübeck. Im folgenden Jahre wendet er sich theaterüberdrüssig an den Fürstbischöf Friedrich August von Lübeck und Gutin, und er erreicht es, daß er mit 400 Talern in Gutin als Kapellmeister angestellt wird. Seine kleine Frau ist von ihm gegangen, 1783 heiratet er zum zweiten Male, die 18jährige Genovefa von Brenner, eine Baherin. In der Hofkapelle spinnt er keine Seide, und der unruhige Mann läßt sich 1785 als Stadtmusikus von Gutin anstellen. Nun spielt er bei Hochzeiten und Schlittensfahrten auf, und wenn abends eine Wassermusik über den stillen See schallt, so ist es der Stadtmusikus v. Weber, der mit seinen Gehilfen geigt und bläst. Oder er dirigiert bei einer Nachtmusik hinter rosenumrankten Häusern. Wenn die Bürger zum Bogelschießen hinausziehen, spielen ihnen Geige, Klarinette, Horn und Baß der Stadtmusik auf.

Zu Haus saß derweil vergrämt die junge Frau, fühlte die Unruhe ihres Mannes, dem die Natur den Weg zu innerer Ruhe und Harmonie versagt hatte. Die Menschen waren hier rauher, wortkarger als in ihrer bayerischen Heimat, und Franz Anton war oft genug unwirsch, auf-fahrend. Er fühlte sich zurückgesetzt, witterte überall Feinde und Intrigen. Von draußen kamen die berühmten Leute und fuhren wieder davon in die große Welt, ohne auf den Stadtmusikus Weber geachtet zu haben. Der wunderliche Lavater besuchte hier den Grafen Stolberg, der Theologe Spalding lustwandelte mit Klopstock an den umbuschten Seeufern. Der dänische Dichter Baggesen, der berühmte Niebuhr, Wilhelm von Humboldt, die gelehrte und liebenswürdige Dorothea Schölerer entstiegen den altväterlichen Kaleschen und Postwagen, die über die Kopfsteine rasselten.

Die junge Frau Stadtmusikus ging allein ihre stillen Wege, über den Markt, wo die alte Stadtkirche mit der unendlich langen Spitze über dem schweren romantischen Turm die Stunden klingen ließ und genoß still den Sommer in der nordischen Stadt, wie an jenem Abend des Jahres 1784, als der vom Schicksal hart geschlagene Lie-



derfänger Peter Abraham Schulz im Rektorhaus am Klavier zwischen dem schöngelohnten Rußbaumschrank und dem Klavier saß, und beide, Dichter und Komponist, in schöner Eintracht ihre Lieder in den hellen Abend sangen, während auf der Straße die stille Frau lauschend stehen blieb:

„Gesund und frohen Mutes  
Genießen wir des Gutes,  
Das uns der große Vater schenkt . . .“

Zwei Jahre später, im Jahre 1786 wurde im Hause des Stadtmusikus wieder Familienzuwachs erwartet. Am 18. Dezember meldete sich ein neuer kleiner Erdenbürger, der von der Wittve des verstorbenen Fürsten über die Taufe gehalten wurde. Es war ein zartes Kind, das erst mit vier Jahren gehen lernte. Die Mutter hütete den kleinen Karl Maria, der fortwährend kränkelte, wie ihren Augapfel.

So barg das graue, niedrige Haus in der Lübecker Straße kein Glück und keine Zufriedenheit, und der Vater, der nun schon auf die Sechzig losging, schmiedete in alter Unrast noch immer neue Pläne. Die Frau mit dem Kinde war froher, wenn sie im Schloßgarten allein war, wo der Kleine die Hände nach Libellen und Schmetterlingen aus dem Wägelchen streckte, wo gewölbte Lindengänge zu versteckten Hütten inmitten anmutig gehügelter Landschaft führten.

Der Stadtmusikus und Kapellmeister fuhr und polterte derweil herum und trieb siedelnde Zigeuner, die mit ihrem Spiel die ganze Stadt schier verbergen, als lästige Konkurrenten zur Entrüstung der Eutiner höchstehenden aus dem Tor hinaus.

Ihm war in der Stadt nie recht wohl gewesen, und schließlich sekte er den Wanderstab ein Haus weiter: von Hamburg aus wollte er mit seinen erwachsenen Kindern — zwei seiner Söhne waren bei Haydn in Wien ausgebildet worden — eine Operngesellschaft aufmachen und wieder in der Welt herumreisen . . .

Im Jahre 1802 begann man in Hamburgs Zirkeln und Kassen von dem interessanten blauen Jüngling zu sprechen, der erst 16 Jahre zählte und ein wahres Wunderkind sein sollte. Man tanzte nach seinen Scossais, die „er“ „dem schönen Geschlecht in Hamburg“ gewidmet hatte und die manchmal etwas langweiligen und hochnäsigen blonden Demoisellen fanden diese energischen und manchmal so klingend weichen Rhythmen des jungen Karl Maria von Weber entzückend.

Und dann fuhren Vater und Sohn für zwei Wochen mit der Postkutsche nach Eutin, der vergessenen Heimat Karl Marias. In einem Gefühl schmerzlichen Glückes strich der Jüngling an dem Gräßlich Stolbergischen Hause vorbei, tastete mit scheuen Augen das Haus in der Lübecker Straße ab, das die Stätte seiner Geburt sein sollte, und ein wenig Reiz kam in ihm auf über die andern, die eine Heimat und bleibende Stätte ihrer Jugend gehabt haben. Der Vater mochte es auf seine Art herzensgut mit ihm meinen, aber sein Lebensschifflein hatte er nie sicher in einen stillen Hafen zu lenken gewußt. Da waren die Stief-

brüder: Fridolin hatte ihn auf Musik dressieren sollen und den zarten Knaben auf die ungeschickten kleinen Hände mit dem Violinbogen geschlagen: „Aus dir wird alles andere, nur kein Musiker!“

Nun war doch etwas aus ihm geworden: ein Wunderkind, wie es der Vater erträumt hatte. Selbst die eutnischen Frauenzimmer sagten ihm Artigkeiten über seine Altemanden, die er als 15jähriger geschrieben hatte und nach deren empfindungsbeschwingten Taktten sie sich drehen, weil das jaft a la mode war.

Im Rektorhause bei Bossens fanden Vater und Sohn die herzlichste Aufnahme. Da saß man Kaffee trinkend im Garten. Bos wandelte würdig zwischen zierlichen Rabatten auf und ab, in Schlafrock und Nachtmütze, dazu mit der irdenen Pfeife im Munde, ganz wie einst, als er Vater Weber zur Geburt des Jungen gratuliert hatte. Der Blick vom Rektorgarten über den See mit den weißen Segelbooten, die mit den Möven vor dem Winde herschwebten, mit dem blanken Schwung spielender und springender Fische über blauem Wellenglanz, mit den grünen Kulissen von Gebüsch und Wald, die Landschaft mit ihrer lichten Anmut nahm des Jünglings sehnstgeöffnetes Herz gefangen.

Und an einem Abend holte der junge Weber ein Notenmanuskript hervor; fast frisch noch glänzten die Notenköpfe auf dem Papier. Es war sein erstes Lied, das er geschrieben hatte, vor einigen Tagen in Hamburg. Der alte Bos, jetzt aller Schulsorgen ledig, überlas Matthiassens Text und die Melodie, und süße Melancholie tönte harfenhaft aus dem Zimmer, daß auch der alte Weber ganz feierlich ward, weil er Geniesflügel rauschen hörte. Und es war sein Junge, der das geschrieben hatte, sein Junge.

Am nächsten Abend ward beim Kanzleirat Stricker musiziert. Der Alte wollte sein Wunderkind vorführen. Carl Maria saß schon beiseite. Die Eutiner wollten auch etwas bieten: der junge Stricker blies beherzt auf der Manteltrommel. Die Eutiner klatschten lärmend Bravo. Da trock der junge Weber immer mehr in sich hinein und sah recht verstockt, beinahe hochmütig aus. Diese Leute konnten den Seilspringer nicht vom Tragöden unterscheiden.

Da trat der alte Bos auf ihn zu. Erriet der die Gedanken des Jungen? Ach, auch in ihm hatte der Jugend heiliges Feuer hell gebrannt, damals, in Göttingen. „Wir wollen gute Freunde sein,“ sagte er herzlich und sah den Jungen gut an, der für den Alten wie für einen Freund und Vater fühlte.

Carl Maria stand vor dem Schloß, um das sich Wein und Esen rankten. Der erste Ring seines Seins schien ihm nun geschlossen, da er zur Stätte seiner Geburt aus der Welt zurückgekehrt war. Sein erstes Lied umtönte ihn, das eine neue Epoche seines inneren Lebens ausmachte. Bunt und leuchtend winkten auf den Gartenterrassen die Blumen, Libellen schwirrten über dem braunen Wasser des Schloßgrabens.

So rankten sich Blumen und Erinnerungen um Eutin, die Rosenstadt im Norden . . .





# Heimat und Welt.

Von Ernst Wiechert.

Wenn ich ein Märchenbuch aufschlage, mit Bildern, denn ohne Bilder ist es kein Märchenbuch, und ich sehe das Bild eines Waldes und der Wald hat Bäume und einen Vogel, der von den Wipfeln singt, dann suchen meine Augen zwischen den Stämmen, ob irgendwo ein Pilz zu sehen ist, der unbewegliche, nicht wandernde, mit einem roten Hut, und wenn er nicht da ist, mache ich das Buch zu, denn es ist kein Wald und kein Märchen, was da steht.

Wenn ich mit meinem Vater abends aus dem Walde ging, nach Hause, blieb ich bei den letzten Pilzen stehen und fragte, wann sie nach Hause gingen. Sie könnten nicht gehen, sagte mein Vater. Sie seien zu Hause wo sie ständen. Ich verstand das nicht. Die Vögel flogen in ihre Nester, die Rehe zogen in ihr Bett, der kleinste Käfer barg sich in seinem dunklen, warmen Haus. Sie aber hatten kein Dach über dem Kopf als den großen Waldesraum und das Gewölbe der Sterne, und manchmal deckte ich heimlich ein Tuch über sie, damit sie zu Hause wären in der dunklen Nacht.

Täglich ging ich zu ihnen. Ich sah, daß ihre Kinder um sie wuchsen, klein, still, mit Hüten, die viel zu groß für sie waren. Auch sie hatten kein Zuhause, der Regen schlug auf sie nieder, Schneeden fraßen an ihrer Wehrlosigkeit, und vor dem ersten Schnee waren sie verfallen, und ihre kleinen Leichen lagen überall auf dem braunen Moos.

Ich bin geneigt, zu lächeln über den Kinderschmerz und es würde doch nicht richtig sein, denn das erste, große, ganz umfassende Gefühl des Kindes war das Heimatgefühl, und ihm schien verloren und ausgestoßen, was ohne Heimat war.

Und das Kind selbst? Wir alle, als wir klein waren, mit zu großen Hüten, hatten wir mehr über uns als einen dunklen Waldesraum und ein Gewölbe hoher Sterne? Da war das Antlitz der Mutter, das uns Sonne, Mond und Sterne war, da war das Wunder der Lampe am stillen Abend, der Winkel am Ofen und ein paar Wände, die ihn begrenzten. Und weiter war nichts. Und zur Nacht deckte man vielleicht ein Tuch über unser Gesicht, damit wir „zu Hause“ wären. Das im kleinen Kreise Kriechende waren wir, das nicht Wandernde, das Hilflose, das vor einem Käfer schrie. So klein war unsere Welt, so eng wie die eines jungen Tieres, wie jener kleinen Gesellen mit den großen Hüten, die immer verzaubert aussahen, gebannt, nicht zu erlösen.

Und heute sind wir die Herren der Welt. Der Raum ist unser, und die Zeit ist unser. Wir stehen in den Museen, die Zeit bricht auf, und unsere Hand kann rückwärts tasten bis zu den Zeiten der Ägypter und Babylonier. Wir stehen in den Sternwarten, der Raum bricht auf, und unser Auge kann hinaustasten bis in die Ewigkeit des Orion-Nebels. „Amerika“, sagt jemand, und vor unserem Bewußtsein steigt gehorsam die Welt empor, zusammengefaßt aus tausend Vorstellungen und Begriffen, gelernt, gelesen, erfahren, Landschaften, Menschen, Sprache, Geschichte, Vergangenheit und Zukunft. Die Erde gehört uns, das Meer, die Luft, der Äther, die Unendlichkeit. Wir haben die Welt erobert, jeder einzelne von uns. „Heim“ bedeutet im Sanskrit die Wohnung, im Litauischen den Bauernhof, im Gotischen das Dorf.

Und „Welt“ bedeutet das Mannesalter, das Menschenalter, das All. Ungeheure Spannung, die zwischen den

beiden Begriffen sich dehnt, Summe aller Menschheitswege, vom dämmernden Wandel des Kinderlebens bis zum unendlichen All. Summe alles Suchens und Sehens, aller Mühe und Wagnis, aller Opfer und Hingabe, alles Blutes, aller Tränen, aller Triumphe. Im Mutterleibe begonnen wie die Frucht aller Kreatur, dumpf, nicht wissend, ahnungslos, „selbstlos“, und nun lächelnd über die Schmerzen und Träume der Kindheit, der Natur sich entziehend, der Zeit und ihren Gesetzen, dem Raum und seinen Bindungen, hinausgeschleudert über die kleinen Brüder in Pflanze und Tier, ausgezogen wie Saul, um eine Gefährtin zu suchen, und heimkehrend mit einer Krone. Vom Pfahlbürger zum Weltbürger, vom Höhlenbewohner zum Herrn des Äthers, von der Stummheit des Tierblickes zum Lächeln, zur Träne, zur Anbetung. Heimkehrend? ja, wohin? Wo ist das Schloß, in dem man uns den Mantel von den Schultern löst, wo das Kissen, auf das wir unsere Krone zur Nacht legen können, wo die Hand, die ein Tuch über unser Gesicht deckt, damit wir „Zuhause“ sind? Ein König ohne Krone ist ein schmerzliches Bild, aber ein König, der seine Krone nicht von der Stirne nehmen kann, ist ein verzweifelter Bild. Gibt es nicht ein Kirchenlied: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“, ist auch dies ein Kinderlied, des milden Lächelns wert, der spielerischen Erinnerung? Oder pocht es leise, wie der Ruf eines Schicksals? Mahnt es, daß wir bezahlen müssen für das, was wir gewannen, in Treuen und gerecht, wie in Gotteshaushalt bezahlt werden muß? Das Glück mit den Tränen des Lebens mit dem Tode, die Welt mit der Heimat?

Nein, wir wollen nicht zurückweichen, auch nicht vor diesem Preise. Und wenn wir es auch wollten, wir können es nicht. So wenig wie eine Speiche im donnernden Rade anhalten kann, weil ihr vor dem Kommenden graut. Aber wir können es ein wenig bedenken. Auch an der Schwelle der „Welt“, des Alls, können wir ein wenig die Schuhe ausziehen, wie wir als Kinder vor der Schwelle der Heimat taten. Auch als Könige können wir ein wenig der Zeiten gedenken, da wir nach einem Gesele auszogen, auch als Weltbürger können wir uns ein wenig unserer Trauer erinnern, als wir vor den Pilzen standen, deren Hut uns immer zu groß war und die nicht nach Hause konnten. Daß sie ebenso vollkommen waren wie wir, eine Feder in den Fittichen, die uns jetzt brausend tragen und die uns nicht tragen könnten, wenn die Feder fehlte. Kleine, stille verzauberte Brüder in der großen Gemeinschaft der Welteroberer. Und vielleicht, wenn eine Zauberhand uns rückverwandelte, vielleicht würden auch unsere Hüte immer etwas zu groß sein, wie es uns als Kind bei den ihrigen schien.

Man pflegt den Toten ein Tuch über ihr stilles Antlitz zu legen. Vielleicht ist es ein unverstandener Brauch aus jahrtausenddunkler Zeit. Aber jedesmal gedenke ich der Stillen im Walde, über die ich ein Tuch breitete, damit sie „zu Hause“ seien. Und ich glaube, daß wir bei den Toten dasselbe tun, bei allen, die aus dem abendlichen Walde zurückkehren zur stillen Erde, aus der Welt in die Heimat.

Nur nicht, damit sie zu Hause seien, sondern weil sie zu Hause sind.



# Als der Großvater die Großmutter nahm.

Bräut und Bräutigam in Volkssitte und Volksglauben.

Bräut und Bräutigam, Bräutzeit und Hochzeit haben naturgemäß in Volkssitte und Volksglauben einen lebendigen Widerhall gefunden! Der Volksglaube sucht das Wann und Wie dieser Glückszeit zu erkennen, stützt auf Mittel, sie herbeizuführen, ihren Segen für Gegenwart und Zukunft auszunutzen und ihre Gefahren abzuwehren. Die Bräutzeit ist mehr noch als die Geburt der Gegenwart zu der Sterbezeit, die der Volksglaube ganz besonders mit reicher Phantasie umkleidet hat.

Sehnsuchtsvoll sucht die Jungfrau sich Gewißheit zu verschaffen, über den Zukünftigen. Von der Thomas-Nacht (21. Dezember) bis zur Weihnacht brauchen die Mädchen nur ein Wachskerzen in den Schuhen zu tragen und es dann während der Christmesse anzuzünden, so stellt sich der zukünftige Bräutigam ihnen zur Seite. Besonders sind die Andreas-Nacht (30. November), die Matthias-Nacht (4. Februar) und die schon erwähnte Thomas-Nacht geeignet zu solcher Bräutigams-Schau.

Um die Mittsommerzeit begegnen wir vielfach dem „Liebeszauber“ in unseren Volksglauben. Johannisraut wird heimlich in die Schuhe des oder der Erwählten gesteckt, auch sonstige Liebesgewalt ausübende Kräuter und andere Zauberdinge, wie Farnkrautsamen, spielen eine geheimnisvolle Rolle. Die Mädchen umwinden eine Stange mit den Blüten der Waldbur-Braue und bewachen sie nächtelang, bis die Blüten verwelkt sind und als wichtiger Liebeszauber verteilt werden.

Natürlich ist es, daß in der „Hochzeit“ des Jahres auch gerne die Hochzeit der Menschen angelegt wird; in der Sitte des alten germanischen Nordens mag der Mittsommer besonders regelmäßig gewählt worden sein, schon allein aus wirtschaftlichen Gründen, denn so ist die junge Frau zur Ernte noch voll leistungsfähig und wieder im Gange, wenn im Frühling die neue Arbeit beginnt.

Alles Denken der Jungfrau und des Jünglings im bäuerlichen Leben der Vorzeit ging auf in der künftigen Ehe.

In der Spinnstube waren die Frauen und Mädchen des Dorfes im Winter über vereint. Dort wurde in langen Winterabenden die Flachsernte des Vorjahres verwertet. Die Herstellung des frischen Leinens, das daraus gewebt ist, wird von manchem der Mädchen mit heimlicher Sehnsucht der kommenden Erfüllung von Herzenswünschen begleitet gewesen sein. Wenn es dem Frühling zugeht, dann werden die Lieder an den Spinnabenden gedämpfter und sehnsuchtsvoller, in die Gespräche und Wechselgesänge mischt sich aber ein Unterton von Necken und Erwarten ein, denn bald, das wissen alle, ist es zu Ende mit dem winterlichen Zusammenhocken. Und wenn auch mancher fröhliche Feiertag die Burschen und Mädchen zusammengeführt hat, erst das kommende Frühjahr bringt die rechte gemeinsame Lust am Dasein mit dem Tanzen auf dem grünen Ager, wenn die blauen Beilschen blühen.

Und endlich, eines Tages ist es soweit; da bräut in das alte Mädchenlied vom schmerzenden Finger mit seinen Versprechungen vom Strumpf, Schuh und Kleid, die doch immer ihre Höhe der Zusage: „Spinn, spinn, meine liebe Tochter; ich schenke dir einen Mann“ bekommt, Burschengesang hinein. Ein Kampfzug gegen alles winterliche Verborgenheit und Alleinsein. Die Spinnstube wird „gestürmt“, wenn der Seidelbast blüht oder sonst ein Frühlingsbote es deutlich gemacht hat, daß der Winter zu Ende ist. Da kommen sie in hellen Haufen, die Tür wird erbrochen, oft unter scherzhaften Wechselgesängen, die Spinn-

räder herausgeholt, womöglich gar auseinandergenommen. Wehe, auf welchem Boden noch Flachs ist, Hohn und Lästerung und böses Prophezeien ergießt sich über die Unglückliche, dann geht es an ein fröhliches Verhandeln. Die Burschen haben das erste Grün oder entsprechende Angebinde gebracht, die Mädchen hatten längst in Erwartung dieser Stunde die neuen weißen Strümpfe und die selbstgewebten bunten Bänder für die Burschen, richtiger: jede für ihren Burschen, bereit.

So geht es hinein in den Frühling und Sommer, mit seinen Tänzen und Gesängen und Spielen. In der Johannisnacht — um die Mitternachtsstunde — windet das Mädchen einen Kranz von Kleber (Kleberkraut), läuft dreimal um das Haus und spricht:

„Kleberkranz, ich winde dich,  
Schätzchen, empfinde dich,  
Wenn du willst der meine sein,  
Komm vor meinen Augenschein.“

Dann erscheint der Zukünftige. Hat das Mädchen aber nach dem dritten Umlauf den Kranz nicht fertig, dann wird der Zukünftige krank. Liebe besflügelt daher ihrer Hände Flechtarbeit.

Schauerlich mutet der alte Volksglaube an, daß Mädchen, die als Bräute sterben, am Kreuzwege solange tanzen müssen, bis der Bräutigam ihnen nachgestorben ist. Schreckhaft ist auch die Sage von der Braut, die sich verschwur: „Wenn ich einen anderen denn dich nehme, so hole mich der Teufel auf der Hochzeit.“ Und siehe, als sie dennoch einen anderen heiratet, erscheint pünktlich der Teufel und holt sie ab. Volkslieder singen vom höllischen Reiter, der die untreue Braut in seinen ewigen Unfrieden entführt.

Aber es gibt auch lieblichere Bilder! Wenn um ein Haus die Schwalben fliegen, so wird ein Mädchen darin Braut, sie mag sein, wo sie will, fliegen die Schwalben. — Wichtig ist das Wetter am Hochzeitstage, denn Regen in dem Brautkranz bedeutet zwar bisweilen und ursprünglich Glück, Reichtum und Kindersegen, meist aber das Entgegengesetzte: viel Tränen und Unglück in der Ehe.

Um die altgermanische Göttin Freya, die Schirmerin der Ehe, der auch die Katzen heilig waren, günstig zu stimmen, muß nach altem Glauben die Braut zu den Katzen freundlich sein und sie gut füttern.

Dem Brautzug voraus wurde auf befränztem Wagen der Brautschah geführt; da fehlte die große Bettstatt von Tannenbrettern nicht, ganz früher waren sogar Rosen und Trudensfüße als Abwehr von Alp und Wichtelmännern und anderen nächtlichen Unholden darauf gemalt, — an Kisten und Kasten folgte ein mannigfacher Hausrat. Die Ehrenmägde trugen die Kunkel mit angelegtem Flachs und den schön gezierten Brautbesen, einfache Sinngebilde von Fleiß und Ordnung für künftige Hauswesen.

Der Rosmarinzweig, der dem Donnergott heilig war, war der Schmuck der Brautleute. Dem Donnergott war auch heilig der Brauthahn, der bei dem Hochzeitmahle nicht fehlen durfte. In älterer Zeit wurde die Braut mit dem Blute des geschlachteten Brauthahnes besprengt! Feierlich wurde das erste Feuer zur Einweihung des neuen Herdes angezündet.



## Tierſchau.

Pferde- und Schaffchau und Verkauf am 8., 9. und 10. Mai 1826 zu Güstrow.

(Schluß.)

Hier von abgesehen, so würde dennoch auf den wirklichen Schaf- und Vochverkauf aus mehreren Ursachen in Mecklenburg im Herbst mehr zu rechnen sein als im Frühling, und wir erlauben es uns daher, dem hochpreistlichen Verein, gestützt auf die bereits darüber ausgesprochenen Gründe, aufs neue die Einrichtung einer Schaf- und Vochschau und Auktion für den Herbst zu empfehlen. — Wer dazu Schafe stellen will, kann solche füglich Anfangs April scharen, dann läßt sich im November, um Martini aus, zur Zeit des Umzugs der Schäfer, wenn jeder sich eine Schäferrei einrichtet oder die seinige komplettiert, die Wolle schon so ziemlich beurteilen, und so wie mancher versucht werden möchte, zur Frühjahr-Auktion Schafe mit kurzer Wolle zu stellen, so wird hier umgekehrt keiner mit der Schur zu lange zögern. Vom April bis November sind 7 Monate; die Zeit scheint lang genug, einen mehr ausgebildeten Wollwuchs aufzustellen, wie ihn Schafe zeigen, die um diese Zeit bisher im Lande verkauft und oft teuer bezahlt sind.

Ob der Vochverkauf vielleicht im Frühling zweckmäßiger stattfindet, dies lassen wir dahingestellt sein; doch dürften die Besitzer von Herden, die seit mehreren Jahren bereits in Ruf sind, selbst mit dem besten Willen, ohne ihrem Interesse zu schaden und ihre langjährigen Kunden und Käufer im In- und Auslande zu verlieren, an der Auktion von Vöcken vor der Hand keinen tätigen Anteil nehmen, es

sei denn, daß alle Verkäufer von Vöcken im Lande sich zur Teilnahme entschlossen, welches, wenn auch wünschenswert, doch nicht zu erwarten ist.

Eine Schaf-Auktion, woran jedem Schafzüchter teilzunehmen gestattet ist, zur passenden Zeit abgehalten, kann möglicher Weise bald sehr ausgedehnt und bedeutend werden; obgleich es nicht zu verkennen ist, daß der beschwerliche Transport der Schafe aus entfernten Gegenden, bei der Ungewißheit des Verkaufs und manchen andern Bedenkllichkeiten, gewiß anfänglich manchen abhalten wird, Teil daran zu nehmen.

Ferner scheint es zur Sicherung einer solchen Einrichtung, gegen die vielleicht sonst daraus entspringenden Nachteile, um das nötige Vertrauen anzuregen und zu erhalten, sehr notwendig, daß von allerhöchster Regierung eine gesetzliche Bestimmung erbeten werde, über die Strafsfähigkeit eines solchen Teilnehmers, der Schafe, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, oder aus solchen Herden unmittelbar abstammen, auf dem öffentlichen Tier-schauplatze feilbietet. — Es gibt leider in Deutschland viele traurige Beispiele, wie viel Unheil von ansteckenden Schafkrankheiten durch den Ankauf scheinbar gesunder Schafe in manchen Herden verbreitet ist, die uns annahmen, möglichst auf unserer Hut zu sein.

— n, den 23. Mai 1826.

— e.

Ende.

## Ostmecklenburgische Sagen.

### Die Fserpurt.

Zwischen Benzlin und Hohenzieritz liegt im Hohenzieritzer Holze ein ziemlich langer und sehr tiefer Hohlweg, um den sich nach Benzlin zu mehrere Gräben hinter einander ziehen. Dieser Hohlweg heißt die Fserpurt. Hier sollen nachts 12 Uhr zwölf weiße Männer mit einem schwarzen Sarge sich zeigen. Ein alter Fuhrmann fuhr einst am hellen Tage hier durch. Plötzlich blieben seine Pferde stehen. Er ging vorn zu seinen Pferden hin und sah ihnen durch die Ohren; da bemerkte er, daß ein langer, schwarzer Kerl auf seinen Wagen hingestreckt lag und ihn höhnisch anlachte. Da nahm der Fuhrmann seine Peitsche, schlug drei Kreuzknoten hinein und hieb auf den Kerl los. Sofort kamen Pferde und Wagen frei.

### Graues Männchen.

Man erzählt sich von dem Grapenwerder bei Benzlin, daß sich dort zu Zeiten ein graues kleines Männchen sehen lasse, und gibt es Leute zu Benzlin, welche dasselbe in dem Gesträuch wollen gesehen haben, wie es eiligst umhergefröhen ist. So soll es unter andern auch einmal einen

Knaben beim Vogelneftsuchen dermaßen erschreckt haben, daß derselbe davon krank geworden ist und wochenlang das Bett hat hüten müssen.

### Spulender Geist zwischen Alt- und Neu-Nehse.

Ein Lehrbursche aus Alt-Nehse arbeitete in Neu-Nehse und mußte Morgens und Abends den Weg machen. Bei einer Hecke, die ehemals die Grenze eines Bauern bildete, der unter dem Namen „der barsche Kunz“ bekannt war, begegnete ihm am frühen Morgen ein Mann und rief ihm zu „Morgen, Morgen!“ Gleich darauf war er verschwunden. Dasselbe geschah auch am zweiten und dritten Morgen. Der Lehrbursche erzählt es endlich dem Pastor und dieser begleitete ihn. Sie trafen wieder den Mann, der sie gleichfalls mit „Morgen, Morgen“ begrüßte. Der Pastor erwiderte: „Heut ist nicht morgen, aber ich sag Euch einen christlichen guten Morgen. Da sagte der Geist nun sei er erlöst, er habe bei Lebzeiten immer nur „Morgen“ und „Tag“, statt „guten Morgen“ und „guten Tag“ gesagt und dafür nach seinem Tode umgehen müssen.





# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erschint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülow.

Jahrg. 9

Teterow, 19. Januar 1936

Nr. 2

## Die Bedeutung der ältesten ostmecklenburgischen Familiennamen.

Dr. Hans W. Barnewitz

Seit Jahrzehnten beschäftigt sich die Heimatforschung auch mit der Feststellung altansässiger Familiennamen. Diese begann mit der Geschichte des eingeseßenen Adels — die Familiengeschichten der Geschlechter von Blücher, Graf Hahn, Freiherr von Malhan, von Zepelin haben für Ostmecklenburg Bedeutung — dann kamen die geschichtlichen Untersuchungen über die einzelnen Städte, so Laage (Beyer), Gnoien (Wigger), Tessin (Wessel) und die familiengeschichtlichen Feststellungen für Waren (Vohberg) und Teterow (Barnewitz). Diese Forschungen sind für die folgenden Ausführungen grundlegend gemacht. Arbeiten über die neuere Zeit sind im allgemeinen nicht berücksichtigt; denn nach 1600 setzt ein stärkerer Wechsel in der Bevölkerung ein, vor allem durch den dreißigjährigen Krieg. Im wesentlichen habe ich mich auf die Städte beschränkt, nur gelegentlich sind urkundliche Angaben über Dörfer herangezogen. Jedoch die Einseitigkeit ist nicht so stark, wie es scheinen möchte. Denn bisweilen haben die Städte ganze Dorfseldmarken aufgekauft, die Dörfer gelegt und deren Einwohner in die Bürgerschaft aufgenommen. Dazu setzt am Ende des Mittelalters die Erscheinung ein, daß jüngere Bauernsöhne in die Städte ziehen und dort in das Handwerk eintreten; ihre Nachkommen sind dann häufig in die führenden Schichten aufgestiegen. — So ist die Stadt im sechzehnten Jahrhundert durchweg die Trägerin von vielen Familiennamen der Nachbardörfer.

In Mecklenburg fangen die Familiennamen im dreizehnten Jahrhundert an sich zu bilden, d. h. zu vererben; eine Gesetzmäßigkeit solcher Vererbung vom Vater auf den Sohn setzt sich allerdings erst allmählich durch. Daß immer wieder Neubildung von Familiennamen erfolgt, vor allem durch Veränderung der vorhandenen, ist eine Erscheinung, die noch in der Gegenwart festzustellen ist. Es sei nur an den Übergang von Karsten zu Rasten erinnert.

Bei Untersuchung der einzelnen Namen ist eine weitgehende Veränderung der ursprünglichen Form nach Zeit, Ort, Sprachgebrauch von vornherein zu berücksichtigen, dazu kommen Willkür und Mißverständnis.

Zunächst erwachsen erbliche Namen aus den Tauf- oder Rufnamen des Einzelnen; es sei an die Sitte erinnert, daß in manchen Familien der Erstgeborene den Taufnamen des Vaters erhält, wie dieser ihn schon von seinem Vater und Großvater erhalten hat. Gehen wir aus von slavischen Namensformen, so sind für unser Gebiet zu nennen: Genderick und Genderan oder Jennerjan (Heinrich, Heinrich Johann), ferner Jarmer (Friedrich), vielleicht auch Tesmar. Christlichen Einfluß zeigt Kobabe als Umformung von Jakobus. Fernerhin sind, nach den Feststellungen von Archivdirektor Dr. Hans Witte, Neustrelitz, als wendisch festzustellen: Dohse, Darghese, Griwanete (Griwanck und Griephan) Jasdran, Kosahl, Krull, Mancke, Prange, Teske und Zarne. Es sei dahingestellt, ob die Namen Harloff, Pripert und Radloff auch zu diesen gehören. Ueber den Namen Wendt „sind sich die Gelehrten noch nicht einig“. Der nächstliegenden Auffassung, daß es sich bei dem Träger dieses Namens um einen Slaven handelt, wird ergänzt durch eine andere, nach der das Wort „Wend“ so viel wie Freund oder Bruder bedeutet. Es stimmt immerhin nachdenklich, daß die Träger des Namens Wend besonders häufig blond und blauäugig sind, was man von den Trägern der obengenannten Namen keineswegs behaupten kann. Dabei braucht man noch nicht unbedingt Anhänger der „brünetten Wendten“ zu sein! — Zum großen Teil sind diese Namen auch heute noch in unserem Gebiet lebendig und gehören zum alteingesessenen Teil der Bevölkerung.

Biblischen Ursprungs sind die Namen Anders (Andreas) Hamann, Matias (Matthias), Michael, Simons, ferner Timm und Thymme als Abkürzungen von Timotheus. Der Name Simons ist schon ein Patronymikon: er entstand aus „Simons Sohn“, wie es in einem Läusehen Reuters entsprechend „Klas Klasan sin Klas“ heißt. — Auch die Heiligen der katholischen Kirche sind unter den ältesten Familiennamen unseres Bezirkes vertreten; wir kennen von Martin Luthers Leben her den Brauch, daß ein Kind gern den Namen des Heiligen erhielt, an dessen Kalendertag es geboren oder getauft wurde. So sind hier



Bartolomäus (Bartels) und Laurentius zu nennen, letzterer in den Formen Laurens und Lafrenz; heute ist im Lande ja die Form Leuwentz häufiger: „lang als Leuwentzen sin Kind“. Der heilige Laurentius mit seinem Kofz findet sich häufig auf gotischen Flügelaltären des Landes. Auch Christian — unser Gebiet hat die Kurzformen Kersten und Chaening — ist kirchlichen Ursprungs.

Außerordentlich zahlreich sind natürlich die deutschen Rufnamen und ihre Abkürzungen oder Weiterbildungen. Hierher gehören Arend, Berndes, Cordes, Drowes, Elers, Helms, Hillebrandt, Lemke (von Lamprecht), Lüdeke (Ludwig), Marquardt u. a. Der Name Fied wird meist als Abkürzung von Friedrich gedeutet, doch ist auch ausgehend von der Form Fied, der heilige Vincentius zur Erklärung heranzuziehen. Eine andere Form der Verkleinerung bieten die Namen Engelle und Reineke: die Zusammenfügungen, die mit den beiden Stämmen Engel (Speer) und Reg in (Rat) gebildet werden, sind so zahlreich, daß die jeweilige Ursprungsform der beiden Familiennamen nicht einmal zu vermuten ist.

Eine besonders wichtige Rolle spielen die Herkunftsnamen. Da sind einmal die bekannten Formen niederdeutscher Einwanderung: Holst oder Holz, Saz, Westfal, dazu Friesse (Friesse) und Dähn (Däne); eine Verkleinerung letzterer Form kann Danese sein, vor allem, wenn die Aussprache des Namens „Dänese“ lautet wie Denese in Mitteldeutschland — das sechzehnte Jahrhundert kennt noch kein ä, ö, ü! In der Aussprache „Danese“ würde es sich in erster Linie um eine slavische Form handeln, bei der eine andere Bedeutung wahrscheinlicher wäre. — Oldenburg und Steding sind wohl auf die beiden Länder im Gebiet der Hunte, südlich der Nordsee, zu beziehen.

Dagegen ist Braunschweig wohl als Stadtname, vor allem wegen seiner hochdeutschen Form, die von dem Niederdeutsch des betreffenden Registers (Teterow 1562) lebhaft absticht; die niederdeutsche Form, die auch in Mecklenburg vorkommt, heißt Brunszwig. Es handelt sich wohl um einen kürzlich Eingewanderten. Demgegenüber weist Lünenborch auf einen älteren Zeitpunkt der Einwanderung. Auf das westliche Mecklenburg zeigen die Namen Barnekow, Bobzin, Brüselwiz, Mecklenburg, Nantrow, Schmachtshagen, Schönfeld, Siggelkow, Sternberg u. a. hin. Im Vergleich zu der Gesamtzahl der Familiennamen ist die Zahl der westlichen Ortsnamen nur gering; so kann man annehmen, die Einwanderung aus dem Westen Mecklenburgs hat nach 1300, als sich die Familiennamen bildeten, für unser Gebiet keine große Rolle gespielt. Die Entstehung solcher Herkunftsnamen ist einfach genug: von anderen Trägern des gleichen Taufnamens wurde der neu Eingewanderte durch den Zusatz „von Barnekow, von Sternberg“ pp. unterschieden, später fiel das „von“ weg, und der Name erstarrte. Bürgerliche Namen, die das „von“ behalten haben, wie von Essen, von der Haude u. a., sind nicht alt eingewandert, ebenso steht es mit Formen wie Banheiden u. a.: letztere kann man geradezu als niederländisch-flämisch ansprechen.

Weit stärker ist nach dem Zeugnis der Familiennamen das Hin und Her von einem Nachbarort zum andern, auch vom Lande in die Städte, in den ersten Jahrhunderten deutscher Kultur gewesen. Infolge der vielen Kriege und Fehden gab es überall wüste Bauerstellen — das Mecklenburgische Urkundenbuch ist ein einwandfreier Zeuge dafür — und in Friedenszeiten strebten die Grundherren danach, sie wieder zu besetzen, schon um die zuständigen Abgaben wieder zu erhalten. So setzten sie in erster Linie jüngere Söhne ihrer eigenen Hinterlassen, auch aus anderen Dörfern, auf solche wüsten Stellen, zuweilen nahmen sie auch Fremde, die sich meldeten. So kam es zur Bildung

der Familiennamen Bölpow, Boitin, Bülow, Dalwiz, Dobbin, Gylow, Glasow, Klockow, Krobrow, Loppin, Lukow, Lunow, Plüskow, Prangendorf, Raghow, Rebow, Schwinkendorf, Striesenow, Tessin, Türkow, Wangelin, Wessin, u. a. m. Diese Gruppe gibt ein bedeutendes Beispiel für die Feststellung: Namen auf -in und -ow sind meist ein Zeichen jahrhundertelanger Ansässigkeit der betreffenden Familie in Mecklenburg, so lange nicht der Beweis des Gegenteils vorliegt. Wichtig sind Namen wie Klingenberg, Papenhagen und Wargentin: sie halten die Erinnerung an Orte fest, in Ostmecklenburg, die schon vor langer Zeit untergegangen sind.

Verhältnismäßig selten sind weitere Ableitungen von Ortsnamen. Die Namen auf -er, wie Nürnberger, Warschauer — in Süd- und Ostdeutschland sind sie zu Hause — fehlen unter altmecklenburgischen Namen vollständig. Zusammensetzungen mit -mann gehen auch nicht häufiger auf Dorfnamen zurück als im übrigen Mecklenburg. Hierher gehören Klabermann, Kotelmann (Kötel), Schwammann und vermutlich Dolgemann (Dolgen).

Leichter lassen sich die Zusammensetzungen mit -mann auf die Wohnverhältnisse besonderer Art deuten; namentlich Wasser und Wald spielen dabei eine Rolle. So ist Brockmann der Bauer, der am Bruch wohnt, -d ist altmecklenburgisches Dehnungszeichen — Plagemann wohnt bei einem Teil der Feldmark, der weder Wiese, Weide noch Sumpf ist, aber von allen dreien etwas hat (so gibt es in Bülow die Ratsplage und die Stauplage), Kampmann stammt nicht aus Kambs, sondern wohnt am Kamp, einem Teil der Feldmark, der außerhalb der Gemenglage des Bauernackers steht. Puhlmann wohnt an einem Wasserloch oder Pohl, auch Puhl genannt, Beckmann und Bornemann am Bach. Buschmann, Seemann, Weidemann brauchen nun keine besondere Erklärung mehr.

Auch in einfacherer Gestalt finden sich die ursprünglichen Wohnplätze angegeben. Die Vorfahren oder Vorgänger von Ritterbusch und Sengebusch haben sich ihren Acker erst durch Beseitigung von Buschwerk gewinnen müssen. Beerboom, Wiese, Dieke, auch Poppendiek, zeigen die Unterscheidungsmaße eines Gehöftes unmittelbar. Hinrich vom Dike entspricht dem heutigen Diekmann oder Diekelmann. — Zingelmann wohnt in der Stadt am Zingel, einem Teil der Toranlage; bisweilen geht diese Bezeichnung auch auf das Dorf über. Hecht, Hase, Hauschildt, können städtische Hauszeichen bedeuten. Der Hecht mag das Berufszeichen des Stadtfischers gewesen sein; daß der Name gerade zu den ältesten Teterows gehört, sei den Lesern besonders kundgetan!

Sehr groß ist die Anzahl der Berufsamen. Die ländlichen Bezeichnungen Burmann, Burmeister, Schult, Kröger, Schütt oder Schütz bedürfen keiner Erklärung; Friknecht ist ein Mann, der Arbeitsdienst für einen Herrn leistet, ohne ihm hörig zu sein, Kähler ist so viel wie Köhler, Holzkohlenbrenner, Hoppener kann der Hopfenbauer oder der Verwalter von Hopfenhöfen eines großen Grundherrn oder der Hopfenhändler sein. — Städtische Berufe sind Bünge und Piper (Trommler und Pfeifer), Fidler doch stellt ersterer vielleicht die Bungen für den Fischfang her. Pförtner und Schlüter sind im Fürsten- oder Stadtdienst tätig; im Handwerk sind Schröder und Schneider, Schumaker, Schutnecht und Schuster zu nennen; der Übergang von plattdeutschen Formen zu hochdeutschen Uebersetzungen wirkt sich häufig aus. Beutler, Bökeler, Kuakenhouwer (Schlachter) Schwertfeger kommen weniger häufig vor, ebenso Dreier oder Drehsler. Im Gegensatz zum gewöhnlichen Möller wird der Grützmöller auf die Stadt beschränkt sein. Borköper ist der Zwischenhändler. Wir veröffentlichten vor einiger Zeit an dieser



Stelle ein Privilegium der Gnoier Gewandschneider, wonach niemand vor ihrer Befriedigung Wolle und Honig kaufen darf; sie scheinen danach unter solchen „Vorköpern“ sehr gelitten zu haben. Kremer ist der Kleinhändler, den man auch mit Haal bezeichnete; doch ist der Haal in seinem Geschäft meistens auf Lebensmittel beschränkt. Ob Wessel die Bezeichnung für einen Geldwechsler ist, sei dahingestellt. Dagegen heißt mit Sicherheit der Salzändler Salzmann; sogar die plattdeutsche Form Soltmann ist mir in anderer Gegend gelegentlich begegnet. Die Bezeichnung Platenagel hängt wohl irgendwie mit dem Harnischmacher (Plainer) zusammen.

Eine große Rolle für die Namensgebung spielen körperliche Verhältnisse und Eigenheiten des Wesens, oft in unmittelbarer Angabe, häufig auch in heiterer Umschreibung. Die Haarfarbe kommt in den Namen Bruhn, Böh, Schwarte, Witt und Wittkopp zur Geltung, körperliche Verhältnisse in Groß und Klein, Hindelmann, Langhals, Starke, Scheele („De Schäl“, der Schielende, ist eine Figur des rheinischen Kasperlespiels); Dowe ist der Taube, Auge, Nuchhöst und Kruse mag den Krausharigen bedeuten, Glawe den Dicken; „ic bin bi min Geschäft dick worden as 'n Glaw (Globus)“, sagte einmal der Vertreter eines nahrhaften Berufes. Kegebein ist der Laagbeinige, nach dem Vorbild einer Spinnenart, die noch heute diesen Namen trägt (Braunschweig-Hannover). Gutmann, Stühr, Wilde u. a. verraten hervorragende Charaktereigenschaften eines Vorfahren.

Auf besondere Verhältnisse müssen die Namen Verlarengut und Weidenpenning zurückgehen. Fridag und

Paschedag (Ostertag) bedeuten den Geburtstag des Betreffenden.

Neknamen oder Uebennamen, die als solche klar erkennbar sind, finden sich ziemlich selten. Hierher gehört Tipphot, der Träger eines auffallenden Hutes (Zweispitz?). Kegebein und Glawe sind schon genannt. Vielleicht sind unter den ältesten Namen von Laage einige solche Uebennamen, wie Babendererde, Kollsebüdel, Wintpenning; auch Kind, Wörpel, Willegoos (Wildgans) mag hierher gehören. Bull kann der Nekname für einen Viehhändler oder einen wilden Menschen sein, kann aber auch der Beiname des Bauern sein, der den Gemeindebullen hält. Normaler Deutung spottet der Name Paris, der zur gleichen Zeit wie in Laage auch in Bülow vorkommt. Vielleicht ist es der Nekname eines Handwerkers, der behauptete, auf seiner Wanderschaft bis Paris gekommen zu sein.

Doch damit kommen wir schon in die Vermutungen hinein, und die sind neben falscher Wissenschaftlichkeit das Gefährlichste, was bei einer solchen Untersuchung angewandt werden kann. So wollen wir lieber zugestehen, daß noch Dutzende von Namen vorhanden sind, bei denen von einem Deutungsversuch abgesehen ist. — Auch über die vorgebrachten Deutungen mag mancher anderer Ansicht sein. Mich soll es nicht anfechten! Die Namensforschung steckt noch derart im Werden, daß sie nur gewinnen kann, wenn man von verschiedenen Ausgangspunkten an sie herantritt. Es sei nur daran erinnert, daß auch der Name Hitler verschieden erklärt wird! — Mein Ziel ist erreicht, wenn der Leser ein wenig Verständnis und Lust gewonnen hat, sich mit dem eigenen Namen und seiner Entwicklung zu beschäftigen.

## Etwas über Vornamen.

Von Dr. Magnus Knebusch.

Die Sitte, durch den Vornamen die Erinnerung an einen Ahnen wach zu halten, ist uralte. Schon in der Isländer-Saga von den Seetalsleuten, die noch keine Familiennamen kennt, lesen wir, daß Thorstein seinem Sohn den Namen Ingimund gab mit den Worten: „Dieser Knabe soll nach seinem Muttervater heißen, und ich erhoffe ihm Glück um seines Namens willen.“ Und als später Ingimund einen Sohn erhielt, und „er sah, daß er einen klugen, stillen Blick hatte, nannte er ihn nach seinem Vater Thorstein und wünschte ihm das Heil des Großvaters.“

Bis heute hat sich die Sitte, dem Kinde den Namen eines Vorfahren oder eines sonstigen lieben Verwandten zu geben, erhalten. Einer meiner Brüder nannte seinen Sohn Gerhard zum Andenken an Gerd Knebusch, der im Jahre 1585 als Freischulze in Uferin bei Strelitz aufgeführt wird. Er war damals „bei 80 Jahre alt“ und wird deshalb ein Sohn des im Jahre 1505 genannten Freischulzen Berit (Bartholomäus) Knebusch in Uferin gewesen sein, auf den wir unseren Stamm in lückenloser Geschlechtsfolge zurückführen können. Ein Nachkomme von ihm mußte, da er ein nachgeborener Sohn war, vom Freischulzenhose weichen und wurde deshalb 1686 „Schreiber der Landwirtschaft“ bei dem Erblandmarschall von Malzbahn auf Grubenhagen. (Jetzt, da die Kunst des Schreibens Allgemeingut ist, bezeichnet man den Schreiber als Gutsverwalter.) Der Erblandmarschall gestattete seinem Beamten, seinen ältesten Sohn nach ihm Bollrat zu nennen. Diesen Vornamen fand ich auch auf dem Grabstein von dessen Neffen, meines Urgroßvaters, der es zum Pächter des Gutes Klein-Ludow gebracht hat und im

Jahre 1784 auf dem Kirchhofe zu Grubenhagen unter schwerer Sandsteinplatte zur letzten Ruhe gebettet ist. Trotz der schlimmen Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege hat er ein schönes, in Holland gearbeitetes Schatull mit seinen Initialen und ein großes Tischtuch mit 36 Rundtüchern auf mich vererbt, in das sein Name hineingewebt ist. Der Name Bollrat hat sich in der Familie erhalten; auch ich nannte meinen ältesten Sohn, der gleich den Ahnen Landwirt wurde, Bollrat. Des Urgroßvaters Carl Christian Hartmann aber, der 1825 die Güter Greben und Lindenbeck erwarb, gedachte ich bei der Namensgebung an meinen jüngsten Sohn, der nun mit der landesüblichen Koseform „Krischan“ gerufen wird. Man soll sich aber vorsehen mit den Koseformen! Unbedenklich sind zwar die Rufnamen Fritz und Käthe, aber manch einer wird sein Leben lang den Namen Hannes oder Bubi nicht los! Noch schlimmer ist es, wenn Eltern die Koseform in das Ständesamtsregister eintragen lassen. Ein alter würdiger General a. D. empfand es jedesmal schmerzlich, wenn er in dem Protokoll über die von ihm geleitete Generalversammlung mit dem Namen Willi aufgeführt wurde.

Mein Vater gab seiner ältesten Tochter den Rufnamen seiner Mutter und seiner zweiten Tochter den Rufnamen der Mutter seiner Frau. Ich vereinigte in den Rufnamen meiner einzigen Tochter die Namen ihrer Mutter und deren Mutter durch den Namen Annalise. Von uns Brüdern ist einer einem Jagdunfall zum Opfer gefallen. Die beiden Brüder, die ihm am nächsten standen und im Kriege geblieben sind, benannten nach ihm ein jeder ihr einziges Kind, Erich und Erifa. Da muß die Totenklage verstummen:



Kein Trauerzeichen trägt der Ort,  
Da tot und du gesunken,  
Nur bunter blüht die Erde fort,  
Die einst dein Blut getrunken.

Was blieb, o Bruder, noch von dir?  
Nachdem verhallt die Klage,  
Lebst du verbleichend nur in mir,  
Ein Traumbild meiner Tage.

Und all das namenlose Leid,  
Der Jammer unermessen,  
Ist über eine kleine Zeit  
Mit dir und mir vergessen!

Der Name *Eduard* ist auf meinen Vater von einem Bruder seiner Mutter überkommen, der kurz vor meines Vaters Geburt verstorben war. Mein Vater gab ihn dem jüngsten und fröhlichsten seiner sechs Söhne, der in dem Besitz des Gutes Greben gelangt wäre, hätte er nicht in jungen Jahren sein Leben für das Vaterland hingeben müssen. Dann gab ein anderer Bruder seinem ältesten Sohn diesen Rufnamen.

Meine Urgroßmutter Anebusch hieß mit ihrem Mädchenamen Wendula Schmidt. Der seltene Vorname hatte sich schon seit vielen Jahrhunderten von der Großmutter auf die Tochter oder Enkelin vererbt: *Wendula* hieß die Tochter des Rats Herrn Hermann Kettelblatt (1589 Praeses des Gewerks in Rostock), die den Senator Joachim Wedige heiratete, und deren Tochter, die Gattin von Wallensteins Hauptmann Zacharias Sebes in Rostock; dann deren Enkelin Wendula Anebeck (geb. 1659), Ehefrau des Kaufmanns Petrus Stolte. Von ihr kam der Name auf ihre Enkelin Wendula Wolfrath (geb. 1696), Gattin des Professors und späteren Bürgermeisters Petersen in Rostock, dann auf deren Urenkelin, meine vorgenannte Urgroßmutter, und endlich auf deren älteste Enkelin, Wendula Klitzing, die unermählt blieb und deshalb den schönen Vornamen mit ins Grab nahm. Doch lebte er jetzt wieder auf: Meine älteste Enkelin heißt Wendula Fabricius, und da der Name Fabricius eine Uebersetzung von Schmidt ist, — diese Familie Fabricius hieß tatsächlich bis zum

Anfang des 17. Jahrhunderts Schmidt — so ist der Mädchenname meiner Urgroßmutter „Wendula Schmidt“ jetzt neu erstanden.

Mein eigener Vorname *Magnus* war in der Familie von Barner sehr verbreitet und führt wohl auf einen Herzog Magnus zurück. Magnus von Barner auf Bülow war Vorsitzender des Patrimonialgerichtsvereins Crivitz, dessen Richter mein Urgroßvater war, und übernahm die Patenstelle bei dessen ältestem Sohn. So kam der hochklingende Name auf meinen Großvater und von diesem auf mich. Ich denke, er wird in der Familie nicht erhalten bleiben, denn niemand weiß bei der Taufe, was aus dem Kinde wird. Nach altem Spruch gehen Geldsack und Bettelsack alle hundert Jahre um!

Ich könnte noch lange davon sprechen, was die Vornamen in meiner Familie erzählen. Eine Großmutter erhielt ihren Rufnamen von ihrer Mutter, die am Tage der ersten Wiederkehr ihres Hochzeitstages die Augen für immer schließen mußte. So konnte ihr Vater auch während der zweiten Ehe den Namen der ersten Frau nennen, ohne daß es äußerlich in die Erscheinung trat.

Es wäre schade, wenn dieses Gedanken an unsere Vorfahren bei der Namensgebung der Kinder außer Gebrauch kommen sollte. Die Erinnerung an die Vorfahren ist mehr wert als die Klangschönheit des Namens, und die jetzt besonders oft hervorgehobene Bedeutung des Namens kann erst recht nicht ausschlaggebend für die Auswahl sein. Auch die Begeisterung für Bühnengestalten wie Karl-Heinz, Isolda usw. sollte nicht die Benennung unserer Kinder beeinflussen. Der Abstand zwischen dem Bühnenhelden und dem, was aus dem Kinde wird, könnte doch allzu groß sein! Doch tat ein Bekannter namens Müller recht daran, seine drei Söhne Roderich, Eberhard und Ottomar zu nennen und ihnen auf diese Weise die Möglichkeit einer sicheren Unterscheidung zu geben, die der Familienname ihnen versagte. Wo aber derartige Gründe nicht vorliegen, sollte man den Zusammenhang mit den Vorfahren durch die Namensgebung der Kinder wahren und ihnen damit, wie Ingimund in der Island-Sage „das Heil des Ahnen wünschen“.

## Familienforschung.

Dr. Hans W. Barnewitz.

„Weißt du, wer dein Großvater war, woher er stammt?“ Das ist eine Frage, die heute zum geflügelten Wort geworden ist. Wie häufig wird es ein „Nein“ als Antwort geben, vor allem in der Großstadt, wenn wir auch noch nicht so weit sind wie in Australien, wo solche Frage als persönliche Beleidigung empfunden wird.

Solche ablehnende Einstellung war kein Wunder zu einer Zeit, in der das Einzelwesen überschätzt wurde zum Nachteil der Gesamtheit, in der die Begriffe Veranlagung und Vererbung als überlebt galten. Damals wurde Rücksicht zum Modophilosophen, weil man aus seinen Büchern die Pflicht der Selbstsucht herauslas; daß er von Pflichten gegen die Zukunft des eigenen Geschlechts sprach, nahm man ihm schwer übel.

Ja, es gibt viel nachzuholen, wenigstens bei den meisten Deutschen, wenn man wissen will, was für Vorfahren man besitzt, was für Blut man in sich hat, was für Anforderungen man also einmal an seine Kinder stellen kann. Und doch: die Sache ist zu schaffen! Nur Arbeit gehört

dazu, viel Arbeit, außerdem ein Posten gesunder Menschenverstand und schließlich etwas Arbeitstechnik. Von letzterer sollen die folgenden Zeilen sprechen!

Wer anfängt, sich um seine Familiengeschichte zu kümmern, der tut es meist mit großen Erwartungen. Doch bald zeigt sich: mit den Familienüberlieferungen von dem Anspruch auf große Erbschaften o. ä. ist nicht viel anzufangen. So geht man zunächst vom sicheren Boden aus, und das sind die Geburtscheine von Mann und Frau, das sind die Familienpapiere der beiderseitigen Eltern. Schon bei den letzteren gibt es gelegentlich Unvollständigkeiten, aber meist ist das Fehlende leicht zu beschaffen. Zunächst fragt man zweckmäßigerweise in der Verwandtschaft an, da wird schon manche Unklarheit beseitigt, und für Anderes erhält man wichtige Hinweise. Diese werden ausgewertet durch Anfragen an zuständiger Stelle; für Eintragungen nach 1875 sind es die Standesämter, vorher die Pfarren, deren Kirchenbücher in manchen Fällen über den dreißigjährigen Krieg zurückgehen.



Wenn dann im ganzen Verwandtenkreise die Anteilnahme an den Forschungsarbeiten rege geworden ist, dann tauchen gelegentlich Erinnerungen an bedeutsame Aufzeichnungen auf. Da hört man von einer alten Familienbibel, die viele Eintragungen der Familie enthält; anderswo gibt es ein Stammbuch, das auch überaus wichtig sein soll. Es ist nicht so viel, wie man erwartet hat; aber immerhin, solch Stammbuch gibt von den dort genannten Verwandten Näheres über Aufenthaltsort, Verkehr, Interessen zu einer bestimmten Zeit. Die Familienbibel geht natürlich nicht auf die Zeit Gustav Adolfs zurück, sondern nur auf die Befreiungskriege, aber dafür hört man doch etwas Genaues von den Urgroßeltern.

Ist der Familienforscher soweit gekommen, dann steht er gewöhnlich am Scheidewege. Soll er seine Forschungen in der Art der Ahnentafel weiter betreiben? Dann sucht er alle seine Vorfahren zu ermitteln, also auch die Ahnen der Frauen, die in das Geschlecht hineingeheiratet haben. Oder soll er alle Kraft nur auf den Stammbaum verwenden, d. h. die Feststellung der Lebensschicksale aller Träger des gleichen Namens, die mit ihm den gleichen Stammvater haben? Wer für sich allein arbeitet, nicht in Verbindung mit den „Frauenfamilien“, wird sich doch meist zum Stammbaum entschließen. Denn letzten Endes sind doch für das eigene Leben Berufs- und Wirtschaftsverhältnisse der väterlichen Familie maßgebend gewesen. Wer sehr gewissenhaft ist, mag sich damit trösten, daß das Blut von Vaters Seite her meist doch wohl noch etwas stärker sein muß; sonst würden sich nicht soviel Wesenszüge und Ähnlichkeiten Jahrhunderte hindurch bei Trägern des gleichen Namens vererben. Es sei hier nur an die Nachkommen der 1700 eingewanderten französischen Reformierten erinnert!

Doch was soll man tun, wenn es einmal nicht weiter geht? Da heißt es vielleicht einmal „geboren in Neustadt“, aber welches der vielen Neustadts mag es sein? Wenn man über das Alter des Betreffenden ziemlich genau orientiert ist, dann kann man es wagen, an verschiedene Orte des Namens zu schreiben. Wenn man aber nichts Positives erreicht, muß man die Sache von anderer Seite aus angreifen! Man überlegt: welchen Beruf hatte der Vorfahr, wann machte er sich selbständig? Mit ziemlicher Sicherheit fallen im Handwerk dreierlei zeitlich zusammen: Gewinnung der Würde als Meister, als Bürger, als Gatte. Der Hochzeitstermin ist wenigstens annähernd zu bestimmen; also wird das Bürgerbuch der Stadt, in der der Ahn gewohnt hat, zu Rate gezogen. Aber dort steht nur, daß Meister K. K., gebürtig aus Neustadt in Sachsen, in dem betreffenden Jahr Bürger geworden ist und seine 5 Taler Bürgergeld richtig bezahlt hat. Aber der Begriff „Sachsen“ enthielt in alten Zeiten bald ein Dutzend Fürstentümer; also der Kreis der Anfragen wäre nur verengt. Da erkundigte sich der Forscher nach den Akten des Handwerksamt selbst, und er hat Glück: im Amt der Tischler hat ein verständnisvoller Altermann bei der Einführung der Gewerbefreiheit (in Mecklenburg 1869) die Amtslade mit ihren Rechnungsbüchern pp. sorgfältig bewahrt, und als es wieder Innungen gab, haben die Nachfolger der alten Meister den Besitz ihrer Berufsgenossen weiter in Ehren gehalten (es ist leider nicht überall so gewesen). So gibt das Amtsbuch der Tischler an, daß der Urahn als Sohn eines herzoglich sächsischen Hofschlössermeisters Erleichterungen bei der Niederlassung gehabt habe; nun ist die Sache so gut wie geschafft, der Atlas wird die letzte Aufklärung besorgen.

Ja, Lust und Liebe gehört zur Familienforschung, und letzten Endes viel, viel Geduld. Da tauchen gelegentlich die Schwierigkeiten auf: wie wird der Familienname

eigentlich richtig geschrieben? Nun, auch da hat jedes Jahrhundert seine Moden, und wenn aus „Nien-Nahlden“ mit der Zeit „Neukalen“ wird, braucht man die Schreibweise von Familiennamen nicht tragisch zu nehmen. Das ändert sich aber sofort, wenn in früherer Zeit mehrere Namen austauschen, aus denen sich der betreffende Name gebildet haben kann. Da ist beispielsweise im Amt Doberan der Name Goesch im Bauernstande stark vertreten. Aber um 1550 fehlt er; damals kommen nur die Namensformen Gorries und Goshle vor, wobei zu bemerken ist, daß in jener Zeit „o“ und „ö“ in der Schreibweise nicht unterschieden werden. Welcher der beiden Namen entspricht dem Namen Goesch? oder sind es beide? Nur durch eingehendes Studium der Amtsbücher und der Amtsprotokolle, vor allem hinsichtlich Grundbesitzverhältnisse, ist vielleicht Sicherheit zu gewinnen.

Doch da sind wir schon mitten in den Fragen bäuerlicher Seßhaftigkeit, die in allen Familienforschungen immer eine große Rolle spielt. Da müssen wir zunächst einmal, zur Enttäuschung aller Familienforscher, feststellen: den Erbhof, der Jahrhunderte im Besitz einer Familie ist, gibt es im allgemeinen in Mecklenburg-Schwerin nicht! (Freischnitzhöfe im Lande Stargard, Rakeburger Bauernstellen haben Sonderverhältnisse). Spätestens mit dem dreißigjährigen Kriege sind Sonderrechte des Bauern an seine Scholle erloschen. Das Amt setzt ihn ein, das Amt baut ihm seine Stelle auf, wenn der Feind ihm den roten Hahn aufs Dach setzte, das Amt schreibt ihm seine Ackerbestellung vor; wenn er untüchtig ist, wird er vom Amt abgemeiert und in einen Einliegerkaten gesteckt; wenn er Glück hat, wird die Stelle an Sohn oder Tochter weitergegeben, letzteres vor allem, wenn ein Freier von einem Nachbarhofe vorhanden ist und die Dorfschaft es wünscht. Aber das Amt kann es auch anders regeln. Stirbt der Bauer, und die Frau heiratet wieder, so ist bei einem tüchtigen Stiefvater damit zu rechnen, daß dieser die Stelle behält: das Amt hat in erster Linie Interesse daran, daß der Hof gut bestellt wird. Vielleicht setzt es den Sohn erster Ehe dann auf eine andere Stelle, aber sie braucht nicht unbedingt im selben Dorf zu sein. Die Begriffe „Interimswirt“ und „Gehöftsarw“ entsprechen einer späteren Rechtsauffassung. Das Amt kann den Bauern auch von einem Dorf in das andere versetzen, seinen Acker verkleinern, wenn es im Interesse eines Gutspächters liegt; nur die Versetzung in ein anderes Domanialamt ist eine seltene Erscheinung. So lagen die Verhältnisse bis 1800; seitdem ist eine stärkere bäuerliche Seßhaftigkeit eingetreten. Wohl gibt es trotzdem Bauernfamilien, die Jahrhunderte auf ihrer Stelle sitzen, aber es gibt auch Dörfer, die alle hundert Jahre eine neue Besetzung haben, obwohl die Verhältnisse sonst gesund sind. Das sind Sachen, mit denen der Familienforscher in Mecklenburg rechnen muß; und nicht jedes Amt hat seine Akten so reichhaltig durch die Jahrhunderte gerettet, daß er nur diesen Hinweisen zu folgen braucht.

Noch schwieriger ist die Forschung in den Gebieten der Ritterschaft. Das Absinken vom Bauernstande zum Arbeiterstand ist dort noch weit häufiger festzustellen und traf nicht nur die nachgeborenen Söhne oder den untüchtigen Hauswirt. Der Begriff „Bauernlegung“ ist für den Osten Mecklenburgs bekannt genug. In der Ritterschaft fehlt der Begriff „Büdner“ wieder, der im Domanium im 19. Jahrhundert den Aufstieg ermöglicht. — Im allgemeinen ist in Mecklenburg festzustellen: der seßhafte Tagelöhnerstand ist durchweg aus den Bauernfamilien der Nachbarschaft hervorgegangen.

Die Geschichten mecklenburgischer Ämter (Doberan, Schwaan, Schwerin), einzelner Dörfer, Güter, Kirchspiele



werden hinsichtlich ländlicher Vorfahren dem Familienforscher manche Auskunft geben können; dazu kommen in einzelnen Fällen die Familiengeschichten der alten mecklenburgischen Geschlechter. Der Forscher, der eine Strecke Weges mit diesen Werken zusammen gehen kann, hat es gut!

Für Forschung in den Städten kommen neben den schon genannten Bürgerverzeichnissen, Rechnungsbücher aller Art in Frage; wichtige Einzelangaben finden sich gelegentlich auch in Stadtprotokollbüchern. Außerdem sind die Amtsbücher von Gilden aller Art wichtig, vor allem von den Schützengilden, dazu kommen die Totenbeschiebungen, in katholischen Ländern auch die Bruderschaften und kirchlichen Vereinigungen. — Die Akten von Gütern und Dörfern sind überwiegend in den staatlichen Archiven zu finden, aber auch städtische Akten sind dort in reichem Maße. Für diese sind die staatlichen Archive vielfach gar nicht zu entbehren; denn außerhalb des Staatsdienstes taucht etwa jedes Jahrhundert einmal die Auffassung auf: alle Akten, die nicht für den laufenden Betrieb bestimmt seien, ließe man am besten einstampfen. Gelegentlich ist mir ein schöner Lederleinband begegnet, der als Aktenbedeckel diente: sein Inhalt war als das scheinbar weniger Wichtige klassiert wie „die verlorene Handschrift“ von Gustav Freytag. — Für eine Anzahl Berufe kommen auch gedruckte Quellen in Betracht: das sind Staatskalender, Berufslisten und Ranglisten, dazu die Matrikeln der Universitäten, soweit sie gedruckt sind. Die ältesten Urkunden eines Gebietes sind häufig auch durch Druck veröffentlicht; so in Mecklenburg durch das „Mecklenburgische Urkundenbuch“, das bis 1400 reicht und durch seine vorzüglichen Register günstiges Arbeiten ermöglicht.

Besonders schwierig werden die Forschungen, wenn ein Vorfahr von einer Provinz zur andern übergesiedelt ist, vor allem, wenn man einer heimatlosen Beamtenfamilie angehört. In solchem Falle muß man gegebenenfalls wichtige Angaben (Taufscheine!) durch einen Aufruf in den betr. kirchlichen Blättern zu gewinnen suchen; dazu sind die familiengeschichtlichen Blätter nicht zu vergessen, und schließlich tut man auf jeden Fall gut, sich mit der Zentralstelle für Familienforschung des betreffenden Landes in Verbindung zu setzen. Diese vermittelt auch die Verbindung mit Familien des gleichen Namens, die vielleicht auch Familienforschung betreiben; es braucht noch nicht gleich Verwandtschaft zu sein. Häufig kann man Funde austauschen. Ueberhaupt soll man Feststellungen aus fremder Familiengeschichte großzügig weiterleiten, wenn man bei dem Empfänger Interesse voraussetzen kann; man kann gegebenenfalls auf gleiche Höflichkeit rechnen, und eine solche Mitteilung kann außerordentlich wichtig sein. — Eine Umstellung in der Forschungsweise wird

auch nötig, wenn man vom Bürgertum auf den Bauernstand zurückgeht, wenn adlige Familien ihre bürgerlichen Vorfahren ermitteln wollen. So waren in den Familien von Proffius und von Könnemann die Vorfahren Domänenpächter, in der Familie von Schröder Pastoren, in der Familie von Engel städtische Patrizier.

Von größter Bedeutung ist schließlich die Aufbewahrung des gewonnenen Materials. Kisten, Kappen, Schränke aller Art sind dafür von verschiedenen Firmen herausgegeben. Man tut gut, nicht zu klein anzufangen, wenn man einmal laßt; denn Stammbücher, Silhouetten, Aufzeichnungen aller Art soll man aufheben; und im Rahmen der Forschung mag sogar das alte Familienalbum wieder zu Ehren kommen. — Mag man nun nach Stammbaum oder Ahnentafel arbeiten: für jede einzelne Persönlichkeit führe man eine Karte mit den gewonnenen Angaben, sowie den Hinweisen auf Bilder und auf auswärtiges Material. In die Sammlung gehören auch Feststellungen über Familienwappen, Familiensagen (auch bürgerliche Geschlechter haben ihre spulenden Vorfahren) u. a. Umfangreiche Familienarchive sind häufig in den Räumen der staatlichen Archive untergebracht. Wichtig ist in jedem Falle die Sicherung gegen Feuer und Diebstahl; in den Grenzländern hatten auch politische Veränderungen etwas zu bedeuten: ich sehe noch den baltischen Staatsrat, der vor den Bolschewisten hatte flüchten müssen, vor mir, der in seinem geringen Gepäc noch Platz für einen Kasten Familienaufzeichnungen gehabt hatte, die er in zwanzigjähriger Arbeit zusammengebracht hatte.

Und eins darf man nicht vergessen: man muß für den Fall seines Todes Vorkehrungen treffen, daß die familiengeschichtlichen Sammlungen in die rechte Hand weiterkommen. Wer Söhne hat, kann ja unbesorgt sein: sie werden vom Vater die gleichen Interessen übernehmen. Ueberhaupt ist für die Jugend auf diesem Gebiet besser gesorgt als für uns früher. Die Schule gibt gelegentlich einen Aufsatz über die Vorfahren; ein findiger Verlag hat gar eine Schüler-Ahnentafel für acht Generationen herausgebracht. Ich fürchte allerdings, bei den „besonderen Merkmalen“ wird es da für den Vater stets heißen „geringes Verständnis für Sportfragen“ und für den Großvater „Großzügigkeit in Geldsachen“.

Doch Scherz beiseite: die Jugend kann die Wichtigkeit der Familienforschung nicht früh genug erkennen; und wer dem eigenen Sohn das Interesse vererbt, hat, vom Familienstandpunkt im doppelten Sinne, nicht umsonst gelebt. Ein Vermögen läßt sich leichter gewinnen als eine Familiengeschichte von 300 Jahren! — Und letzten Endes darf sich jeder dessen bewußt sein: Familienforschung dient nicht nur dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit; denn die Familie ist die Keimzelle des Staates.

## Min Plattdütsch.

Fr. Röder, Tessin.

Plattdütsch, min hillig Mudderspraak,  
Plattdütsch, du Licht ut Nacht un Daaf.  
Plattdütsch Sprak, ach wur wunnersäut  
Klingst du mi deip in Hart un Gemäut!

Plattdütsch stünn an min Weig all prat,  
Plattdütsch, du karnige Herrgotts-Saat.  
Plattdütsch Sprak, min Ein un min All,  
Bruust dörch min Seel as Klockenschall!

Plattdütsch, du heft all lang'n bestahn,  
Plattdütsch, du fünntst din Lewens-Bahn.  
Plattdütsch Sprak, du geihst nich ünner,  
Plantst di furt dörch Kinner's Kinner!

Plattdütsch kann niims ut mi verdriewen,  
Plattdütsch bün id, un will 't of bliben.  
Plattdütsch Sprak, di stah id nich aw,  
Plattdütsch, Plattdütsch, bet in dat Graw!



# Gnoien und der Nordische Krieg.

W. H. Wiggers.

Nach der Schlacht bei Pultava 1709, in welcher Carl XII., König von Schweden, geschlagen war, schlossen sich der Kurfürst von Sachsen und König von Polen Friedrich August und der König von Dänemark Friedrich IV. wieder an Rußland an und begannen von neuem den Krieg. Friedrich rückte 1711 mit 24 000 Mann in Mecklenburg ein, belagerte das den Schweden gehörige Wismar, besetzte Rostock und rückte gegen Stralsund vor. Doch 1712 landete der schwedische General Steenbock auf Rügen, drängte die Dänen zurück und schlug sie, von einem dicken Nebel begünstigt, den 20. Dezember bei Gadebusch, bevor diese noch ihre Pferde gefüttert hatten. Doch den Schweden waren die Russen, denen man immer mit großer Furcht entgegen sah, da ihnen das Gerücht, als ob sie Kinder äßen, vorausging, auf dem Fuße gefolgt und den 16. November rückten hier unter dem Major Peter Battoloff 250 Mann ein, ohne die Ober- und Unteroffiziere zu rechnen, welchen die Stadt auf 10 Tage 7500 Pfund Brot und bei ihrem Abmarsche 750 Pfd. liefern mußte, und doch hatte die Stadt in diesem Jahre einen starken Hagelschaden erlitten. Am 10. April 1713 ging hier eine Partei Muskowiter durch, denen Wagen bis Tribsees geliefert werden mußten. Am 11. folgte ein Kommando von 400 Mann, den 12. ein Kommando von 500 Mann, welches die Nacht hier blieb und außer 60 Scheffel Hafer 650 Pfund Brot bekam. Am Tages ihres Ausmarsches kehrten sie auch wieder zurück, blieben hier abermals die Nacht und erhielten 757 Pfund Brot. Außerdem bemächtigten sie sich der Scheunen und Häuser auf eine gewaltsame Weise und nahmen den geringen Vorrat von Garben, Heu, Widen und anderem Futter weg. Die abgematteten Pferde mußten zu ihrer Fortschaffung hergegeben werden, und da das Saat Korn weggenommen war, war wenig Aussicht auf die Bestellung der Sommerfaat. Die Stadt, zwischen den beiden Pässen Demmin und Tribsees gelegen, mußte jämmerlich leiden.

Steenbock, statt sich gegen die Russen zu wenden, war nach Holstein gegangen, ward in Tönningen eingeschlossen und mußte das Gewehr strecken. Dänen und Russen kehrten nach Mecklenburg zurück.

Carl XII. erschien nach einem fünfjährigen Aufenthalte plötzlich in Stralsund. Wismar, welches von den Dänen, Hannoveranern und Preußen belagert wurde, kapitulierte den 19. April 1716, an demselben Tage, an welchem der Herzog Carl Leopold sich mit einer Brudertochter Peter des Großen in Danzig vermählte, und wurde den 23. April 1716 von den Dänen, Hannoveranern und Preußen besetzt. Unsere Stadt hatte in das Lager von Wismar Heu, Stroh, Holz, Hafer liefern müssen, wie auch nach Rostock und Ribnitz. An Preußen und Dänen marschierten hier durch:

1. General Derfling, welcher hier mit seinem ganzen Stabe, 100 Mann, mit eben so vielen Pferden, 2 Nächte stand.
2. Oberst Forcardi mit dem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
3. Ober Lüderitz mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.

4. Oberst v. Möhler mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
5. General Schwendi mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
6. General Zuel mit 36 Pferden und 10 Mann, 2 Nächte.
7. Graf Sponeck mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
8. Oberst Schalk mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
9. Oberst Niebow mit seinem ganzen Stabe und einer Kompanie, 2 Nächte.
10. Oberst Rohrenfleth mit seinem ganzen Stabe und einer halben Kompanie, 3 Nächte.
11. Ein Adjutant des Generals Borchsen (?) mit 25 Pferden und 8 Knechten, 2 Nächte.

Diese Durchmärsche „haben erschrecklichen Hafer und Heu konsumiert, auch die Bürger so aufgefressen, daß sie nicht ein Stück Fleisch behalten haben.“ Den 2. April rückte der russische Oberst Lossenius mit 132 Mann hier ein, und tags zuvor hatte die Stadt 442 Pfund Brot nach Dargun geliefert. Bei ihrem Abmarsche, den 19. April, mußte ihnen auf 16 Tage Brot, Grütze, Salz, Hafer, Heu etc. mitgegeben werden. „Was dieses,“ schreibt Bürgermeister Sparwardt in seinem Diario, „für Mühe zusammenzubringen gekostet, weiß Gott im Himmel. Das Heu haben sie aus den Scheunen, woselbst noch ein bißchen für die Zugochsen vorhanden gewesen, weggenommen.“ — Den 29. April rückte ein Kapitän mit 50 Mann ein, welcher den 17. Juni abzog, nicht ohne Proviant auf 14 Tage empfangen zu haben, nämlich täglich für jeden Mann 2½ Pfund Brot, ¼ Pfund Fleisch und 2 Lot Salz wie auch Grütze. Schon den 15. Juni hatte der Oberst Rattzinski hier mit 340 Mann Quartier genommen, welche bei ihrem Ausmarsche, den 10. Juli, auf 17 Tage Verpflegung verlangten. Gleich darauf wurde wieder Quartier für 376 Mann verlangt, doch die Stadt deputierte den Bürgermeister Sparwardt und den Ratmann Seelandt zum Herzog Carl Leopold in Rostock, und Sparwardt erwirkte, daß die Stadt nur 166 Mann bekam. Als am 17. Juli der kommandierende Offizier dem Bürgermeister Sparwardt die Anzeige machte, daß die Mannschaft in 8 Tagen abziehen würde und daher die Stadt den nötigen Proviant herbeischaffen sollte, reiste Sparwardt ohne Mitwissen seiner Kollegen nach Rostock, zum Herzog Carl Leopold, welcher ihn sehr gnädig aufnahm und anordnete, daß das ritterschaftliche Amt und die Stadt Reutalen Gnoien bei der Proviantlieferung unterstützen sollten. So dauerten die Einquartierungen bis zur Mitte des Jahres 1717 in einer bald größeren, bald kleineren Anzahl fort. Doch ließen sich die Russen keine groben Erzeße zu Schulden kommen, außer daß durch ihre Unvorsichtigkeit beim Baden der „Brakelosen“ des Bürgermeisters Grube abbrannte, und daß sie die Gärten plünderten. Der Rat ließ es sich angelegen sein, die Kommandeure in guter Laune zu erhalten, indem er z. B. dem Obersten Rattzinski, welcher sein Quartier in Quikenow nahm, zweimal eine halbe Tonne Bier, Brantwein und Fische schenkte. Ein anderer erhielt 2 Hüt Zucker.





# Die Erben des Bauernhofes.

D. Angelberg.

Der Abendzug fährt durch den Wald, ernst und schweigend stehen die Bäume, die Nacht zu empfangen. Die Blumen an der Böschung haben ihre Schlafstellung eingenommen. „Ja hew kein Lied, ich möt noch wiet,“ singen die Räder des Zuges ihr eintöniges Lied. Die Erzählungen einer alten Bauernfrau werden vor mir lebendig, Bilder, Gestalten tauchen aus dem Dunkeln, stehen greifbar vor mir.

Es ist bald 70 Jahre her. Herbstmarkt ist im nahen Landstädtchen gewesen. . . . Langsam mahlen die Räder des Bauernwagens durch den tiefen Sand. Schultenwadder hat die Zügel in der Hand. Allmählich wird der Weg besser. Da erhebt Schultenmudder ihre sanfte Stimme. „Badder, führ doch 'n beten figer!“ Aber Schultenwadder, dessen Gedanken jetzt weit vorausgeeilt sind, entgegnet ruhig und bestimmt: „Wenn 'd 'n Narr wir, un mien Pier uppe Landstrat strappezier!“ — Schultenmudder schweigt, denkt an die Kinder, an das Vieh, an die große Wirtschaft. Schultenwadder knüpft den Faden seiner ersten Gedanken wieder an, wo er abgerissen. „Der Bizbur brüstet sich zu sehr, das ist kein Herr für den Hof, er wird nicht für seine Stiefmutter sorgen, nicht für seine jüngeren Geschwister. Früher hätte Schultenwadder nichts ändern können. Die Hufstellen kamen an den ältesten Sohn. Wer heiratete, bekam 10 Taler und eine Kuh ausbezahlt, wer nicht heiratete, erhielt auch nichts, mußte irgendwo Knecht oder Mädchen spielen.“

Durch das neue Gesetz war es anders geworden, der Bauer konnte dem Kinde die Stelle geben, das ihm am geeignetsten als Nachfolger erschien. Testamentarisch sorgte der Vater dann für die andern Kinder. War kein Testament vorhanden, wurde die Stelle eingeschätzt, und der Erbe mußte die Hälfte des Erbes an die Geschwister auszahlen. Der ausbezahlte Teil kam dann gleichmäßig zur Verteilung unter alle Geschwister.

Der Älteste kann die Stelle sicher nicht halten, wenn er den Pflichtteil an die Geschwister ausbezahlt hat. Er ist kein schlechter Mensch, der Kern ist gut, das weiß der Vater. Aber schon in der Schule haben die Mitschüler, ja sogar im eigenen Hause die Geschwister ihn als Bizbur geachtet. Das ist dem Jungen schlecht bekommen, sein Selbstbewußtsein ist zu groß geworden. De Gewißheit, einst Bur tau ward'n, is em inne Kron treck! Täglich gibt es Streit mit dem Vater, der Junge nimmt keine Vernunft an, läßt sich nichts sagen, will jetzt schon Herr spielen.

Wie wird's, wenn Schultenwadder für immer gehen muß? Die Stelle ist ihm lieb. Seine zweite Frau, die seinen 16 Kindern eine sanfte Mutter war, seine jetzt noch lebenden 12 Kinder, alles soll er, der Ordentliche, Bedächtige, in ungeordneten Verhältnissen zurücklassen! — Ja, wenn Fribur die Stelle bekäme, dann könnte er sich ruhig neben seine erste Frau auf dem Kirchhof legen, aber so . . . ! Fribur war immer tüchtig gewesen, woher hätte er, der dritte Sohn, sonst den Ehrennamen „Bauer“ bekommen. Schon als kleiner Junge ging Fribur nicht vom Hof, zu tun gab es immer etwas. Bald war das Handwerks-geschirr entzwei, er klüfferte solange daran herum, bis er den Fehler gefunden. War beim Vieh Unordnung, Fribur war da. In seiner ruhigen, freundlichen Art hatte er auch bald Macht über Knechte und Mädchen gewonnen. Vater ließ ihn gewähren, nur wurmte es ihn manchmal, daß dieser Sohn nicht der Älteste war.

Hat er's aber jetzt nicht in der Hand, die Stelle dem zu geben, dem er am liebsten hat, der den Hof auch halten wird? — Ja, und der Bizbur, kann er dem das antun, er-

trägt er die Demütigung, er, der Stolz, der von Kind auf der Herr war! Ist das nicht auch sein Sohn, ihm von der ersten Frau geschenkt? — Er hat aber nicht nur den einen Sohn, hier geht's um die Stelle, an der der Schweiß seiner Vorfahren, sein eigener klebt. Um seine Frau, die ihm eine gute Frau, den Kindern eine treue Mutter gewesen, um seine anderen Kinder, die ihm ebenso nahe stehen, ja, eigentlich näher, als der schon jetzt Herr sein wollende Älteste. Wo es um so vieles geht, muß da der einzelne nicht zurücktreten? Sein Entschluß steht fest, in den nächsten Tagen geht er ohne seine Frau in die Stadt und macht sein Testament!

In der Küche brennt auf dem offenen Herd das Feuer. Zum Kaffeekochen benutzen die beiden Frauen nicht den blankgeschauerten Kessel, da genügt der eiserne Topf auf dem Dreifuß. Friburs Frau gießt den von den Eichorienwurzeln fast schwarzen Trank in die Kanne. Ihre Schwägerin, die mit ihr die Küche teilt und ihren Herd an der entgegengesetzten Seite hat, geht mit der Tracht an den Brunnen, um Wasser zu holen. Die Küche ist nur klein, und doch müssen zwei Familien sie teilen, aber da im ganzen Dorf keine besseren Wohnverhältnisse zu finden sind, ist niemand unzufrieden. Die Stubentür wird geöffnet, Fribur tritt in die Küche. Mudder gießt ihm Kaffee ins Köppchen, sie füllt die Kruten, die mit aufs Feld sollen und packt Brot in 'ne Kiep. Fribur nimmt seine Seif und geht vor die Tür. Langsam und bedächtig, mit ihren Sennen auf den Schultern, treten aus allen Katen nach und nach die Mäher und gehen in den erwachenden Morgen hinein. Die Sonne badet sich im Dorfsteich und trinkt von den glitzernden Tautropfen. Dann spiegelt sie sich in den blanken Sennen, die weithin leuchten und blinkern.

Auf dem Hügel, an dem die Mäher vorbei müssen, steht Hinnerk und schaut nach dem Vater aus. Seine Küche weiden um ihn, Wasser, sein treuer Hund und Freund in der Einsamkeit, späht mit ihm in die Ferne. Da biegt der erste Arbeiter um die Ecke, Hinnerk geht auf den Vater zu, ihn kurz zu begrüßen, und dann wieder seiner Pflicht als Hütjunge nachzukommen. Hinnerk ist noch lange nicht aus der Schule, aber da er gut lernt, hat er, nachdem er vom Pastor und Lehrer geprüft, den Sommersehn bekommen. Nun braucht er nur an wenigen Wochentagen zur Schule, die Eltern sind ihm vom Tisch, aus der Wohnung los, da er auch beim Bauern in der Knechtstammer schläft. Für Fribur und seine Frau, die 9 Kinder groß machen müssen, ist es eine Erleichterung, daß der Junge die Stelle bekommen, und als nun auch Dürten, die Älteste, den Sommer über zu Topps als Kinnerbirn kommt, atmen beide Eltern erleichtert auf. Toppsmutter ist 'ne gute Frau, hat viele kleine Kinder, die sie nicht allein lassen kann, wenn sie morgens früh um 4 Uhr zum Melken geht. Da muß Dürten denn bei den Kindern schlafen, um zur Hand zu sein, wenn eins der Kleinen nach der Mutter ruft.

Mit der Schulweisheit ist's bei Hinnerk und Dürten während des Sommers wohl nicht gerade glänzend bestellt, aber dafür sammeln sie Lebenserfahrungen, die ihnen sicher später einmal zu gute kommen. Eine richtige kleine Hausmutter wird Dürten, da Toppsmudder den ganzen Tag beim Bauern arbeitet, hat das Kind den Haushalt und die Kleinen zu versorgen und wird umsichtig und gewandt dadurch. Wer die später einmal in den Dienst nimmt, wird nicht betrogen. —

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Mädhiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 2. februar 1936

Nr. 3

## Gestaltideen der niederdeutschen Dichtung.

Hans Pöhlmann-Neubrandenburg.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Nach der Darstellung Josef Kadlers hat der Mecklenburger innerhalb der sächsischen Gemeinsamkeit seine eigene Gefühlslage, und zwar soll sich die eine Stammesart sächsisch-wendischen Geblütes in Mecklenburg auf die Seite des Duldens, des bauerlichen Verzichts, des kleinen Glücks im Winkel, des plattdeutschen Genügens an sich selber, in Vorpommern dagegen auf die Seite des entschlossenen Kampfes für Freiheit und Boden, des Willens zum Reich, der Sehnsucht ins Weite schlagen. Als Schulbeispiele großmütiger Laune und eines Behagens, das überwunden und verzichtet hat, nennt er u. a. Friß Reuter und John Brinckman.

Neben die beiden mecklenburgischen „Mundart“-Dichter stellt er die vorpommerschen romantisch-sächsischen Bildkünstler der Landschaft und der Natur Kaspar David Friedrich und Philipp Otto Runge. Von den beiden mecklenburgischen Dichtern sagt er aus, daß sie sich bei der Wirklichkeit bescheiden, während die beiden pommerschen Maler „durch die tagtägliche Heimat den Aufstieg ins Ewige suchen“, und Kadler meint dann, daß man vom Zufall dieser einmaligen Begebenheit auf artverschiedene Bewegtheit des Volkschlages schließen könne, der ja durch Künstler am aufschlußreichsten verkörpert werde.

Zunächst ist das, rein äußerlich gesehen, nicht richtig, Kaspar David Friedrich, dessen bekanntestes Landschaftsbild die mecklenburgische Borderstadt Neubrandenburg darstellt, und Friß Reuter, der in Stavenhagen, das unweit der mecklenburg-pommerschen Grenze liegt, geboren und im vorpommerschen Thalberg, dem Gute seines Freundes Friß Peters, und in Treptow an der Toltense, in der pommerschen Landschaft, zum Manne, Landmann und Dichter geworden ist, von einer dieser beiden Landschaften zu trennen. Dann aber fordert die scheinbar nicht auszurottende Charakterisierung des Mecklenburgers als einen entschlußlosen, höchstens noch zur Äußerung eines für die Verdammung förderlichen Humors geeigneten Enthebungsmenschen minderer Art dazu her-

aus, diese auch in der Schilderung Kadlers liegende Darstellungsart abzulehnen. Sowohl in Mecklenburg wie in Vorpommern sind Menschen und Boden eins und dürfen nicht voneinander gerissen werden. In der Art, wie die mecklenburgische, wenigstens die ostmecklenburgische, und die pommersche Landschaft erdgeschichtlich durch Moränen und Urstromtäler gestaltet sind, in der Art ihrer Bearbeitung und Bewirtschaftung, liegt kein Unterschied. Parallelen zwischen Brinckmans Rostocker Charakterkapitän Kasper Ohm und den Stettiner Pommernporträts Runge sind durchaus möglich, aber sie liegen keineswegs auf der Linie eines entsagenden und enthebungsmenschlichen Humors. Leistung und Anspruch aus dieser bilden das psychologische Fundament für den weltbefahrenden Rostocker Kapitän und für die ebenso wenig engstirnigen Pommerngesichter Runge in gleicher Weise. Zwischen Dichter und Künstler ist da kein Unterschied. Ganz augenscheinlich aber wird die Verkehrtheit dieser Trennung in der Charakterisierung und auch des Urteils über die Mecklenburger, diese allein genommen, bei der Betrachtung des Reuterschen Humors.

Ebenso wenig, wie man Friedrich den Großen wegen seiner köstlichen Marginalien einschließlich der Antwort an den Pfarrer, der um ein Pferd bat, daß Matthäus geschrieben habe: „Geht hin in alle Welt!“, im Hinblick auf seine sonstigen Leistungen als einen „Humoristen“ bezeichnen kann, ebenso wenig kann man Reuter nach seinen Versübungen, den „Läuschen und Rimels“, die Klaus Groth nicht ganz mit Unrecht als eine Herabwürdigung der plattdeutschen Sprache bezeichnet, und nach einigen Szenen voller Lachreiz, wie dem Auftreten des Uhrmachers in Mamsell Westphalens „Gardinenfutsch“ in der „Franzosenzeit“ und dem unbequemen Verweilen Braesigs im Kirschbaum während der Doppelverlobung Linings und Minings als ausreichenden Grund dafür gelten lassen, Reuter nur als Humoristen aufzufassen.

Mit ebendemselben Recht, wie Walter von Moos seinen List-Roman überschrieben hat: „Ein Deutscher ohne Deutschland“, könnte auch ein Reuter-Roman denselben



Titel tragen, und wie List in wirtschaftspolitischer Hinsicht im Haffe gegen Metternich und die Zaunkönige das künftige Deutschland vor das geistige Auge der Nation zaubert, so hat Reuter bis in die letzten Tage seines Lebens den Haß gegen die gepredigt, die alles das unterdrückten, wofür die Freiheitskämpfer in kriegerischen und friedlichen Zeiten leben und oft auch Ehre dahingegeben hatten. Sein letztes Gedicht noch, daß er kurz vor seinem Tode in Eisenach schrieb, flucht all den reaktionären Herren, welche die aus dem Volke kommende Bewegung mit dem Ziel auf Großdeutschland nicht wahr haben wollten. Fritz Reuter war in seinen Grundzügen ein Hasser und ein Kämpfer, und oft kommt es mir vor, als wenn der Humor für ihn ein Mittel war, das, was er haßte, noch stärker zu treffen; oft aber war er auch ein Mittel, Härten seiner haßerfüllten Sprache zu mildern. Fast ein Vierteljahrhundert lang hat es gedauert, bis er seinen Haß gegen das reaktionäre Preussentum der Herren von Brehm und von Rochow soweit in Ordnung gebracht hatte, daß er seine „Festungstid“ schreiben konnte, und doch wird jeder, der einmal von Ludwig Sternbergs Lippen den Schrei der Erbitterung gegen den karrierefüchtigen Kriminalassessor Dambach hörte, diese so empfinden, wie Fritz Reuter sie in sich aufgenommen hatte, als er als junger Student sie in der Hausvogtei in sich hineingefressen hatte. Wen Fritz Reuter mit Grund haßte, den haßte er sein Leben lang, und im Falle Dambach versprach er, diesen Haß bis in die jen-seitige Welt mitzunehmen.

Ein großer Hasser war Fritz Reuter und ein großer Kämpfer. Ihn als einen Typ des Leistungsmenschen kennzeichnet die Sehnsucht in die Ferne, die Sehnsucht nach einem mächtigen Deutschen Reich. Dieser Idee blieb er treu, und die Tränen die aus seinen Augen brachen, als ihm in Eisenach die Nachricht von der Reichsgründung wurde, waren nicht ein Zeichen sentimentaler Augenblicksschwäche, sondern es waren die Tränen, wie sie auch die homerischen Helden zu vergießen sich nicht schämen, wenn eine Spannung von einer Stärke und Dauer, die Menschen nicht mehr tragen können, sich zu einem glückhaften Ende auswirkt. All sein Sehnen galt dieser Idee, und überall bricht sie hervor. Sie warnt, wie die Ruinen des Heidelberger Schlosses, in den Bildern der „Franzosen-tid“ vor einer Zerspaltung in Ohnmacht, die den Feind ins Land lockt. Die „Festungstid“ zeigt einen Staat ohne Ziele, der Ideen mordet, indem er ihre Träger langsam zu Tode quält und unproduktives Denunziantengezücht sich in die Höhe der Macht erheben läßt. In „Dörschlüchting“ zeichnet Reuter das Zerrbild staatlichen Hoheitswillens. Alle diese Werke dienen seiner deutschen Idee. Er weiß aber auch, daß, wenn einmals den Deutschen ein Führer zur Einheit erstehen sollte, dieser dann schon ein bereites Volk finden müsse, d. h. ein Volk von Freien und nicht von Sklaven. So läßt er in dem trostigen Sinn des Jehann in „Kein Hüfung“, der im Frondienst vom freien sächsischen Bauern, wie ihn einst der Wille Heinrichs des Löwen ins Land schickte, zum Hörigen feudaler Herrschaft herabgedrückt ist, den Geist seiner Väter, die so stolz waren wie westfälische Hoffschulzen, wieder lebendig werden. Noch sind die Tage zur Freiheit wirr. Das beste deutsche und besonders mecklenburgische Blut meint den Weg zur Freiheit nur im freien Amerika finden zu können. Aber das Grundproblem zur Schaffung des freien deutschen Menschen auf freier Scholle, ohne den das Reich nicht gegründet werden kann, hat Reuter in „Kein Hüfung“ aufgezeigt. Dieses Haß- und Kampfgedicht hat Wellen des Hasses gegen seinen Verfasser aufgeregt. Ihm liegt jeder Humor fern, und so ernst wie dieses Gedicht gemeint war, hat es auch den ernststen Erfolg gehabt, daß es die leidenschaftliche

Diskussion über die Schaffung des freien Bauernstandes und eines einheimischen Landarbeiterstandes mit anständiger Lebens- und Geisteshaltung eröffnete. Und die Wege, die heute nicht nur in Mecklenburg der Reichsstatthalter geht, sondern die in ganz Deutschland gegangen werden, weisen in ihren ideenmäßigen Wurzeln auf dieses Kampfgedicht des angeblich so entsagungs-vollen „Humoristen“ Fritz Reuter zurück.

Zur höchsten dichterischen Leistung im Sinne nordischer Geisteshaltung steigert aber Fritz Reuter sein Werk in der „Stromtid“, und hier sind die Gestalten von ihm so gesehen, erlebt und geformt, daß fast jede dieser Gestalten einer Gestaltidee im Sinne von Ludwig Ferdinand Klauß gleichkommt. Und zwar zeichnet Reuter sich selbst, den Leistungsmenschen nordischer Haltung, dem ein Mißlingen immer nur Antrieb zu neuem Schaffen ist, in drei Gestalten. Die erste, der Wunschtraum des Dichters, ist Franz von Rambow. In der großen Auseinandersetzung zwischen Arel von Rambow und Franz von Rambow führt Reuter die Diskussion seines Lebens über alle Vorurteile, die sein Vater ihm entgegenstellte. Auch die heldische Art, in der Franz von Rambow für das Mädchen seiner Liebe mit seinem ganzen Sein eintritt und für sie kämpft, ist eine dichterische Nachbildung der eigenen Schicksale Fritz Reuters. In Franzens Erscheinung haben wir den sieghaften Aufstieg des Leistungsmenschen, den Reuter selbst erlebt hätte, wenn nicht Festungstid und die widrige Vermögensregelung seines Vaters ihn aus der Bahn zum freien Mann auf freier Scholle geworfen hätten. Und so läßt er den Inspektor Habermann alle die Züge des äußerlich unfreien, aber innerlich freien Leistungsmenschen tragen. Gewiß hat Habermann manche äußeren Züge von Inspektoren der Gräfllich Hanhschen und anderer Begüterungen. gewiß hat Fritz Reuter seinem allergetreuesten Fritz Peters hier ein Denkmal gesetzt, aber im Grunde ist doch dieser Leistungsmensch, der auch in dienender Stellung immer frei und verantwortungsbewußt bleibt, der Dichter selbst. Ernst und Verantwortungsbewußtsein, Sachkenntnis und Sacheifer, das sind die Grundeigenschaften dieses Habermann. Wer diese Gestalten Reuters mit den Augen eines Mecklenburgers sieht, der seine Heimat kennt und liebt, der stellt sich nach anderen die erstaunte Frage: Warum sieht ein solcher Mann nicht auf eigener Scholle? Und wie Reuter in „Kein Hüfung“ unseren Blick darauf gelenkt hat, wie durch den feudalen Großgrundbesitzer der Landarbeiter abgewürgt ist, so ergibt sich hier ein Ausblick darauf, wie der freie und der halbfreie Bauerstand in Mecklenburg beseitigt wurde durch das Bauernlegen, das nach den klaren und beweiskräftigen Ausführungen des Landesarchivars Steinmanns nur zu einem ganz geringen Teil als unmittelbare Folge von Kriegen zu erklären ist. Von allen Seiten, so fühlt es Reuter, schleicht und springt Tragik auf Habermann, die Hauptfigur der „Stromtid“, zu, und da kommt Reuter die Erinnerung, wie er in den schlimmsten Zeiten seines Lebens das befreiende Lachen fand, vor dem die Niedrigkeit seiner Feinde zerschellte. Er meint aber, daß zu Habermanns ungeheurem Ernst dieses befreiende Lachen nicht recht passen will, und so schafft er sich selbst zum dritten Male nach in der Gestalt des Braesig. Ueber Braesigs Gestalt und Gestaltidee habe ich oft mit Ludwig Sternberg gesprochen und habe mir seine Ansicht zu eigen gemacht, daß Braesig wohl im Persönlichen Fritz Reuter selbst ist, daß er daneben aber typenmäßig den zweitgeborenen Sohn eines Hofbesizers darstellt, dem dieses Schicksal die Verbindung mit seinen plattdeutsch sprechenden und empfindenden Familienangehörigen stört und den Weg zur unfreien Existenz des Inspektors zeigt, der genötigt ist, mit den Herrschaften hoch-



deutsch zu sprechen und zu empfinden. So wird er entwurzelt, und diese Entwurzelung deutet Reuter im Mißsingisch des Inspektors Braesig an. Das Wesen dieser dritten Selbstpersonifizierung Reuters im Typ des Leistungsmenschen wird auch keineswegs mit der Wiederholung einiger seiner ständigen Lebensarten ausgeschöpft. Braesig ist der kenntnisreichste Landwirt, der sehr bald den Herrn Mittergutsbesitzer Arel von Rambow in die Rolle des unfreiwillig Komischen drängt, als dieser ihm die neuesten landwirtschaftlichen Pläne auseinandersetzt. Er ist der treueste Freund, der in sauberster Geisteshaltung, in selbstverständlicher Kameradschaft Hawermann und seinen Freunden in höchster Not sekundiert, wie sich das gehört, der niemals an sich denkt, und der trotzdem kein entsagungsvoller Enthebungsmensch ist. In den Fieberphantasien seiner Sterbestunde erklärt er Frau Rühler, „sei allein habb hei wirklich leiw hatt“, und Frau Rühler küßt em dei Würd von den Mund weg: „Dat weit id, Braesig, min leiw oll Zacharias, dat weit id.“ In Braesig verkörpert sich die Tragik des Stroms, der nicht seine eigene Scholle anfassen und der nicht heiraten kann. Auch in ihm zeigt sich der Kämpfer und Hasser gegen alles Schlechte, wie gegen den infamen Denunzianten und Intriganten Pomuchelskopp und dessen ihm adäquate Gattin und erbbiologisch stammgemäße Nachkommenschaft, wie gegen die Leichtfertigkeit des Herrn Arel von Rambow. Er versteht sich mit allen Guten, wie mit dem treuen Entsagungsmenschen, der Frau Pastor Behrens, wie mit dem aufgearteten Töchterchen Hawermanns, wie mit Franz von Rambow. In dieses dritte Bild aber seiner selbst hat Fritz Reuter den Humor hineingesezt, der ein Teil seines Wesens war, und von dem er auch in schwierigsten Situationen seines Lebens nicht lassen wollte, der aber niemals etwas — außer in den „Läuschen und Kimels — mit Nachlust zu tun hat, die um jeden Preis herausgefordert werden soll, sondern die ein Teil jedes kämpferischen Wesens ist. Er ist gleichzusetzen der Fackel des Lichtes, die jede Unwahrheit und Schwäche der Menschen beleuchtet und oft auch die eigene in milderem Lichte erscheinen läßt.

Allen drei Gestalten eigen ist der Wille zur Leistung und die Tatkraft zur Durchführung. Ihnen gegenüber hat Reuter in Fochen Rühler den Verharrungsmenschen verkörpert. Auch der Darbietungsmensch, der immer Theater spielt und wenn es nur vor dem Parkett seiner einzelnen Persönlichkeit ist, wird in Arel von Rambow und in seinem noch mehr karikierten Ebenbild, dem Unterordnungsmenschen Fritz Triddelstrik aufgezeigt, der in jedem wirtschaftlich oder gesellschaftlich Höherstehenden eine Autoritätspersönlichkeit erblickt, der er sich unterordnet, wenn sie, wie man sagt, angibt wie eine Tüte voll Bienen. Er muß erst mit der Nase ans Fett kommen, bevor aus ihm etwas halbwegs Vernünftiges wird und er lernt, Echtes von Eitlem zu unterscheiden.

Alle diese Persönlichkeiten Reuters bleiben sich in ihrer Typisierung gleich, und wir sind in der Lage, „durch jeden

Einzelausdruck — sei es eine Gebärde, ein gesprochenes Satz, eine Handlung — hindurchzuschauen und die gesamte Gestalt aufzubauen, die sich darin ausdrückt.“ Auch Frieda von Rambow, die Gattin Arels, gehört in diese Reihe, die Reuter als von seinem Blute empfindet, ganz gleich, ob sie sich gerade gut oder böse betätigt. Nur bei der Charakterisierung einer ihm rasse- und artfremden Persönlichkeit, nämlich des alten Moses, gerät er in einen Gegensatz in der eigenen Darstellung, wie wir ihn bei den obengenannten Persönlichkeiten nicht finden. Wenn er auch in der berühmten und von Ludwig Sternberg oft mit größtem Erfolge vorgetragenen Geldbeschaffungsszene für Arel von Rambow den alten Moses als eine nicht unsympathische Mischung von Offenbarungsmensch und Erlösungsmensch zeigt, dem man das Grundprädicat sauber nicht versagen kann, so widerspricht dem doch die vorige Schilderung der Räumllichkeit, in der Moses und seine Gattin hausen als eines ungepflegten, unsauberen, schlecht gelüfteten Gemaches, das wegen dieser Eigenschaften zu betreten, der Kammerrat von Rambow geradezu körperliche Hemmungen hat; dazu vergleiche man Reuters an anderer Stelle, beim Abschied Hanne Rüttes, geäußerte und haarscharf formulierte Ansicht, daß der äußerlich Unsaubere auch innerlich kein reinlicher Mensch sein könne.

Schon hieraus geht hervor, wie aus rassenseelischen Gründen der nordische Dichter Fritz Reuter seine Absicht, auch diesem Menschen fremder Rasse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht zum Ziele führen konnte. Das war ihm eine fremde Welt, die dichterisch nachzuleben, ihm nicht gelang. Nur eine objektive Darstellung bedeutet diese sicher naturgetreue Schilderung des Gemaches. Reuter war kein Antisemit im verstandesmäßigen Sinne, aber es geht aus seiner Schilderung hervor, daß gefühlsmäßig scharfe rassenseelische Trennung vorhanden ist.

Wie wenig Reuter die stilkypische Durchführung des Moses gelungen ist, zeigt auch der Nachkömmling David, ein Enthebungsmensch minderen Ranges, der sich aus der Form des anständigen Juden, die Reuter im Objektivitätsstreben dem Vater gibt, bei normalem Erbgang nicht gut erklären läßt. Wie sicher ergibt sich dagegen die Aufartung im Erbgut Lowising Hawermanns der Reuters Braut und spätere Frau Luise Anebe, viele Züge gab aus der Verbindung des nordischen Leistungsmenschen Hawermann mit dem bis zur Selbstaufopferung einsatzbereiten weiblichen Leistungsmenschen, den Reuter in dem wegen seines hohen sittlichen Ernstes unsterblichen Anfangskapitel der „Stromtid“ darstellt, und wie sicher ist die Erbprognose bei den schauderösen Sprossen der optischen Pomuchelsköpfe: Typen nordischer, fälischer und ostischer Haltung kann Reuter nacherleben, bei Moses und den Seinen versagt dieses Nacherleben — nicht wegen mangelnden Willens, sondern aus rassenseelischen Tiefen.

## Das Tessiner „Stadtreglement“ vom 9. April 1720.

Dr. Wessel.

In den Wirren und Notzeiten nach dem 30jährigen Kriege rissen allerlei Mißstände in den Verwaltungen ein. Es herrschte großes Mißtrauen in der Bürgerschaft gegen den Magistrat über Einziehen und Verwendung der Steuern. Ueberhaupt war in früheren Zeiten der soziale Gegensatz in Tessin sehr stark. Begründet war er wohl in der Tatsache, daß der Magistrat in den Notzeiten die Hauptlast auf die Bürgerschaft abwälzte. Er hatte wohl seit alten Zeiten ein Privileg, daß er z. B. von Cinquar-

tierung befreit sein sollte, aber in Notzeiten war es wohl selbstverständlich, daß die Last von allen getragen wurde, zumal sich die Soldaten nicht um solch Privileg kümmerten. Wenn dann die Bürger nicht zahlen konnten, ließ der Rat ihnen das Vieh pfänden. 1677 führten z. B. 20 Bürger Beschwerde beim Herzog: Wenn die Regierung nicht hülfte, müßten auch sie die Stadt mit dem Rücken ansehen. Ihr Vieh sei fort und das Geld hätten die Kurbrandenburger durch Schläge erpreßt. Der Ratsherr



Klaus Matthies, der nicht lesen und schreiben könne, und ein Säuer sei, habe kein Einsichen. Der Rat schreibt dagegen, die Bürger seien auffässig (so habe Schneider Kind den Bürgermeister auf öffentlicher Straße gescholten und seine Frau in Gegenwart des Stadtdieners Ulrich Stid einen Sch... wächter genannt) und sie könnten wohl zahlen. Doch erhielten die Bürger ihr Vieh zurück, und die Zahlung wurde gestundet. — Aber auch der hohe Rat hielt nicht mit seiner Meinung zurück. Der Stadtvogt Levenhagen nennt 1649 die Bürger böse Buben, die nicht nach Gott und Gesetz fragten.

Es war kein Wunder, daß die Bürgerschaft später so tren zu Karl Leopold hielt, da sie von ihm Gerechtigkeit und Hilfe erwartete. Noch 1746 erbittet die Schützenzunft von ihm einen Kommissar, obgleich er seit 1735 abgesetzt war.

Um nun den Frieden in der Stadt herzustellen, wurde nach langen Verhandlungen festgesetzt:

1. Künftig sollen die Viertelsmänner die Steuer einholen.
2. Die Steuer soll 4, 6, 8 fl. per Morgen betragen.
3. Die Bürger dürfen nur Bier zum Markt, zu Festen und Hochzeiten brauen (d. h. Starkbier). Jeder Scheffel Braumalz soll außer der gewöhnlichen Lizenzsteuer 2 fl. kosten.
4. Diese Steuer soll gleich nach der Festlichkeit bezahlt werden. (Sie war wohl oft „vergessen“ worden.)
5. An Viehhaltung ist gestattet a Morgen 1 Kuh oder 2 Schafe oder 2 Schweine auf der Mast.
6. Pflichtfuhren sind nur 8 Meilen statthast. Jede Meile mehr kostet 4 fl. Botengänge besorgen die Einlieger.
7. Gramsdorf ist von mehreren Bürgern gekauft, sog. Interessenten. Nichtinteressenten zahlen für Pferd oder Kuh 4 fl. und 4 fl. Hütgeld.
8. Neu für Militär sollen nur ganze Erbteile zu liefern haben. (28.)
9. Auf Gramsdorf liegen noch 50 Taler Schulden, die vom Weidgeld bezahlt werden sollen.
10. Der Acker soll wieder gleich gemacht werden, da einige abgeackert haben.
11. Pferde dürfen nicht mehr auf die Saat gejagt werden.
12. Cinquartierung über die Quote hinaus soll ersetzt werden.
13. Das Steuergeld kommt in eine Lade mit 3 Schlössern.
14. Der Zehntschilling kommt in die fürstliche Steuerstube.
15. Der Rat soll die Bürger mit Sanftmut regieren und sie nicht mit Schlägen bedrohen, wenn sie aus dem Rathaus kommen!!
16. Ackerpacht soll 16, 12 und 8 fl. per Morgen nach dem Boden betragen. Bei Sterbefällen hat die Verwandtschaft, dann der Acker Nachbar das Vorpachtrecht.
17. Fremde dürfen sich nicht länger als ¼ Jahr in der Stadt aufhalten, sonst müssen sie Bürger werden oder Schutzgeld zahlen. (Juden).
18. Magistrat und Pastor sollen erst vom 5. Morgen an steuern und
19. Von Cinquartierung frei sein.
20. Desgleichen auch der Organist und der Küster.

Damit nun die Viertelsmänner genau wußten, wieviel Steuern sie einzunehmen hatten, wurde folgende Steuerliste angefertigt: Häuser kosteten 6 fl., Buben 4 fl. — Das Handwerk zahlte 16 fl., mit Gesellen 24 fl. — Ackersteuer beträgt für 1 Morgen a 4 Scheffel Ausfaat 4 fl. — Brauer zahlen 24 fl. — Branntweinbrenner geben für eine Branntweinblase 16 fl.

	Haus	Handw.	Acker	Stand
Seelandt	4 fl. 1 fl. 24 fl.		12 fl.	Bürgermeistr.
Wilden	6 " 1 "		8 "	Brenner
Hagen	4 " 1 " 8 "	1 fl.	8 "	Brenner
Seelandt	6 " 1 "		34 "	
Dähn	6 "	16 "	4 "	Bäcker
Viehler	6 "	32 "	14 "	Brenner
Sinap	6 "	16 "	11 "	Schuhmacher
Lazens	6 "	16 "	12 "	Schlachter
Bahr	6 "	— "	18 "	Schuhmacher
Barthahn	6 "	16 "	— "	
Anders	4 "	— "	— "	Witwe
Daug	4 "	— "	— "	Witwe
Daug	6 "	24 "	7 "	
Rebensdorf	4 "	16 "	— "	Schneider
Bessel	6 "	16 "	6 "	Bäcker
Köppe	4 "	12 "	— "	Maurer
Oloff	4 "	— "	— "	
Schulz	6 "	— "	8 "	
Lorenz	6 "	16 "	10 "	Tischler
Jenzen	4 "	16 "	— "	Schneider
Ehler	4 "	8 "	3 "	Misflider
Blumberg	6 "	24 "	8 "	Schuhmacher
Kindt	6 "	8 "	12 "	
Tischenbeck	6 "	16 "	11 "	
Sengbusch	6 "	16 "	17 "	Schneider
Giese	6 "	32 "	6 "	Organist
Moll	4 "	8 "	— "	Tagelöhner
Boß	4 "	8 "	— "	Tagelöhner
Lichtenhagen	6 "	16 "	15 "	
Meyer	4 "	12 "	1 "	
Oldewelt	6 "	16 "	7 "	
Rohman	4 "	16 "	2 "	
Kuhr	— "	— "	10 "	Erben
Kuhr	4 "	— "	— "	
Witt	— "	8 "	— "	
Wöhler	4 "	— "	— "	
Kuhr	4 "	— "	— "	Erben
Klein	— "	16 "	— "	
Oldewelt	6 "	32 "	37 "	Brenner
Behrens	4 "	32 "	— "	Witwe
Kindt	6 "	— "	8 "	Witwe
Gends	— "	— "	12 "	
Gords	— "	— "	21 "	Müller
Behrens	6 "	24 "	3 "	
Zander	6 "	16 "	4 "	
Bekow	6 "	16 "	7 "	Schneider
Bahr	6 "	— "	21 "	Witwe
Abrens	6 "	16 "	4 "	
Kneß	4 "	— "	8 "	
Peters	6 "	— "	4 "	
Peters	6 "	40 "	39 "	
Peters	4 "	— "	11 "	
Behrens	4 "	24 "	— "	
Bartels	6 "	16 "	14 "	
Krüger	6 "	8 "	8 "	
Elvers	6 "	16 "	5 "	
Lorenz	6 "	16 "	18 "	
Emse	6 "	24 "	18 "	
Maier	6 "	32 "	14 "	
Grell	6 "	16 "	— "	Chirurg
Wilde	6 "	16 "	6 "	
Kreimann	6 "	16 "	18 "	
Zicker	6 "	— "	4 "	Witwe
Bülan	6 "	16 "	19 "	
Küh	6 "	16 "	19 "	Bäcker
Willbrandt	6 "	— "	13 "	
Kindt	6 "	16 "	12 "	



Sternberg	4 "	16 "	10 "	Bäcker
Burmeister	6 "	24 "	40 "	
Rütz	3 "	— "	10 "	Witwe
Möller	6 "	— "	25 "	
Barnke	6 "	24 "	8 "	
Sternberg	6 "	— "	20 "	
Nebensdorf	6 "	4 "	16 "	
Brandt	4 "	12 "	— "	
Kenning	4 "	8 "	— "	
Rütz	6 "	16 "	20 "	Schuhmacher
Golthmann	— "	— "	6 "	Witwe
Lenke	4 "	8 "	15 "	Arbeiter
Ahrens	6 "	24 "	40 "	Witwe
Zentner	6 "	— "	18 "	
Lorenz	4 "	16 "	5 "	
Schulenberg	6 "	— "	16 "	
Pastor	6 "	— "	4 "	
Beier	6 "	— "	16 "	
Bessel	6 "	24 "	16 "	Schuhmacher
Bethke	6 "	24 "	4 "	
Ehler	6 "	— "	4 "	
Matthias	6 "	16 "	6 "	Schmied

Kroß	4 "	16 "	— "	Händler
Bannier	— "	— "	12 "	Erben
Rütz	6 "	8 "	22 "	
Borchert	— "	10 "	9 "	

Die Liste gibt uns vielerlei Aufschlüsse:

Es sind vorhanden:

59 Häuser und 27 Buden mit einer Steuer von 9 TL. 29 fl. 34 Handwerker arbeiten ohne Gesellen, 8 mit 1 und 1 mit 2 Gesellen. 7 Arbeiter, 1 Maurer, 1 einarmiger und 2 alte Handwerker zahlen nur die halbe Steuer. 2 Bierbrauer wohnen im Ort und 14 Einwohner besitzen eine Brauntweinbrennereigerechtigkeit.

Der Acker ist 265 1/2 Morgen groß und bringt 22 TL. 7 fl. Steuer. Die Gesamtsteuer beläuft sich auf 55 TL. 42 fl.

Von den genannten Einwohnern sind von 22 direkten Vorfahren schon vor dem 30jährigen Krieg nachzuweisen. Heute wohnen von ihnen nur noch direkte Nachkommen aus den Familien Bahr und Dähn im Ort. Der Vorfahr der Dähn kam um 1690 nach Tessin, so daß die Familie Bahr die einzige ist, die den Ruhm hat, die älteste seit Jahrhunderten hier ansässige zu sein.

## Die Mecklenburger im Befreiungskampf 1813/15.

Das Treffen bei Sehestadt am 10. Dezember 1813.

D. Karrig.

Für den Befreiungskrieg gegen Napoleon Bonaparte hatte 1813 das damalige Herzogtum Mecklenburg-Schwerin eine Brigade unter dem General v. Fallois ins Feld gestellt. Die mecklenburgische Brigade setzte sich zusammen aus einem Gardebataillon, einem Regiment Infanterie von zwei Bataillonen, einem Korps freiwilliger Jäger zu Fuß, einem Regiment reitender Jäger und einer Batterie.

Die mecklenburgischen Truppen wurden der Division des schwedischen Generals Vegeſack zugeteilt, die zum Armeekorps des an der Niederelbe gegen die Franzosen operierenden Generals Wallmoden gehörte. Mit Frankreich im Bündnis stand Dänemark. Das dänische Hilfskorps ward von dem Prinzen Friedrich von Hessen geführt. Nach den entscheidenden Schlachten auf den Hauptkriegsschauplätzen traten auch noch die französischen Korps in Mecklenburg und an der Niederelbe rückwärtige Bewegungen an. Am 5. Dezember 1813 kapitulierte Lübeck, das von dem dänischen Hilfskorps besetzt war. Den Dänen war freier Abzug zugestanden worden. Am 6. Dezember brach Wallmoden, jedoch ohne die Division Vegeſack, die noch bei Lübeck zurückblieb, auf, um den Dänen ihre nach Rendsburg führende Rückzugslinie zu verlegen. Bei den Truppen Wallmodens befanden sich die beiden mecklenburgischen Jägerkorps. Die Rückzugslinie des etwa 13 000 Mann starken dänischen Heeres führte längs der Eider entlang. Vor einer bei dem Dorfe Klutensief befindlichen Brücke hatten die Dänen mehrere Geschütze in Stellung gebracht. Als am Morgen des 10. Dezember von Wallmodens Korps Husaren vorgingen, versuchten die dänischen Soldaten in den anstößenden Hecken oder Knicks Deckung zu nehmen; gerieten dabei jedoch in Gefangenschaft. Die Ortschaften Klutensief, Osterode und Sehestedt, das im Schlüsselpunkt dieser Stellung lag, wurden von Truppen der russisch-deutschen Legion besetzt, doch wurden ihnen diese Orte bald wieder entzogen. So lange die Dänen Sehestedt behaupteten, war ihr Rückzug gedeckt.

An dem sich heftig entzündenden Kampfe nahmen die mecklenburgischen Jäger einen hervorragenden Anteil. Im Aufschrit hatten die Fußjäger unter dem Oberst Graf von

Osten Sachen Klutensief erreicht. Hierauf besetzten sie das jenseits des Kanals gelegene Dorf Osterode. An der von dort nach Sehestedt führenden Straße tobte der Kampf besonders heftig. Diese Stellung wurde, wie ein mecklenburgischer Kriegsteilnehmer in seinen Aufzeichnungen berichtet, wohl siebenmal genommen und verloren. Ein Bataillon der deutsch-russischen Legion kam in voller Auflösung von Sehestedt zurück. Nachdem der erste Angriff der deutsch-russischen Legion auf Sehestedt mißlungen war, setzte Wallmoden einen zweiten an. Die anstürmenden Abteilungen wurden zurückgeschlagen. Nur die 2. Kompanie der mecklenburgischen Jäger zu Fuß unter dem tapferen Hauptmann von Brandt behaupteten sich. Als mehrere Schwadronen dänischer Dragoner hervorbrachen, wurden sie von dem vernichtenden Feuer der Brandtschen Scharfschützen empfangen. Unter schweren Verlusten ging die feindliche Kavallerie zurück. Unterdeſſen kämpften auf dem linken Flügel zwei Bataillone der deutsch-russischen Legion mit einigem Erfolg weiter, doch wurden sie im Rücken von den Dänen bedroht. Um dem unentschiedenen Kampfe ein Ende zu machen, erteilte Wallmoden dem mecklenburgischen reitenden Jägerregiment unter Oberst von Müller, den Befehl, auf dem nach Sehestedt führenden Wege vorzugehen und alles vor sich niederzureiten. Nachmittags 1 Uhr ritten die Schwadronen vor, an der Spitze befand sich die zweite, geführt von Herzog Gustav von Mecklenburg. Bei dieser Attacke erlitt das Regiment so schwere Verluste, daß von der 2. Schwadron, die 125 Reiter zählte, nur 23 Mann zurückkehrten. Ihr Führer, Herzog Gustav, war verwundet in dänische Gefangenschaft geraten; er wurde jedoch später ausgewechselt. Das Lauenburgische Regiment, 3000 Mann stark, war vor dem Feuer der dänischen Artillerie nach Osterode zu geflohen. Ein mecklenburgischer Jäger geriet darüber derart in Erregung, daß er das Bajonett auf seine Büchse pflanzte, um sich der vordringenden dänischen Kavallerie entgegen zu werfen. Auf einer Anhöhe zur Seite des von der alten Eider nach Sehestedt führenden Weges standen zwei Häuser. Alle diejenigen reitenden Jäger, die über jene Anhöhe vorgesprengt waren, gerieten in das



Kreuzfeuer der Dänen. Als etwa 70 dänische Dragoner erschienen, wurden sie von den Jägern zusammengehauen. Der Berichterstatter von 1813, der als Kriegsfreiwilliger einer mecklenburgischen Jägerkompanie angehörte und bei dieser die Charge eines Feldwebels bekleidete, schildert sodann die aus Geschichtswerken bekannte Schlachtentreue des dänischen Standartenträgers, der von allen Seiten beschossen und schwer verwundet, sterbend die Standarte des Regiments zu den Seinen zurückbrachte. Gegen Abend zogen sich die mecklenburgischen Jäger auf Klüwensieck zurück. Die dänische Artillerie feuerte mit Granaten, um die bei diesem Orte befindliche Brücke zu demolieren. Da erhielten die mecklenburgischen Schützen den Befehl, das zwischen Klüwensieck und Sehestedt belegene Osterade den Dänen zu entreißen. Nach kurzem Kampfe befand sich der Ort in den Händen der Angreifer. Der Kriegsteilnehmer von 1813 gibt eine fesselnde Schilderung vom Abend nach der Schlacht.

Auf einem Hofe in Osterade stand ein verwundeter reitender Jäger bei seinem schwer verletzten Pferde. Dschako, Tasche, Säbel usw. — alles war heruntergeschossen. Blut floß zur Erde. Dem verwundeten Reiter war die Nase durchschossen, wobei er ein Auge verloren hatte. . . . Wir standen im Hofe aufmarschiert . . . Ab und zu kam noch eine Kanonenkugel daher. Plötzlich fiel vom Hofhause ein Gewehrschuß und eine Kugel schlug dicht neben dem Hauptmann in die Erde . . . Nunmehr ging's zur alten Eider. Noch donnerte das Geschütz. Am linken Ufer des Kanals hatte englische Artillerie (vom Wallmodenschen Korps) abgeprobt und feuerte auf die nach Rendsburg abziehenden Dänen. Gefallene Krieger, Pferde, Wagen usw. — alles lag durcheinander. Am Rande eines Gartens lag ein schwer verwundeter dänischer Soldat, dem ein Plünderer die Stiefel ausziehen wollte. Bei den Bewegungen wimmerte der Verwundete. Unser Hauptmann, aufmerksam gemacht, zog blank und verjagte den Marodeur. — Es wurde nunmehr eine Wagenleiter geholt, um den Verwundeten darauf niederzulegen. Man gab ihm Branntwein und Wasser zu trinken, um ihn zu erquicken. Der Verwundete glühte vor Fieber. Es wurden Posten und Patrouillen gestellt. Dann ging es an das Absuchen des Feldes nach Verwundeten und Toten. In den Scheunen hantierten Jäger mit Lichtern. Auf dem Hofe wurden Feuerstellen errichtet. Während der ganzen Nacht wurde nach Verwundeten gesucht.

In den ersten Morgenstunden des 11. Dezember ward der letzte hereingebracht: ein Advokat Zusemehl aus Plau. Er starb bald darauf. Der schwerverwundete Hauptmann v. Brandt, Führer der 2. Jägerkompanie, starb ebenfalls. Mit der Verpflegung sah es traurig aus. In einem Keller entdeckte der Berichterstatter ein Faß mit eingemachtem Sauerampfer, woran er und ein Offizier sich erquicken.

Sodann fährt er fort mit einer malerischen Schilderung des nächtlichen Schlachtfeldes. Der Himmel war gerötet von dem Widerschein der Tausende von Wachsfeuern in den Bivvaks der Truppen. Oft hörte man den Anruf der Posten. Einmal erschien ein Parlamentair wegen Auswechslung des in dänische Gefangenschaft geratenen Herzogs Gustav von Mecklenburg. Oft sahen die Posten gleich wie im Traum die Bilder des Tages vorüberziehen, sie erblickten Reiter auf Schimmel, sie riefen an, schossen und es war nichts. (Visionen des Schlachtfeldes!) Am nächsten Morgen (11. Dezember), so berichtet der Augenzeuge, besuchte er den Kampfplatz. Ein Jäger L. (von der 4. Kompanie) lag erschossen im Graben. Da sein Dschako sehr beschädigt war, so vertauschte er ihn mit demjenigen des Gefallenen. Das Blut trocknete er mit ab-

gepflücktem dürren Graze ab. Jäger K. aus Bismar lag weit nach vorne, ein anderer im Wege. Wegen der überall umherliegenden Leichen war das Fahren im Wege erschwert. Auch in den Hecken (Stürcks) lagen die Gebliebenen, deren Uniformen hervorschimmerten . . . Für die folgende Nacht lautete die Parole: „Brave mecklenburgische Jäger“. Diese Parole bezeichnete eine ehrenvolle Anerkennung für das tapfere Verhalten, das die Jäger im Kampfe befundet hatten. Als das Korps der mecklenburgischen Jäger zu Fuß unter dem Grafen von Osten-Sacken den Ort Klüwensieck passierte, standen zu beiden Seiten der Straße die übrigen Regimenter der Wallmodenschen Armee aufmarschiert und präsentierten das Gewehr. Von Klüwensieck zogen die mecklenburgischen Jäger nach Iverstedt, wo sie zwei Tage lang verblieben. Die Verpflegung der Truppen wurde nach französischem Muster durch Requisitionen beschafft. Der mecklenburgischen Brigade war insbesondere die Landschaft Dithmarschen als Requisitionsbezirk zugewiesen worden. Die einzelnen Truppenteile hatten die Anweisung erhalten, nirgends zu plündern. Der Berichterstatter von 1813 meldet, daß er in seinem Quartier sich an Honig, Milch, frischem Bier und Wasser delectiert habe, was ihm jedoch nicht zuträglich gewesen sei.

Den Verlust, den die Wallmodenschen Korps im Treffen von Sehestedt am 10. Dezember 1813 erlitten, gibt er auf 1000, denjenigen des dänischen Heeres auf 800 Mann an. Im Totenregister der Gemeinde Bovenau unweit Sehestedt befinden sich über Offiziere u. Gemeine, die in der Schlacht gefallen waren oder im Lazarett verstarben, folgende Eintragungen: Herr v. Brandt, Hauptmann bei den mecklenburgischen freiwilligen Scharfschützen, alt ungefähr 32 Jahre, ist im Lazarett verstorben. 10. Dezember: Der Herr v. Koch, Leutnant bei derselben Truppe, alt ca. 23 Jahre, starb auf dem Schlachtfeld. 11. Dezember: Herr von Koers, Leutnant bei den mecklenburgischen reitenden Jägern, alt ca. 24 Jahre, starb im Lazarett. 10. Dezember: Wachtmeister Eggers, bei derselben Truppe, alt ca. 27 Jahre, starb einige Stunden nach der Amputation. 10. und 11. Dezember: Sechs Gemeine von den mecklenburgischen Truppen und von der kaiserl. russ.-deutschen Legion, alle unter 30 Jahre alt, 3 davon starben im Lazarett. 12. Dezember: Drei Gemeine von den feindlichen alliierten Truppen im Lazarett gestorben, unter 30 Jahre alt. 14. Dezember: Ein Gemeiner gestorben, alt unter 30 Jahre.

Einen schweren Verlust hatte das mecklenburgische Fußjägerkorps durch den Tod des allgemein hoch geschätzten und beliebten Hauptmanns v. Brandt erlitten. Er war ein sehr tapferer und umsichtiger Offizier, der seine Kompanie (2.) seit Beginn des Krieges mit glänzender Bravour geführt hatte. Der v. Brandtschen Kompanie gehörten auch zahlreiche Studenten an. Bei der 4. Kompanie waren sogar drei Gymnasiasten eingetreten. Von diesen Kriegsfreiwilligen hatte einen die Stadt Rostock ausrüsten lassen. Unter den im Treffen bei Sehestedt verwundeten Fußjägern befand sich der Oberjäger Gerdeß aus Rostock, der jedoch geheilt wurde und nach Schluß der Befreiungskriege 33 Jahre lang als Rektor in Ludwigslust wirkte. Später war er Scholarch des Gymnasiums Fridericianum in Schwerin. Als Soldat hatte er sich die mecklenburgische Verdienstmedaille und die schwedische Schwertmedaille erworben.

Ein feuriger Patriot und hervorragender Feldsoldat war auch der Kandidat der Theologie G. Müssäus, der im Frühling 1813, bei der 4. Kompanie der mecklenburgischen Fußjäger eintrat und im Laufe des Feldzuges zum Feldwebel befördert wurde. Müssäus ist 1839 als Pastor der Gemeinde in Hanstorf bei Doberan gestorben. Nach-



dem am 15. Januar 1814 zu Kiel der Friede mit Dänemark zu Stande gekommen war, erhielt die mecklenburgische Brigade Marschbefehl nach dem Rhein um das

Lüthowsche Freikorps bei der Belagerung der von dem französischen General B u g n i z besetzten Festung Jülich abzulösen.

## Laat di Tied.

Von Paul Barnde.

Alle Straaten sünd nich eben,  
Alle Straaten sünd nich graad,  
Un dat möt ol Kriizweeg geben;  
Dröppst du eenen, Minsch, denn raad!

Alle Dierns, dei sünd nich nüdlich,  
Alle Dierns sünd nich maal nett;  
Un nich jede wiest di düttlich,  
Wat sei in den Bussen hett.

Alle Beer'n sünd nich tau eeten,  
Weed sünd giftig, weed sünd fuul;  
Finnst du weed, denn täuf en beten,  
Stät nich jede fuurts in't Muul!

Laat di Tid! Wat fall dat Jachten?  
Dorbi pedd'n bloot bito;  
Kemmer ruhig, ümmer jachten!  
Paß maal up, dat geit ol so! Aus „Gedichte“.

## Die Erben des Bauernhofes.

D. Angelberg.

(Fortsetzung.)

Auch Sinnerk erwirbt sich draußen bei den Kühen allerlei Kenntnisse und gleicht dadurch das in der Schule Versäumdte wieder aus. Er weiß genau mit dem Wetter Bescheid, er kennt jede Pflanze, welche die Tiere fressen oder verschmähen. Macht auch seine Beobachtungen an Pflanzen. Wenn die Regenblume (Ahergauchheil) weit ihre kleinen roten Blüten öffnet, bleibt es gutes Wetter, wagt sie es nicht, kommt Regen. Er weiß, daß die Sonnenwende stets ihr Gesicht der Sonne zudreht und überlegt jetzt gerade, wie er es anfängt zu erfahren, ob das Johanniskraut wohl wirklich in der Johannisnacht blüht, wie ihm von der Großmutter erzählt wurde. Aufwachen würde er nachts schon, aber er fürchtet den Spott der Knechte, mit denen er die Schlafkammer teilen muß. — Wenn die Herde ruht, legt Sinnerk sich unter die große Eiche und schnitzt Löffel aus Holz für den Gebrauch. Er versucht auch, einen Teller für die Mutter herzustellen, aber das will ihm noch nicht so recht gelingen, so wie die, die Vater geschnitzt, sehen sie immer noch nicht aus, und täglich versucht er es aufs neue. Hier draußen in der Natur erwirbt Sinnerk, ganz auf sich gestellt, viele Kenntnisse, um die ihn mancher Gelehrte beneiden könnte.

Der Bizbur und Fribur sind mit den andern Mähern bei der Arbeit. Ein leiser, singender Ton geht durch die Luft, schweigend arbeiten die Männer, jeder Muskel ist angespannt. Von der Stirn rinnt der Schweiß, im Taft werden die Sensen gehoben und gesenkt, ein stolzes Bild der Arbeit. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Jochenbur möchte wissen, was der Tierarzt zu dem kranken Pferd gesagt, bei dem er die ganze Nacht gewacht, wenn's bloß nicht eingeht, das ist allemal ein so großer Schade. Und der Bizbur! Ja, dessen Gedanken gehen andere Wege. „Vadder wird doch wirklich alt, er geht nicht mit der Zeit mit. Wenn er, der Bizbur erst den Hof hat, dann muß alles anders werden. Arbeiten, das tut auch er, aber sich so abradern wie Fribur, ne! Die ganze Nacht ist er oft, bald bei der Stute, dann bei der Kuh, oder bei der Sau. Im Winter trägt er Mudder den Sped in den Rauch. Hausarbeit ist Frauensache, das hat er, der Bizbur, nicht nötig. Für Frib ist das allerdings eine andere Sache, der wird ja doch kein Bauer. — Für eine Dirn könnte Vadder noch den Lohn sparen, Mudder könnte immer noch bißchen fixer schaffen. Wenn Vadder meint, die Arbeit würde ihr schon

sauer, so könnte er ja mit ihr aufs Menteil gehn.“ — Die Sensen singen ihr Lied, ein Häschen springt erschreckt auf, Halm auf Halm sinkt getroffen zur Erde.

\*

„Hest du 't all hört? Schultenwadder is dod!“ so läuft die Kunde durch das Dorf. „Wen seggt dat?“ — „Dat 's jo woll gor nich maeglich!“ — „Bim, bam, bim, bam,“ klingen schon die Gloden, jeder Zweifel ist ausgeschloffen. Am Tage vor der Beerdigung geht die Leichenbersch (Totenfrau) mit feierlicher Miene, gemessenen Schrittes, wie es ihr Amt fordert, zu dem Schulzenhaus befreundeten Familien.“ Schulzenmudder leet birn, ehrn Mann dei letzte Jhr antaudahn un nahsten tau 'ne Tass Kaffee tau bliben.“

Im Schulzenhaus ist inzwischen trotz der Trauer reges Leben. Da der Bekanntenkreis groß, sind auch viele Vorbereitungen zum Leichenschmaus nötig. Es wird geschlachtet und zugerichtet, gebacken und gekocht. Was nicht in der Wirtschaft vorrätig, muß aus der Stadt mitgebracht werden. Greiten steht im Tor und überlegt mit Korl, wieviel Semmeln nötig sind. „Der Preister bekommt für 8 Schilling, der Köster für 16 und jeder Jung für 1 Schilling. Alles geht hier nach vorgeschriebenen Sätzen. Auch Kaffee muß Korl mitbringen. Für gewöhnlich gib't's Kornkaffee, aber an solch einem Tag werden die Gäste mit Bohnenkaffee bewirtet. Auch Küster und Paster müssen eine Kanne Kaffee haben, sie bekommen ihn ins Haus geschickt.

So naht unter dem Gerede der Neugierigen, unter Arbeit und stiller Trauer der Leidtragenden, die Stunde heran, in der Schultenwadder den Hof für immer verlassen muß, auf dem er aufgewachsen und Freud und Leid getragen hat. Die Dorfleute kommen, Schultenwadder zum letzten Mal zu sehen. Der Sarg steht auf der großen Diele im Bauernhaus. Nebenan in den Ställen brüllt das Vieh. Bald erscheinen auch die Jungs mit dem Küster zum Singen. „Wenn mein Stündlein vorhanden ist, und ich soll fahren dahin, so leit mich, mein Herr Jesu Christ, mit Hülf mich nicht verlasse . . .“ so klingen's aus den Kinderstimmen. Die Träger heben den Sarg, dreimal geht der Trauerzug um die Kirche. Da Schultenwadder ein Bauer ist, dessen Angehörigen die 12 Schilling bezahlen können, steigt der Pastor auf die Kanzel und hält de Eisenpredigt. Dann singt die Gemeinde: „Nun laßt uns den Leib be-



graben!“ Worauf alle an das offene Grab gehen. Als Schulzenmutter in der Erde ruht, geht die Trauergemeinde ins Schulzenhaus zum Leichenschmaus.

Schulzenmutter liegt allein in der Schlafkammer, die Atemzüge ihres Mannes fehlen. Unheimlich still ist's. Noch ein Vierteljahr, dann muß sie auf Altenteil, ihr Stieffohn, ihre Schwiegertochter nehmen das Regiment in die Hand. Wie immer, wenn die Angst, das Grauen vor der Zukunft sie packt, greift ihre Hand nach der Seite, wo sie die starke, sichere Hand ihres Mannes zu finden weiß. Sie fährt zurück, der Platz ist leer, der, den sie sucht, ist weit von ihr. Sie schluchzt auf und vergräbt den Kopf in die dicken Federvissen.

Im Ratzen auf dem Hof wirft sich der Bizbur unruhig auf seinem Bett hin und her. Auch er kann keinen Schlaf finden diese Nacht. Gewartet hat er nicht auf den Tod des Vaters, daß er so schnell Bauer würde, kam ihm selber überraschend, aber nun, vor die Wirklichkeit gestellt, macht er Pläne, wie alles werden soll. Viel Geld geht an die Geschwister verloren. Wird der Hof das tragen? — Seine Züge verfinstern sich, er sieht keinen Ausweg. Grübelnd verbringt er die Nacht. Mürrisch, aber stolz in dem Bewußtsein, bald Bauer zu werden, geht er am Morgen an die Arbeit. — „Mutter hat einen Brief bekommen, alle Erben sollen aufs Amt kommen!“ So ruft ihm seine Frau mittags schon von weitem entgegen. — „Ach, da soll bloß die Erbschaftsgeschichte geregelt werden, das Amt muß eben überall seine Nase hineinstecken. Ein paar Monate noch, dann ziehn wir aus dem Ratzen.“ So versucht der Bizbur seine Frau zu beruhigen. Sie sagt nichts dazu, ist aber im Innern nicht überzeugt. Eine große Spinne ist ihr heute morgen über den Weg gelaufen, das bedeutet Unglück.

Bald soll sie erfahren, daß sie so Unrecht nicht gehabt. Totenblaß mit stierem Blick, steigt der Bizbur am andern Morgen vom Wagen. Fribbur ist Bauer geworden. Zum Tode erschrocken waren alle Anwesenden, als der Amtmann das Testament verlesen. Was nützt es, daß Fribbur das Erbe nicht antreten wollte, er mußte, der Vater hatte es bestimmt, sein harter Wille regierte noch nach seinem Tode, dem mußte man sich fügen. Fribbur wagte nicht, seinen Bruder anzusehen. Seine Schwägerin in ihrer Not um den Mann, dessen verstörter Blick jeden erschrecken mußte, schreit ihm das Wort „Erbtschleicher“ ins Gesicht. Mit finsternem Blick geht auch er in seine Kammer.

Vor allen Türen stehen die Leute, von Mund zu Mund geht die Kunde „Fribbur bekommt die Stelle.“ Der Bizbur spürt die Gedanken, die heimlichen Blicke, sie bedrängen ihn, verfolgen ihn nachts im Traum. Leise erhebt er sich von der Seite seiner fest schlafenden Frau. Wie im Traum suchen seine Hände einen Strick. Er geht auf den Boden. Am andern Morgen läuft die Schreckensbotschaft durch das Dorf: „Der Bizbur hat sich erhängt!“

Schulzenmutter sitzt beim Schein der Tranlampe am Bett ihrer Mine. Die Backen der Kranken brennen, der Atem geht keuchend. Typhus hat der Arzt gesagt, kalte Umschläge auflegen. Aber das kalte Wasser liebt Mine nicht, sie schreit wild auf, wenn die Mutter mit dem Tuch kommt. Mit heißen Ziegelsteinen hat die Schulzenmutter die Kranken immer geheilt, warum Mine nun nicht auch? Schulzenmutter packt Mine heiße Steine auf den Leib, der Doktor sieht's ja nicht. Die bitteren Tropfen werden jedesmal, den Löffel in den zitterigen Händen haltend, ordnungsmäßig abgezählt, aus dem Fenster geschüttet, was weiß dann später der Doktor, wo sie geblieben! Eine Weile ist's ganz still im Stübchen, die Kranke hat Ruhe gefunden. „Klopf, Klopf,“ klingt's von der hölzernen Lade

her. Schreckensbleich greift Schulzenmutter zum Herzen. Die Totenuhr! „Komm mit, komm mit!“ Von draußen der Ruf des Totenvogels. Nun weiß Schulzenmutter, daß sie morgen nicht mehr zu Dürrentant zu gehen braucht, die zu bitten, das Fieber zu besprechen, der Tod ist zweimal angesagt. — Die Kranke fordert Wasser, gegen das Gebot des Arztes gibt Schulzenmutter ihr das Gewünschte.

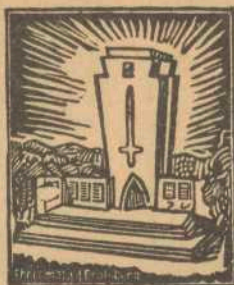
Als am andern Morgen der Arzt kommt, kann er nur den Tod feststellen. Aber der Doktor kennt seine Bauern. Haus bei Haus liegen die Kranken. Er geht zum Förster, wo auch die Lies von der Krankheit angesteckt. Als er wieder fort ist, ruft die Frau Förster Dürten und beauftragt die, das große Fremdenzimmer zu richten. Johann muß nach der Stadt fahren, um zwei barmherzige Schwestern aus dem Stift zu holen. Anfangs versuchen die Bauernfrauen, den stillen, ernsten Helferinnen, die bald von Haus zu Haus gehen, ins Handwerk zu fuchern, doch deren wachsamem Blicken entgeht auch nicht die kleinste Unregelmäßigkeit. Ihrer freundlichen Bestimmtheit und dem gelegentlichen, energischen Dazwischengreifen des täglich sich nach seinen Kranken umsehenden Arztes, gelingt es denn auch bald, daß alle sich willig den Anordnungen fügen. Solange die Schwestern im Ort, pocht der Totenwurm vergeblich, und auch der Ruf der Gule hat seine weis-sagende Kraft verloren. — Bald ist denn auch die Krankheit im Abnehmen begriffen, und die Schwestern können ins Stift heimkehren. Mit den Wenigen, die sich anfangs tapfer gehalten und zuletzt doch noch von der Krankheit erwischt wurden, meint der Arzt, würden die Dörfler wohl allein fertig werden. Aber Besserkennen und Über-glaube arbeiten dem Tod nun wieder in die Hände, so daß er zuletzt doch noch auf seine Kosten kommt.

Auch in Fribburs Familie, die nun längst das Bauernhaus bezogen, hat der Typhus gehaust. Die ohnehin durch die Auszahlung schon arg belastete Stelle steht nach der Krankheit noch ungünstiger da. Fribbur und seine Frau stehen vor Sonnenaufgang auf, sind unermüdlich im Schaffen, auch die Kinder helfen nach Kräften mit, da sie den Ernst der Lage begriffen haben. Großvaters Stelle ist ihnen allen lieb, die darf nicht unter den Hammer kommen. — Aber eines Nachts fährt die Bauernfrau aus wilden Träumen auf, sieht entsetzt nach dem neben ihr liegenden Bauern, aber der schläft ruhig. Doch ihr Herz rast weiter, ihr Hirn arbeitet fieberhaft, sucht den Traum zusammenzubringen. Unheimlich heult draußen der Novembersturm um's Haus, der Regen schlägt an die Scheiben, immer das gleiche eintönige Lied singend. Voller Angst horcht sie nach den Atemzügen ihres Mannes. Mit schweren Gliedern erquälen sie, stehen ihr auf dem Gesicht geschrieben. „Wat schadt di, Wiesch?“ so das Wort des Bauern, der sich das Wesen seiner Frau nicht erklären kann. „Nix, hew bloßen so drömt disse Nacht,“ ist ihre kurze Erwiderung. Doch lange und angstvoll sieht sie ihrem Manne nach, als er mit seiner Art in den Wald geht.

Am Abend bringen die Arbeiter Fribbur auf einer aus Stöcken zusammengelegten Bahre heim. Lungenbluten hat er im Wald gehabt, ist ihnen umgefallen. Und nun kommt alles, wie es kommen muß. „Fribb hatt dei Zucht.“ „De Schäper besprekt dat Feuer, dat blinwt of weg, oewer häter ward Fribb liekerst nich.“ Von Woche zu Woche schwinden die Kräfte mehr, der Husten wird stärker. Der Arzt, dessen Rat man viel zu spät einholt, kann nur noch Linderung verschaffen, der Tod hat seine Hand schon ausgestreckt. — Und der Hof? — Die wachsamem Augen des Bauern, seine tüchtige Hand fehlen. Die Krankheit kostet viel Geld, ein Stück aus der Wirtschaft nach dem andern muß verkauft werden.



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Bfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 16. februar 1936

Nr. 4

## Mecklenburg im Urteil alter Reisender.

Dr. Robert Ahrens, Malchin.

### 2. Vom täglichen Leben.

Die Macht des Staates sichert Wohlstand und Ruhe seiner Bürger. Auch Mecklenburg beweist, wenn auch negativ, diesen Satz. Viele Kriegsstürme sind über das Land dahingebraust, haben Dörfer und Städte heimgesucht, weil der Staat nicht imstande war, sich zu schützen, weil Mecklenburg nur Objekt der Politik war.

Um so auffälliger ist es, wie rasch sich nach solchen schweren Jahren der Wohlstand wiederinstellt. So erzählt Witte in seinen „Kulturbildern aus Alt-Mecklenburg“ von dem Aufwand der Pächter wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege, der Mecklenburg so schwer mitgenommen hatte. „Sie hielten sich Kutscher, Vorreiter, Reitknechte und drei bis vier Bediente, fingen an in prächtigen, mit sechs ausgesuchten Pferden bespannten Staatskarossen zu fahren, die üppigsten Gastmähler und Bälle zu geben, gestickte Kleider und Hüte mit Brillantagrassen zu tragen. . .“ Und hatte man kein Geld und Gut, so waren die Lebensmittel, die das Land in reicher Fülle hervorbrachte, doch so billig, daß man es sich gut sein lassen konnte. Erzählt doch Rugent, daß man in Strelitz mit einem Taler so weit komme wie in London mit einem Pfund Sterling.

Der fahrende Schüler, Michael Frand, bei dem oft genug Schmalhans Küchenmeister sein mochte, schildert voll Begeisterung die schönen Fischgerichte Rostocks. „Es findet mir auch bei meinem alten Freundt Henrico die vier Wochen über mancherley seltsame Speisen und fremde Getränke fürkommen. . . sonderlich von mancherley Seefischen, also von Meerschwein (= Delphin), das ist ein fettes, süßes, liebliches Essen gewesen, item frische Blattenfien oder Schollen, wie sie des Landes genannt; Rochen, ein seltsamer, stattlicher Fisch mit einem langen Schwanz; frische Hering, ist ein gar süßer Fisch; Vergische Butten, sind fast der Art als die Blattenfien, nicht so groß, ist ein Herrenessen, auf dem Rost geröstet; ist ein sehr fetter Fisch, gut zum Trunk, gibt auf Kohlen gebraten, frischen Durst; oder Morellen oder Marrelen, diese sind gar gemein mit Senff wie den Stockfisch zu essen“.

Man spürt fast, wie dem Manne noch in der Erinnerung das Wasser im Munde zusammenläuft.

Durch Rugent erfahren wir einiges, was ihm so aufgefallen ist, daß er es der Erwähnung für wert hält. Auf dem Weg von Strelitz nach Schwerin kehrt er in einem Dorfkrüge ein und stellt mit Erstaunen und sichtlichem Kopfschütteln fest: „Sie speissten allesamt Gänfeschmalz statt Butter und versicherten, daß es gar herrlich schmecke“. Man hört deutlich den zweiseitigen Unterfang aus seinen Worten heraus. „Ich labte mich an einer Biersuppe, welches in den hiesigen Landkrügen eine Favoritsspeise ist“. Auch der Satz klingt nicht sehr begeistert.

Allgemeinere Betrachtungen über das Essen und seinen Einfluß auf die Wesensart des Volkes finden sich bei Weber. Der Mecklenburger „lebt fast allein dem Ackerbau bei Mehlspeise, Kartoffelbrey, Pferdebohnen und Dünnebier. Geräuchertes Fleisch wechselt mit gesalzenem, Butter-Brod mit Käse, und das Gemüse schwimmt in Fett und alles in reicher Menge. Solche Esser erscheinen auch gerne grob und derbe“.

Ins selbe Horn bläst der französische Offizier: Der gemeine Mann in „Mecklenburg, Pommern, Lauenburg und der Mark verzehrt mehr Speck, Wurst, Rauchgänse, gesalzene Fische, Fleisch, Klöße, Butter und grobes Brot in einem Tage, als der Hesse, Schwabe, Rheinländer in ganzen Wochen. . .“

Auf dies reichliche und derbe Essen gehört ein kräftiger Schluck Brantwein, und der Franzose stellt denn auch fest, daß „dies Getränk im nördlichsten Deutschland sehr geliebt“ wird. Die gleiche Unsitte fällt Rugent auf, der hinzusetzt: „Sie glauben nicht, was hier zu Lande für eine erschreckliche Menge Kaffee getrunken wird, und dennoch habe ich nicht gefunden, daß er den Leuten hier schädlich seyn sollte. Vielleicht kommt dies davon, daß sie noch eine gute Portion Brandwein zu sich nehmen, denn sobald sie in ein Wirtshaus kommen, wird Schnapps gefordert“. So scheint man das eine Gift als Vertreiber des andern aufzufassen.



Davor tritt der Weinverbrauch doch sehr zurück. Zwar hat man im Mittelalter auch in Mecklenburg Wein gebaut. — Der Pastor Hane meint in der Neuen Monatschrift von und für Mecklenburg 1793, daß durch die größeren Wälder der früheren Zeit Weinstöcke bei uns besser gediehen seien. Aber jedenfalls wird dieser Wein ein naher Verwandter des Essigs gewesen sein. Bekannt ist die Anekdote, die Sternberger hätten vor dem Trinken ihres Weins immer erst auf den Tisch geschlagen, um sich Mut zu machen. Von eingeführten Weinen waren besonders die Südweine beliebt. So zählt Michael Frand 1590 folgende Sorten auf: „Auch haben sie viel fremdden und spanischen Wein allda, wie den mein Schulgeßell, der S. Kilian, einen Weinschenken der Stadt geben hat, als Malant(Wein von Alicante, Spanien), Zietenwein (Zypernwein??) ein schwarzer Wein, Bastart (?), Hipocras, ein starkes, von Gewürz zugerichtetes Getränk, wie ein Malphasier (= griechischer Rotwein)“.

Auch vom Bier, dessen Herstellung und Vertrieb ein wichtiger Wirtschaftszweig in den Städten war, hat sich der Student Frand eine gute Kenntnis verschafft, und wenn er sonst auf seiner Reise nichts studiert hat, dies Studium hat er mit Hingabe getrieben. Von Rostock heißt es: „Diese Stadt hat eine sonderliche Gabe, brauet und giebet ein gutes rothes Bier, das Rostocker Dehl genannt, dadurch die Bürger sehr gute Nahrung haben; denn es wird weit zur See warts biß in Preußen und andre benachbarte Landschaften geführt, ist guter Substanz und Geschmacks, nutritet und alimentet sehr wohl, ist ein gutes Winter- und Sommerbier. Die Dänemarker halten viel davon, und wird zu Coppenhagen soviel als Wein ausgetrunken, wenn man schon eben viel deßelben trindet, so befindet man davon keine sonderliche Beschwerde nicht“.

Und von Güstrow: „Dieses kleine Städtlein hat ein treffliches gutes Bier gebrauen und geben, als Knusenack und bernauiwisch genannt; Knusenack ist ein starkes, trübes Bier, wie Lehmjauche, aber ein gewaltiger Kopfreißer, man darf es nicht viel trinken, so kriechet's einem in Nacken und stößt einen gar darnieder“. Die sprachlich wahrscheinlich richtige Erklärung des Ausdrucks Knusenack weiß Nugent anzugeben: „Man nannte es in wendischer Sprache Kneseknauf, welches so viel heißt als Fäulenbier, von Johann, dem Theologen, Herzogen von Mecklenburg, der ein großer Liebhaber dieses Bieres gewesen seyn soll“.

Noch heute kann man sich vielfach keine Geselligkeit ohne Alkohol vorstellen. Nicht anders ist es im alten Mecklenburg gewesen. Als Nugent in Lübow eingeladen wird, merkt er an: „Unsere Bewirthung war sehr schön, aber nicht im geringsten überflüssig und kostbar. Beim Gesundheit trinken bemerkte ich wieder etwas Neues. Denn jeder nahm ein großes Glas und nippte auf die Gesundheit eines jeden in der Gesellschaft so lange, bis die Tour rund war, und dann wurden keine Gesundheiten weiter getrunken“.

Von dieser einfachen Form der Bewirthung sticht sehr ab, was Nugent von einem Fest in Rostock zu berichten weiß: „Unsere Bewirthung war ebenso prächtig als bei Trendelenburg in Lübeck und auch mit eben solchem Ceremoniell. Ueberhaupt scheinen hier zu Lande sich die Aerzte konsöderirt zu haben, auf die Gesundheit ihrer Freunde und Bekannten los zu stürmen, denn es geht bei ihren Gastereien weit luxuriöser zu als selbst bei den Gastereien des Adels“.

Im übrigen betonen alle, wie freundlich sie aufgenommen seien. Kaum ist Nugent in Rostock in seinem Wirtshaus abgestiegen, da wird er auch von einer Gesellschaft,

die von seinem Namen gehört hat, zur Teilnahme aufgefordert — „ein Umstand, aus welchem Sie sich von der Treuerzigkeit der Mecklenburger einen Begriff machen können“.

Auch unter den Einheimischen herrscht ein freundlicher Verkehr. Campe singt ein Loblied auf die Rostocker: „Ein Hauptzug in ihrem Charakter scheint die Geselligkeit zu seyn; eine Tugend, welche man nur an kleinen Orten, nicht in den großen Städten suchen muß. Denn was man da für Geselligkeit gehalten wissen möchte, — das zeremoniöse Zusammenkommen gezierter und gepufter Menschen, die sich versammeln, um einander das Geld aus den Beuteln zu locken und dann auf Kosten der Gesundheit stundenlang zu prassen — verdient diesen Namen nicht . . . Es leben an diesem kleinen Orte ungefähr dreißig gesittete Familien, die . . . wöchentlich zweimal zusammenkommen, nicht um einander arm zu machen, sondern um bei einem frugalen, kalten Abendessen sich von den Geschäften des Tages zu erholen, Verstand und Herz durch vernünftige und muntere Gespräche zu nähren und sich durch mäßiges Vergnügen zu künftiger Geschäftigkeit aufzuheitern“.

Zu diesem harmlosen Vergnügen paßt das, was dem Hamburger Schulmeister Jägermann in Güstrow aufgefallen ist: „daß nämlich vor den Häusern an der Gasse eingehegte Plätze angebracht sind, worin der Hauswirth mit seiner Familie und sonstigen Freunden an heiteren Abenden sich nach des Tages Last und Mühe erholet“. Von ähnlichen anspruchslosen Vergnügungen weiß Nugent: In der Nähe von Güstrow trifft er eine Gesellschaft von Damen und Herren an einem Ausflugsort. „Einige der Herren tranken ein Glas Wein und rauchten Tabak, andere spielten mit den Damen Regel. Dies war für mich etwas ganz Neues, und ich muß bekennen, es schaffte mir außerordentlich viel Vergnügen, das schöne Geschlecht bei einem männlichen Spiele so geschäftig zu sehen“. Was würde er erst sagen, wenn er von den großen Wettbewerben der Reglerinnen in unserer Zeit gehört hätte! Weniger gefällt ihm die in Mecklenburg so verbreitete Sitte des Kartenspiels, „wovon ich kein Liebhaber bin, besonders wenn hoch gespielt wird, welches hier zu Lande sehr gewöhnlich ist“. Dagegen scheint das billigste und zugleich die Gesundheit fördernde Vergnügen des Spazierens damals nicht sehr beliebt gewesen zu sein. „Als ich einmal von hier (Neustrelitz) nach Altstrelitz spazierte, wunderten sich beide Herrschaften (der Herzog und seine Schwester) über diese fatigante Reise, und der Herzog verwies es mir mit sehr vieler Gnade, daß ich mich nicht einer von seinen Karossen bedient hätte“ (Nugent).

Und nun noch zwei größere Schilderungen von Festen. Bei dem ersten handelt es sich um eine Bauernhochzeit im Jahre 1780. Von ihr erzählt ein märkischer Pastor Emanuel Hartenstein, der „nach Art der Apostel“ eine Reise macht. Er kommt nach Mecklenburg. „Das ist ein Land, wo Milch und Honig innen fließt. Da hat mancher Pilger schon seine Ruhestätte, mancher Scheinheilige sein Brodt, mancher Ignorant Ehrenstellen bekommen . . . da wird auch vielleicht für dich ein Plätzchen sehn“. Ohne zu untersuchen, zu welcher der von Hartenstein aufgestellten Kategorien er selbst gehört, wollen wir ihm gleich das Wort zu seiner Schilderung geben. Die Hochzeitsfeier, die in dem Dorfe Kl. Bulow bei Neubrandenburg stattfindet, beginnt am Freitag. „Nach der Abendmahlzeit wurde getanzt und Karten gespielt . . . Was machten aber die Pastoren, drei an der Zahl? Sie rauchten Tabak und saßen zu, wie's den Hochzeitsgästen so wohl war und wie's den versammelten ehrsamten Jungfrauen von des Amtmanns Tochter bis zur hochenden Viehmagd an der Stirn zu lesen war, wie sehr sie wünschte, daß sie doch



auch bald Frau werden möchten“. Und nun eine eigentümliche Sitte: „Der kopulierende Pastor entfernte sich um 9 Uhr und überließ mir und meinem Vetter die Sorge, das angehende Ehepaar an der Spitze der übrigen Hochzeitsgäste in guter Ordnung in das Hochzeitsbette zu begleiten, welchen Antrag wir auch mit aller Zucht und Ehrbarkeit treulich ausrichteten“.

Die Feierlichkeiten sind damit natürlich noch nicht zu Ende. Am Sonnabend wird weiter gefeiert, und zwar so, daß der Pastor sich nicht auf das richtige Evangelium zur Sonntagspredigt zu bestimmen weiß. „Am folgenden Sonntag wurde die junge Ehefrau nach eingenommenem Frühstück in Prozession nach Gr.-Lustow in die Kirche geführt“. Auch am Montag ist man des Feierns noch nicht müde. Erst am Dienstag entfernen sich die Gäste allmählich.

Die zweite Erzählung schildert ein ländliches Fest, das infolge eines besonderen Anlasses in Doberan sich entwickelte.

„Der Erbgroßherzog und seine junge Gemahlin waren vor einigen Tagen von den Landleuten der hiesigen Gegend feierlich eingeholt worden. Dafür bewirtete das junge fürstliche Ehepaar sie heute Nachmittag mit Speise, Trank, Musik und Tanz. Ich ging etwa um 7 Uhr nach dem Lustorte . . . Hier sah ich zwischen hohen Bäumen auf einem Rasenplätze ein Brettergerüste errichtet und vor demselben den Rasen durch Bretter zu einem Tanzboden tüchtig gemacht und mit Gewinden von Laub und Blumen umsteckt. Hier tummelten sich schon bei meiner Ankunft die aus den benachbarten Dörfern eingeladenen Bauern männlichen und weiblichen Geschlechtes wader umher . . . Nun denkt Euch die Weiber und Mädchen auf beiden Seiten des Tanzplatzes stehend und sitzend, die Männer und Junggesellen in der Mitte meist stehend oder mit dem gefüllten Bierkrug, der ziemlich groß und bedeckt war, kommend und ihren Schönen den Labetrunk reichend; andre mit vollen Zügen trinkend aus blechernen Kannen, Bechern usw. nicht bloß den gebrauten Gerstenjaß, sondern auch den gebrannten. Im Hintergrund einige Tonnen Bier mit dem Spender desselben, das schon leere Faß aufklappend, um die Krüge auszuschenken; Bauernferle umherstehend, die Krüge leerend oder die geleerten darbringend, um eine neue Gabe zu empfangen; leere Brantweinflaschen, Karren, welche neue Vorräthe von Starkgetränken herbeiführten usw.“

Unter dem Geräusch des wohlbesetzten Orchesters vor diesen Rektarquellen tanzte mit den beschriebenen Bauern und Bäuerinnen der Erbgroßherzog und einige vom Hofe. Andere gingen umher und munterten die männliche Jugend auf, die Erbgroßherzogin und andre Damen zu gleicher Ehre und Ergözung aufzufordern. Es währte auch nicht lange, so tanzte die hier vornehmste weibliche Welt zu großer Freude aller zahlreich versammelter Zuschauer . . . Der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. erschien, und eine dreiste Bäuerin trat mit den Worten zu ihm: „He kann of wol mei mi dancen. Die Aufforderung ward gebührend angenommen, und so walzten hier Königs- und Fürstensöhne mit den Landbirnen, Prinzeßinnen mit den Führern des Pfluges: eine ehrwürdige Mischung der Menschen, welche der bürgerliche Stand so selten in so genaue Berührung bringt. Bettler werden Fürstenbrüder, wo dein sanfter Flügel weilt. Ein Bauer sagte mit entzückender Miene: Re, dat's ne lustige Freude. Ein schöner Lobspruch für die Anordnung dieses Saturnalienfestes, das mir stets im Gedächtnis bleiben wird . . . Ein kleines Feuerwerk schloß die Lustbarkeit im Freien. Später ward den Tanzlustigen ein Boden eingeräumt, wo sie sich bis zur Frühe des folgenden Tages herumtummelten“.

Das ist ein lustiges, buntes Treiben, das uns der Besucher Doberans so schildert. Und er beobachtet auch, in welcher Tracht die Bauern und Bäuerinnen hier erscheinen: „Die Bauern größtenteils in braunen Luchjaden und Beinkleidern, erstere mit Schößen, die etwas über die Hüften reichen und in den letzteren eine starke Seitenschlitze mit Taschen; unterhalb des Knies waren die Beinkleider mit blauen Bändern zugebunden, weißgraue Strümpfe bedeckten den Fuß, und die Schuhe waren mit breiten rothen Bändern befestigt, die eine stattliche Quaste bildeten. Den Kopf bedeckte ein runder Hut mit kleiner Erhöhung und daran pranagte ein größerer oder kleinerer Blumenstrauß. Die Bäuerinnen trugen den hier und in der ganzen Umgegend üblichen Strohhut, etwas über eine Spanne lang, hinten abgerundet und vorn mehr oder weniger ausgebreitet, von der Linken zur Rechten mit schwarzen, rothen und blauen Bändern, hier mehr, dort weniger gezieret . . . Eine Luchjacke meist schwarz oder doch von dunkler Farbe, aber nur kurz, bedeckte den Oberleib, ein Tuch den Hals, ein schwarz und weiß gestreifter Rock ging ein wenig über die Knie hinaus und darunter guckten meist blutrothe Strümpfe hervor und Schuhe mit hohen Absätzen“.

Leider erfahren wir außer diesen Sätzen in den Schilderungen der Reisenden nur sehr wenig über die Tracht der Mecklenburger.

Nur Michael Franck spricht von der „sonderlichen, unbekannten Tracht“ der Rostocker; „sonderlich verstellen die Hüden das Weibsvolk sehr, welches sie über die Häupter ziehen und vor den Mantel gebrauchen“.

Im übrigen schauen wir an einer Stelle mitten hinein in die Wandlungen der Tracht, sehen einen Teil des Absterbens der alten Sitten, wenn Campe erzählt: „Ich sahe Schusterweiber und Schneiderstöchter mit einem Brunk und Flitterstaar erscheinen, dessen Anblick mir in der Seele weh that. Ich hätte mich, wenn so was ohne Schwärmerei geschehen könnte, öffentlich auf den Markt hinstellen und den guten Leuten zurufen mögen: „O hütet euch, so lieb euch eure und eurer Kinder Wohlfahrt ist, vor aller Nachäffung der verfeinerten, eiteln und üppigen Bewohner großer Städte! Bleibt der edeln Einfalt eurer Väter und Mütter in Kleidung, Sitten und Lebensart getreu und vermehrt eure Bedürfnisse nicht: sonst, o ihr guten Leute, sonst ist es wahrlich geschehen um eure Glückseligkeit!“

Mit dem Gebiete des Kleidungswesens hängt auch noch zusammen, was Rugent in Wismar beobachtet: „Eine sonderbare Eitelkeit habe ich hier bemerkt, die aber doch in ganz Mecklenburg Mode ist, nemlich daß die Herren nie ausgehen, ohne einen Bedienten hinter sich zu haben. Eine andere Gewohnheit kommt mir ebenfalls sehr singulär vor, daß sowohl Leute vom Stande als der gemeine Mann gestiefelt in der Stadt herumgehen; dies mag in Schnee und Regen ganz bequem sein, doch denk ich, muß es bei warmen Wetter sehr belästigen“.

Noch tiefer in Volksitten und Brauch führt uns eine andere Notiz: „Der Professor langte nun sein Feuerzeug hervor, um nach der hiesigen Gewohnheit eine Pfeife zu rauchen. Denn es ist hier ganz gewöhnlich, daß ein Herr, der zu Pferde sitzt, sich an seiner Pfeife delectirt, und sein Bedienter ebenfalls mit der Pfeife im Munde hinter ihm her schlendert“. Abgesehen von dem drolligen Anblick, den dieser Aufzug gemacht haben muß, ist nicht zu verkennen, daß in den Worten des Engländers ein Tadel mitschwingt. Und das hängt zusammen mit dem Tabakrauchen oder Tabak-Trinken, wie man ursprünglich sagte, überhaupt. Denn die Sitte des Rauchens, die im 17. Jahrhundert sich über ganz Europa verbreitet hat, ist keineswegs ohne Widerspruch durchgedrungen. Staat und



Kirche haben sich gleicherweise dagegen gewehrt, und noch im 18. Jahrhundert hat dieser Widerstand nicht ganz aufgehört.

Den gleichen Anstoß wie hier das Rauchen erregt 200 Jahre früher bei dem Studenten der Gottesgelahrtheit das Baden. Im Mittelalter hatte die Stadt ein paar Badestuben, in denen Heiß- und Dampfbäder verabfolgt wurden, die meistens auch wie der Name Bader für Barbier beweist, mit Barbierstuben verbunden waren. Der Rat begünstigte ursprünglich diese Einrichtungen, es gab wohl gar städtische Badestuben. Allmählich machten sich jedoch schwere sittliche und gesundheitliche Schäden bemerkbar, die aus dem gemeinsamen Baden der beiden Geschlechter erklärbar sind. Und nun schritt die Obrigkeit gegen die Badestuben ein. Mit der Reformationszeit verschwinden sie allmählich, und um so auffälliger ist es, daß in Rostock

der alte Betrieb anscheinend noch in voller Blüte war. Hören wir den Bericht Michael Franks: „Es hat desselbigen Landes seltsame Art mit den Baden und Badstuben, so mir wunderbarlich fürkommen, als ich daselbsten in die Badstuben gangen, mich verwundern müssen, denn alles Vold, Mannes- und Weibesvold, Gesellen und Jungfrauen, Jung und Alt, Klein und Groß, durcheinander gangen, geseßen und gebadet . . . Das Vold im Lande und Stadt sind es also gewohnt, achtens und scheuens nicht, aber mir und einem Ausländischen kombt es seltsam und wunderlich für, wie ich mich denn entsetzet und das refugium geben wollen, wenn der Bader mich nicht wieder zurück geholet und Bericht gegeben“. Um seines Seelenheilens willen flieht also dieser reformatorische Joseph und kann nur durch die Erklärungen des Bademeisters beruhigt werden.

## Das Strafgericht.

Korl Puls.

Dat is in dei Kriegstied. Up den Ulenhoser Krauhbrint liggen twee Jungfiers von middewiel soewenteihn Johr. Sei hewn sich ein lütt Krauhbederfür anpüßert. Ne Kutscherzigarr hollen sei grotherrsch in den Snawel un snacken Klauf. Se, August, uthawen sünd wi beiden nu,“ seggt dei ein, „wat meinst, füllen wi woll noch mit henmütten nah den Krieg?“ „Dat wull id stark hoffen, Krißchan!“ prahlte dei anner, groewer von Gesicht un growknoeffiger as sien Maat. „Jed mein immer, dei Krieg is bald tau Emen. Denn brufen wi nich mehr in Gefohr.“ „Heßt woll Angst in dei Bütz?“ „Dat grad nich. Man nahfragen dau id dor of nich väl nah dat Mördern.“ „Büßt jo gorkein Kierl nich, Krißchan! Kief mal, Lüd as wi — junge, junge, id segg di, id heww ollig Lust, den Franzmann Wein tau maken! Tau sowat bün id taubrufen. Dat Läden hier up’n Lannen is mi väl tau ruhig!“

In den Knick acher ehr maßt dei Röter ne Bößstädt. „Molli, kumm hierher!“ lockt Krißchan. Molli jawwelt wieder. „Hei hett nen Swinägel,“ springt August up, un richtig künmt hei mit nen tauhopgerullten Stäkerunsel antaudragen. „Dat em lopen,“ seggt Krißchan. „O wat! Dor willen wi uns dei Tied mit verdriewen!“ Hei pußt dat Diert Zigarrendamp nah dei Snut hentau. „Jed dacht, dat Weist sull sich uteinanderdaun, will dat oewer nich. Jed ward em dat all bibbögen!“ Hei leggt dei Stäkerfugel bedencklich dicht an dat Füer hen. Dat helpt. In nen Ogenblick is dei Klugen lang. Wein mit groten Krallen up dei Löhnen un ne lange Snut wiesen sich, un stiew wackelt dat Tier bäten bättau. August pußt em wedder Dampf in dei Snut. „Pst,“ ded dei Swinägel un maßt sich rund. „Dat wier ein Gasangriff,“ lacht dei Bengel. „Sett em wedder in den Knick hen, August!“ „O wat! Bäten Vergnügen will dei Minsch of hewn von den Sündtag. Mi föllt grad wat in!“ „Na?“ „Uns‘ oll Schaulmeister Thoms verteltte uns mal, dei Zigeuners braden sich dei Swinägels un äten dei up. Sei kleiwen den Braden ganz un gar mit Leihm tau un smieten den Klumpen nah ein Füer rin. Wenn dei Leihm Posten smitt, is dat Fleisch gor. Dat willen wi of mal maken!“ „Wißt du dat denn äten?“ „Wenn dat smeden ded — worüm nich?“ „Nu segg id gornix mehr, August!“ „Jed hew ne anner Natur as Du, Krißchan! Bün nich so’n Gößel!“ Dormit wöltert hei den Swinägel in ein red’ Tafendauk un drägg em nah dei Börm. Dei is kein teihn Meier aw. Dor sinnt sich so’n kleifgen Sand, dei bakt. Mit disse Maar umkleimt hei den armen Swinägelhalvhand-

die. Dor is hei so iwig bi, hei hört un fñht nix üm sich rüm.

„Wat bacht Du dor?“ rädt em mit mal ‘ne äbendrächtig Stimm an. „Will mi nen Swinägel braden, Hansohm!“ „Swinägel braden? Up Zigeunermanier? Schäm Di!“ „Wat dei Zigeuners koenen, kann id noch alltied, Olling!“ „Süßt Di dor oewer tau gaud för hollen, August! Dit is Tierquälten, un dat is Unrecht!“ „Will blot seihn, wat so’n Later für nen Gesmach hett.“ „Dat künnt Di ein düer Braden werden! Denk an dei Laternhütt.“ „Wat soll dormit?“ „Weißt Du dat noch nich, woans dat Feld tau sienen Namen kamen is?“ „Ne. Jed bün jo irst in dat tweit’ Johr hier in Ulenhose. Dor hett Buer Schult mi noch nix von vertelt.“

„Denn hör tau. Dat is all heil lang’n her. Jed weit dat von mienen Urgroßvadder, un dei weit dat von sienen Großvadder. Wat Bohrs ward dor woll von mit sien. Dunn leig ganz siedaw von dat Buerdörp ein lütt scheiw Katen, dor wachte ne oll Laterfch in. Sei fall dor in Kriegstieden sich anhüert hewn. Dei Lüd hadden nich väl mit ehr in den Sinn. Dei Snack güng, sei künnt annern wat andaun. Wenn Süß mang Beih orrer Minschen wier, hadd sei oft ehr Hand mit in dat Spill. Keiner mügg sich mit ehr bemängen. Nahwiesen künnt ehr of nümz recht wat, so bleiw sei wahren. Dunn eins Sommers, dat wier of so üm disse Johrstied, dunnt leum Glas Hagen an ehren Katen vörbi un sehg, wo sei nen Swinägel inbaden ded. Hei verhäßte sich achter nen Busch un kel tau. Dat arm Tier hett sei bradt. Grad so, as du dat maken wißt. Hett elennig stiden un verbrennen müßt in den harten Leihm, Dei oll Laterfch wier jo ein Heidenmensch un glöwte nich an Gott noch Düwel. Gott oewer bestraft dat Unrecht. Hei will nich, dat wi sien Kretur schännen daun. So as wi uns gegen sien unmiinnigen Kinner upführen, so behandelt hei uns of. Dat süll dei Laterfch bald wies werden. Ein Offenhpewer Husmann meßte ehr bi dat Gericht wägen ehr Herenkünst. Söß Wäfen naher würd sei vör Lutenau bi lebennigen Liew verbrennt. Dei Nichtstädt heit hüt noch Laternbarg. Un wo ehr Hütt stahn hett, dat Feld heit Laternhütt bät up dissen Dag. Wat Bohrs is dor an. Dorüm wohrschug id Di: quäl kein Tier, sünst quält Di uns‘ Herrgott of!“ „Jed glöw nich an Späukels, Hansohm,“ seggt August minnenachtig. „Wat id mi börnahmen hew, dat dau id. Jed will nu weiten, woans Swinägelfleisch smeden ded.“ „Uns‘ Herrgott mag Di dat vergäwen,“ seggt dei Oll un stakt wieder. August költert sienen Braden nah



dat Füer rin un smit poor dröge Stöcke tau up. Krischan is hen un halt dei Rauh rüm. As hei trügglamen ded, frigg dei Leihm all ne hart köst. Ne lütt Halvstunnen later is dei utpuht Braden trecht. August klüht em nah-dräglich ut. Denn ritt hei sief 'ne Kuhl aw un bitt gierig rin. „Smeck fein,“ seggt hei. „Nimm Di den annern Hineubein un präuw of mal!“ Man Krischan dankt dorför. —

Acht Wälen nahher warden Krischan un August intreect taum Kommiß. Sei sünd tausamen uthawen un warden nu of tauhop utbillt. Beid in ein Kompanie. Beid up deisülwig Surw. Elf Wälen duert dat Sliepen. Denn warden sei infleedt un rücken in dat Feld. Dei Arraschlacht is slagen. Dor hett männigein in dat Gras bieten müßt. Dei bleffierten Regimente sünd awlöst un liggen achtertaw in Ruh. In Werwiel in Flannern sieten August un Krischan as Ersatz tau ehren Trupp. Den Feldslepstein hevn sei nich irst kennen liernt. In Werwiel ward läwt as Gott in Frankriek. Dei Stadt is jüst rümt von de Inwahners. Wat dei Lüd trügglaten hevn, ward von dei Soldaten „requiriert“. Ein Soldat kann jo allens brufen. Bör allen, wenn sief dat bieten lett. Börmiddags hevn dei Feldgrieten Dienst. Nahmiddags stöwen sei Werwiel dörr. In Quartier bliwt dor nich ein. Dat is dor oft mullmig. Zunder loenen dei Frontswien vörn naug kriegen. Man von dat Paschern hollen ehr dei Vossels nich aw. Of August un Krischan sünd jeden Dag in dei Hüser bi un „Besorgen“ sief wat. August hett sogar all nah Hus schräwen — hei stammt von den Offenhof — dat Soldatenläwen is lustig un gefüllt em ganz gaud. Dor hevn sien Dellers sief dull tau hoegt. —

Acht Dag' naher kümmt wedder ein Breif an. Sei siefen up dei Adress: ehr swant nix Gauds, denn dat is 'ne annere Handschriwt. Siener, sauberer, as August sien. Dei Offritt den Breif apen un läst mit bärerig Stimm:

„Liebe Familie Schütt!“

Diesmal muß ich nun wohl an Euch schreiben. So hab ich es meinem lieben Kameraden, Eurem Sohn August, versprochen. Unser Regiment ist noch nicht drin im Schlammassel. Wir werden die alte Stellung wohl noch bischen halten. Gestern nachmittag waren wir wieder hin zum requirieren, August und ich. Wir waren beide in einem großen Hause. Da fing der Tommi an zu funken. Er setzte einen anständigen Brocken uns vor die Nase auf die Straße hin. „August,“ rief ich, „es gibt Saures! Komm, wir türmen!“ Ich ging stiften. August blieb. Er hatte überhaupt keine Bange. Vor nichts nich. Knapp war ich draußen, legelte ein schwerer Bruder in unsere Requirierbude. Mir flogen Splitter und Steine um die Ohren. Ich lucte mich um: Da bluckte das Haus auf, was davon noch stehen geblieben war. „August!“ rief ich, „August!“ Aber August ist geblieben. Ist auf dem Felde der Ehre gefallen. Und seine Leiche ist verbrannt. So habe ich meinen Vusenfreund, so habt Ihr Euren lieben Sohn nun hingeben müssen. Wir werden ihn nie vergessen. Ich fühle mit Euch den schmerzlichen Verlust und richte als sein Kamerad die letzten Grüße an Euch aus als

Euer Bekannter

Krischan Bohn“.

Buer Bohn in Ulenhof frigg dat Odder von sienem Jung. Dei oll Hansohm is grad bi ehr tau'n Rahtvern. Dunn vertellt Bohnen Mudder em dat Kiegt. „Hew id vörher wüßt,“ seggt dei oll Dörpflaskter, „hew wüßt, dat hei mal upbrennen ded“. August wier ein Klaz. So as dei Minsch den Herrgott sien unmiinnig Kreter behannel ded, so ward hei wedder behannel. Jede Schuld ward mal gaud maht. Un dat is gaud so. Wo blew süß dat göttlich Recht in dei Welt?“ Süßso säd dei oll Hansohm, un hei ward recht behollen, solang'n Minschen un Tiere tausamen läwen daun.

## Sturmflut.

Niederdeutsche Plauderei von Ernst Ghsen.

Die Anzahl jener Unglückstage, die in den Chroniken als landesverderbliche Sturmfluten verzeichnet stehen, ja, sogar nicht einmal in sehr vielen Fällen zur Kunde der Nachwelt gelangten, ist Legion, d. h. unzählbar. Wo wäre wohl ein Ländchen in unserem Vaterlande, das mit einem größeren Recht ein gezüchtigtes und zugleich ein gesegnetes genannt werden könnte, als Nordfriesland? Freilich haben noch in neuester Zeit manche Distrikte im Auslande durch gewaltige Naturereignisse große Verluste an Menschenleben und Eigentum zu beklagen gehabt. Bleibt aber nicht auch der Untergang des Landes Nordstrand am Tage Burchardi 1634, ein wehmütiges, schauriges Ereignis.

Ueber diese furchtbare Katastrophe sang der Husumer Rektor A. Finken, dessen Geburtsort auf der Insel war, u. a. folgendes:

„Sechstausend Menschen sind damals in mir geblieben,  
Und derer noch viel mehr. Was weiter aufgerieben,  
An groß und kleinem Vieh, wird nicht gezeigt an,  
Sonst fünfzigtausend Stück man sicher glauben kann.“  
„Wo war ein Land der Welt, dem fast ich dürfte weichen?  
Man mächt' mich Indien an Fruchtbarkeit vergleichen,  
Gab ich nicht Goldes Sand doch gab ich Goldes Wert.  
Und meines Grundes Ruhm war weit und breit geehrt.“

Auf ganz Nordstrand verloren in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober 1634 6408 Personen ihr Leben. Darunter 9 Prediger und 12 Lehrer. Es wurden 44 Deichbrüche gezählt. 30 Windmühlen und 6 Glockentürme wur-

den umgeweht oder zerstört. Rund 50 000 Stück Vieh und alles Korn ging verloren. Von den 2500 Menschen, die ihr Leben retteten, wanderten viele nach Holland aus. Auch ein großer Teil ging nach Beendigung des 30jährigen Krieges nach der Udermark, wozu Heimreich bemerkt: „daß also die annoch übergebliebene Nordstrandingers wunderbarerweise in der Welt sehn verstreuet.“ Ein kleiner Teil siedelte auch nach Föhr über und wurde Mitbegründer des jetzigen Seebades Buhl. Nach der schaurigen Flut haben zwar holländische „Participanten“ und in jüngster Zeit unsere Regierung Ländereien eingedeicht, doch es waren nur Bruchstücke dieser fruchtbaren Insel. Am besten glückte die Bedeichung der jetzigen Insel Pellworm, die damals als Pellworm-Harde mit Nordstrand landfest war.

Die Nordsee, eine Mordsee, — eine sprichwörtliche Redensart, trifft den Nagel auf den Kopf! Die vielen Bruchstücke des ehemaligen friesischen Festlandes bezeugen dieses. Soweit die Geschichte unseres Landes reicht, hat die Nordsee in jedem Jahrhundert tausenden von Einwohnern und Schiffen der Westküste das Leben geraubt. Wunderbare Fügungen und besonders merkwürdige Ereignisse, die bei den Stürmen und Ueberflutungen vorgefallen, werden noch heute in der Erinnerung des Volkes aufbewahrt. Man erzählt von Menschen, die in alter Zeit aus ihren Betten, von Kindern, die in ihren Wiegen von den Wellen weggetragen und mühselig gerettet waren.



Ferner von einer Sybillerin, die samt ihrem Hause von den Fluten weggeführt, sowie von dem Tömminger Bürgermeister Gerietz, der von dem „salzen Wasser“ in einem Braubottich bis nach Büsum fortgespült wurde, auch von Fischerinnen, die in ihren Booten nach Holland entführt sind usw. Am merkwürdigsten scheint aber doch die Fortschwemmung eines umfangreichen Moorgrundes von der Insel Nordstrand und dessen Festsetzung auf den Ländereien des Kirchspiels Witzwort in Eiderstedt, zum jetzigen „Baymoortkoog“ gehörig, gewesen zu sein.

Keine Scholle des westlichen Europas mag aber auch im Laufe der Jahrhunderte größerer und gewaltiger Naturveränderungen unterworfen gewesen sein, als der Küstenstrich zwischen Schelde und Widau (Niederlande — Nordfriesland). Die Sage bezeichnet für die Küste Friedlands, also auch Rorder- und Eiderfriesland als Ursache jener gewaltigen Naturereignisse eine Königin namens „Garhöven“, die ums Jahr 600 n. Chr. in England regierte. Der derzeitige dänische König hatte ihr die Ehe versprochen aber hernach sein Wort zurückgezogen. Hierüber ergrimmte „Garhöven“ dermaßen, daß sie die Landenge, die sich damals zwischen England und Frankreich befand und 7 Meilen breit war, von 700 Söldnern, während eines Zeitraumes von 7 Jahren durchgraben ließ, damit die falschen Wasser den ungetreuen König ertränkten. „Gleich darauf soll wirklich an dem niedrigen Küstenstrich von Holland bis hinauf nach Nordfriesland ein merklicher Schaden an Land und Eigentum geschehen und an die 100 000 Menschen schrecklich umgekommen sein“. Die überlebenden Küstenbewohner gerieten darüber so in Zorn, daß sie den wortbrüchigen König vergifteten und seinen Namen ausmerzten. (Der eifrige Forscher wird noch Vieles in Betreff der Zahl „Sieben — 7“ auffinden).

Soweit die Sage, ob richtig oder nicht, doch scheint zweifellos festzustehen, daß nach dem Durchbruch des Ka-

naß, ob auf künstlichem oder natürlichem Wege, die Sturmfluten immer wieder ihren Anlauf auf die friesischen Küste erneuerten. Spätere, z. B. gewaltige Sturmfluten, wie z. B. in den Jahren 1717, 1754, 1825, 1845, 1905 und 1911 und 1915 könnten auch als Beweis dienen.

In neuerer Zeit hat man freilich hier und dort den brandenden Wogen einen festen Damm, Steindamm usw. entgegengesetzt. Das Abgebröckelte vom Festlande und in erster Linie auch von den Inseln und Halligen, war nicht immer verlorenes Material. Stellenweise bildete sich hier wieder Anwachs durch Anschlickung, wie man es z. B. auch in großem Umfange nach Fertigstellung des Hindenburg-Dammes erwartet. Die Festlandsküste und auch verschiedene Inseln hatten im Laufe der Jahrhunderte nicht geringeren Anwachs, der nach erlangter Festigkeit und Reife wiederum der gierigen Nordsee durch die „Gülden Ringe“, wie die Nordfriesische Seherin „Sybille Hertje“\*) in ihren Prophezeiungen die Deiche nennt, in harter Arbeit wieder abgerungen und in fruchtbares Land verwandelt wurde. Ein friesisches Sprichwort, das sich freilich oftmals bestätigte, möge hier noch in Erinnerung gebracht werden, es heißt:

„Wo einmal salzes Wasser gewesen,  
Da ist es immer möglich,  
Daß solches dorthin wiederkehre.“

Ob die Deichbaukunst der Neuzeit und auch das gewaltige Werk eines Hindenburgdammes das geflügelte Wort „Truß blanker Hans“ rechtfertigt oder rechtfertigen wird?

\*) Unter diesen Prophezeiungen ist wohl die wichtigste diejenige, die folgendermaßen lautet: „Idt ward een gülden Rink umme Wiedingharde (jetzt Nordfriesisches Festland) kamen, de wardt Bestand hebben!“ Die Wieding- oder Horsbüllharde war früher eine Insel, durch die Widau und einem Meeresarm vom Festlande geschieden.

## Der Kapitän erzählt.

Von Hermann Rüchner.

Man mußte schon diplomatisch vorgehen, wenn man unseren härbeißigen Kapitän zum Erzählen bringen wollte.

Einer von uns sagte so ganz beiläufig, es wäre doch auffallend, daß Seegeichten nur äußerst selten von Berufsseelenten geschrieben würden. Vielleicht könne uns der Herr Kapitän den Grund dafür sagen?

Unser Kapitän, ein bartloser, untersehter Fünßziger mit stark gerötetem Gesicht, richtete seine Augen mit grimmigem Behagen auf den Sprecher.

„Das will ich Ihnen gern sagen! Weil die Poesie unter Berufsseelenten nichts zu suchen hat! Die See braucht nüchterne, klare Köpfe und entschlossene, nervenstarke Männer, die in jedem Moment über sich verfügen können. Für sentimentale Schwärmer ist die See nicht da! Auf See geht alles einfach, folgerichtig und sachgemäß zu. Selbst das Verfaulen! Damit Sie sehen, wie lächerlich es ist, in die Berufsseefahrt Poesie und Romantik hineinzutragen, will ich Ihnen eine kleine Geschichte zum besten geben, die mir im vorigen Herbst passiert ist. Wir waren auf der Fahrt nach Finnland und wurden in der Nähe der Høborgbänke — südlich von Gotland, wissen Sie? — während der Nacht von einem furchtbaren Sturm überrascht. Ein Nordost, sage ich Ihnen, wie ich ihn in diesen Breiten selten erlebt habe. Der Sturm blies uns mit Stärke 11 direkt in die Zähne. Es stand eine ganz schauerhafte

See. Wenn ein Brecher vor uns hoch kam, packte ihn der Sturm, riß ihn in tausend Fetzen und warf ihn uns ins Gesicht, daß wir auf der Brücke kaum die Augen offen halten konnten.

Seit 24 Stunden war ich nicht von der Brücke gekommen. Unser schwer beladener alter Kasten, der sonst gut und gern seine 9 bis 10 Meilen machte, kroch mit höchstens 4 Seemeilen über'n Grund und nahm getreulich jede See über, die neugierig genug war, uns an Deck gucken zu wollen. Ein höllischer Tanz, sage ich Ihnen! Gegen Morgen hatte ich mich mit Seestiefeln und Delzeug ein wenig im Kartenhause hingelegt und war gerade beim Einschlafen, als mir der Erste Steuermann, der die Wache hatte, eine Nacht meldete, die mit gebrochenem Mast barchord voraus trieb.

„Laß sie treiben,“ dachte ich. Helfen können wir ihr doch nicht! Aber die Lust zum Schlafen war mir vergangen. Ich kroch also wieder auf die Brücke und nahm das Glas. Netze Bescherung sage ich Ihnen. Der Koljer lag mehr unter wie über Wasser. Es war ein moderner Fahrtenkreuzer mit Hochtafelung, etwa 12 Meter lang, breit und kräftig gebaut. Kein Rennboot, aber offenbar ein gutes Seeboot. Der Mast war dicht unter der Sahling gebrochen. Das Großsegel flog in Fetzen um den Maststumpf, an dem ein Rotsignal flatterte. Die Nacht lag vor einem Treibanker, den sich die Kerle aus allen möglichen Rundhölzern mit Bordmitteln zusammengelastet hatten.



Na — Gott sei mit euch! dachte ich bei mir selber. Was habt ihr auch um diese Jahreszeit hier herumzuschwabern! Von der Besatzung war wenig zu sehen. Ein junger Kerl stand in der Pflicht am Steuer und starrte unverwandt zu uns herüber. Der „Erste“ setzte das Glas ab, sagte etwas, das ich nicht verstand, und gab das Glas dem „Zweiten“. Der sieht eine Zeitlang hinüber; dann sagte er: „Sie haben recht, es ist 'ne Deern!“

Bei Gott, nun sah ich es auch! Ein schmales, raffiges Gesicht mit weit offenen, erschrockenen Augen. Das kurz verschnittene Haar wehte in einem dicken Klumpen achteraus. In der Pflicht lag noch einer. Mochte sich wohl beim Bergen der Masttrümmer und Segel verletzt haben. Man sah nur Kopf und Schulter eines jüngeren Mannes.

Wissen Sie, meine Herren, was ich da gemacht habe? Gesucht habe ich! Gräßlich gesucht! Nachdem ich mir so einigermaßen Luft gemacht hatte, gab ich Befehl, das Ruderbord zu legen und unsern Dampfer langsam an die Nacht heranzuschieben.

Wissen Sie, meine Herren, was das heißt, bei Windstärke 10 — na, vielleicht war es nur noch 8 oder 9, der Sturm hatte gegen Morgen etwas nachgelassen — einem ungenügend bemannten habarierten Segler eine Trosse an Deck zu geben? Drei unserer besten Leute standen mit Fangleinen in den Rüsten. Ich war total heiser von dem andauernden Gebrüll. Mein Erster Steuermann, ein Kerl von über 100 Kilogramm Wasserverdrängung und einem unglaublichen Nullspant, hüpfte wie ein Bockfisch, der Charleston übt, im Deckwasser herum. Und alles wegen der verwünschten Deern! Uebrigens, alle Achtung! Wie ein Mann arbeitete das Frauenzimmer auf dem Brack. Dreimal nahm ihr die See die Beine unterm Leibe weg, aber sie hielt fest und griff immer wieder tapfer zu. Und schließlich war es geglückt! Unsere Schlepptrosse lag kunstgerecht mit einem Palfsteg um den Maststumpf. Forisches Weib, sage ich Ihnen, meine Herren! Donnerwetter, uns allen rann der Schweiß in die Seestiefel, und dann legten wir langsam auf Kurs. Ein Ruck — noch einer — hurrah! Die Trosse hielt! Nun nahm ich den Lautsprecher und machte dem Mädel die schönsten Auerbietungen. Aber nein! Sie wollte nicht zu uns an Bord kommen! Grund? Sie deutete nur auf den Mann in der Pflicht. Aber sie wären uns dankbar, wenn wir die Nacht bis auf die Höhe von Libau schleppen möchten.

Dabei trug das junge Ding die ganze Zeit über die aufgeweichten Plünnen, die wie ein Badeanzug an ihr klebten. Sie mußte sich ja in dem schneidend kalten Wind was wegholen!

Bis zur Dunkelheit arbeitete das Mädchen, dann hatte sie am Maststumpf tatsächlich ein paar Blöcke festbekommen und versuchte — hol mich der Teufel — versuchte so 'ne Art Rotbefestigung anzubringen. Dann wurde es finster. Hagelbö auf Hagelbö segte über uns weg. Gegen

Mitternacht weckt mich der Zweite Steuermann, der die Wache hat: Die Schlepptrosse war gebrochen, die Nacht war achteraus gesackt und in die Nacht hinein verschwunden.

Na, wie Gott will, ich hatte es kommen sehen! Der Bootsmann ließ die Trosse einholen. Es fehlten nur wenig Meter an der vollen Länge. Der Bruch mußte also dicht vor der Nacht oder gar auf Deck derselben erfolgt sein. Als wir aber die Bruchstelle näher in Augenschein nahmen, blickten wir uns gegenseitig verständnislos an. Die Trosse war gar nicht gebrochen, sondern regelrecht geklappt, auf beiden Seiten bis fast zur Hälfte mit scharfem Stahl eingeschnitten! Der Rest war dann beim nächsten stärkeren Einrucken gebrochen.“

Der Kapitän blickte sich triumphierend im Kreise um. Geben Sie sich keine Mühe, Sie kommen doch nicht dahinter! Damals aber ging mir's nahe genug! Kann Ihnen sagen, war nahe dran, meine Pflichten gegen meine Reeder zu vergessen und trotz Nacht, Sturm und Seegang auf die Suche nach dem Mädel zu gehen.

Und wissen Sie, meine Herren, was los war? weshalb die Gesellschaft die Trosse geklappt hatte? Ha, ha! Angst hatte die Bagage, Angst vor uns. Und warum? Lumpenbande war es, Spitzbuben! Gestohlen hatten sie die Nacht, nach Schweden wollten sie hinüber, dort sollte sie auf irgend einer versteckten Werft als Pawl oder Ketsch umfrisiert und dann nach Belgien verschoben werden. Die Spitzbuben dachten ja gar nicht daran, sich von uns nach Libau schleppen zu lassen, die wollten ja nur den Schein waren und die Nacht abwarten, um dann verschwinden zu können!

Der Kerl in der Pflicht war heil und gesund, hatte bloß Furcht, erkannt zu werden. Ein dritter hielt sich unter Deck verborgen. Und ich alter Esel falle auf die Komödie, die mir das Frauenzimmer spielt, rein, schleppe sie so recht zart und sanft — übrigens, es waren Polen, alle drei — bis sie ihre heimlich vorbereitete Rotbefestigung fertig hatten.

Aber sie hatten Pech! Der Verlust der Nacht war längst bekannt geworden. Am nächsten Tage ereilte sie ihr Schicksal. Ein lettischer Regierungsdampfer, der seit 36 Stunden hinter ihnen her war, brachte sie auf. Aber das Mädel — alle Achtung! Ich seh' sie noch in ihren nassen Plünnen herumarbeiten. Ein großes forisches Frauenzimmer, sag ich Ihnen. Und ein paar Augen hatte sie und . . .“

Hier sah der Kapitän vorsichtig nach dem Nebentisch, an dem ein paar Damen saßen.

„Sie sehen, meine Herren, auf der See gibt es keine Romantik und keine Poesie. Alles geht hübsch einfach und natürlich zu, und kein vernünftiger Mensch kann an solch nüchternen, trockenen Erlebnissen ein Interesse haben. Hab ich nicht recht?“

Wir sahen uns gegenseitig an und schmunzelten.

## Dei A-Poggen

As dei leiw Gott dei West farig herr, seeg hei, dat dat all gaud wier. Hei wull äwer of ne Laustimmung hebben un säd dorum tau den Engel Gabriel: „Segg mal, min Söhning, wedder kann dat am besten äwerfiken, wat dei West tau brufen worden is?“ „Jel würr den Adibor fragen,“ säd dei Engel, „dei Adligen verstaht allens am besten, dorum hebben sei in'n Medelbörger Landdag dat Hauptwurd, un dei Adibor is adlig.“ „Man tau, min Jüngling,“ säd dei leiw Gott, un Gabriel flog af un keem bald mit den Adibor wedder.

As sei bi den leiwten Herrgott stünnen, säd dei tau den Adibor: „Segg mal, hest du all den Snack hört: Hanne-mann, gah du vöran, du hest jo Waterstärwel an?“ „I mag jo,“ säd dei Adibor, „ic hew noch von keinen Hanne-mann wat hört!“ — „Dor magst du recht hebben,“ säd dei leiw Gott, dese Redensort ward woll noch wenig bekannt sin? Professor Bossidlo is mit dat Sammeln jo noch nich begäng, un denn giwvt dat blot irst einen Kirl, un dei heit Adam un nich Hanne-mann. Hei dröggt of kein Waterstärwel, nee, hei geiht barst! Jel mein man blot, du mit din



groten Bein, dei as Waterstüvel gellen koeenen, kümmt mi as 'ne Ort Hannemann vör, vöran gahn fast du of as Eddelmann, dorüm heiw ic di utsöcht, dat du dorför upkümmt, dat dese Welt, dei ic makt heiw, of furtbesteht. Wenn dat an dei Tid is, fast du immer wat Lütts bringen, versteihst du mi?" — „Wat wull ic nich!" — „Un nu noch eins: Wo du nu hier büst, wo gesölt bi dei Welt, is dei nich sin worr'n, wat?" — „Ja," säd dei Adebör, „blot ein Deil is, wat mi nich tausseggt. Ic fall jo Poggen fräten. Nu is aewer Poggen un Poggen noch lang nicht datfüllwig. Weck smecken un weck sünd gornich taugeneiten."

„Na," säd dei leiw Gott, „wil du dat büst, will ic hier noch wat tau'n Newrigen dauhn. Dat du dei Poggen kennen kannst, dei du fräten fast, will ic ehr din Monogram up den Buckel malen!" Un dat ded dei leiw Gott. Dorvon kümmt dat, dat dei Poggen, dei dei Adebör frett, en grotes A up'n Buckel hebben, un wi seggen A-Poggen tau ehr. Un wecker nipp tauickt, ward of noch en lüttes v. finnen; dat hett dei leiw Gott nich vergäten, denn dei Adebör is adlig.

F. R.

## Darmverschlingung.

X Fredo Westphal.

Ein Buer hett 'n Pierd krank un leggt dat 'n Lom up un leert dormit na 'n Tierarzt in Röbel, Röbel was de nächste Stadt.

As de Buer so dörch Röbel mit sien krank Pierd tuckelt kümmt hei an 'n Schauter vörbi, dei vör sien Dör steiht.

„He, wur wis du denn mit dien Pierd hen," röppt de Schauter den Buern tau. „Na 'n Tierarzt seggt de Buer, „mien Pierd is krank un ic weit nich, wat em fehlt."

„Och, dat kann ic di seggen," seggt de Schauter, „dor bruffst du keinen Tierarzt tau." Un de Schauter geiht na dat Pierd ranner un frigg dat bi 'n Kopp.

„So," seggt de Schauter tau'n Buer, bör dat Pierd den Swanz hoch un kief achter rinner un ic war in't Mul kiesen." De Buer deit dat. Dunn röppt de Schauter, dei dat Pierd in't Mul fickt, „Kannst du mi seihn?" „Ne," röppt de Buer. „Na, denn hett dien Pierd Darmverschlingung."

## „Am Fsonzo".

(488 n. Chr.)

Es stehen Gesandte Ditrichs von Bern  
Fern vor Italiens Gauen;  
Die Grenze zu weisen den Herulern,  
Denen er die Fäde verhaun.  
„Nun höret", sprach Meister Hildebrand,  
Der reisige Führer der Gothen,  
„Ihr Männer, die Odoaker entsandt,  
Was Ditrich von Bern euch entboten!  
Vorläufig werde die Grenze der Fluß,  
Doch saget zu Nuz und Frommen,  
Eurem Herrn, daß er damit rechnen muß,  
Daß wir bald strammer ihm kommen!"  
„Oho," erwiderte Runi Fintz,  
Der Heruler, „Laß doch erst sehen,  
Ob wir nicht auch in der Lage sind,  
Euch eine Nase zu drehen.  
Das mag aber Sache der Zukunft sein;  
Zur Zeit noch sei es vergessen.  
Jetzt, Meister Hildebrand, lad ich Dich ein,  
Mit mir Dich beim Schoppen zu messen!"  
Der Waffenmeister erwiderte voll Erwartung des hohen Genusses:  
„Wohl, doch erst müssen wir ins Protokoll aufnehmen den Namen des Flusses!"

Der Heruler drehte verduzt sich um,  
Nicht wußte den Namen der Degen. —  
„I, so und so!" kam mit Gebrumm von seinen Lippen verlegen.

„Fsonzo! Gut, nun Punkt und Schluß!"  
Rief laut der Waffenmeister. —  
Den Namen behielt seither der Fluß.  
Nun heute „Fsonzo" heißt er.

F. R.

## De Ridder un de Barbier.

Ernst Siforski.

En Ridder brüfft den Meister an:  
„Hör tau, du büst en doden Mann,  
min Degen in den Buuk di sticht,  
wenn bi't Rasieren du mi richt"  
De Meister fürchterlich erschrickt  
un den Gehülpen tau em schickt,  
doch de bliwwt of den Ridder fern  
Un schickt den Lihjung tau den Herrn.  
Und süh mal an, de lüttje Bengel  
is reinweg furchilos as en Engel,  
hei smeert, ohn' blot en Wort tau snacken,  
de Seip den Ridder an de Backen  
un schapt em denn forsch un gewandt  
de Stoppeln af mit lichte Hand.  
Dat gung so fix un gung so gaud,  
dat of nich full en Droppen Bland.  
Un as de Arbeit nu was schafft,  
dor was de Ridder doch ganz baff,  
hei frog den Jung: „Du junges Bland,  
wonem hest du so'n groten Maud?  
Büst du wull gor en Dagedeiv,  
dat di din Leven is nich leiw?"  
Dor grien de Jung: „Och, Euer Gnaden  
hadd doch blot hadd allein den Schaden,  
ic hadd Zug, wenn ic richt dat Fell,  
de Kehl dörchsneeden up de Stell,  
un Sei wier'n nu en doden Mann;  
mi geiht dei Dod noch lang nix an!"  
Den Ridder grugt dat, un hei gung  
gor ilig af, denn eben hung  
sin Leven blot an einen Faden  
ganz eflig knapp in düffen Leden.



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bülhew.

Jahrg. 9

Teterow, 1. März 1936

Nr. 5

## Ein Mecklenburger — Polizeipräsident von Bombay.

Als am 28. Februar 1841 in einer mecklenburgischen Familie ein Sohn geboren wurde, hat sich niemand darüber Gedanken gemacht, daß dieses Kind sein Leben außerhalb der Landesgrenzen verbringen würde. Da sein Vater seine Landwirtschaft aufgeben mußte, weil seine Betriebsmittel erschöpft waren, wurde Robert Kaufmannslehrling in Magdeburg. Doch hielt er es dort nicht lange aus, da ihn die Enge der Geschäftsräume arg bedrückte. Und so fand man ihn schon nach einem halben Jahre als Wanderburschen in Italien. Damals kämpfte, wie ja bekannt, Giuseppe Garibaldi, der berühmte italienische Patriot und General, an der Spitze der auf die Einigung Italiens gerichteten Bewegung. Es ist also nicht verwunderlich, daß der mecklenburgische Landwirtssohn diesem Freiheitskämpfer seine Dienste anbietet. Am 11. November 1867 hatte Robert Hampe-Vincent Gelegenheit, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, und erlitt in der Schlacht von Mentana, als die damals im Kampfe gegen Garibaldi's Freischaren so einigen französischen und päpstlichen Truppen den General vernichtend schlugen, schwere Verwundungen und kam in Gefangenschaft. Endlich wieder frei, ließ er sich als Matrose mit Fahrt nach England anheuern.

Das Maß seiner Leiden schien noch nicht erfüllt zu sein, denn der Steuermann ersand tagtäglich neue Schikanen, um Robert seinen Dienst zu erschweren. Als das Schiff die Themsemündung erreicht hatte, wußte unser Mecklenburger Landsmann sich daher gar nicht anders zu helfen: er sprang über Bord und erreichte mit letzter Kraft eine Boje, an der er sich bis zu seiner Rettung festklammern konnte. Der Zustand des Geretteten veranlaßte seine Aufnahme in dem Marinehospital bei Greenwich. Durch irgendwelche Umstände war der Lebenslauf dieses jungen Mecklenburgers selbst in der weiteren Öffentlichkeit bekannt geworden, so daß viele hochstehende Persönlichkeiten ihm durch Geschenke Freundlichkeiten erwiesen. Erzählte er doch selbst mir später einmal, daß man damals in anerkennenden Worten sich immer wieder über seine nicht bei allen Seeleuten üblichen Betragen und die peinlich genaue Ausführung der ärztlichen Anordnung geäußert hätte. Für ihn selbst war nach eigener Äußerung dies

alles eine Selbstverständlichkeit, die er stets mit den Worten abtat: Das sei altmecklenburgische Art.

Seine kräftige Natur half ihm bald seine Krankheit überwinden und sein Tatendrang ließ den auf sich selbst gestellten jungen Mann freudig auf alle Wohltaten verzichten, und so nahm er an Bord eines Truppentransporters mit dem Reiseziel Indien neuen Dienst als Matrose an. Durch Erzählungen während der Fahrt angeregt und durch seine ersten Eindrücke im indischen Hafen verstärkt, gab er seinen Dienst als Matrose auf und ging in diesem geheimnisvollen und fagenhaften Gebiete an Land. Mittellos und ohne wohlwollende Beziehungen, wie immer in seinem Leben, mußte er nach vielen Bemühungen einsehen, daß es für einen Mecklenburger schwer war und wohl auch noch ist, in Indien eine zusa-gende Beschäftigung zu finden. Endlich gelang es ihm, beim Militär als Soldat angenommen zu werden. Während seiner siebenjährigen Dienstzeit erlernte nun mit echt mecklenburgischer Zähigkeit der ehemalige Volksschüler ungefähr 30 indische Sprachen und benutzte jede sich bietende Gelegenheit, seine Kenntnisse im Italienischen und Französischen zu vervollkommen. Solch zielbewusstes Streben fand seine Anerkennung in dem für ihn ehrenvollen Angebot, in die indische Polizei überzutreten. Die neuen Aufgaben reizten seinen Tatendrang, hatte er doch während seiner Militärzeit bereits selbst die Beobachtung gemacht, daß die in Indien tätige Verbrechermwelt mit ganz besonderen Mitteln zu arbeiten pflegte. Seine Sprach- und Schriftkenntnis machten ihn bei den Vernehmungen und Voruntersuchungen immer unentbehrlicher. Infolgedessen wurde er bald befördert und benutzte jede solche Auszeichnung als Anlaß, sich neue Kenntnisse der Sitten und Gebräuche der in Indien lebenden Völker anzueignen. Nach wenigen Jahren wurde er bereits mit dem Posten des Polizeipräsidenten der großen internationalen Hafenstadt Bombay betraut und er organisierte den Dienst seiner 2500 Mann starken Polizeitruppe vollständig neu. Wie sehr man seine Kenntnisse schätzte, geht wohl am klarsten daraus hervor, daß er lange Jahre hindurch ein Amt, ähnlich unseres Stadtverordneten-Vorsteher, in Bombay ausübte. Seine Vorgesetzten beauftragten ihn



sogar nebenamtlich noch mit der Reorganisation der englischen Polizei in Aegypten.

Als die Cholera-Epidemie in Bombay wieder einmal einen bedenklich großen Umfang angenommen hatte, forderte er auf Grund seiner Erfahrungen grundlegende hygienische Maßnahmen, die er den in Frage kommenden Behördenstellen ausführlich dargelegt hatte. Als man seine Vorschläge als zu weitgehend kurzerhand ablehnte, legte er trotz aller Bitten vieler maßgebender Persönlichkeiten sein Amt nieder, denn er konnte solche Handlungsweise mit seinem Gewissen nicht vereinbaren. Wie aus seinem Gutachten hervorgeht, war ihm die unsoziale Einstellung gegenüber der in bitterer Armut und nach indischer Landesart so dichtgedrängt wohnenden armen Bevölkerung einfach unfaßbar. Er blieb deshalb bei seinem Entschluß und verließ, nachdem die englische Regierung ihn mit seiner Familie im Salonwagen durch ganz Indien hatte fahren lassen, als Pensionär für immer das Land. Diese Fahrt zählte zu den schönsten Erinnerungen, wurde solches doch nicht jedem auf Regierungskosten zuteil. Auch konnte er bei dieser Abschiedsfahrt sich noch einmal persönlich vom Erfolge seiner Tätigkeit überzeugen.

Aus seinem Privatleben möchte ich noch hinzufügen, daß ihm aus erster Ehe drei Söhne erwachsen, die alle hohe militärische Posten in Indien innehaben, und daß er am 11. 1. 1898 in Badresch zum zweiten Male die Witwe Paula Mittag, geborene Bartels heiratete. Seinen Lebensabend beschloß er in Wiesbaden und Lugano. Wenn auch in der Todesurkunde „Altererscheinungen“ als Todesursache angegeben sind, so kann ich wohl auf Grund näherer Kenntnisse behaupten, daß der am 12. Oktober 1914 zu Lugano erfolgte Tod seinen Grund hat in der ungelassenen Zwitterstellung zwischen einem zeitweiligen argebundenen Mecklenburger und einem englischen Pensionär. Selbst seine Witwe mußte unter den Auswirkungen der

hohen Politik an ihrem Lebensabend körperlich und seelisch leiden, weil sie nur in englischem Hoheitsgebiete lebend als pensionsberechtigter angesehen wurde. Infolgedessen schenkte sie trotz ihres Alters die Unbequemlichkeiten mehrfacher Umzüge nicht und lebte während der für das deutsche Volk so schmachvollen Besatzungszeit in Wiesbaden, der deutschen Stadt, und genoß so gut es ihr noch möglich war, die Nähe ihrer Sippenangehörigen, da sie selbst kinderlos war.

Dieser kurze Abriß aus dem Leben des Mecklenburgers Hampe-Vincent stellt echt mecklenburgische Pflichttreue unter Beweis. Obgleich gerade in Indien ihm tagtäglich in der verschiedensten Form „Sondereinnahmen“ angeboten wurden, hat er unbestechlich und für seine Pflicht getreu erfüllt, auch wenn er selbst Nackenschläge dadurch hatte. Darauf ist es auch nach seinen eigenen Worten zurückzuführen, daß er selbst und später seine Witwe nicht auf die englische Pension verzichten konnten, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Gar zu gerne wären beide ins Mecklenburger Land gezogen, um in der Umgebung von Fürstberg ihr Leben zu beschließen.

Nachzutragen ist noch, daß das innere Sehnen nach der Heimat Hampe-Vincent nie verlassen hat, leuchteten doch seine Augen ganz besonders, wenn er von ihr sprach. Seine drei Söhne aus der ersten Ehe hielten es für richtig mit dem Tage der Kriegserklärung Englands gegen Deutschland jeden Verkehr mit dem Vater und seiner Gattin abzuberechen, denn sie fühlten sich als Engländer.

\*

Möge diese knappe Schilderung allen Volksgenossen deutlich zeigen, daß selbst höchste Ehren oder eine Ehe auf guter wirtschaftlicher Grundlage im Auslande nicht vor seelischen oder materiellen Schwierigkeiten schützen können!

Mg.

## Zwischen Dänemark, Neapel, Paris und Rostock.

Wandernde Handwerksgefallen vor 100 Jahren.

Dr. Hans W. Barnewitz. (Nachdruck, auch auszugsweise verboten.)

### I.

Wie hat es Gott so schön gemacht,

Daß er die Wanderbursche schafft!

denkt der junge Handwerksgefelte, denn ihm hängt der Himmel voller Geigen. Wenige Tage ist es her, da hat der fleißige Lehrling sein Gefellenstück vollendet, und mit mehreren Gefährten ist er im Quartal des Amtes

vor geöffneter Lade freigesprochen

und zum Gefellen ausgesprochen. Der Aeltermann hat ihn verpflichtet, auf Wanderschaft zu gehen; auch anderswo soll er Handwerksbrauch und Handwerksleistung kennenlernen. Denn mit Recht sagt Meister Snut, Hampe Nüttes Vater, von den drei Jahren Lehrzeit:

Sei sünd tau lang, um's tau verlieren,

Sei sünd tau fort, um uttaulichen!

Die Gefellenschaft hat den Ausgeschriebenen als ihresgleichen aufgenommen. Sie hat ihm den

Willkumm mit gewürztem Wein

präsentiert, — an manchen Orten gab es die erste Pfeife. Der Altgefell hat ihm erklärt, daß er dem Meister nun seine Jungarbeit mehr tun soll und daß er jetzt seinen Gefellen mehr sitzen soll:

„Bruder auf du und du!

heißt es, und wenn der angerebete Gefelle auch Haar und Bart hat wie ein zweischneidig Schlachtfischwert, oder wenn ihm der Bart auch auf die Schuhe hängt“.

Zwar hat ein alter Gefelle dazu gemurmelt, das hätte nur Gültigkeit für gewanderte Leute, doch das stört den Junggefallen nicht: er will ja nicht hinter Vaters Ofen bleiben, in wenigen Tagen ist er ja auch schon „gewandert“. So genießt er mit den anderen Freigesprochenen den Abend mit dem Bewußtsein, Hauptperson zu sein, und sträubt sich auch nicht, sich mit dem vorgeschriebenen „Hänsetwein“

in die Gefellenschaft einzulassen.

Wenige Tage darauf erhält der Junggefell sein Wanderbuch, das an die Stelle der bis 1813 üblichen Rundschaft getreten ist. Es ist ein hübsches Stück, das ihm als Prämie am Schluß des Lehrlingsunterrichts übergeben ist (nicht in allen Städten gab es diesen Vorläufer der heutigen Gewerbeschule). Mit Interesse liest der Besitzer die Feststellung, daß er von mittlerer Statur, länglicher Gesichtsförm, blauen Augen und blondem Haar ist, daß der Bart fast gar nicht da ist und daß besondere Kennzeichen fehlen. Danach wird man ihn unter Hunderten wiedererkennen können!

Der Anzug für die Wanderschaft liegt bereit, das Felleisen ist mit dem eigenen Werkzeug versehen und fertiggeschürzt. Nun noch Gut und Stod — bei Maurern und Zimmerleuten ist der letztere gedreht — ein kurzer, aber herzlicher Abschied von den Eltern, und es geht hinaus in die goldene Freiheit!



Einige Wochen weiter. Von Stadt zu Stadt ist der junge Geselle gewandert und hat überall brav sein Wanderbuch visitieren lassen. Das hat ihn

jedesmal zwei Schillinge

gekostet; aber als er sich einmal erfolglos um Arbeit bemüht hat, hat er sogar vier Schilling bezahlen müssen. Das wurmt ihn, denn so vermindern sich die paar Taler, die er von Mutter mitbekommen hat, ohne daß er etwas davon hat: er will in der nächsten Stadt unbedingt Arbeit annehmen.

Das Felleisen auf der linken Schulter, den Rock zugeknöpft, erkundigt sich am Stadttor unser Freund nach der Amtsherberge und geht durch die Hauptstraße dorthin, denn ein ehrbarer Handwerksgefelle hat es nicht nötig,

„sich um die Mauer herumzuschleichen — wie die Besenbinders und Strohschneider“. Ein stattliches Schild kennzeichnet sein Ziel. Dort meldet sich der Geselle, und als es heißt:

„Leg ab, Schmied!“,

legt er als zünftiger Geselle sein Felleisen unter die Bank, so daß die Riemen zur Wand hinliegen. Auf einer Tafel sind die Namen der Meister angeschrieben, die einen Gesellen suchen; als vorsichtiger Mann fragt er einen Mitgesellen, der inzwischen eingetreten ist, über deren Eigenschaften. Nach gewordener Auskunft meldet er sich bei einem ihm zusagenden Meister:

„Mein Begehr ist, daß ich möchte 8 oder 14 Tage nach Handwerksbrauch um Arbeit geschaut haben,“ und der Meister stellt ihn ein.

Aber die Ruhe dauert nicht lange; beim Meister ist es zwar auszuhalten, doch in der Stadt sind mancherlei Schwierigkeiten. Da sind Zwistigkeiten zwischen den verwandten Handwerken, den Handwerkschwägern, wegen ungebührlicher Konkurrenz. Da sind auch

Fischer und Störer,

Bönhafen genannt. Mit Mühe hat der Amtspatron, ein Senator, das Amt von einer Bönhafenjagd abgehalten, die im Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 so scharf verboten war. Und auch bei den Gesellen selbst gärt es. Zu allem sind neulich noch Herbergsvater und Altgeselle verwarnt, weil sie beim letzten Krugtag nicht eingeschritten sind, als es

„vor den Schaffhölzern“ Balgerei

gegeben hat. Der Amtspatron sieht überhaupt die Lade und das eigene Siegel der Gesellen nicht gern; denn Cere-nissimus hat durch verschiedene Erlasse zu verhindern gesucht, daß die Gesellen zu üppig werden. So ist es nur eine Zeitfrage, wann die Gesellen des Amtes „auffällig werden und zusammenrottieren“. Daran will unser Freund nicht teilnehmen, denn die gesetzlichen Bestimmungen, die seinem Wanderbuche angeheftet sind, schließen ihn in solchem Falle von der Meisterschaft aus. So meldet er sich unter Angabe „nach Küstrow“ beim Amt ab, und der

Lademeister händigt ihm sein Buch wieder ein, mit dem Vermerk: „daß er bei Meister N. N. 6 Wochen als Geselle gearbeitet und sich gut betragen hat“.

Als auf der weiteren Wanderschaft nun wieder das Geld knapp wird, da entschließt sich „der Fremdge-schriebene“,

„das Handwerk zu grüßen“.

An manchen Orten gab es ein Geschenk von der Gesellschaft:

Man bemüht sich ohne Zagen

Das Geschenk hier vorzutragen.

Anderswo gewährte das Amt ein Geschenk, und wieder anderswo erhielt man gelegentlich von dem Meister, den man um Arbeit ansprach, nicht nur beste Wünsche für die Reise, sondern auch ein Zehrgeld. Nun soll es ins Stre-lische gehen. Aber da fragt der Wandergefährte:

„Mensch, heßt du di denn all frilooft?“,

und auf eine Gegenfrage wird er daran erinnert, daß er ohne militärische Musterung überhaupt nicht über die Landesgrenze gehen darf, und dann bis zum 25. Jahre auch nur, wenn er jede Weihnachten der Heimatbehörde seinen Aufenthaltsort mitteilt. So heißt es vorläufig:

„Bleibe im Lande des Büffelpopfes und nähre dich redlich!“

Doch auch diese Zeit vergeht, und eines Tages überschreitet unser Freund als

„freigelooster Mann“

die Grenze, ohne daß er nötig hat, 200 Taler Kaution zu stellen, und gleich geht es nach Süddeutschland. Da sieht er, wie die Gesellenbrüderschaften weit stärker sind. Bei der Aufnahme wirken häufig

Buchgesell und Dofengesell

mit, die Gesellen haben sogar ihre eigene Krankenkasse. Aber dann gibt es wieder Städte, die sind so klein, daß mehrere Nemter sich mit einer Herberge begnügen müssen. Da hängt draußen das Schild der Bäcker, die beiden Löwen, die die Brezel halten, der Doppeladler der Schuster, die Tafel mit den drei Schilden der Maler u. a. m. Drinnen hängt über jedem Tisch das Stubenschild eines Handwerksamtes. Dort nehmen die Berufsgenossen den fremden Genossen freundlich auf, aber manches Mal gibt es Koppereien von einem Tisch zum andern. Da heißt es für die Tischler:

Ein wilder Bär in Polen fraß

Den Tischler samt dem Winkelmaß,

für den Böttcher hat man den Vers:

Böttcher, Böttcher, bum, bum, bum,

Dreimal um das Faß herum!

und die Zahl der

Berse für den Schneider

ist Legion. Kommen dann noch die Spitznamen für die verschiedenen Handwerke heran, so ist bald und leicht Prü-gerei im Gang.

## Wat för de Ollen und de Jungen.

Elfriede Wendler.

Badding Möller saß in seinem Altenstübchen im Ohren-stuhl am Fenster und smökte, als wenn der Tabaksbau allein durch seine Hilfe angekurbelt werden müßte. Er war recht schlechter Laune, Vater Möller, is nix, wenn 'n old ward,“ dachte er; „de Jungen de brüken em nich mihr, de wieren all so'n Klaukschiters, wat 'n ollen Mann seggt, hedd keen Gellung mihr, wotau is 'n noch up de West? Un hei stünn noch immer sienen Mann un güng mit sin fibunsaebentig noch grademang achter den Plaug,

as en jungen Kirl.— Hei wull nun of nich länger hier bliwen, morgen güng hei in de Stadt un meid'te sich 'ne lütte Stuw, den Sünndagsrock hadd hei all prai hängt. — Immer dichter wurden die Rauchwolken, die der Pfeife entströmten, als wollten sie so recht das umbüßerte Ge-müt von Vater Möller widerspiegeln. Da kam sein Enkel-kind, der sechsjährige Friß ins Zimmer gestürmt. „Groß-badding, kumm blot ens rut, de swartblag Rauch, de in de Achtereck, de bliwot jo woll dod!“ — „Gott's dunner,



Jung, de Swartblag is uns' beste Melkkauf" und damit waren alle düstern Gedanken zur Tür, Badder Möller grep nah de Mäh, un rut wier hei of. — Sohn und Schwiegertochter waren zur Stadt gefahren zu Weihnachtsbesorgungen, nur der Knecht und die junge Magd waren in der Wirtschaft. — Mit eiligen Schritten war der alte Landmann im Kuhstall; mit döfigen Augen schaute die Kuh ihn an, das Brüllen klang heiser, als fehle ihr die Kraft dazu und Knecht und Magd standen ratlos dabei. „hewwt Zi de Kauh to freten geiven," fragte der Alte, „se ward nu doch keen Kolik hewwen?" — „Ne, Großvadder, se hett jo all von Widdag an gornich mihr freten, id möt jo woll noch den Bierdofter halen, wat seggt blot de Buer, wenn hei nah' Hus künmt!" — „Dat dat dröhnen nah Jung, — de Kauh kann jo den Kopp nich dreihn, hier is an de Käd wat nich in Schick, runner mit de Käd!" — Schon war der Knecht dabei, der Kuh die Kette abzunehmen; — holt stopp," schrie da Vater Möller, „de Käd sitt fast! Dunner, wat's dat?" und dabei zog er einen dägten Nagel aus dem Hals der Kuh. Der Nagel mußte aus dem Deckenbalken gerutscht sein und war zufällig in einem Glied der Kuchette hängen geblieben, durch das Bewegen der Kuh hatte er sich in den Hals des Tieres gestoßen und ihr nun große Schmerzen verursacht, ohne jedoch glücklicherweise größeren Schaden angerichtet zu haben; denn nach Entfernung der Schmerzfurche wurde die Kuh gleich wohler. Vater Möller wusch die Wunde aus, ließ frisches Trunkwasser bringen, und bald fing das Tier wieder an zu fressen. — Als gegen Abend die jungen Leute aus der Stadt zurückkamen, hatten natürlich der Knecht und der hüte Fritz nichts Eiligeres zu tun, als die Geschichte von

der Schwarzbinten zu erzählen; „wier blot en Glück, dat wi Großvadder hier hadden, hei seg doch glück, dat an de Käd wat nich in Schick wier," sagte der Knecht. — Bald waren Sohn und Schwiegertochter beim Großvater; „Badding, nee, wat is 't 'n Saegen, dat du hier büst, man künnt doch süß würcklich nich 'ne Stunn ruhig von'n Hof gahn," begrüßte der Sohn den Vater, „ja," fiel die Schwiegertochter ein, „de Swartblag, uns' beste Melkkauf, de wier uns süß gewiß dod blewen! Großvadding, segg doch glück wat los wir! — Newer segg, wißt du utgahn, Badding, dor hängt jo din Sünndagsrock an't Schapp?" — Vater Möller wurde besonnen zu Mute, wat segg id nu, 'ne Uträd, ne — worüm? — „Id wull morgen eins to Stadt gahn un mi 'ne lütt Stuw meiden, hier geiht dat jo of ahn mi!" Verwundert schaute der Sohn den Vater an. „Wat wißt du, Badder, du wißt dienen Hoff verlaten, is dat din Ernst? Wat süll'n wi ahn di anfangen? Von allens wißt du am besten Bischeid, wenn 'ne Hülp fehlt, büst du up'n Platz; segg doch süßst: geiht dat nich all Ogenblick: will'n man irst Großvadding fragen, un du billst di in, dat geiht ahn di? Nee, Badding, bi uns bliwvt dat bi 'n Ollen, Jung un Olt marschieren tofamen, so is dat hier up unsen Hof ümmer west un so fall dat of bliwen!" — Badder Möller seggt gornix, hei wischte man blot mit de Hand aewer de Ogen, 't kem jo woll von den ollen Kof! — Dunn steckte Fritzing sin' Struwelkopp dörrch de Dör: „Großvadding, de Supp steiht all up den Disch!" — Dunn stümm Badder Möller up, hüng sienen Sünndagsrock wedder in't Schapp und still güng de Famili tau'n Abendeten; aewer de Abendsupp hett Badder Möller wull noch nich eins so gaud schmeckt, as hüt.

## Dat Karnickel.

Kopmann Paul Bohn in Lutenau hett hüt Geburtsdag. Dei ward fiert. Nich von ne Reig' frömde Gäst, dor is dat Geld tau knapp tau. Blot sien öller Brauder Fritz, wedder Buer in Ulenhost is, un sien jünger Brauder Korf, dei den Hoefladen an den Markt hett, dei sünd dor. Sei äten un drinken gaud, spälen bät henne vier Kortten, drincken Kaffee, un denn wiest Paul ehr sienen Laden mit dat Lager. Dat Wäswart is nich grot. Hei kann dor gaud von läwen, brukt oewer kein frömde Lüüd.

„Dor büst du an ne glücklich Kant," seggt Korf. „Id kam allein nich tauschied. Nu hew id Murer Luf sienen Delf, oewer Sägen is dor nich bi!" „Ra," seggt dei Buer, „disse Lufen haddst du doch of ut Lüdmung kenne müßt! Hei is as Grotmul un Supbütt bekannt un sei mägen dat Stählen." „Id dacht, männigein mütt as Swinägel gahn un is noch lang'n keinen. Id wull dat mit den Jung doch versäulen." „Un woans geiht dat?" fragt dei Kopmann. „Ach!" wiht Korf aw. „Sei mütt mihr Schacht hewn as Brot, denn mag dat warden. Jest hew id em poor-mal an dei Brill slahn. Dat düste nich an. Rudags wier hei bi dei Kaffeebohnen un wull dor poor Pund von verschanzen. Dunn hew id em mit den Reitschacht dat Ledder losmakt." „Id in dien Städ würd em lorthändig ruts-mieten," seggt Paul, „du weißt nich, wat dor all nah kamen kann. Dei oll Luf is as Rohlad stadtbekannt."

Denn gahn sei nah den Karnickelstall roewer. Paul hett all as Jung sien Lust an Karnickels hadd. Dit Vergnügen tau dat Beih is mit dei Tied grötter worden. Dorüm hett hei in den Bierdstall ne grot Karnickelstucht upstellt. An twintig Buern. Dei Wännen un Boen sünd schön dicht makt. So kann dor kein Katt rankamen. As hei dei Stalldör apen maken will, steiht dei up ne hand-breite Niz. Em swant nix Gauds. Un richtig, binnen

löppt dei grot witt Riesensei fri in den Stall rüm. Dei Buerdör steiht apen. Paul ficht rin: Dat Nest is uteinanderkragt. Dei Jungen sünd rut. „Verdammi!" seggt hei, „Dit hett uns' swart Kadd makt! Dei is för dat Stählen bekannt!" „Ja, Katten fräten lütt Karnickels. Dewer wat ficht dor ünner dei Blagen ehr Kist rut?" „Ein Swinägel. Id hadd so väl Müß' un Kotten hier, dunn hett Schult bi Zuch ut Ulenhost mi dissen ollen Baddermann mitbröcht, dei mußt gaud. Id hew noch kein Kott wedder spört." „Hett dei di of dei Jungen ruthalt?" fröggat Korf. „Nee, dat glöw id nich. Dei is ihrlich." „Se, je, id trug kein Swinägels!" „Dat hett dei Swart makt! — Musch, Musch, Musch!" Dei Katt künmt antausnuern. Hei nimmt sei hoch. „Kieft mal, wo dei did is! Dor sünd dei lütten Musers in. Dat fall sei nich ümsünst makt hewn!" Hei steckt dei Kadd in nen Sack un giwt sid dor mit nen Pieschenstock up. Dat Tier maut und springt irst as unklaut. Laulest liggt sei rein still. „Nu heft du sei dotslahn!" seggt dei Buer. Paul schüddt sei ut. Dor neist sei hen! Stiirt rug, Ogen fünsch un grot. „Dei fall sid dat woll markten!" „Je," meint Korf-Brauder, „Schuld heft du süllwen of. Du haddst dei Dör jo man taumaken künnt!" „Dei Katt dütt weiten, wat sei dauhn un laten dörwit!" „Son Diert deit, as dat klaut is." „Id of, Korf, dat hew id ehr äben wiest." — Dorbi smitt Paul sin witt Muddersei wedder nah ehren Stall rin un wickt den Haken vör. Denn gahn dei drei rin tau'n Kortenspälen. —

Abends henne elf steiht dei Besäuf up. Korf un sien Frug seggen Abschied un gahn nah Hus. Paul smitt sid in nen Mantel un bringt Fritz-Brauder ein Flag weg. Bät an den Krüzweg, halw nah Lutenau hen. Denn fihrt hei üm. Kort vör Lutenau, hei weit gornich, wat los is, fäuhlt hei mit mal sien Arms fast. Em hett von achter



einer umgräben. Hei will wat seggen — klatsch, klatsch, klatsch! seggt dat, un hei hett poor an dat Mul. Em flüggt dat Füer ut dei Ogen. „Dat is dorför, wief dat du dienen Lihjung so swinägelich behanneln dedst!“ „Jed hew keinen Lihjung! Dat is mien Brauder!“ seggt Paul. Dunn lett dei Kierl von achter los un seggt tau sienen Hülpzmann: „Denn sünd wi an dei verführt Adreß kamen!“ Dei Kopmann maßt dat hei wegstümmt. Nah so'n Backbiern verlangt em nich. Sien Gesicht brennt as Füer. Dat swillt jo woll an, as dat lett. Swienfram so'n! „Denn lat sei sid doch irst mal richtig nah umseihn, wecker dei Schacht verbeihnt hett!“ futert Bohn. „Dewer nee, dor ward glief up löskloppt, so'n Swinägels!“

Bäten kortpustig kümmt hei tau Hus an. Sien Frug hett dei Husdör tauflaten. Dorüm geiht hei oewer den Hof. Dat Heckdör is apen. Dunn hört hei in den Karnickelstall wat fraken un snorken. Hei halt sid sin Taschenlamp un lücht rin. Dor süht hei dei Bescherung! Sien

Fründ Swinägel hett grad den Haken tau dei blag' Wienersei awräten un kladdert dörch dei Dör. „Haha, du büst dei Swinägel!“ röppt Bohn wütig. Hei stödt den Stätergast mit den Faut an; dei rußt sid up un kümmt nich irst ganz ran nah dat Nest. Dei Karnickelmudder snorkt un springt as unklau. Paul raßt den Spitzbau mit ein Stück Füerholt rut, maßt dei Rist tau un bringt em in 'nen Sack nah dei Strat rup. Dor smitt hei em hen. „Kumm immer dat Hautvolt, wenn du dat nich anners herwn wist!“ seggt hei. Denn geiht hei rin.

Annern Morgen kümmt Kork-Brauder an un schandiert: bi em is oewer Nacht inbraken! Twei Sack Zucker un ein Sack Riez sünd stahlen. Wohrschienlich hett dei Lihjung von binnen dei Hofdör apen maßt un dei Spitzbau rinlaten. „Jed hew em furts an dei frisch Luft sett!“ seggt Kork tauleht. Paul seggt wieder nir as: „Dat heßt du recht maßt! Swinägels hören up dei Strat!“

## „Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen!“

Die Wahrheit von diesem bekannten Wort habe ich auch vor wohl 13 Jahren erfahren. Ich fuhr einmal im Spätherbst nach Hinterpommern, um eine große Landhochzeit mitzumachen. Drei Tage vorher hatte ich mich angemeldet und um Abholung gebeten, da man von der Bahnstation bis W. Hof mit dem Wagen anderthalb Stunden zu fahren hatte. Schon in der Bahn hatte ich eine gewisse Unruhe, ob auch jemand da sein würde. Als ich dem Zuge in K. entstieg und eifrig umher schaute, konnte ich keinen Wagen entdecken. Es war schon Abend und herbstlich kalt. Ich wartete und fror und wartete weiter. Kein Gefährt erschien. Ich hatte zwei größere Koffer bei mir, dafür aber umsonst Geld. Es war Inflationszeit und recht knapp! Ich überlegte, was ich tun konnte. Zum nächsten Dorf war es zu weit, um allein mit den Koffern hinzukommen, denn der Bahnhof lag weit außerhalb. Telefon war schon geschlossen. Geld, wie gesagt, recht knapp! Eine Schenke übelster Art neben dem Bahnhof lockte mich nicht. Und noch energischer wies ich den Gedanken zurück, mich von irgend einem fremden Knecht durch die Nacht fahren zu lassen. Ich wußte ja nicht, wo ich enden würde und ging alles gut, so würden meine Gastgeber wohl schon zur Ruhe sein. — Die Situation wurde immer ungemütlicher. Was sollte ich armes junges Ding nur tun? Es war einsam und still um mich. Nur aus aus der Ferne ertönte Hundegebell und über mir leuchteten in herrlicher Pracht die Sterne. Da faßte ich neuen Mut und glaubte: „Der Eine, der den Lauf der Sterne lenkt, wird auch dir einen Weg weisen!“ So vertraute ich mich einer höheren Führung an und erwartete Hilfe. Schon nach wenigen Minuten kam ein Herr mit

einem Schäferhund auf mich zu und fragte, ob mein Gefährt nicht angekommen und ich in Not sei. Ich schaute in paar glütige Augen, faßte Vertrauen, schilderte kurz meine Lage und bat ihn, mich in das nächste Dorf zu bringen und zwar in das Haus eines Pfarrers und sonst in die Wohnung eines Arztes. Ein verheirateter Geistlicher war am Ort. Wohl nach einer halben Stunde waren wir angelangt. Ich bat meinen freundlichen Führer vorzugehen und paar erklärende Worte zu sagen. Er tat es und ich schied mit viel Dank von ihm. Gleich darauf wurde ich von einem sehr liebenswürdigen Ehepaar empfangen. Ich schilderte meine Lage und konnte meine Angaben durch Briefe und Siegelring bestätigen. Während ich mich mit dem Pfarrer anregend unterhielt, bewirtete mich seine Frau in gütigster Weise. Und als zum Spätzuge auch sein Wagen erschienen war, wurde die Gaststube gerichtet. Staunen, Freude, Dank und das Gefühl der Geborgenheit überkam mich, als ich mich in dem behaglichen Zimmer zur Ruhe ausstrecken konnte. — Am nächsten Tage wurde ich nach telefonischem Anruf abgeholt. Der Briefträger mit meiner Karte, die irgendwo liegen geblieben war, wurde überholt. Bei meiner Ankunft wurde ich mit großem Hallo begrüßt. Und auf die erstaunte Frage der Hausfrau, wie ich ausgerechnet dazu käme, die Nacht im Pastorenhause zuzubringen, sagte ich lakonisch: „Pasters“ sind meistens ordentliche Leute! So gehe ich eben da hin! Ich wurde noch weidlich geneckt mit meiner seltsamen „Landung“ und doch habe ich zugleich die höchste Anerkennung von Allen im Hause erfahren, da ich mich aus einer wirklich peinlichen Lage, mit größter Eleganz herausgezogen hatte. S. v. Massow.

## Bei Starcken.

Kork Puls.

Mudder Klemm is in Rod — ja, twei Johr lang hett sei sid allein vörstahn; dat wier fuer. Nu, wo ehr Jung, dei lebt, grot is, nu is sei in Rod dörch Sorg um em: of hei will mit Gewalt in Pitt.\*)

„Sür doch, mien Soehn, dat geiht doch nich! Denk doch an mi, dien arm Mutter!“

„Badder is in Pitt west, Paul un Ludwig sünd of in leuchen Füer dastlagen, un Du —?“

„Benn't Gotts Will is — — —.“

„D blot nich! Herrgott, help mi arm Frug! O, hadd id blot Paul Klemm nich nahmen, denn hadd id nich dit Melend kennen lern, wo einen dei Leiwsten ünnere Hännern verbrennen!“

„Wo wullst Du denn henn mit mi, Mudder?“

„In mien Heimat, nah Meckelborg, up't Land. Rut ut dit Hungerneß von Zech!“

„Dewer id heww doch kein Lust tau Landarbeit, Mudder! Dei is tau verschieden un tau swor!“



„Nennen in Bütt is dat of swor, arbeiten in Hemd un Bütz. Du büßt doch drei Johr as Knecht up'n Lannen west un twei Johr as Ferienkind —.“

„Doriim jo grad. Ich kenn den Kram.“

„Du wardst dat in Bütt nich an. Denk di dat nich so licht, Heinrich!“

„Ach, Mudder, dat is so as mit uns' Starcken, wo id deinen ded'. In'n Winter güngen mi dei Föhrschen aewer Lunn un Busch weg, selbün. Wat hew id dor oft mit elschit un egiert! Bier gor kein Hollen in. Dunn heww id ehr oft wohrschugt: Leuwt man, bät dat Frühjohr is! Dag un Nacht soelen Si buten bliwen. Denn werden Si noch oft an den warmen Stall denken!“ Un so keum dat. Dei Buer geitw' dei drei Föhrschen up dei Fettweid. Of nahher bliwen sei buten. Dat wier ehr gornich mit. Dei Dagelöhner, wedder ehr nah den Kopp seihn ded', vertellte mi, as id dei lezt halte, all Abend hadden sei ant Ridsack stahn un nah den Stall jöhlt! Rief mal, Mudder, so ward mit dat of gahn: id ward irst oft nah baben kiesen, wo dat ant Licht hochgahn ded, un mi trüggelengen nah Di un nah dor baben. Man id ward of wennen, so as dei Starcken tauleht wennst hewn.“

„Heinrich, Heinrich, vertell tau Ennen!“

„Ich bün tau Ennen, Mudder.“

„Nee, nich!“ Un sinner Weinen vertellst sei wieder: „Du heft naug seggt: wenn Unwäder an dei Elw hochtrecken ded', denn hewn dei Starcken sinner ne grot Eiß stahn un sich schult un ängst, bät ein Schlag in dei Eiß inhög un twei dotsleug und dei drüdd himmen lahm makte. So ward of die dat leuchten Wäder tauschnen stahn. Ich weit dat, id weit dat!“

„Unfinn!“ seggt Heinrich — un geiht doch in Bütt. — wull hei trüggut un sien Mudder tau Willen sien. Man wat hadden denn sien Kamraden seggt? So beitt hei dei Lähnen tausamen und bleiw. Bald würd em dei Arbeit leitw: hei wennte. —

Un eins gauden Dags sünnt hei sich ut dei Düsung in't grot Krankenhaus wedder: von't leuchen Frier an Kopp un Bost schrecklich tauricht. Sien Mudder seit an't Bedd un jammerte: „Dat hew id seggt! Dat hew id seggt! O Heinrich, mien Soehn, mien Soehn!“

Sei keum wedder rut, un dunn tred hei mit sien Mudder in ehr Heim — as schunnen Minsch, ein halw Kroepel. Nah Bütt heit em nich wedder trüggelengt.

\*) Grube, unten im Bergwerk.

## Ut mine Festungstied.

Von Fritz Reuter.

### 1. De Festung G.

„Wat so 'n Minsch All erleben deiht!“ säd oll Vadder Ridsert — dunn lewt hei noch — as sin Jehann von den Wallfischfang taurügg kamen was un nu 's Abends in 'n Schummers von Isbarg un Isboren vertellte.

„Wat so 'n Minsch All erleben deiht!“ säd oll Schult Papentin, as hei 's Abends mit oll Bummigoren ut den Krang nah Hus gung, wo Fridrich Schult von de Slacht von Leipzig vertellst hadd. Unferein kann saebentig Johr oll warden, aewer erleben deiht hei nicks.“ — „Du heft recht, Vadder, säd Bummigoren.

Ich aewer segg, de Schult hett Unrecht! — So egal un so sacht flüht kein Lewenslop, dat hei nich mal gegen einen Damm stöht un sich dor in en Küsel dreiht, oder dat em de Minschen Stein in 't flore Water smiten. Re, passiren deiht Jeden wat, un Jeden passirt of wat Merkwürdiges, un wenn sin Lewenslop of ganz asdämmt ward, dat ut den lewigen Strom en stillen See ward; hei möt man dorför sorgen, dat sin Water flor bliwivt, dat Hewen un Jrd' sich in em speigeln kann.

Min Lewenslop is mal tau so 'n See upstaut worden, lange Johren hett hei still stahn müßt, un wenn sin Water of nich ganz flor un ruhig was un as un an in wille Bülgern slog, so garwv dat doch of Tiden, wo sich Hewen un Jrd in em speigeln kann.

Wat heit dit? — Wider nicks, as dat sei mi mal saeben Johr lang inspuunt hewwen. — Worüm? — Dat weit de leiw Gott! — Stahlen un namen heww id nicks, of nich lagen un bedragen.

Aewer drei Johr hadd id all seten; id was tau 'n Dod verurtheilt; dat hadden sei mi schenkt, aewer dorför hadden sei mi dörtig Johr Festung schenkt. So 'n Present kann keiner richtig taxiren, as Einer, de all drei Johr un i r st drei Johr seten hett. De Utsicht was slimm, de Innsicht slimmer. Dortau kann, dat sei mi von ein Festung nah 'ne anner versetten deden. Wo id west wir, hadd id Kameraden, gaude Friinn un Bekannten, wo id hen süll, was id allein.

Un einen bitterkollen Winterdag satt id in en Plan-

wagen, en Schandor satt neben mi. Drei Dag' lang durte de Johrt, de Mann was fründlich tau mi; aewer id frür. De Küll un de Ungewißheit, wat nu kamen sünnt, schüddelten mi dörch dei Knaken. Wenn den Minschen en Schicksal bedörsteiht, wat hei nich wennen kann, denn drängt sich dat Bland tau 'm Harten, un denn friert em. Den Soldaten in de heite Slacht, den Matrosen bi 'n Schippbruch unner de gläunige Sünne, den Verbrecher up dat Blandgerüst tritt de Frost an.

Wi kemen up de nige Festung an. — Natürlich taurist tau 'm Plasmajur! — De Mann satt un att Middag, hei winkte sine leiw Fru tau; sei bröchte en reinen Teller un fettte en Staul an den Disch, un hei frog mi, ob id sin Gast sin wull. Wo girn! — Dat was doch wat! — Gott seggen den Mann för sine Fründlichkeit! — Sinen braven Namen kann id hir nich nennen, denn dat sünnt den annern Namen verraden, un dat wull id nich girn.

Wi eten Bratwust un Linsen. Mein Dag' hewwen mi kein Linsen so gaud smeckt; id bün süs nich sihr för Linsen.

De Schandor nammt Affschid von mi, un id was in de Hand von frömde Minschen up en frömdes Flag.

De Plasmajur steekt sinen Degen an de Sid un winkte mi: wi wullen gahn. Wi gungen up de Kommandantur tau 'm irsten Kommandanten. Hei set mi nich vör. Dat was en eigen Gesäuhl. De Mann hadd in minen Ogen einen grotten Namen; hei was de Brauder von einen Mann, de Anno 13 in aller Welt Munn' lewen ded, unner den sin Fahn mine leitvsten Lehrers, mine eigenen Unfels in 't Feld tagen wiren. Ich hadd sinen Namen up den Turnplatz sungen, hei was in minen Sinn Schwesterkind von Maud un von Freiheit: un wat was 't denn anners, wat mi up de Festung bröcht hadd, as dat id des' nah mine Ort in 'n Harten drog? — Un nu set mi de Mann mit den schönen Namen nich einmal vör? — Mi frür nich mehr, mi göt dat gläunig heit aewer.

De Plasmajur kann herut un säd mi, dat wir en Berseihn von 't General-Auditoriat, min Bliwens wir nich hir, id müßt bald wider, vörlöpig süll id en Prisong hew-



wen, wo en Leutnant in seten hadd, de wegen Verrücktheit in 't Lazareth kamen wir.

An de Hauptwach würd en ollen Mann rute rauwen, de kamm mit en Bund Slaetel tau Rum un slot nebenan 'ne Dör up; wi gingen 'ne Trepp tau Höchten un id stunn in 'ne lütte vorkantige Kabach mit en Fac düstere Finstern, natürlich mit ierne Gardinen. En ollen wadeligen Tisch, en dreibeinigen Hüfer, en Waterkranz un en Strohsack, dat was de Utrüstung.

De Platzmajur gung; oll Batter Kähler maßt Füer in den Aben un gung of, slot aewer haben un unnen de Dör tau.

So satt id denn nu allein — ach, wo allein! — 't is 'ne schöne Sat üm dat Alleinwesen, wenn Einen fri üm 't Hart is, un hei mit sich tau Rath geiht aewer dat, wat in em lewt un weilt, wat em höllt un wat em driwt, wenn hei olle Tiden vör sich upstigen lett un mit ehr vergahene Truer un vergahene Lust, un wenn hei vör sich süht un von de Taufunft drömt; aewer, wenn hei mit sich Rath höllt, möt hei of Rath weiten, de ollen Tiden mit ehre Lust un Truer möten verwunn'n sin, dat Hart darw dorbi nich mihr rascher schlagen un sich ängsten, un de Taufunft möt vör em liggen, as en hellen Morgen. Aewer — as id segg — dat Hart möt fri sin, un dat olle Unglück verwunn'n. — Min Hart was nich fri, min Hart satt deiper in Aeden un Banden, as mine Knaken; Johr un Dag dat Sülwige! un hiit dat Sülwige, sid Johr un Dag! — Nicks was verwunn'n, un in de Taufunft legen dörtig Johr Fängnis. — Dröm sich doch Einer mal aewer dörtigjohrige Nacht in en hellen Morgen henaewer.

Id satt up minen Strohsack allein; wo lang', weit id nich; wat id an desen Abend dacht heiw, weit id of nich. Id wakte von en Slaetesklimpern up — dorvon wakt jeder Gefangen up, un set hei of dusend Johr — üm mi was dat Nacht; id hadd woll lang' so seten. Min Dör würd upflaten; mit fasten Tritt kamm Einer in min Kamer 'rin: „Guten Abend! — Haben Sie hier kein Licht?“ — Id säb, id hadd kein. — „Kähler,“ säb de Mann, „setzen Sie die Laterne hierher und holen Sie Licht.“

Dat geschach, un vör mi stunn en middelgroten unnerfett'eten Mann in en grisen Militärmantel un 'ne Feldmüt. Hei kunn twischen vortig un föftig sin, sach aewer frisch un gesund ut, un sin Hauttiren was strack un stramm, as Einer, de lang' kummandirt un sich immer fort resolvirt hett.

Id was upstahn un stunn vör em. „Ich bin der zweite Kommandant, Oberst B.,“ säb hei, „und wollte mich doch mal nach Ihnen umsehn.“ — Id antwortte dor wat up, wat 'ne Höflichkeit sin süll, 't mag aewer woll en beten snurrig 'rut kamen sin, denn mi was nich nah Höflichkeit tau Sinn.

„Sie werden hier nicht lange bleiben können,“ säb hei, „Sie werden bald weiter versetzt werden.“ —

„Warum haben Sie kein Licht? und warum haben Sie es sich noch nicht bequem gemacht?“ frog hei wider. — Id säb, id hadd noch nich utpakt un hadd an 't Bequemmaken noch nich dacht.

„Glaub 's Ihnen,“ säb hei; „aber quälen Sie sich nicht mit schweren Gedanken. So lange Sie hier sind, haben Sie es hauptsächlich mit mir zu tun, und ich werde, so weit es meine Pflicht erlaubt, Ihr Los erleichtern.“

Dormit wendt hei sich üm, nicht mit den Kopp: „Adieu!“ un gung bet an de Dör. Hir dreht hei sich rasch üm, as wenn hei wat vergeten hadd, un frog mi, wo id her wir. — „Ich bin ein Mecklenburger,“ säb id. — „En Meckelnbörger?“ frog hei up 't beste Plattdütsch, blot mit so 'ne lichte preußsche Bimischung, as sei in de Gegend von Rigen-Strelitz reden. „In wecke Gegend sünd Sei

denn dor gebürtig?“ — „Ich bin aus Stavenhagen,“ antwurt id. — „Ut Stenhamen?“ frog hei wider, „wat is Ehr Vadder?“ — „Bürgermeister,“ säb id. — „Wo lang' mag hei all dor sin?“ säb hei. — „Sid Anno achteinhundertsechzig,“ säb id nu of up Pladdütsch. — „So, so?“ brumnte hei so vör sich hen; aewer mit einmal frog hei so recht indringlich: „Seggen Sei mal, lewt de Väder Sommer noch?“ — Je, säb id, weckern hei meinen ded? Dor wiren twei Väder Sommers, den einen näumten sei immer „Aristophers Geist“, wil dat hei so 'n Dodensark hadd, un den annern näumten sei „Schill-Sommer“, wil dat hei dunntaumen mit Schillen gahn wir.

„Dat is hei! Dat is hei!“ röp hei rasch. — „Lewt de noch?“ — „Ne,“ säb id, „de is vör ehliche Johren storben.“ — „Künn of nich utbliwen,“ säb hei fort, „hadd den Bramwin tau leiw.“ Nichte noch einmal adjüs un gung.

Mine sworen Gedanken wiren weg, den Obersten sine fründliche Ort un sine gauden Würd hadden dat Ehrige dahn; aewer vör Allen ret mi de Niglichkeit dorute. — Dat unbedüdenste Nige hett för en fangen Minschen en grotes Bedüden. Aewer hir was wat, wat am Enn' Jedden niglich maken kunn. Wo kamm de Oberst tau 't Pladdütschreden? — Na, hei kunn en Pommeraner wesen; aewer worüm würd hei so hellhörig, as id von Meckelnborg säb? — Na, hei kunn jo of en Meckelnbörger wesen, 't wiren vele Meckelnbörger dunn bi de Preußen; aewer de Ort redte kein Plattdütsch, de sunnwelten un bisterten leiwerst in 'ne grugliche Ort Hochdütsch 'rümmer, wil dat sei dat för vörnehmer höllen, un des' Mann hadd so recht mit Behagen sin Plattdütsch spraken, un 't was en richtigen Mund buß. Un wat wüßt hei denn nun von Stenhamen un minen Ollen, un vör Allen, wat wüßt hei von Schill-Sommern? — Id termaudbarst mi denn nu hir aewer mit allerhand Fragen, sunn aewerst kein Antwort, un as id mi tau 'm Slapen up den Strohsack smet, säb id tau mi: „Na lat 't!“ Id glöw aewer, up dat letzte Flag blüß du grad nich kamen.

Den annern Morgen packt id min Habfeligkeiten ut 'ne Kist; dor kamm denn allerlei herute, wat süß reifen Lüüd' nich in de Welt mit 'rümmer slepen: 'ne Waschschöttel, en Glas, en Drahtflüchter, un denn min kostbarstes Stück Möbel: 'ne Koffemaschin. Vadder Kähler kamm un maße Füer in den Aben, id settte en lütten Bott mit Water an dat Füer, un as dat Water sine bullen Blasen smet, halt id 'ne Tüt mit mahlen Koffe tau 'm Börschin, un 't wohrt nich lang', was min Koffe farig. Id treckte minen ollen ehrwürdigen Slaproch an, de up de ein Sid mal häßlich ansengt was un leider Gotts nich in de Füerkass' stunn, dortau mine schönen warmen Bampuschen — sei wiren von Daufeggen tausamfluchten un hadden blot den einen Fehler, dat sei in de Nattigkeit nich dicht höllen; aewer wat hadd id of in 'n Natten tau dauhn? id satt jo in 'n Drögen — un so was mi denn up mine Ort ganz gaud tau Maud'. Dunn kamm de Reih bi 't Uipacken an min Lewensmittel: en halw' Kummisbrod, en Stück Zegenkes' un en Enn' Talglicht.

Dit lekte was denn nu grad nich tau 'm Eten, aewer 't was jo doch noch tau brufen, un dorüm hadd id dat mitnamen, denn wenn Einer mit siw Sülwergroschen den Dag aewer utkamen sall, denn möt hei dat Sinige hellschen tau Rad' hollen. — Siw Sülwergroschen däglich is en grot Stück Geld, maßt up 't Johr föftig Daler; aewer bi so 'n armen Deutvel von Gefangen, de nich sülvst för sich sorgen kann, maken sich an sine Zukünften noch annere Lüüd' de Fingern blag, un hei möt sich 't gefallen laten. Dat hadd denn nu woll slicht bi mi uthaut, wenn min oll Vadder nich west wir, de mi af un an mit en lütten Tauschubb unner de Arm grep; aewer vel dürtwt dat of



nich sin, un wat von dor kamm, leten sei Einen of man druppwiß taufleiten. Nu wüßt jo aewer min Vadder gor nich, wo id in de Welt was, id müßt also irst schriwen, un bet id Antwurt hadd, müßt id nu also mit min Staatsgehalt von sin Silwergröschken utkamen, denn oll Vadder Kähler was woll en ollen gauden Mann, aewer so dumm was hei nich, dat hei sich up Vorgen inset. — Ich schreiw also.

As min Breif farig was, stellt id mi an't Finsten. Mi was hiit Morgen ganz anners tau Sinn, as gistern Abend; eine Nacht ruhigen Slap maßt en annern Minschen; dortau schinte de Sinn in min Finsten, un min Gardinen wiren tau 'm Glück nich so dicht, dat sei den Strahl nich up mi fallen leten. — Id kunn nah 'n Dur henseihn, dor kenen Kutschken 'rinne tau führen un Postwagens un Markwagens, of en Eisenwagen führte 'rute — dat hadd id sich virtehalw' Johr nich mihr seihn — mi kamm Allens schön vör, of de Eisenwagen. Landmätens kenen mit Mess in de Stadt, Burjungs mit Holt, Börgerers gungen ehren Geschäften nah, olle Herrn mit Pelzkragen verpeddeten sich de Viskürr en beten, un denn kenen lütte, nüdliche Dam's mit Feddern up den Haut un mit grüne Sleuers, wo de frischen, roten Gesichtler 'rute leten as de Muschrosen. Sei wiren all hübsch, all! Id wüßt nich ein, de mi häßlich vörkamen wir. Wobon kamm dat? — Na, id was viruntwintig Johr olt, un sich virtehalw' Johr hadd id kein annern Dam's seihn as de oll die Frau Grelen, de vör dör-tig Johr as Marketerenderin bi 'n pohlsches Hulaken-Regiment stahn hadd, un denn uns' Korline mit de Ledogen.

Mit all de Lüüd, de id dor seihn ded, hadd id nicks tau dauhn, sei kimmerten sich of nich um mi aewer desto mihr id mi um ehr, un nah en por Dag' wüßt id all ganz schön Bescheid. Dat lütte Dirning mit dat rot'brunne Fähtken up den Linn' was den Arbeitsmann sin Kind, de immer Middags mit Alex un Sag' tau Hus kamm, hei gaww ehr mal vör minen Finsten Geld, un sei kamm nah 'ne lütte Wil mit en Brod ut dat grüne Hus rechter Hand 'rute, dat Schild kunn id nich seihn. Dor müßt also en Bäcker wahren. En por Dag' d'rup slogen sich en por rechte driftige Slüngels up de Strat, un en Mann mit 'ne witte Schört kamm herut un höll Stür un gaww den Einen en por rechte in 't Gnid, dat was also sin eigen, un hei was de Bäcker; un de annern Slüngel ley in de Nahwers-Dör 'rinne un kamm dor einen Mann mit en swart Schortfell in den Lopp, de em of en por verabsolgen ded, dat was also den Elösser sin. Un ut dat Bäckehus kamm en lüttes nüdliches Mäden, schir, as in dat Ei pößt, un witt, as 'ne Duw', un de Unteroffizier von de Wachgung en lütt Gnn' mit ehr tausam un fot sei dunn an de Hand un redte mit ehr sich angelegentlich, un sei kett immer aewer de Schuller nah ehr Vadders Finsten, un mit einmal würd sei rot as 'ne Ros' un rei em de Hand weg un was snubbs um de G. — Wat hadd de Herr Unteroffizier mit min lütt Bäckerdochter tau reden? — Un 't wohrt nich lang, dunn kamm sei wedder, un in den Elösser sin Dör stunn en smucken jungen Kirl; aewer swart as 'ne Kreih, un de Kreih, de hauste, un de lütt witt Duw' kett sich um, un 't wohrte nich lang, dunn stannen sei tausam un lachten un spakten mitenanner, un de Herr Unteroffizier trippelte vör de Gewehren up un dat in bet de Fähten tausam un strek den Snurrbort un kett grimmig nah de Beiden. — Wat hadd hei för Weibdag', wenn Kreihen un Duwen sich gaud sünd, un Nahwers-Kinner sich leiw hewwen?

Ja, up dat slichtste Flag was id noch lang' nich kamen! Minschenverfähr, un gelt hei Einen of nicks an, frisch dat Hart up; aewer hei is as de Musik, sei möten beid' nich tau drift warden; 'ne schöne, lise Melodi leggt sich

weil an 't Hart, aewer wenn Allens um Einen 'rüm sidelt un tut't, un trummelt, warden Einen de Uhren weih dauhn, un Ein sehnt sich nah de Einsamkeit.

En por Dag' d'rup kamm min Oberst B. wedder tau mi un wedder des Abends. Ditmal hadd id Licht; min Drahtleuchter stunn preislich up den Tisch, un up en Licht för 'n halwen Silwergröschken. De Oberst redte Hochdütsch mit mi, hei hett meindag' nich wedder Plattdütsch mit mi redt; id natürlich of nich. As hei gung, säd hei: „Aber was haben Sie für einen schlechten Leuchter!“ — Id säd: je, dat let sich doch nich anners maken, un sin Ding' ded hei jo. „Haben Sie denn etwas zu lesen?“ frog hei wider. — Ich ja, säd id, id hadd Höppnern sine Institutionen un Thibaur'n sine Pandekten un en corpus juris un Ohmen sine Mathematik un Fischern sine Hydrostatik un noch en por annern so 'ne interessante Les'bäuer. — „Na,“ säd hei, „ich selbst lese wenig von Unterhaltungsschriften, aber meine Tochter hat eine kleine derartige Bibliothek, und ich werde Ihnen etwas daraus besorgen.“ Dormit gung hei.

## Kapittel 2.

Mitdewil was dat Dämmeder worden, dat Is un de Snei wiren von en Frühjohrsregen wegwuschen, un de Frühjohrsluft un de Frühjohrsfünn hadden den Regen wedder updrögt, un 't sach würklich ut, as wenn 't Wassen un 't Bläuchen all losgahn süll, un in mi wuß un bläuchte en Verlangen nah Frühjohrsluft un Frühjohrsfünn, dat id 't knapp achter mine Gardinen uthollen kunn. Id hadd an de Kommandantur um de Erlaubnis schrewen, en beten in de frie Luft spazieren tau kaenen, hadd aewer noch kein Antwort. Wat schreiw id of an dei Kommandantur, wo de Mann mit den groten Namen de irste Begelin' spekte? Worüm wendte id mi nich an minen Obersten B.? Dorüm, wil mi keiner en Rath gaww un de Weg' wüßte. En Minsch, de fri is, hett dusend Weg', wenn hei wat för sich besorgen will; geiht 't up den einen nich, geiht 't up den annern. Unjerein hadd blot man einen Weg, un de güng dörrch de Fängnis-Dör un schrammte an Stott un an Rigel.

Aewer 't süll beter kamen, as mine Kleinmündigkeit mi dat vörmalte. Uns' Herrgott hadd för gaud inseihn, in de letzten Dagen von den Februvori mit minen Heil-Christ tau bescheren, de tau Wihnachten utblewen was — denn dat möt keiner glöwen, dat hei man blot Wihnachter-Abend beschert, hei beschert dat ganze Johr dörrch, un en Heil-Christ kamm alle Dag' kamen, un dat Kind-Jes, wat em bringt, süht ball so un ball so ut. Min Kind-Jes sach an desen Abend as en preußischen Oberst ut un kamm rechi stramm in de Dör 'rinne.

„Sie haben sich um die Erlaubnis, spazieren gehen zu dürfen, an die Kommandantur gewandt,“ säd hei, „es ist Ihnen dies gestattet worden. Sie können sich auf dem Festungswalle unter Aufsicht eines Unteroffiziers, den ich bestimmen werde, Bewegung machen.“ — Dat sung schön an, un en Strahl von de Frühjohrsfünn was all in min Hart sollen. „Und hier,“ säd hei un langte in de Tasch, „ist auch ein Brief von Ihrem Vater, er schreibt sehr freundlich an Sie und sendet Ihnen Geld, welches ich Ihnen nach Bedürfnis zukommen lassen werde.“ — Id grep nah minen Breif; dat let sich würklich wo nah an.

De Oberst gung an de Dör un röp: „Ordonnanz!“ Sin Ordonnanz kamm, hei namm ehr en Paket af, lād dat up den Tisch: „Bücher für Sie.“ Hei namm den Soldaten noch en Paket af: „Und hier ein paar anständige Leuchter. Werfen Sie den Drahtleuchter zum Fenster hinaus! — Gute Nacht! — Kähler, der Herr hat jetzt täglich einen halben Taler zu verzehren!“ (Fortf. folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bützow

Jahrg. 9

Teterow, 15. März 1936

Nr. 6

## Mecklenburg im Urteil alter Reisender.

Dr. Robert Ahrens-Malchin.

### III. Von einzelnen Orten.

Wo liegt das „echteste“ Mecklenburg? Diese Frage ist so einfach nicht zu beantworten. Ist es in den größeren und kleinen Städten zu suchen? Ist es das Land der großen Gutsbetriebe des Ostens, wie Reuter sie uns schildert? Sind es die Bauerndörfer des Westens? Die Zeiten urteilen darüber verschieden. Und wenn wir uns noch einmal bei unsern Reisenden erkundigen wollen, was sie für das echteste Mecklenburg halten — oder vorsichtiger ausgedrückt, was sie an Mecklenburg vor allem fesselt, so wird die Antwort lauten: Nicht das Bauermland, nicht die Kleinstädte; wohl aber die Güter mit ihrer Leibeigenschaft, wohl die beiden Seestädte — und in erster Linie die Residenzen und alles, was mit Fürstlichkeiten zusammenhängt, also das städtische und das feudale Mecklenburg. Davon erzählen sie am meisten, darauf gründen sie ihre Urteile.

So sind die wichtigsten Haltepunkte auf ihren Reisen Neustrelitz und Schwerin-Ludwigslust, Wismar und Rostock, Doberan und Güstrow. Damit aber die Darstellung nicht zu einseitig erscheine, sollen die doch nur kürzeren Bemerkungen über Orte der ostmecklenburgischen Heimat auch mit angeführt werden.

#### 1. Neustrelitz und Schwerin-Ludwigslust.

Nach dem Brande seines Schlosses zu Altstrelitz hatte Adolf Friedrich von 1726—31 sein am Zierker See mitten im Walde liegendes Jagdschloß Glienke zu seiner neuen Residenz ausbauen lassen. 1733 hatte er eine neue Stadt hier gegründet. Der Markt mit seinen sternförmig ausstrahlenden acht Straßen bezeugt die Künstlichkeit dieser Anlage. Der Boden um Neustrelitz besteht dabei größtenteils aus Sand. Um so mehr ist die gärtnerische Leistung zu bewundern: „Die dortigen Gärten, die einen Ueberfluß an allerley eßbaren Früchten liefern, und die anmuthigsten Spaziergänge von nutzbaren Bäumen darbieten, machen der menschlichen Geschicklichkeit desto mehr Ehre“. (Mugent). Schön ist die Lage des Schlosses und reizvoll der fürstliche Park. „Viele hübsche Lauben . . . neue angelegte englische Partien, kleine Tempel, mehrere Gartenhäuschen . . . Den größten Werth erhält dies alles durch eine Tafel am Eingange, welche im Namen des Herzogs

in einem humanen und würdigen Tone den Einwohnern sagt, daß Ihm die fröhliche Menge, die sich in seinem Garten versammeln wolle, willkommen sei, und derselbe jedem ohne Unterschied des Standes bis 10 Uhr abends offen stehe“. So sieht Zöllner 1795 die Anlage. Man spürt in diesen Worten den Hauch einer neuen Zeit, in der es mit dem Glanz des alten selbstherrlichen Fürstentums zu Ende geht und der Bürger Anteil verlangt am Regiment und am freieren Leben.

Hier in Strelitz regierte damals ein Herzog, in dem sich das Gottesgnadentum der ablaufenden Zeit noch einmal in drolliger Weise gestaltet. Es ist Adolf Friedrich IV., Friß Reuters „Dörchlächting“. „... hei was en unglücklich Minsch, indem dat hei in finen swacken Liew drei Grugeln un drei Furchten hadd, de em kein Rauch leeten. Hei hadd nämlich irstens en groten Grugel vör de Arbeit, zweitens en noch grörtiern vör Spänken un Heren, un drüddens den grötsten vör alle Frugenslüd'; denn hei hadd irstens 'ne grote Furcht vör en Gewitter, zweitens 'ne noch grörtiere vör den Dod un drüttens de grötste dörvör, dat em mal biweglang sine Kron afhannen kamen künn . . . Tau all dit Unglück kamm nu noch en anner Unglück: hei was nah Paris reist west un hadd sit dor degern verleiw. Rich in en Frugensmisch, denn, as ik all segat heff, dörvör hadd hei en Grugel, ne in schöne Kleidaschen; de müßt he bewiewen, de wiren tau finen un finen leiwten Staaten Glück notwendig, un sine leiwten Staaten smeeten nich so bel af, dat hei sine Gelüsten up sanstene Röck un sidene Hosen vull füllen künn.“

Verschoben und kleinlich, unbeherrscht und eitel, dabei von einer drolligen Abneigung gegen das weibliche Geschlecht — so zeichnet Reuter diesen Fürsten.

Einen ganz andern Eindruck gewinnt man, wenn man die ehrerbietigen, höfisch gefärbten Worte des Engländers vernimmt. „Adolph Friedrich IV., ist regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ist acht und zwanzig Jahr alt, mittlerer Statur, mehr mager als corpulent . . . Sein ganzes Betragen ist majestätischer Anstand, mit einer gnädigen Herablassung begleitet . . . Er ist ein wahres Muster von Keuschheit, welches um so mehr Bewunderung verdient,



da er in der Blüthe der Jahre und gegen die Reize der Schönheit nicht unempfindlich ist . . . Unschuldige Vergnügungen befördert er gern, daher ist er ein Liebhaber von Bällen und Assemléen, tanzt und spielt Karten. Oft habe ich ihn sagen hören: Ich geniere Niemand, will aber auch selbst nicht genirt seyn . . . So lebt er wie ein großmüthiger Fürst . . . seine Milde und Gnade verbreitet sich über alle“.

Auch das Bild des Hoflebens, das bei Rugent so lächerlich kleinlich und ärmlich wirkt, sieht bei Rugent großartig genug aus: „Die Trompeten geben das Zeichen zur Tafel. Gleich nachher erscheint der Herzog mit seiner Schwester, der „Christel-Sweester“ Fritz Reuters. Man führt die Damen ins Speisezimmer, ein Page betet „laut und vernehmlich“. Dann setzt man sich. „Die anwesende Gesellschaft bestand größtentheils aus Cavallieren, Hofdamen und Offizieren von der Garde; die Tafel selbst bestand aus einer Suppe, drey Gängen und dem Nachtsch.“ Nachher gibt's in einem andern Raum noch Kaffee. Während der Zeit unterhält man sich mit Rugent über England. Mehlich geht es bei der Abendtafel zu. „Dies ist die gewöhnliche Lebensart bey Hofe, woran nichts wesentliche geändert wird als an Gallatagen.“

Rühmend hebt Rugent die Freigebigkeit des Fürsten hervor, die freilich die gefährdeten Finanzen des Landes noch mehr anspannte. Der Engländer erhält im Namen Seiner Durchlaucht eine Börse voll Louisd'or zum Andenken. Zugleich soll er die Rechnung über seine Wirtshaus-Ausgaben einsenden; „denn ich sollte während meines Aufenthalts in Strelitz überall keine Kosten gehabt haben.“ Nur in einem stimmen die plattdeutsche Dichter und der Engländer überein: die Vorliebe für schöne modische Kleidung findet sich auch bei Rugent. „Der Herzog hatte einen blau samtenen Rock an, blaßgelbe Unterkleider, weiße seidne Strümpfe, brillante Schnallen und den Orden des Hosenbandes um.“ Und an einer andern Stelle: „Diesmal hatte der Herzog ein karloisn-rothes samtnes Kleid an, und seit der Zeit habe ich bemerkt, daß er täglich anders gekleidet geht.“

Wenn man auch zugeben muß, daß bei Rugent höfische Uebertreibung mitspricht, so ist andererseits zweifellos, daß Fritz Reuters Schilderung der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht, sondern eine, wenn auch glänzend durchgeführte, Karikatur ist.

Strelitz — Schwerin — ein großer Unterschied! Dort unfruchtbarer Sandboden, dem der Mensch erst mit Mühe Früchte abringen kann; hier eine Landschaft, die nach Rugent zu den schönsten in Europa gehört. „Nur wenig Oerter in Europa können eine so reizende Lage haben. Sie liegt an einem vortrefflichen See, dessen Ufer, indem sie sich amphitheatral-mäßig erheben und durchgehends mit den schönsten Gärten, kornreichen Gefilden, schattenden Wäldern und fetten Wiesen angefüllt sind, dem Auge einen fast paradiesischen Anblick geben . . .“

Rugent weilt gerade in Schwerin, als der Martensmann dort eintrifft und gibt davon eine genaue Schilderung. „Als ich zu Hause ging, begegnete mir ein ganzer Schwarm Jungen, die sich das Gesicht mit Kienruß beschmiert hatten und einen ähnlichen Spektakel betrieben als bey uns die Schornsteinfegerjungen am Mahltage . . . Es dauerte nicht lange, so war der Schloßplatz mit einem ungeheuren Schwarm von Menschen angefüllt; unter diesen war auch die ganze Heerde schwarzer Jungen, die den Martensmann mit einem Zetergeschrey um Geld anschirien. Gleich darauf kam eine Kalesche, etwa wie ein Postwagen gestaltet, in vollem Trabe auf den Schloßplatz, auf diesem Wagen saß ein Deputirter vom Lübeckischen Magistrat, einige andre Bediente in rother Uniform, ein Notarius und

zween Zeugen. Sie hatten ein Faß Rheinwein bey sich, welches der Herzog von Mecklenburg-Schwerin jährlich vom Lübecker Magistrat zum Geschenk erhält. Der Wagen fuhr im stärksten Trabe rund um den Schloßplatz herum, während der Zeit warf der Martensmann Geld unter die Jungen, die sich wie die Grasheufler balgten und zaulten. Hierauf erschien der Herzogliche Hausvogt, welchem die Deputation folgendes Kompliment machte: „Der Lübeckische Magistrat und Bürgerschaft schicken Seiner Durchlaucht dies Faßchen Wein aus nachbarlicher Freundschaft.“ Worauf der Herzogliche Bediente erwiderte: „Wir sehen das nicht an als nachbarliche Freundschaft, sondern als Schuldigkeit.“ Der Deputirte läßt darauf seine Protestation vom bey sich habenden Notarius niederschreiben und von beiden beiden Zeugen bekräftigen; eben dies tut auch der Herzogliche Bediente. Wenn dies alles vorbei ist, wird die ganze Gesellschaft in ein Zimmer des Schlosses geführt und mit einem Abendessen bewirthet. Das schnurrigste dieser ganzen Ceremonie ist noch dies, daß der Wagen, eh er noch auf den Schloßplatz kommt, sorgfältig untersucht wird: findet sich nun, daß die geringste Kleinigkeit, sey es auch nur ein einziger Nagel, dran fehlt, so verfällt die ganze Equipage an den Herzog. Die Deputation bleibt hier die Nacht, aber den andern Tag muß sie, noch eh es Mittag wird, sich wieder formachen.“

Ueber den Sinn dieses Vorgangs ist sich das 18. Jahrhundert nicht mehr klar gewesen. Wohl versucht man Deutungen, aber diese entsprechen kaum der Wahrheit. Nach Wossidlos Forschungen handelt es sich um eine heidnische Ueberlieferung, in der eine vorlawisch-germanische Lichtgöttheit im Glauben des Volkes sich mit einer slavischen Göttheit vermischt hat. Zu dem heiligen Ort, der Schweriner Burg, sandten verschiedene Städte am 10. November, einem im ganzen Slavenlande heiligen Tage, Opfergaben. Darauf deutet noch die Untersuchung der Fehlerlosigkeit des Fuhrwerks und das Festmahel hin. Die christliche Kirche setzte für den heidnischen Gott den heiligen Martin, dessen Tag der 10. November war, ein und konnte so den Brauch beibehalten. — Der Martensmann ist zuletzt 1804 in Schwerin gewesen. Infolge der Kriegswirren ist die Sendung dann unterblieben und 1817 durch Geld abgelöst worden.

Schwerin als Stadt litt damals sehr durch Ludwigslust, das von 1756 — 1837 Residenz war. Eine glänzende Straße verband beide Orte miteinander. Wie Neustrelitz ist auch Ludwigslust eine künstliche Schöpfung. Rugent entzückt vor allem der Park, dessen genaue Schilderung in den Worten gipfelt: „Alles, was sich die Morgenländischen Nationen unter dem Namen eines Paradieses vorstellen, findet man hier im Lustgehölze beysammen.“

In Ludwigslust herrscht kein Ceremoniell. „Die Kavalliers tragen keine Degen und setzen sich auch gestiefelt zur Tafel. Die Damen gehen beständig im Reithabit, welche Tracht übrigens das Frauenzimmer sehr gut kleidet, denn sie gleichen mit ihren hohen Federhüten vollkommen den Amazonen.“ Der Fürst, Herzog Friedrich, ist ein ernstester, für technische und künstlerische Dinge interessierter Mann. Seine stark pietistisch angehauchte Frömmigkeit veranlaßte ihn mehr und mehr, alle irdischen Freuden zurückdrängen. So hatte er gar keinen Sinne für volkstümliche Feste. Bei Hochzeiten wurde Musik und Tanz unter sagt, das Erntebier wollte er durch eine Geldzahlung ablösen, Schützenfeste durften jahrelang nicht abgehalten werden. Das Theater lehnte er ab und entließ die damals berühmteste Schauspielertruppe Deutschlands, die Schönmannsche, aus seinen Diensten. Er unterhält sich darüber mit Rugent: „Zwar wüßte er wohl, daß das Schauspiel unter einer gehörigen Aufsicht immer belehrend



und in gewisser Absicht eine Schule der Sitten werden könne, allein die Erfahrung hätte doch auch schon oftmals das Gegentheil gelehrt. Ueberdem würde in einem so kleinen Staat als Mecklenburg das Schauspiel nur eine Anreizung zum Luxus und zur Verschwendung seyn, den Müßiggang befördern und auf den Geist der Industrie verschleichen. Diese und mehr andre Sachen dieser Art machten diesmal den Inhalt unsers Gesprächs aus, und dies gab mir Stoff genug, die erhabenen Grundsätze eines so frommen und weisen Fürsten zu bewundern.“

Eine drollige Geschichte mag den Abschluß dieser höflichen Schilderungen geben. Rugent ist am letzten Abend vor seiner Abreise von Ludwigslust nach Schwerin auf sein Zimmer gegangen und beginnt bereits, sich auszu-  
kleiden. „Plötzlich tritt ein großer vierchrötiger Kerl in mein Zimmer und guckt, ohne ein Wort zu sprechen, in den Kamin. Ich fragte ihn, was er hier wollte? da brummte er kurz weg, er wäre in seinem Beruf. . . An seinem berückten Aufzug erkannte ich ihn endlich für einen Schornsteinfeger. Ich protestirte nun freilich sehr und sagte: es ist dazu nicht Zeit; „freilich,“ bis er mir entgegen, „ist's Zeit, ich muß den Augenblick fassen.“ Ich stellte ihm vor, daß es ja wohl Zeit hätte bis Morgen, da ich ohnehin nach Schwerin reisen würde. Aber der Kerl antwortete mir kurzweg: dies ließe sich nicht aufschieben, und es wäre ausdrücklicher Befehl, um Feuersgefahr zu verhüten. . . und im Umsehen klapperte er zum Kamin herauf, da ich dann den ganzen Spektakel geduldig abwarten mußte. Als er seine Sache gemacht hatte, marschirte er mir nichts dir nichts wieder zur Thüre hinaus und da mußte ich auf meine eigne Hand über die närrische Komödie lachen.“

## 2. Wismar und Rostock.

In einem gewissen Gegensatz zu den Fürstenstädten Strelitz und Schwerin stehen die See- und Hansestädte Wismar und Rostock, selbstbewußte Bürgergemeinden, die lange im Kampf gegen die Fürsten gestanden haben. Rostock hat sich selbst im 18. Jahrhundert noch nicht gebeugt.

Wismar freilich ist von 1648—1803 in schwedischem Besitz, und es geht recht still und ruhig dort zu. Die Häuser sind verfallen, auf den Straßen wächst Gras. Dafür genießt Wismar den Ruf, der gesündeste Ort Deutschlands zu sein, und Campe bemerkt schon nach kurzem Aufenthalt eine Besserung seines Gesundheitszustandes. Wie würden heutige Heilbäder solche Sätze als Kessame ausnutzen!

Was uns in Wismar heute das Großartigste scheint, die ins Uebergewaltige gesteigerte Wucht seiner Kirchen, macht damals keinen Eindruck. Und wenn uns heute die Innenräume mit dem kräftigen Rot ihrer Pfeiler gefallen, so müssen wir uns von Rugent sagen lassen: „Am anstößigsten wars mir, daß die Pfeiler nicht einmal überweist, sondern die puren Mauersteine zu sehen waren.“

Trotz der langen schwedischen Besetzung ist die Bevölkerung mecklenburgisch geblieben. Etwas Auffälliges merkt Rugent jedoch an: „Es war mir auffallend, in ganz Wismar kein einziges Kaffeehaus und nicht mehr als einen einzigen Buchladen zu finden. Indessen gibt es hier verschiedene Häuser, wo die Einwohner fast auf englische Art ihre Clubs haben. . .“

Am eingehendsten hat sich der französische Offizier von 1789 mit Wismar beschäftigt. Auch bei ihm ertönen die Klagen über den Rückgang des Wohlstandes in Folge der Schwedenherrschaft. Kaum 6000 Einwohner hat die Stadt damals, „wobei die Zahl des weiblichen Geschlechts zu der des männlichen sich wie 3:1 verhält, eine Proportion, die mancher schönen Wismarsfenserin vielleicht schlaflose Nächte macht, zumal da, wie es heißt, die jungen Männer oft unbieder genug sind, sich ihre Ehehälften auswärtz zu erkiesen.“ Er schließt seine Betrachtungen mit den Worten:

„Ueberhaupt wird Reisenden irgend von Condition in Wismar eben die Zeit nicht lang. Man kommt ihnen zuvor. Man begegnet ihnen mit außerordentlicher Höflichkeit und Gastfreundschaft. Schade nur, der Konversations-ton ist ein wenig steif und die Etikette fast allzu spanisch.“

Gegenüber Wismar ist Rostock noch eine lebhaftere Handelsstadt, wenn auch von dem mittelalterlichen Glanz nur noch wenig erhalten ist.

Den allgemeinen Eindruck der Stadt schildert Zöllner in folgender Weise: „Die Stadt hat im Ganzen ein sehr empfindliches Ansehen, ungeachtet viele Straßen schmal und krumm sind, auch mehrere bergauf und bergab gehen. . . Noch stehen viele Giebelhäuser in den Straßen. . . Das Finstre, welches sonst diese Bauart hat, wird indessen sehr dadurch aufgehoben, daß man die tiefen Hausflure artig ausputzt. Oft sind sie in der Mitte mit Glashüren verschlossen, so daß man sich gleich beim Eintritt ins Haus in einem kleinen Saale befindet, der mit Spiegeln, Sophas, Uhren, Stühlen, Gipsfiguren usw. geziert ist und in heißen Sommertagen einen eben so kühlen als erheiternden Aufenthalt gewährt. Es nimmt sich in der That ungemein gut aus, einmal über das andere auf einem solchen Flure Damen mit ihrer Arbeit sitzen zu sehen, deren Fuß durch die Dekorationen des Zimmers gehoben wird und die an allem, was auf der Straße vorgeht, einen so unmittelbaren Antheil nehmen können, als wenn sie unter freiem Himmel säßen. Vor vielen Häusern sind kleine schmalle Plätze mit Fliesen gepflastert. . . Die Sauberkeit dieser Plätze und die schönen Fenster von böhmischem Spiegelglas geben der Stadt ein so wohlhabendes und heiteres Aussehen, wovon ich einen ähnlichen Eindruck noch in keiner anderen Stadt gefunden habe; ungeachtet Rostock sonst viel Aehnliches mit Lübeck hat.“

Eine eigentümliche Erscheinung beobachtet Zöllner 1795: „Ganz nahe an der Stadt vor dem Kröp-  
liner Thore fanden wir eine seltsame Hütte mit einem kleinen Acker- und Gartenplätzchen umher. Man sagte uns, sie werde von einem Einsiedler bewohnt. Eigentlich sollte man ihn einen Zweifelder nennen; denn er hat seine Frau bei sich. Der Mann hatte ehemals eine eigene Mühle gehabt, die er in einem Prozesse verlor. Außer Stande, sich zu nähren, baute er sich hier auf einer zum Stadtgebiete gehörigen Anhöhe am Wege eine Hütte, wo er Anfangs bloß den Sommer zuzubringen gedachte. Gegen den Winter befestigte er sie mit Erde, focht das Dach dichter und verwahrte es gegen Regen und Schnee. Allmählich brachte er eine Wohnung zu Stande, die ihm nach seiner Versicherung ganz bequem ist. . . Ein wenig Getreide und etwas Gartenfrüchte, vornehmlich Kartoffeln, baut er auf einem kleinen Flecke, den er sich eingehegt hat und der sonst wüste lag. Man ließ ihn nach einigen Versuchen, ihn zu verdrängen, endlich im ruhigen Besitze dieser kleinen Erdscholle. Er erzählte uns dies alles in einem sehr drollischen Tone und einer schwer zu verstehenden Sprache. Gar sonderbar nahm es sich aus, wie er die Geschichte seiner Heurath erzählte. Er habe jemanden gebraucht der ihm das Unkraut ausgetete und ihm bei der Bestellung des Ackers helfe; bezahlen habe er niemanden gekonnt, also habe er sich entschlossen eine Frau zu nehmen. Ich hätte die Frau wohl sehen mögen, die sich auf diese Bedingungen an diesen Mann gekettet hatte! Aber sie war in der Stadt, wo sie, wie er sagte, ein Gröschchen zu verdienen suche. . .“

Man wäre versucht, diese kleine Geschichte auf das Ausflugslokal „Der Einsiedler“ im Stadtpark zu beziehen, wenn irgend die Ortsangaben zusammenzubringen wären. Leider ist das nicht der Fall, und so müssen wir denn annehmen, daß Name und Dasein jenes Einsiedlers im Rostke vergessen worden sind.

(Fortsetzung folgt.)



# Mecklenburgische Eisenbahnergeschichte.

Hans Böhlmann.

Set em nerod Müß up!

Das bekannteste Original unter den Friedrich Franzbahnern, Oberbahnhofsvorsteher Oberfeld in Neubrandenburg, dem man die Erfindung des Neubrandenburger Spezialgerichtes, des Maschinenfleisches, zuschreibt, der auch als Sachverständiger eines guten Tropfens galt und von dem noch heute unzählige Geschichten im Umlauf sind, neckte gern Leute. Als sein Freund, der Pferdehändler Ludwig Sumpfe, einmal darüber klagte, daß Gebrüder Beenebens ihm nicht mehr im gewünschten Tempo gehorchten, riet ihm Oberfeld? „Luting, maß dat so mit Di, as wenn Du dei Remonters dei hoge Kommission vörführst: bäten Päper nah achtern!“

Eines schönen Tages fuhr Luting Sumpfe seinen Freund, den Pastor primarius und Praepositus mit seinem kleinen flotten Fuchsgespann spazieren und kam auch am Bahnhof vorbei. Bei den Wirtschaftsgebäuden standen in augenscheinlich wenig rosiger Laune der Oberbahnhofsvorsteher Oberfeld und seine Frau. „Na,“ meinte Luting Sumpfe teilnehmend, „August, Du maßt jo 'n Gesicht, as wenn Du as Amtmann in 't Büro nah Swerin versett wierst!“ „Ja,“ erwiderte Frau Oberfeld, „denken's 'mal, Herr Sumpfe, denken's 'mal, Her Popost, un' Swien will nich fräten un will nich supen!“ Und vom Wagen herab riefen beide wie aus einem Munde, ganz schnell, so schnell, daß der Pastor sein Stottern ganz vergaß:

„Oh, den'n is gorto licht awiohelsen. setten's em mal de rode Ißenbahnermüß von Sei ehren lewen Mann up, Se söllen mal seihn, wur fixing Sei ehr Swien sid dat annimmt!“

„Leegen dau id in Swerin.“

August Oberfeld, der von sich zu sagen pflegte, was Moltke als „Oberfeldherr“ für das Heer, sei er als „Herr Oberfeld“ für den Neubrandenburger Bahnhof, behelligte vorgesezte Stellen selten mit Berichten; was er irgendwie sülksten erledigen konnte, gelegentliche kleine Zusammenkünfte beim Rangieren oder was sonst nach seiner Meinung über Betriebsunfälle die „Sweriner Aktensammler“ nicht dringend interessierte, wurde von Herrn Oberfeld, dem Oberfeldherrn des wichtigen Knotenpunktes im mecklenburgischen Osten, selbst in Ordnung gebracht. Das ihm unterstellte Personal, Beamte, Angestellte und Arbeiter, vertraute ihm blindlings und liebte ihn abgöttisch; er war wie ihr Vater, nur Lügner verdarben es leicht mit ihm. Wer sich bei ihm in den Verdacht der Unaufrichtigkeit brachte, den knurrte er an: „Mit dei Herren in Swerin wardst du nich färig, dortau blüß du to dämlich; un dei sünd di ttaw klaut! Du seggst mi de Woßheit, un wenn wi in Swerin leegen möten, denn lat mi leegen — id bün nämlich teinmal so klaut as du un sifmal so klaut as de Herren in Swerin! Lat mi leegen, Minisch, un bliw du bi de Woßheit.“

„Hannes! Die Schlußscheibe fehlt.“

Strahlender Sonnenschein eines mecklenburgischen Spätherbsttages leuchtet über ein buntes Bild auf dem Teterower Bahnhof: Serenissimus sind in großer Begleitung bei einem Schweizer Magnaten (Teterow liegt in der Mecklenburgischen Schweiz!) zur Jagd gewesen, haben einen Ibender auf die Decke zu legen geruht und kehren nun, im Besitze der Trophäe, mit einer gewissen Feierlichkeit in die Residenz zurück.

Der fahrplanmäßige Zug Stettin—Lübeck ist pünktlich auf die Minute eingelaufen und hat den ihm in Neubrandenburg angehängten fürstlichen Salonwagen mit dem Allerhöchsten Wappen genau vor dem schmalen Teppich, mit dem der Bahnsteig belegt ist, zum Halten gebracht, königliche Hoheit sind eingestiegen, die Fürstentreppe ist mitsamt den Purpurläufern von dem für den Allerhöchsten Fahrgast bestimmten Abteil zurückgerollt, entblößten Hauptes harret die Menge der Abfahrt, der Herr Oberbahnhofsvorsteher hat mit der Weißglaubehandschuhen dem Zugführer das Zeichen zur Abfahrt gegeben, der Zugführer hat gepiffen, der Lokomotivführer ist vorsichtig und doch schwungvoll angefahren, der Herr Oberbahnhofsvorsteher hat die linke Hand an den Eisenbeingriff des Beamten degens mit dem goldenen Portepée gelegt, die Rechte an den Rand des mit der blaugelbroten Kokarde gezierten Zweimasters gehoben, der Zug setzt sich in Bewegung, der zugbegleitende Geheime Oberregierungsrat von der Großherzoglichen Generaleisenbahndirektion winkt dem Oberbahnhofsvorsteher ob der gelungenen Feierlichkeit der Abfahrt anerkennend zu: da gestt über die Häupter der freudig erregten, doch ehrfurchtsvoll schweigenden Menge der Schrei einer Frauenstimme: „Hannes, die Schlußscheibe fehlt!“ Hoch oben vom Küchenfenster der Dienstwohnung hat die Frau Großherzogliche Oberbahnhofsvorsteher die Unterlassungssünde der Neubrandenburger erspäht, die den Salonwagen ohne Schlußscheibe angehängt hatten, und sie mit sofortiger Wirkung bekanntgegeben: und alle, Serenissimus nebst Gefolge, der Geheime Oberregierungsrat der Zugführer, der Lokomotivführer und nicht zuletzt der Oberbahnhofsvorsteher müssen ihr gehorchen, der Oberbahnhofsvorsteher winkt aufgeregt dem Zugführer, der pfeift Alarmsignale, der Lokomotivführer gibt Gegendampf, der Personenzug Stettin—Lübeck fährt einige hundert Meter in Richtung Stettin, ihm wird die Schlußscheibe angelegt, und er verläßt zum zweiten Male den festlich geschmückten Bahnsteig, aber jetzt mit der vorschritzmäßigen Adjustierung durch die Schlußscheibe, für die Frau Oberbahnhofsvorsteher persönlich gesorgt hatte.

Ein Vierteljahrhundertlang hieß es bei den mecklenburgischen Eisenbahnern, wenn irgend etwas nicht in reglementmäßiger Ordnung war:

„Hannes, die Schlußscheibe fehlt!“

## Zwischen Dänemark, Neapel, Paris und Rostock.

Wandernde Handwerksgefallen vor 100 Jahren.

Dr. Hans W. Barnewitz. (Nachdruck, auch auszugsweise verboten.)

### II.

Wer einmal im Süden ist, den lockt es über die Alpen. So schreibt der wanderlustige Malergefell Wilhelm Rudloff aus Rostock an „die Großherzoglich Mecklenburgische Bunde-tags-Gesandtschaft“ in Frankfurt am Main um einen

Reisepaß für ein Jahr, der ihn ermächtigt, über München nach Wien und Italien zu reisen; er erhält ihn, und „alle Militär- und Zivilbehörden werden ersucht, demselbigen nötigenfalls allen Schutz angedeihen zu lassen.“



Nur ein Jahr! Da heißt es sich ranhalten! So wandert der junge Mecklenburger von Mainz, wo er seit ¼ Jahr „mit gutem Betragen in Kondition gewesen ist“, am 6. Februar 1847 über Freiburg und Stuttgart nach München. Dort besorgt er sich verschiedene Gesandtschaftsstempel, Wien bleibt bei Seite, und zunächst geht es über Mittenwald nach Venedig. Dann werden Verona, Ferrara, Florenz mitgenommen, und am 14. Mai ist der Wanderbursch in Rom. Doch von der Auffassung, man müsse Jahre lang in Rom bleiben, um es kennen zu lernen, hält er nicht viel. Nach wenigen Tagen geht es nach Neapel weiter, die Gesandtschaft der Sizilischen Majestät hat den Plan durch Namen und Stempel besiegelt. Zum Arbeiten ist nicht viel Zeit, man will in dem Auslandsjahr möglichst viel sehen, und so gewinnt auch bei unserem Rordmann die alte Gesellenregel ihre Bedeutung:

„So du auf Wanderschaft kommst, sollst du keine Kirchen und Klöster vorbeigehen, sondern sollst reingehen, und wo du nicht kannst reinkommen, bleibe draußen stehen, tue dein Gebet zu Gott, dann wird dir's wohlgergehen auf deiner Reise!“

Ende Mai geht es von Neapel wieder nordwärts, Canossa wird passiert, Mailand ist das vorläufige Ziel. Ende Juni ist die Zwischenheimat Mainz über Bregenz erreicht, aber dort wird nur eine Ruhepause gemacht. Im Juli wandert unser Freund über Köln nach Brüssel, von dort mit den nötigen Gesandtschaftsstempeln nach Paris. Dort wird der Paß von der Strelitzer Gesandtschaft visitiert, bezeichnenderweise in französischer Sprache, obwohl Düsseldorf als Ziel angegeben ist. Das war am 10. August. Erst im November erfolgt die nächste und letzte Eintragung in das Paß- und Wanderbuch. Von Köln geht es nach Klostod.

Die Jahre fliegen! Wohl kann unser Gefelle es noch nicht mit Genossen aufnehmen, deren Wanderbuch vor 20 Jahren ausgestellt ist und

von Ungarn bis Dänemark

reicht. Aber manchmal kommt ihm doch die Neigung, sesshaft zu werden. Wohl hätte er in Preußen die Möglichkeit dazu (dort konnte man leichter Meister werden), aber es zieht ihn nach der hantischen Heimatstadt. Dort aber haben sie ihm kürzlich gesagt: „Noch is hier kein Platz för die in't Amt! Gah man noch twee Johr wedder up Wannerschaft, in de Tid ward woll ein von uns Meisters doobbliven!“

Auch im übrigen Mecklenburg ist die Lösung noch „kein Hüfung“, und

eine ältliche Meistertochter zu freien

oder als Stiefvater mit einer Meisterswitwe gleich ein halbes Duzend Kinder zu übernehmen, liegt nicht in seinem Sinn. Vorübergehend führt er schon einmal einen Betrieb, in dem der Meister fehlt, und hat Gesellen und Lehrling unter sich (Brettgesell hieß solche Stellung bei den Schustern, Blockgesell bei den Schlachtern). Doch da kommt eines Tages ein Brief von Hause:

„Nu is't Tid, nu kumm man trügg!“

Zwei Jahre später! Aus dem vielgewanderten Gefellen ist

sekhafter Meister

geworden. Hausbesitzer, Bürger, Gatte und Vater, das sind die weiteren Würden, die er erreicht hat. Selbstverständlich gehört er der Schützenzunft an und hat seinen eigenen Kirchenstuhl. Nächstens will man ihn gar als Ausschußbürger aufstellen, denn die Fremde hat ihm den Blick geweitet, ohne daß er die Liebe für die Heimat verloren hat. So wird er zeitlebens sein Handwerk würdig vertreten. Für wandernde Gefellen hat er immer besonders viel übrig, denn nicht umsonst hat er gesungen:

Und zielt uns einst der Meisterhut,  
Dann hat's bei uns die Jugend gut,  
Die von uns profitieren kann,  
Nimmt sie die Arbeit an!

## Glückwunschsreiben zu Ina Seidels 50. Geburtstag.

Min leuwe Fru Pastern!

De „gnädige“ un dei „hochverehrte“, se as Se da tau den siefunsoebentigten Geburtsdag von Selma Lagerlöf in Ehren scheunen Breif maht hewwen, will wi man glif vörtan bisit laten. Ik bin ut 'n echten mäkelbörgrschen Preisterhus up dei Weg van Berlin, wo Sei Ehr Swiger-vadder un Baddersbrauder bürtig is. Wenn dei Lüüd' ut dei Gemein mit all ehr grote un lütte Sorgen so recht truhartig tau min Mudder kemen, denn säden sei nich „Fru Popost“ (min Badder was „Präpositus“, wat sei up Stun'n's Probst näumen); dat was väl tau stiev; äwer „Fru Pastern“, „min leiw Fru Pastern“, — denn verstünn sei sit glif. Na, dat kunn jo woll tüschen Sei un Sei Ehr grote Gemein, dücht mi, of moeglich wesen, wil dat Sei dat Tüg hewwen, sit Anseihn un Leitw tau verschaffen. Ik heww Sei tweimat in minen Leewn seihn, glif hinner einanner: einmal ut dei Firn', un enmal ganz dichtung bi. Dat was up den groten Frugentongreß nägentehunbertunnägenuntwintig in Leipzig. Sei hadden abens Ehren Bördrag hollen, wo wi all ganz mudsstill tauhürt hewwen. Wenn kein wider wat seggt hadd, as blot Sei, denn wir dat grad' naug wesen; oewer dei Frugens koenen jo immer nich naug friegen. Dor was ik nu all in 'ne hellische Begeisterung. Un as ik an den nächsten Mornn wedder nah Hannover führen will, dor lopen Sei mi grad in dei Möi up den Bahnstüg. Na, Sei koenen mi gloewen, dat ik Sei wiß in dei Ogen säten heww, wildeß min Fru fortfariq Sei den Struz Veilschen in dei Hand drückte, den

sei grad äben trägen hadd. Ik heww naug seihn: Mudder Natur hett 'n gauden Prägstoc brukt, as sei dat Gesicht maht hett. Dat kann' Sei anseihn, dat Sei sit Ehr Lewlang mit irnste Saken afgewen hewwen. So'n Gesicht, dat kann Minschen erquiden un Minschen erfreuen un Minschen erlüchten. „Seelisches Zittern im Antlitz“, dat is dei Schönheit van dei Frugens; dei hölt sit beter as dat Älterwelts-gesicht, dat blot ut Gnad' un Barmherzigkeit van dei Tid lewt. Nu will wi mal seihn, wat ik ut Sei Ehr Tög' un Sei Ehr Bäukers woll dat Richtige rutläst heww; un Sei koenen mi denn man schriwen, wenn dat „Porträt“ verteikent is, dat Sei tau Ehren Jhrendag ut Redderdütschland frigen sül'n, wil dat Sei nich blot an dei Hochdütschen hörn. Beten grugeln deit mi dat tworst, so as „Bettler am Wege“; oewer worüm denn eigentlich, wenn up dei anner Tid van dei Strat dei helle Gaudmäudigkeit steiht? Van rechtswegen wull ik mit väl Blaumen, 'n grot Befett, so as 'n gaudes Bündel Heu, as uns' Fritz Reuter seggt, un mit wenig Würd' kamen; nu sünd dat, as dat bi uns' Schriewers meist is, gorkein Blaumen worrn un väl Würd', oewerst kein grotpurige, wilbat wi för allens in' Leewen väl tau grote Würd' maken. — Sei sünd grot worrn in dei Tid, wo dei Frugens sit fri maken deden. Dat is för Sei van' groten Burteil wesen; dat hett Sei jung holln. Männig van dei Frugens, dei mit Sei upwus-sen sünd, wulln sit vermännlichen. Dat was 'n groten Fr-tum un hett väl böf' Blaut gewen. Sei hewwen dat nich mitmaht; Sei sünd Ehren eigenen frien Weg gahn, un sei-



ner dürrt — of in' Gauden nich — in Sei Ehren Kram rinnefuschen. Einer hett mal tau sin leiwte Fru seggt „Virtuosin im Teilnehmen“. „Zawoll, min Herr,“ seggt if, „dat is unj' Geburtsdagstind of. Un wat Sei jüs noch seggt hewwen, stimmt hier of up dat Hoor: Minschenmagnet, dir fliegt das Pünktchen Mensch zu!“ — Zeja, jesa! Wen Gott leiw hett, den giwvt hei so'ne Fru.

Dat Gefühhl, dücht mi, wahnt bi Sei breit un rümtig un behaglich; oewer den Verstand smiten Sei nich rut; un dat is gaud so; denn niks is grässiger as 'n Frugensminsch abn Hart un Kopp. Sei hewwen dei scheune Beweglichkeit van dat weibliche Gemäut. „Wandlungsfähigkeit“, seggen dei Perfessers, „is dat Wesen van dei Frugenslud“. „Stimmt,“ segga if, „un dat is 'n grotes Low“. Lunen, dei as Mitgift bi dei Frugens gelln, kennen Sei nich; dei ward ein an' irsten los in dei Krankenstuw. Dummheiten? Na, dei hett jo ein jeder Minsch an sik. Allens, wat sik in Sei Ehr Seel regt, is lewiges Lewen. Sei weiten, wat jedweder Ogenblik tau bedüden hett. Sei fänhlen, wat in Sei wasen will, un mit den Nisdaum loenen Sei denn nich naug spülunten. Allens, bat Sei ansaten, faten Sei mit den Harten an. Dei Frugens maken allens mit dei eigen Hänn' un dei Mannslud' mit Handwerkstüg. Woans dat mit dei Mannslud' un ehren „Gegenpol“ is, dorin hewwen Sei jo dei besten Insichten.

Ein Minsch, dei so lewt un so hantiert hett: binnen stolz un buten standhaft in all dei Wetters, dei nich ufliegen, irust dörr Arbeit, mit 'n lütten Arger, dei immer dormang spükt, werkbädig in Leiw un mit baten Humor — ganz wat Kores bi dei Frugens —, if seggt: so'n Minsch weit, wat dat Lewn in' deipsten Grunn' is; dei kann uns of dat „Mysterium“ van dei Wirklichkeit wiesen. — So seih if dat denn för ein grot Geschenk an, dat if in Sei Ehr Neg kamen bün. —

Sei sünd nu söstig worrn. Ein Fru, dei in dat dütsche Schriftdaum van dat verleden Johrhunnert sühr begäng was, hett an ehren söstigsten Geburtsdag wat tau Popier gewen. Woans wir dat, wenn Sei dat of deden? Sei hett schrewen: Up söstig Johr düttlich un klar un ruhig trügg-

seihn loenen, dat wir 'n groten Burtel. Wo sei laden hadd, un sei hadd väl laden, hadd sei nümmer's im lütten Krimskrans laden; ehr Weihdag wir grot un stark un rein wesen. Niks Gemeins hadd sei leiw. Van dei Besten in'n Lann' wir sei ihrt un fieri worrn, un van einen Mann wir sei leiw worrn, van den sei in ehr ripen Johrn heil und deil dei Erfüllung van dat ganze Lewen frägen hadd.

Nich wohr? Dat is en scheunen Prät van ehr. Un if glöw ehr dat. Un mi dücht: dat künn listerwelt up Sei passen.

Söstig sünd Sei nu. It taun Sei hüt all vertellen: Wenn Sei söstig sünd, denn sünd Sei tweimal dörtig, einmal an'n Mornn un einmal an'n Abend. Dat Oldwarrn lett sik up Stun'ns noch nich ut dei Welt schaffen, of nich dat Starwen. Kein ein kümmt um den Dag rüm, wo dei Spiegel em seggt: „Stopp, oll Fründ!“ Woans dei Fru sik tau dat Oldwarrn stellt, so väl is sei wirt as Minsch. Sei warrn nu van Johr tau Johr immer riper as dei Appels in'n Harwst, un dei an den Boom vörbi kamen, dei kriegen dat tau seihn un hägen sik un lachen sik eins in dei Just. Dei Fru in'n Harwst fall nich en drögen Ast sin an'n verwelkenden Stamm; sei fall en Appelboom sin, dick vull Appels bei in dei büttelsten Telsen; denn is sei an'n begehrenswirtesten. —

Un nu heww if taun Stuß ne Bed'; Sei seihn so ut, wat sei woll slicht wat afflagen loenen. Sei hewwen ein Bauschräwen „Das wunderbare Geisleinbuch“. Dat is ne nige Geschicht för Kinner, dei dei olle Märchen gaud kennen. Stüll dat woll angahn, dat Sei nige Geschichten utflambühterten statts för Kinner för dei Ollen, dei nu bald färg sünd mit dei Pilgrimschaft un an ole un nige Märchen tidewens ehr Freud hewwen?

Allens, wat Sei schräwen hewwen, bliwt nich bistahn; dat weiten Sei as verstännig Fru süuwen. Newer männig van Sei Ehr Bäuser, dei warrn nich blot lest un wedder an dei Sid stellt, dei sünd as dei Lindenduft unsterblich.

Johannes Rönneberg,  
Studiendirektor in'n wollverdeinten Ruhestand.

## Korl-Better.

Von Korl Puls-Lanf.

Dat wier bi 1890 rüm, dunn wier up Lütt-Walmsdörp ein Herr, woans dei heiten hett, weit id nich mihr, oewer in'n Lüdmund wier hei bekannt unner den Namen Korl-Better. Dat wier ein Original, as sei selten sünd. Ne Frug hadd hei nich. Junggesellen warden mit dei Died all' baten plückerich. So söhrte Korl-Better nich anners ut as up 'nen Scheidenwagen, up weckern dei Kläken mit Stroß uttünt wiern. Dor hadd hei ein Pierd vör, dat hadd 'ne Säl up, dei wier mit Bänner tausamenbunnen. An ein Sied hadd dei Säl 'nen Strang, up dei anner Sied 'ne ledtern Scheid taun Anschörten an dei Wacht. Einen Bügenbein hadd hei in den Stäwel, den annern dorowew. Statt's mit Knöp meuf hei sien Mittel mit Sackbänner tau, un haben um den Haut hadd hei as Band 'nen Sägedraht bunnen. Dei wier bi windig Wäder taugstef sien Sturmreimen. In dissen Uptog keun hei poormal in dei Boch rin nah Grevsmochlen un spannte in Brodmöllers Hotel ut. Dor spälte hei Kortten mit Gaudspächter Rißer, of ein Junggesell, un anner Lüd.

So as sien Antog, so seig of sien Hof ut. Von sien Weihus wier dei Gäwel rutfollen. Dun leut hei den mit 'ne dick Schicht Biermeß wedder ufliden. „Dat is warm för dat Beih un gesund,“ säd hei. Sei geiw väl up Swientucht; 'nen Swienstall hadd hei oewer nich. Midde up

den Hof stünnen twei grote Strohmieten, dor hufen dei Zoegen in. Sommerdas leigen sei haben up dat Stroß un laden dei Farken aw, un in'n Winter vermiemerten sei siel binnen in dei Mieten. So säwten dei Tiere as int Paradies. Wull ein Daglöhner poor Farken hewn, säd Korl-Better: „Seih tau, ob du poor tausaten kriegen kannst! Halw wild sünd dei Viehter jo.“ Meistens glückte dat Griepen, un sei hadden för ümsüß billig Farken. As vertellt würd, hadd dei Gaudsherr 'ne Mamsell, dei tunn mit 'nen Grevsmochlschen Hannelsmann gaud oewerein. Kort vör dei Aust keun hei an bi dei Mamsell un freug nah Speck. Denn verköfft sei em för billig Geld den ganzen Vörrat. Vör dei Achterdör würd upladt. Denn dei Mamsell nah Korl-Better rin: „Herr, dat Speck is all, un dei Aust vör dei Dör. Dei Hannelsmann is hier, fall id of wat köpen?“ „Gewiß. Speck münten wi hewn.“ Denn neuhm sei em bi de Vördör dat Speck wedder aw, un Korl-Better betahlte mit düer Geld. Diefers hett dei oll Junggesell männigen Daler oewer hadd, denn tau sien Wirtschaft un sien Läden harte nix tau.

Malsins kümmt oewer för jeden mal dei Stumm', wo hei Wohrheit bekennen mütt. Korl-Better würd krank un seig denn allein up sien einsam Lager. Blot dei Rotten, von wecker hei naug in sien Huns hadd, dei spälten um em



rüm. Wenn denn dei Breisdräger kamen ded, freute dei Kranke sich: denn hadd bei Gesellschaft. Dower wenn dei Breisdräger mit den Stod nah dei Kotten sleug, wedder em dower dei Häut lopen deden, denn säd Kork-Better: „Dau mi dei Tiere nig! Dat sünd dei einzigen, wedder mi up mien Lager Gesellschaft daun! Ja hew mien Lust an ehr.“

Gegen 1900 güng dei oll Junggesell von dei Biesternis in dei Wohrheit in. As hei dun in sien Sarg liggen ded, so schön rasirt un wascht un kämmt, dun säden dei Lüd, so fein sauber wter Kork-Better in sien ganz Läden nich west.

## Alt mine Festungstied.

Von Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Dat was en Abend! En Breis von inen Ollen: Geld in Süll un in Füll; morgen spaziren gahn in Frühjohrsrust, a l l de lütten Mätens ganz in de Reg' seihn; nu dat ein Packet up! Göthe — Faust — Egmont — Wilhelm Meister; nu dat anner Packet up, twei lütte, wunderhübsche, süßwerne Spelbüchler. — „Nut mit den Drahtbüchler! Aewer nu, wo mit dat Zöhlingslicht hen? Up den einen Spelbüchler? Ja, dat wir doch so, as wenn en Huzknecht up en Bullblaudhingst tau riden künmt; dat geiht nich! „Batter Kähler,“ segg id, un id was en ganz Gnn' grötter upschaten, un Batter Kähler was mine jibigen Verhältnissen gegenaewer en ganz Gnn' bei tausam krapen, „Batter Kähler, halen S' mi mal twei Lichter, dat Zücl tau 'm Süßwergröschchen.“ — Batter Kähler will all gahn. „Holt,“ segg id, „Batter Kähler! — Un denn — denn — Süll woll up de Reg' en Bistlück mit Bradtüstten tau hewwen sin? — Re, laten S' man! — Ja heww nu twei un en halw' Johr nicks wider as Minsfleisch tau seihn fregen, blot Wihnachten, Ostern un Pingsten braden Butsped, as en Happen för de Festdag. — Re, Batter Kähler, wat meinen Sei? Süll woll Swin'braden . . .?“ — Tau 'm Glücken föll mi aewer noch tau rechter Tid in, dat id jo för min schönes Geld wel wat Schöneres verlangen kün; id let mi also de schönsten Gerichte dörr den Kopp gahn, denn worüm süll id mi verkoppslagen? Na, taulest kamm id denn also up Hasenbraden. De süll't sin, d o r i n was id nu fast. „Also, Vater Kähler, Hasenbrod!“

Batter Kähler gung bei an de Dör. — „Oh, noch en Wurt! — I langt woll nich, süß woll id woll . . .“ — „Wat wull'n Sei woll?“ frog Batter Kähler. — „Ze, id meinte, so mit 'ne halw Buddel Win? Aewer man woll seilen!“ seitt id sich hentau, as id sach, dat hei sich in den Kopp fragen würd. — Endlich säd hei: „Langen deih 'i nich; aewer Sei mühten denn morgen . . .“ „Ja,“ föll id em in de Ned', „dat geiht, id müht denn morgen wedder Kummisbrod knaden. Na, man tau!“

Un nah 'ne halw Stunn' satt id denn nu bi minen Hasenbraden un min halw' Buddel Win, un vör mi stunden twei schöne dicke Talglichter up den süßwerne Büchler, un Batter Kähler hadd ordentlich updeckt un hadd of 'ne Salwjett mibröcht. — Dat was en Heil-Christ-Abend, un as oll Batter Kähler gahn was, las id minen Vader sinen gauden Breis noch mal, un dun las id in Wilhelm Meistern sine Lihrojhren, un as id an de Städ' kamm:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,

Wer nie die kummervollen Nächte

Auf seinem Bette weinend saß . . .

dunn was mi tau Sinn, as wenn id aewer mi süßwest rührt würd, un id aewer mi süßwest weinen müht. Un dat was of ganz natürlich, denn id was schön satt, un dat heww id immer sinnen in de Welt, dat Desenigen, de recht schön satt sünnd, am lichten bi frömd Unglück rührt werden. Aewer dorbi bliwwt dat denn of, un wenn dat up wirkliche Hülp ankünmt, denn sünd sei nich tau Hus, denn springt ihre de Hungrige den Hungrigen bi.

Den annern Morgen bröchte Batter Kähler so hentau elben den Unteroffizier Altmann nah mi 'ruppe, de süll mit mi spaziren gahn. Na, dat geschach denn nu of, wi gungen up den Wall. Ach, wat was dat schön, wat was dat herrlich! Ja kunn in de Welt 'rinner sein, hören un athen. En Bom frilich gräunte noch nich, un keine Blaum bläunte, de Wischen un Brinker hadden noch ehr oll verschaten gelbrun Kled an, ehr schön niges, gräunes Kled was noch bi 'n Snider; aewer de Snider let doch all belmal grüßen: in de negste Woch' mit den letzten; wenn 'i Kled aewer mit Blaumen besett' worden süll, kunn hei 'i vör drei Wochen nich schaffen; un süllen 'i nich aewel nemen, dat hei nich süßwest kem', hei müht noch — wat weit id — in Italien oder in de Türkei achter 'n warmen Aben sitten, hei schidte aewer vörlöpig sinen eigenen Jungen, en lüftigen Klügel, den Gruß aewer würd hei woll bestellen. Na, un sin Jung' was denn nu de schöne warme Frühjohrsrust, in de Allens all unsichtbor swimmt, wat dat Hart fröhlich maken kann.

Un min Hart was of fröhlich, 'i was schier tau vel! Dat ded jo gor nich nödig, dat all de ollen lütten nüdlichen Frühjohrsgeichter von Mätens mi up den Wall beegen mühten; id wir jo mit Ein' taufreden west, mit eine Einzige, de an minen Arm hungen un mit mi in de Welt 'rinne seihn hadd.

Aewer wat kunn min Unteroffizier Altmann dorför, dat hei just, wenn id an Gras un Blaumen un an Freiheit för mi un min Vaderland dachte, up Schnabeln versöll, wat en gruglichen Röwer un Mörder was un unner min Quartir in Keden un Bänden satt? Ja, Schnabeln hadden sei nu, hei was nu of all — Gott sei Dank! tau 'm Dod verurtheilt, un Nacht un Dag brennte Licht in sin düster Kamer, un en Attollerist stunn mit en blank Seitengewehr vör sine Britsch, denn dreimal was hei all utbraken, un de fastesten Warschauer Stötter makte hei mit en Vessentris un en Bindsaden up; aewer nu! Nu hadden sei em iserne Hanschen antagen, nu müht hei sich gewen! Ach, du leitwer Gott, wo blew min Frühjohr! Iferne Hanschen! Ja kunn jo of mal mit iserne Hanschen bedacht werden.

Un as min Herr Unteroffizier Altmann mi dat grad utführlich vertellen ded, wo Schnabel mal vördem 'ne Popp mit sine Alledaschen utstoppt un up sine Britsch leggt hadd, un wo hei süßwest in den isernen Aben krapen wir un dor lurt hadd, bet de Klüter kamen was un mit de utstoppte Popp up de Britsch 'ne Unnerhollung ansungen hadd, wo Schnabel dun ut den Aben sprungen wir un den Klüter den sworn isernen Abendeckel in dat Guick smeten hadd, dat de Mann tidlebens en Schaden dorvon naum, wo hei dorup twei ihrsame Börgers, de vör sine Dör up Wach stahn hadden, mit ehre leiven Kopp tausam stött hadd, dat sei för immer wat düsig blewen wren, un endlich so up dei Strat un in Freiheit kamen wir — grad dun, segg id, as mi of so tau Maub' was, as müggat id den Herrn Unteroffizier sinen Kopp of mit en annern tausam stöten, dat hei of tidlebens düsig blew' — grad dun gungen uns en



por Damen vörbi, un de ein' sel mi merkwürdig an, un as id mi ümsach, was sei still stahn blewen un sel sich of nah mi ün.

Wat was dat för en fründliches, hübsches Gesicht! Wo trurig un wo leiw segen de schönen Ogen ut! Un dese schönen Ogen hadden mi nahlesen! Wat is nu schöner, en Frühjohrsdag oder en por schöne Ogen? — Denn von minen Herrn Unteroßfizer un von Schnabeln will id wider nids seggen. — Ach, id mein' doch en por Ogen! In so 'n Frühjohrsdag kann Einer 'rinner seihn wid weg — ja wid weg — schön is 't; aewer je wider hei süht, desto trüwer un dunstiger ward dat; in so 'n Mätens-Dag kann Einer 'rinner seihn — deip un immer deiper — un je wider hei süht, je florer ward dat, un ganz unnen in 'n Grimm' dor liggt de Hewen, un denn sine blagen Wunner hett noch kein Minschen-Dag' dörch seihn.

„Wer was dat?“ frog id. „Kennen Sei de Dam?“ — „Gewiß!“ säd de Herr Unteroßfizer Altmann un säd de Hand an den Schacko, as wull hei sine Honnürs mafen, „t is de einzigste Tochter von den zweiten Kummandanten, Obersten B., un annere Kinner hett hei aewerall nich. — Schnabel hett twei Kinner, de . . .“

„Dauhn S' mi den einzigen Gefallen,“ segg id, „un laten S' Schnabeln nu ganz ruhig sitten.“

„Jh, wo denken Sei hen!“ säd de Herr Unteroßfizer. „De kann jo gor nich ruhig sitten, de Uttollerist, de vör sin Britsch steiht, ward jo alle twei Stunn' aflöst, un ahn Re-densorten geiht jo dat nich af. — Schnabel seggt of . . .“

„Na, will'n man nah Hus gahn,“ säd id nu un folgte dat schöne Mäten ut de Zirn' nah; aewer in ehre Ogen sach id meindag' nich wedder, un dat was gaud. Wenn Einer lang' in den Schatten setten hett, un hei sict denn mit einmal in de leuwe Gottesfünn, denn kann hei blind werden, un wenn Einer sinen Dag aewer in den Keller 'rümmer hanirt hett, un kümmt 'rut un sict in den blagen Hewen, denn flirrt em dat vör de Ogen un hei kann düstig werden, un kann 't bliwen sin Lewen lang.

Dat grösste Glend, wat mines Wissens noch kein von de Herrn Romanschriwers ausführlich beschreven hett, is, wenn sich so 'n arm, jung', inspunnte Student in 'ne Kummandantendochter verleiw. Dat weit kleiner, wo dat deiht: aewer wi weiten Bescheid, wi hebben dat dörmacht.

### Kapitel 3.

Ditmal kann dat nich tau so 'n Glend, ditmal reddete mi Schnabel. Min Herr Unteroßfizer lei mi nich Tid, mi in dat schöe Mäten tau verleiw; grad wenn mi so recht hell tau Sinn was, dat id mi de schöne Kummandantendochter so recht lewig vörstellen wull, as wenn up Stunns Einer in so 'n Ding von Stereoskop 'rinner sict, denn rei de Herr Unteroßfizer mine lütte säute Herzenskummandantin unner dat Glas weg un schow Schnabeln mit Sprenger, Weiße un ierne Hänchen unner dat Glas.

Wi kemen nah Hus, Batter Stähler snabbe mi wedder 'rin in dat Lock, un dor satt id nu, un in mi hüppte un prickelte Allens, nich blot Adern un Nerven, ne! Süßst de ollen Anaken hadden sich as wull jeder von ehr up eigen Hand spazieren gahn.

Nu was eigentlich de richtige Tid un Stunn tau en erdentlich un regelmähig Verleiw; aewer 't was of grad Tid un Stunn' tau 'm Middageten. 't is wahr, wenn Einer viruntwintig Johr alt is, geiht Einer heilschen fir up dat Verleiw in, aewersten gewiß eben so fir up dat Middagbrot. Vadder Stähler kann 'rin un stellte 'ne Ort Supp-eten up den Tisch mit Hammelfleisch un Arwten un Tüsten un Kohl un Rären.

„Na,“ segg id, „en por von dat Gefäus' hadd denn doch of weg bliwen kümt; de Taf is mi denn doch tau funter-

bunt.“ Id kann jo dat seggen, id hadd jo däglich en halwen Daler tau vertehren.

„Sei heuwen Recht,“ säd Batter Stähler, „aewer id tal jo nich för Sei allein, id tal jo of för all de Annern, un dit hett sich Einer utdrücklich bestellt, den sin Jhrendag morgen is, un hüt is sin Dodesurthel von 'n König 'rüggsamen, un morgen ward Schnabel köppt.“

„All wedder Schnabel!“ raup id un spring' tau Höchten un sik ut dat Finsier 'rut.

„Stellen Sei sich dor nich hen,“ seggt Batter Stähler, „seihn Sei blot, wat dat för en Hümpel Minschen steiht, de willen all Schnabeln seihn, un wil dat nich maeglich is, indem dat hei in 'ne düster Kamer sitt, können sei Sei för Schnabeln anseihn, un denn künn dat vielsicht en Uptop gewen.“

Gott in 'n hogen Himmel! Wat hadd id mit Schnabeln tau dauhn? Hadd id denn wirklich so 'n Röwer un Mürdergesicht? 't müßt jo woll sin, denn knapp hadd id mi an dat Finsier stellt, dunn brölte dat Volk unnen: „Rist dor! Schnabel! Schnabel!“

Id prallte von dat Finsier taurügg. „Batter Stähler,“ säd id, „heww id Aehnlichkeit mit den unglücklichen Minschen?“ — „Gott bewohr!“ säd hei. „Hei is von Geburt en Snidergesell, un heilschen smächtig von Liew', un Sei sünd jo schön breit in de Schullern.“

„Schnabel 'raus!“ brölte dat Volk buten.

Id sett'ie mi up minen Strohsack dal, säd den Kopp in de Hand un summ 'ne Tidlang nah un säd denn endlich: „Batter Stähler, id heww mines Wissens meindag' keinen Minschen ümbröcht, of Keinen dat Sinige namen.“

„Dat glöw id,“ säd Batter Stähler, „süs würd de Oberst nich so fründlich tau Sei sin.“

„Worüm is hei eigentlich so fründlich tau mi?“

Batter Stähler gung ganz dicht an mi 'ran un flüstert mi in de Uhren: „Hei weit, wo dat deiht. Hei hett of all mal seten.“ — „Wat?“ segg id, „de tweede Kummandant hett seten?“ — „Ja, tau vir Johr was hei verurthelt, aewer de König hett em mit en halw' loslaten. — „Wo is denn dat kamen?“ frog id. — „Je,“ säd hei, „dat is of jo 'ne Geschicht; id red dor nich aewer, fragen Sei Altmannen dornah, de weit 't gan genau.“

„Mi is so wat noch nich vörkamen von Fründlichkeit,“ segg id, „un dat för en ganz frömen Minschen.“ — „Sei maegen em jo woll nich ganz frömd sin,“ seggt hei, „denn hei is jo en Landsmann von Sei.“ — „Also doch?“ frog id. — „Ja,“ seggt Batter Stähler, „dat ward woll sinen Grund heuwen, denn hir in de Stadt wohnt en Snidermeister, wat en gauden Fründ von minen Zwigersaehn is, de stammt ut Friedland in Strelitz-Medelborg un de hett uns oft vertellt, dat de Oberst en Landsmann von em wir, un dat hei of sine Vellern kennt hett, wat ganz gewöhnliche Kathenlid' west sünd.“ — „Aewer,“ raup id ut, „wo Dau-sens is hei denn tau 'm Obersten kamen?“ — „Oh, wat meinen Sei? Hei hett all lang' deint, hei is all dunn, as Schill dörm Medelborg treden ded, as halw'wussen Knecht mit em gahn, un nahsten hett hei sich so dörmfäht nah Ostpreußen un is dunn mit dat Porsche Anno 12 nah Rußland gahn, hett Anno 13, 14 und 15 mitmakt, un as id nahsten in Breslau stunn, dunn was hei Rittmeister bi 't irste Kürassierregiment. Dor was hei denn nu as Uhl mang de Kreihen; alle Offziers bi dat Regiment wiren Edelkidd: hei was de einzigste Börgerliche, un dorüm wul-ten sei em also wegbiten; aewer hei gung nich, hei höll sei sich von 'n Liew'.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bähow.

Jahrg. 9

Teterow, 12. April 1936

Nr. 7

## Ostern.

Von Hilde Roslowaky, Wismar.

Mit zitternden Händen hebst du, Sonne, die duftweichen Schleier der Nacht, zaubernd ein göttliches fleisches Frühlingsland zu meinen Füßen.

In den Lautropfen, schwer und glänzend wie köstliche Perlen aus Märchenland, spiegelst du dich tausendfältig, flimmernd, glitzernd, strahlend!

Da flirrt ein Blitzen wie aus herrlichem Kristall durch die zarten Frühlingsgräser, die bebend flüstern und rannen von deinem Leuchten, von deiner wunderbaren Schönheit.

Es ist Gnadenzeit!

Aus den Glöckchen im Grafe, den jungfräulich weißen, lieblich klingen leise Töne — wie fernes Osterläuten — sich mischend mit dem wonnigen, traulichen Summen des Zimmleins, des Sonnenkindes.

Eine leise Süße, ein Dufte liegt ahnungsvoll in den Lüften von so jubelnder Farbe wie der Mantel der Mutter Gottes.

Feiert heute die Natur Auferstehung!

Erwache, streife alles Dunkle ab, du meine Seele, trinke die Sonne der Freude! O lache und singe wie das Zimmlein, das kleine jauchzende!

## Rhyrieis!

Osterfizzi von Hermann Göppert.

Man kann darüber streiten, ob dieser Jochim Bartold ein Harzer war! Seinen Geschlechternamen wissen wir nicht. Es haben genug Chronisten geschrieben, meistens geistliche Herren, von den Dörfern am Harze. Aber keiner sagt, woher er kam und wohin er gehörte. Und hätte doch sicher keiner versäumt, sich dieses Mannes zu rühmen!

Ich glaube also, daß Jochim Bartold von Norden kam. Aus der Ebene. Aus der Heide. Oder sprach er etwa nicht unsere Sprache? Hatte er nicht einen rechten, harten Sackenshadel? Und tat er nicht alles aus einer großen, reinen Heimatliebe, wie einer tut, der aus der Scholle wuchs und für Ureigenes blutet?

O! Er war ein Held, obgleich er es gar nicht wußte! Und ich will wenigstens dieses eine Stücklein erzählen, das ich hier verzeichnet finde.

Im November 1625 prügelten sich ein paar kaiserliche Heerhaufen im Bruche bei Harlingerode mit reißigem Volke des Halberstädters, des tollen Christian, und mit den vor Wut halb tollen Harzern, daß die Haare weit in die Nachbarschaft stoben.

Es war freilich kein Glück bei der Sache! Viele Dörfer wurden erschlagen. Das unselige Harlingerode ging in Flammen auf. Dann brauste der Schwall nach Norden.

Aber er kam wieder! Kurz vor den Ostern anno domini 1626. Blöcklich. Pfeilgeschwind.

Mitten in der Nacht flammten im nördlichen und nordöstlichen Vorland Brände auf. Standen wie Fackeln in der Finsternis. Wuchsen. Rüdten heran.

Es war angezeigt, auszufragen. Aber die Bauern zauderten. Sie trennten sich ungern von der Scholle, von Haus und Habe.

Und dann: in zwei Tagen war Ostern!

In der Kirche schmückten Lannhecke und Nachangelzweige das Grab des Herrn. Die Kinder hatten Springauf gesucht und schön darüber gestreut. Damit der Herr Christus nicht gar zu düster liege.

Reißig lag in breiten, hohen Haufen auf den Bergen, die flebigen Fackeln waren bereit, . . . und nun fort? Sich verkriechen? In den Klippen? Jrgendwo?

Aber sie mußten!

Böhmenengesindeln, behendes gelbgesichtiges Reitervolk fuhr hurtig und böse über das Land. Da packten die Bauern auf, was ging, und zogen den nahen Bergen zu.

Jochim Bartold sah freilich: Es war fast zu spät! Schon ritten die Kroaten in die Dörfer im Tale. Schon schwärmten sie munter darüber hinaus. Und um die Mittagszeit des Karfreitages trabten sie am Wolfesstalle



vorbei. Auf der Straße, die über der versteckten Schlucht des Hassenbächleins, das hinunter zur Oker fließt, zu den Klippen führt.

Aber da sollten sie nicht hin! Um keinen Preis!

Jochim Bartold raffte zusammen, was er an Mannsboll fassen konnte. Stürzte Bäume über den Weg. Wischte hinter dem Verhau hervor mehr als einen der Selben aus dem Sattel.

Oi! Joi!

Sie saßen ab. Sie taten es ungern. Sie schlichen, weit gebreitet, in den Wald. Da ging der Spuk um. Unsichtbar. Nicht zu greifen. Es knallte immerzu. Von vorn. Von links. Von rechts. Sogar von oben. Oi! Tschirnboog! Es war nicht geheuer! Sie fühlten sich sowieso bloß als halbe Menschen. Ohne ihre Pferdelein.

Also rannten sie hurtig zurück. Saßen auf. Stoben davon.

Benige Stunden später hockte Jochim Bartold auf einem Baume und spähte vom Langenberge hinab ins Tal.

Und was er sah, das machte ihn fröhlich! Sollte sich doch der Jammer im Waldlager so rasch wenden? Sollten die Kinder doch noch um die Osterfeuer springen?

Auf der alten Straße, jenseits der Oker, zogen nämlich Truppen nordwestwärts. Und das wilde Reitervolk strebte in lichten Haufen, wie es sich in die Dörfer verteilt hatte, eilig dieser Straße zu. Aus Büntheim sah er sie reiten. Aus Schlewecke. Aus der Neustadt unter der Harzburg. Hinein in die Ebene, auf der die Dämmerung fachte heran-

kam. Da sprang Jochim vom Baume, fuhr wie ein Wiesel den Hang hinab, hinein in Harlingerode . . . und den Kroaten pfeilgerade in die Arme.

Das heißt: Weinahel! Er duckte sich im letzten Augenblick und kletterte ohne Bögen in den Brunnen auf Lorenz Deegen des Älteren Hofe.

O! So so! Waren also doch noch einige da! Wollten wohl hier Ostern feiern? Das sollte ihnen der Satan gesegnen!

Jochim kroch, als es vollends dunkel war, aus dem Brunnen, schlich im Dorfe herum, spähte, zählte, grinst und verschwand.

Kurz vor Mitternacht war er schon wieder da. Er ging aufrecht durch die Gassen. Er meinte, sie würden wohl faulen oder schlafen, die Kroaten. Er kletterte in die leere Scheune des Konrad Sandten, die abseits am Hurlenbache stand, und zündete das Dach an. Er sprang über das Wasser, lief zur Kirche, zerschlug ein Fenster und kroch hinein.

Jochim Bartold läutete Sturm.

„Verman! Verman! Verman!“

Die Kroaten fuhren aus den Häusern und aus der Scheune des Liborius Wilken, in der sie auch das Recht alleine hatten, rannten zum Feuer . . . Und wie sie hinein kamen, in den hellen Schein, aufgestört, betrunken, blindlings . . . da frachte es.

Mundum lebte die Nacht.

Anatterte. Blühte.

Und Jochim Bartold läutete Sturm.

„Verman! Verman! Verman!“

\*

Strahlend stieg die Sonne des ersten Ostertages empor.

Sie war noch nicht ganz weit gekommen, sie schickte sich gerade an, die Dörfer im Tale in helles Licht zu tauchen, da kam ein sonderbarer Zug über den Langen Berg geschritten: Da kehrten die Dörfler heim.

Ihre Augen lachten und lobten Gott, und ihre Lippen sangen ihm zum Preise.

Aber Jochim Bartold war nicht dabei.

Jochim Bartold stand aufrecht oben am Waldbrand, umspannte mit weitem Blicke das geliebte Land, schaute dann frei und froh empor zum lichten Gotteshimmel und sagte:

„Christ ist erstanden von der Marter alle.

Des will ich froh sein,

Christ soll mein Trost sein.

Ahrrieis!“

Und wandte sich und ging . . .

## Der Amsel schriller Ruf kündigt den nahen Frühling an.

Grün in grün zeigt sich der Wald: die Bäume grün, das weisse Laub grün, der Grund grün. Das Strauchwerk in dieser Farbe und die noch vor kurzem grünen Gräser sind auch schmutzig und verwest. Ein Bild des Vergehens und Abgestorbenseins. Und doch schwellt frohe Hoffnung das Herz. Das hat mit ihren Rufen die Amsel verursacht.

Der noch an den Wegsäumen liegende letzte Schnee hat auch die Farbe des Waldes angenommen. Große Wasserlöcher auf tiefer gelegenen Stellen sind mit einer leichten Eiskruste überzogen. Selbst die sonst schillernden Birken haben einen grauen Anstrich bekommen. Die Stämme der Nadelhölzer und selbst ihr grünes Kleid zeigen etwas von der Farbe des Alltags. Das Frühlingsahnen ist nicht zu unterdrücken. Schneeglöckchen läuten den Frühling zuerst ein.

Heute bei Sonnenschein krächzen die Raben, die Häher schreien, die Amsel freischt, und die kleinen Vögelein schlagen überall an. Im Frühling ist immer das Weibchen in der Nähe des Gatten zu finden. Noch sind die Vögel alle einsichtig, aber sie flirten schon und suchen Anschluß. „Jung gefreit hat niemand gereut“. Wenn die aus dem Süden kommenden Kameraden hier eintreffen, haben Amsel, Fink, Zeisig und viele andere hier verbliebenen Vögel

schon Hochzeit gefeiert, und das Weibchen sitzt auf dem Nest und liegt dem Brutgeschäft ob. Das Männchen im Glück der jungen Ehe trägt der Geliebten Nahrung zu und unterhält sie durch seine schönsten Lieder, die aus seiner kleinen Kehle strömen.

Wenn die soeben aus dem Süden gekommenen Sänger beginnen, ihr Nest herzustellen, haben sich die Standvögel schon eines Nachwuchses zu erfreuen. Das Glück und die Freude der Eltern drückt sich im Singen und frohen Gezwitz aus.

Der Amsel Schrei schneit durch das Holz. Er lockt das Weibchen, mit dem einen Bund fürs Leben schließen will. Vielleicht überrascht das Pärchen, bei dem Vorsatz, sich schon ganz früh ein eigenes Heim zu gründen Schnee und Frost. Aber der Winter hat sie wetterhart gemacht, und sie widerstehen den Unbilden des Witterungsumschlages viel leichter als die nach dem Süden gezogenen Schwestern. Ebenso wie Wintersaaten Frost, Eis und Winterstürmen trohen, so sind auch die hier bleibenden Vögel und ihr Nachwuchs viel unempfindlicher gegen die Unbilden des Winters und der Witterungsumschläge.

Jetzt singt jeder Vogel im Walde noch für sich allein etwas traurig und doch einen Unterton der Sehnsucht hineinlegend. Das kleine Herz sehnt sich nach einer Lebens-



gefährtin. Für eine ehrbare und sittsame Jungfrau ziemt es sich nicht, daß sie mit ausgebreiteten Flügeln dem Jüngling auf seinen Minnegefang entgegenfliegt, sondern sie will umworben sein. Es ist reizend, das in der Natur zu beobachten, wie sich das Männlein um die Gunst der Angebeteten bemühen muß, ehe er Erhörung findet.

Und welch drollige Kapriolen vollführt das Männchen, um sich bei der Geliebten gut einzuführen. Sie wehrt noch immer ab. Wenn sich aber das Paar endlich gefunden hat, dann fangen sie an, das im Winter fast verlernte Lied wieder einzüben. Artgenossen beteiligen sich daran. Das Liebesglück erhöht den Eifer. Bald werden sie es wieder lernen, denn was man gekonnt hat, eignet man sich bald wieder an. Wenn die Jungen das Licht der Welt erblicken und heranwachsen, dann ist es der Stolz der Eltern, ihnen das Singen beizubringen. Die Frühlingszeit mit ihrer Lust und Bönne regt so recht zur Freude und zum Singen an. Der Vöglein Gesang stimmt auch die Menschen zum

Frohsein und Singen. Zu keiner Zeit hallt der Wald wieder von dem Gesang froher Wanderburschen wie zur Wanderzeit der gefiederten Sängers. Dann vergißt der Mensch sein Herzeleid, das so lange und so schwer, vor allem in der langen Winterzeit, auf ihm lastete, und Friede, Hoffnung und Frohsinn lehren bei ihm ein.

So manchen Wanderfreund, den die Lust an der schönen Gotteswelt nach draußen, nach Italien geführt hat, habe ich äußern hören, daß sie bei allen Schönheiten der südlichen Länder ihre Sehnsucht nach unserem herrlichen deutschen Walde nicht hätten unterdrücken können. So ähnlich müssen wohl unsere gefiederten Sängers nach dem Süden ziehenden Vögel denken. Einen Winter gibt es in den Tropen nicht, aber die Sehnsucht nach der nordischen Heimat ist so groß, daß sie immer wieder zu uns zurückkehren, wenn der Sonnenball im größten Bogen über das Himmelzelt zieht.

Der Amsel Schrei hat den Frühling geweckt!

## Aprilentrug.

Von Griesse, Wismar.

April ist's. Die Luft ist noch so unausgeglichen. Warme Wellen wechseln mit kalten. Auf Sonnenglanz folgen unvermittelt Kälteschauer. Wetterwendisch.

Im Immenstocke weht das Leben. Seit den schönen Tagen bereits in der ersten Märzhälfte steht ein Brutkreis um den andern gelegt: ein-, zwei-, dreitägige Eier, ein- bis sechstägige Maden, ein- bis zwölftägige Puppen. Wärme tut so not, drum hocken alle Immen auf der Brut. Futter tut so not, drum holen die Kinderpflegerinnen vom Futterbogen am Außenrande der Wabe Honig und Pollen vom Vorjahre herbei. Ja, der Honig, der ist vollwertig, aber doch hätte das Madenvolk gar zu gerne frischen Nektar, schon um des reichlicheren Wassergehalts willen. Der Pollen vom Vorjahre ist alt, alt wie altes Brot. Er quillt so schwer auf. Ach, hätte man doch auch reichlicher Wasser! Die Trachtimmen an der Außenseite der Immentugel fühlen sich im Sehnen und Sinnen, im Hangen und Bängen völlig eins mit der Schar der Säuglinge in den Wiegen und deren Ammen.

Da! Eine warme Woge Frühlingsluft flutet herein, grelle Sonnenstrahlen schießen herdurch. Hinaus! ist auf einmal die Lösung. Die Trachtimmen eilen aus dem Flugloche, freuen sich der weichen warmen Frühlingsluft und des glitzernden Sonnenscheins und schwingen sich hoffnungsfroh hinaus. Fort geht's zu den Blütenbäumen und -sträuchern, die in der Ferne duftend locken. Bald sind Baum und Strauch fröhlich umsummt und umschwirrt. In emsiger Tätigkeit werden Nektar und Pollen gesammelt. Wie wagt's, wie summt's!

Auf einmal aber schiebt eine schwarze Wolke sich vor das soeben noch so leuchtende Sonnenbild. Ein Schauer

durchweht die Luft, durchweht die Immen auf der Flur. Heim, ja heim! Aber wie gar kalt ist doch auf einmal die Luft geworden, und dazu weht eine eisige Welle den heimkehrenden Immen gerade entgegen. Sie ermatten, verflammen, sinken nieder oder lassen sich nieder, um ein wenig zu verschlafen und Wärme zu sammeln. Aber der Erdboden, der Stein, der Grashalm, das Baumblatt sind noch kühler als die Luft, und keins der Immen, die sich niedergelassen haben, vermag sich wieder zu erheben. Sieh, hier sitzt eins, flügelzitternd, erstarrend. Dort klimmt eins am Grashalm hoch, mit vollen Pollenhöschen, und man sieht wie es vor Kälte schaudert. Und auf diesem Steine haben sich mehrere Immen zusammengefunden und sich aneinandergedrängt, wie um sich zu erwärmen, doch keins vermag sich wieder zu erheben. Und gar in der Nähe des Immenhauses kriechen die erstarren Immen duzendweise im Gartensteige, klimmend an den Halmen, hocken unter den Blättern.

Zu Hause warten die Mädchen vergebens auf die eifrigen Sammlerinnen. Der frische Nektar und Pollen werden schmerzlich entbehrt, auch das Wasser mangelt, und der wärmende Immenwall ums Brutnest ist gar zu dünn und locker geworden.

Wie der Immenvater in den Garten und ans Immenhaus kommt, sieht er mit kündigem Blick das schmerzliche Ereignis und brummt ingrimmig etwas in den grauen Bart von Aprilentücke und Kahlfliegen der Völker.

Ja,

der April tut was er will.

## Altmecklenburgische Heimatklänge!

Vorschlag zur Verbesserung des Armenwesens, und zur Aufhebung aller Bettelei, ohne Härte und Grausamkeit.  
(Freimüthiges Abendblatt Nr. 64 Jahrgang 1819!)

In einem so glücklichen und kornreichen Lande, wie Mecklenburg ist, sollte billig kein Mensch an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden, ohne daß ihm immer sogleich geholfen würde. Ein jeder Ort müßte seine Armen gehörig versorgen. Das ist auch von jeher der ernstliche Wille unserer guten Landesfürsten gewesen, die sich

schon in den ältesten Zeiten durch ihre milde Fürsorge für ihre armen Untertanen rühmlichst ausgezeichnet und allgemeine Armenordnungen verfügt haben, wodurch allen Hilfsbedürftigen geholfen, und aller Bettelei im Lande gesteuert werden sollte. Gleichwohl finden sich fast überall, auch hier zu Lande, noch Arme, die, ungeachtet der be-



trächtlichen Zuschüsse aus den Staatskassen, nicht hinreichend unterstützt werden können, und daher auch außer der Ordnung, die christliche Mildthätigkeit ihrer Mitbürger in Anspruch nehmen müssen. Der Grund aber, warum die Armenkassen so selten im Stande sind, ihre Armen gehörig zu versorgen, liegt, wenn nicht allein, doch vorzüglich, in den so sehr beträchtlichen Ausgaben für die wandernden Handwerksburschen, sie mögen nun ordnungsmäßig einen Zehrpfennig aus den Kassen erhalten, oder ihn ordnungswidrig aus den Häusern erbetteln. Wie groß die Summen sind, die sie im ersten Falle alljährlich den Armenkassen entziehen, darüber können die Berechner dieser Kassen selbst die beste Auskunft geben. In kleinen, an den Landstraßen zwischen den größeren Städten liegenden Orten reicht die ganze Armeneinnahme oft nicht hin, um nur einen jeden durchreisenden Handwerksburschen 4 fl. Schilling (25 S.) zu verabreichen, und bei Verminderung des Zehrpfennigs erbetteln sie sich nebenbei noch einen Zuschuß aus den Häusern, so daß die Einwohner doppelt belästigt werden, oder auch ein eigener Armenvogt gehalten werden muß, der eben so viel kostet, als man den reisenden Gesellen entzieht. Eine unvermeidliche Folge davon ist, daß die Ortsobrigkeit entweder mit unchristlicher, und selbst unmenschlicher Härte, zumal im Winter, bei Schnee und Frost, den Wanderern statt Brod nur Schläge zuteilen lassen, oder auch das verbotene Betteln nachsehen muß. Welche Unordnungen aber hieraus entstehen, und wie beträchtlich das ist, was sich die Handwerksburschen an Geld und Lebensmitteln aus den Häusern zusammenfechten, d. h. oft erpochen, läßt sich kaum berechnen. Man darf nur einen ungefähren Ueberschlag machen, wieviel diese zahlreichen ewigen Wanderer an Nachtquartieren, Kleidungsstücken und Kost gebrauchen, zu geschweigen, wieviel Zeit dadurch verloren geht, und man wird über die Größe der auf diese Weise alljährlich verlorenen Summe erschrecken. Eine andere Folge dieses ordnungswidrigen Fachtens ist, daß die Einwohner ihre regelmäßigen Beiträge zur Armenkasse, wenn sie sie nicht ganz verweigern können, doch so sehr heruntersetzen, daß der Ertrag zur genügenden Verpflegung der Ortsarmen nicht mehr hinreicht.

Es fragt sich also, wie die so lästigen oft unerschwinglichen Ausgaben für die wandersüchtigen Handwerksgelesen aufgehoben oder doch gemindert werden mögen, ohne deshalb hart und grausam gegen die wirklich Bedürftigen unter ihnen zu sein? Denn das ist einmal Menschen- und Christenpflicht, daß ein Mensch dem andern helfe, wenn er Hilfe bedarf, und nicht erst frage: ob er durch oder eigene Schuld in Not geraten sei? Helfen soll und muß ein Mensch dem andern dennoch, wäre es auch noch so offenbar, daß er durch Müßiggang oder Schwelgerei sich selbst in Not gebracht habe.

Bisher ist die Ernährung dieser schwärmenden Horden lediglich den ordentlichen Staatsbürgern zur Last gefallen, und diese können wie wir gezeigt haben, ihnen nicht genügend geben, ohne ihren eignen Armen das Brod zu entziehen; auch muß es einem jeden als ein höchst arger Mißbrauch einleuchten, daß junge Burschen und Männer in den besten Jahren, die für niemand weiter als für sich selbst zu sorgen haben, denen nach der allgemeinen Klage ihrer Meister die Kost, womit diese sich selbst nebst Frau und Kindern genügen, selten gut genug ist, die so viele Arbeitstage zu blauen Montagen machen, d. h. müßig gehend in Sauf- und Spielgelagen sich umhertreiben, und eben so viel Zeit mit ihren ewigen Wanderungen von einem Orte zum andern verbringen, weil sie durch Betteln ebenso viel, wenn nicht mehr zusammenbringen können, als durch arbeiten, daß diese den Hausarmen das Brod nehmen,

und den ordentlichen Staatsbürgern, die zum Teil schon alt und schwach sind, dabei eine zahlreiche Familie zu ernähren haben, und alle öffentlichen Auflagen tragen müssen, zur Last fallen, also den fleißigen Hausvätern ihre mühsam erworbene Nahrung, den unschuldig verarmten Ortsbewohnern die ihnen zukommende Unterstützung verkleinern, das, sage ich, muß einen jeden als ein höchst arger und unleidlicher Unfug erscheinen. Es bleibt mithin nichts anderes übrig, und scheint auch in jeder Hinsicht am billigsten zu sein, daß die Handwerksburschen, als unbesonnene junge Leute, auch wider ihren Willen zum Fleiß und zur Sparsamkeit, also zu dem genötigt werden, was ihnen selbst und dem allgemeinen Besten frommt; kurz, daß sie angehalten werden, sich selbst zu versorgen. Das werden sie auch alle, oder doch die meisten gar wohl können, wenn nur ihre Schwelgereien mehr beschränkt, ihre Reisekosten vermindert, und solche Verfügungen getroffen werden, daß es ihnen, bei ihrem Abgange von einem Orte zum andern, auch nie am Reisegeld fehlen könne.

Zu dem Ende dürfte nur

1. der blaue Montag, so wie alles Feiern an den gewöhnlichen Wochentagen auf das strengste verpönt werden. Sechs Tage, sagt das alte Gesetz, sollst du arbeiten, und am siebenten ruhen. Damit kann sich füglich auch ein jeder genügen lassen. Wer noch mehr Feiertage halten will, muß es wenigstens aus eigenen Mitteln tun, und nicht verlangen, daß andere die Kosten seiner Schwelgereien tragen.

2. Müßten die wandernden Gesellen, als nützliche und dem Staate selbst unentbehrliche Menschen, ihre Nachtzettel überall unentgeltlich erhalten. Es mag wohl sein, daß die Visierung der Rundschaften ein beschwerliches Geschäft ist, und eine Belohnung verdient; es ist aber doch wahrlich sehr hart, daß die armen Wanderer, die oft an mehreren Orten vergebens Arbeit suchen, außer den übrigen Reisekosten auch noch täglich 2 fl. für die Visierung ihres Reisepasses abgeben müssen, und die Bessern unter ihnen werden gerne auf den Zehrpfennig aus der Kasse, so wie auf das Umgehen Verzicht leisten, wenn ihnen nur diese Abgabe erlassen wird: denn die meisten fordern sich nur deshalb ein Reisegeld, um ihre Nachtzettel damit einzulösen. Zwar läßt sich von den meisten unserer Herren Beamten wohl voraussetzen, daß sie in diesem Falle von ihrem strengen Rechte keinen Gebrauch machen, und dieses Armengeld wenigstens nicht allen abnehmen werden, und wirklich ist die Denkart derjenigen Herrn Beamten, die dem Verfasser näher bekannt sind, viel zu gut und menschlich, als daß sie ein solches Not- und Hungergeld nehmen sollten; gleichwohl wäre es aber doch recht zu wünschen, daß alle so gut und menschlich handeln müßten, und nie in Gefahr kommen könnten, einem Dürftigen sein Almosen zu nehmen. Damit nun aber die Handwerksburschen ihre Wanderungen nie mit leerem Beutel antreten, sondern unfehlbar ihr Reisegeld haben mögen, dürften nur

3. alle Meister im Lande nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet werden, von dem Arbeitslohne ihrer Gesellen wöchentlich eine näher zu bestimmende Summe zurückzuhalten, die sie ihnen bei ihrem Weitergehen mitgeben, allenfalls auch in der Rundschaft bemerken; alles Betteln und Umgehen hingegen müßte allen, wie bei den sogenannten geschnittenen Handwerkern, durch ihre eignen Zunftgesetze nicht bloß verboten, sondern aufs strengste bestraft, und mit einem Schimpfe belegt werden.

Die guten Folgen solcher Verfügungen wären, daß:

1. dadurch aller Bettelei ohne Härte gesteuert,
2. daß den Meistern so ärgerliche Spazieren und Schwelgen der Gesellen, wenn nicht ganz nachbleiben, doch mehr beschränkt würde,



3. ein jeder Ort, weil nicht mehr so viel für fremde Bettler abginge, seine Armen hinlänglich ernähren könnte, und das um so mehr, da dann ein jeder ordentliche Einwohner auch gerne einen reichlicheren Beitrag zur Armenkasse geben würde.

Daß durch Einführung einer solchen Ordnung die auswärtigen tüchtigen Gesellen zurückgeschreckt werden möchten, ist über all nicht zu befürchten. Die geschickten und fleißigen Arbeiter, mithin alle, die dem Lande nützlich sind, mögen lieber arbeiten als spazieren und fechten, und finden auch überall Arbeit; die ungeschickten, faulen und Schwärmer aber — bei weitem der größere Teil der Bettler — diese, die eine unnütze Last und ein wahrhaft fressender Schaden für jedes Land sind, mögen Mecklenburg immerhin als ein verrufenes Land vermeiden.

Alte, Schwache und Gebrechliche, die nicht mehr ihr Brot verdienen, und deshalb nirgends mehr Arbeit finden können, müssen in ihrer Heimat bleiben oder dahin zurückkehren, und dort als Arme unterstützt werden. Hier können sie in der Regel noch etwas, wäre es auch noch

so wenig, verdienen, und gebrauchen nicht halb so viel als bei dem unaufhörlichen Umhertreiben.

Das gilt auch besonders von den unbeweibten Maurergesellen, die zum Teil den ganzen Winter über sich umhertreiben. Sind sie aus dem Lande, so können sie leicht zu Hause kommen, und von den Ausländern, würde sich für die wenigen, die man ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit wegen dem Lande zu sichern wünscht, durch Steinhauen und ähnliche Arbeiten auch im Winter schon Beschäftigung finden lassen. Sollte den obigen Vorschlägen auch noch manche hier nicht bemerkte Schwierigkeit im Wege stehen; so verdient doch der angeregte Gegenstand immer eine ernstliche Beherzigung, und es genügt mir, eine für das Gemeinwohl so wichtige Sache auch nur zur Sprache gebracht haben. Nur erlaube man mir noch, daran zu erinnern: daß es viel leichter ist, der Verarmung vorzubeugen, als der schon eingetretenen Armut wieder abzuhelfen, und daß ein jeder sich selbst der nächste ist, d. h. sich selber helfen muß, wenn er kann, mithin auch der Handwerksbursche.

## Des Retters Heimat.

In Schottlands Kirchen ist Trauerklang,  
König Donald liegt im Sterben;  
Ihn kann nur retten ein Wundertrank,  
Sonst muß der König verderben.

Der Wundertrank wird auf einsamem Pfad  
Von einem Drachen behütet.  
Wer den erschlägt, dem wird die Tat  
Durch des Königs Tochter vergütet.

Ihm hat sie der König bestimmt zum Weib.  
Manch Reiter durchwallte die Straße,  
Ihn lockte der Lohn, doch ward sein Leib  
Dem Ungetüme zum Fraße.

Da kam ein Wanderer des Weges daher,  
Einen Korb mit Bienen trug er.

Die umschwärmten den Drachen, der sah nicht mehr,  
und der Held — den Drachen erschlug er!

Er reichte dem König den Wundertrank;  
König Donald fühlt ihn im Leibe:  
„Ich bin gesundet! Mein Retter hab Dank!  
Nimm meine Tochter zum Weibe!“

Der Wanderer umfing die liebliche Braut,  
Und deckte mit Küssen die Wangen.  
Wo ist deine Heimat, verkünde uns laut,  
Woher kommst du zu uns gegangen?“

„Herr König Donald! Ich wanderte durch  
Vieler Könige Länder und Reiche!  
Ich stamm aus Laage in Mecklenburg:  
Dort verrichtet man solche Streiche!“

F. R.

## Aus meiner Mus'fist.

In der guten alten Zeit, wo es noch Klassenplätze in der Schule gab, und jedes Elternpaar wünschte, daß sein Kind obenan saß, hatten die armen Elementarlehrer ihre liebe Not am ersten Schultmorgen nach Ostern. Kaum war die Schultür geöffnet, drängten die stolzen Mütter mit ihren klugen Kindern in die Klasse und setzten die Kleinen so weit wie möglich nach oben. Das ging nicht immer ganz ruhig und ohne Streit ab. Um nun allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, setzte Fräulein K. ihre Schülerinnen nach dem Alphabet. Herr Werner war entrüstet, als seine klein Dirn mittags nach Hause kam, und er erfuhr, daß sie auf dem zweitletzten Platz säße. Ich versuchte, die Lehrerin in Schutz zu nehmen und Herrn Werner klar zu machen, daß es ganz gerecht sei, die Kleinen nach dem Alphabet zu setzen. Aber er fährt mich an: „Wat kann min Dirn dorbör, dat ic Werner heiten dau, wenn ic Ap (Alfe) heiten ded, denn set sei baben up'n irsten Platz.“

Die kleine Pastors Marie hatte sich mit ihrer Bau-  
nachbarin erzürnt. Plötzlich geht die Schultür auf, der Herr Pastor erscheint zum Zuhören in der Klasse. Maries Nachbarin wird aufgerufen, sie soll sagen, wie die Haupt-

stadt von England heißt. Sie weiß es nicht und wendet sich in ihrer Not an Marie, die ist ihr noch böse und flüstert: „Segg di nich.“ — Wie heißt die Hauptstadt von England?“ — „Seggdinich“ schallt es durch die Klasse. Auf Befragen erfährt der Herr Pastor bald, von wem dieser neue Name stammt.

Peting kommt heute ganz stolz nach Hause: „Mutti, heute wars aber schön in der Schule, Herr Winter hat gesagt, ich schreib so schön, wie mit 'm dicken Pinsel!“

Bei einer öffentlichen Feier soll ein Schüler das Gedicht Körners deklamieren: „Wir treten hier mit frohem Mut in Gottes Haus zusammen. Frisch und fest betritt er die Bühne, spricht mit lauter Stimme die Ueberschrift und die ersten Worte des Gedichts. Dann bekommt er plötzlich Lampenfieber und bleibt stecken. Da der Lehrer den Mitschülern jeden Spott untersagt, kommt am andern Morgen auch ungeschoren in die Klasse. Aber der Bruder soll die Niederlage ausbaden, so haben zu ihrem eigenen Schaden dessen Mitschüler beschlossen. Als er in die Klasse tritt, sind alle vollzählig versammelt, stehen auf, sprechen im Chor



das Gedicht bis zu der Stelle, wo der Bruder steckengeblieben ist, schweigen dann plötzlich stille und sehen ihn erwartungsvoll an. Er mit großer Ruhe: „Setzt Euch, das habt Ihr gut gemacht!“

Marielen war doch nicht dumm, die ließ sich doch nicht in den April schicken! Ih bewahre, sie würde sich in acht nehmen. Der Herr Kandidat, der gerade zu Besuch bei seinen Eltern ist, schmunzelt still vor sich hin. Marielen klönt weiter, wie dumm der und jener sich heute wieder benommen, aber sie, na, sie höre schon immer von weitem, was die Glocke geschlagen. Der Herr Kandidat kramt hier und dort, sieht zwischendurch Marielen aufmerksam an, die so recht in ihrem Fahrwasser ist und meint dann plötzlich in bittendem Ton: „Ach Marielen, hal mi doch mal flink ein swart Bettlaken vo'n Boen.“ Marielen kann sich zwar nicht recht erklären, wozu der Herr Kandidat das Gewünschte gebraucht, oewer dei jung'n Herr hett jo männigmal so narische Infäll. Sie eilt in die Wäschekammer und steht bald mit einem schmutzigen Bettlaken vor dem jungen Herrn. Der besieht sich erst das Laken ganz ernsthaft, dann Marielen und ruft aus: „Aber Marielen dat 's doch kein

swart Laken, du wußt di doch nich in'n April schicken laten!“

\*

Es ist kurz vor Ostern, einer von den schönen Frühlingstagen, die der März bescheren soll. Die Frau des Lehrers hat denn auch die günstige Gelegenheit wahrgenommen und Waschtag angelegt. Ihr zweijähriges Söhnchen hat sie der Obhut ihres Mannes anvertraut. Dessen Augen und Gedanken wandern unruhig hin und her, bald sind sie auf der Dorfstraße, wo sein Söhnchen spielt, bald sind sie bei den Aufsätzen, von denen ein großer Stapel auf seinem Schreibtisch liegt. Nach kurzer Zeit haben aber die Aufsätze sein ganzes Interesse in Anspruch genommen, bis er plötzlich durch ein Geschrei an seine zweite Pflicht erinnert wird. Ein kleiner Dorfjunge hat es für nötig gehalten, den Sohn des Herrn Lehrers einmal tüchtig unter der Pumpe zu baden und rennt nun, was er kann, davon. Als der Herr Lehrer sich anschickt, den kleinen Uebeltäter zu holen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, zupft plötzlich jemand an seinem Rock: „Lat em man lopen, hei fall di woll kamen, hei kümmt Ostern of nah de Schaul!“ sagt ein Kinderstimmchen.

## Ral'sch Klaef' up Reisen.

R. R.

Fedderbusch un de oll Türken, den ji jo all ut min vöriges Vertellnis kennt, un denn uns' oll Plummbüdel, dit wir'n dei drei Unzertrennlichen. Dei harn of eines Dags wedder so'n lütt Bierreis' matt kenen dorbi of up Rostock tau spraken. „Ja,“ seggt uns' Better, „id will dis Dag noch kurn nah Rostock führen, wenn ji Lust hefft, jo kaent ji mitkamen.“ Dit durt of nich lang', denn wir'n dei drei sid enig, un drei Dag naher, denn güng dat morgens all tiedig los. Fedderbusch har sien drei besten Pierd ut den Stall treckt, alles schweres Beih. Sei glänzten man so hütt morgen, so schön harr hei sei pukt un tau gauder lekt noch mit den Pierswanz affloppt. Als hei anspannen wull, denn kenen dei Türk un Plummbüdel of all in Sicht, beid 'ne Kiep up den Rücken, natürlich wir 'ne gaud Budel Rostocker Doppelkaem nich vergäten. Na, dei Johrt güng jo los, as sei just ut dei Stadt rut sünd, denn dröpen sei den Juden Samuel. „Ach,“ seggt hei, „mein lieber Better, beim Bart meiner Väter, nehmt mich ein bischen mit. Habt Erbarmen mit mir Armen, denn ich will nur nach Altkalen, dort könnt Ihr mich schon wieder absetzen!“ Kort vör Altkalen setten sich dei Pierd in Drass un jagen glatt dörch Altkalen. Dei Jud schriet immer: „Mein lieber Better, laß mich doch hier absteigen!“ Aewer Fedderbusch sien Pierd hollen vör Gnoien nich up tau lopen, denn freg hei sei in't Stahn. „Id weit gornich, wat dei Schimmers hütt morgen fählt,“ seggt hei, „dor is dei Düwel jo woll in't Spill.“ Dei Jud stigt af, un sei führen wieder nah Rostock. Dat kurn wir kloek drei all aflad't, un Bedder harr blanke Valers in dei Tasch. „Weißt Du wat?“ seggt dei olle Türk, „nu gahn wi irst mal nah minen Gründ Gustav hen!“ „Dat is gefährlich,“ seggt Plummbüdel, dei kenne Gustaven of, dei verköfft einen nämlich immer den goden Rostocker Kaem. Als sei dei Blostrat dal gahn willen, dor kümmt uns Gründ Gustav mit sienem in ganz Mecklenborg bekannten brunenstielwen Haut all an. Wat wir dat för 'ne Fraud. Sei sparrten binah de ganze Strat, un dei Studenten fregen ehr all binah up Sicht. Natürlich müß-

ten's nu all mit nah Conrad Lehment un dor den gauden Kaem probieren. Als sei nah 'ne Stund'n dor weggahn, harren sei all düchdig einen in dei Post un kenen dun up dei vernagelt Idde, nah den besten Gasthof von Rostock tau gahn, un kamen nu jo in'n Rostocker Hof an, setten sid in ein Eck an't Fenster un framen jo ehr Futterkiepen ut. Dei Minschen, dei dor sünd noch in't Lokal sitten deden, worden all upmarken, un ehr Staunen ward immer gröter, as Fedderbusch so'n 4 Bund Speck ut sien Kiep halt un so'n grot eigen backt Brot (ungefähr 5 Pfund) in drei Deile schnitt, ebenso den Speck, aewer sei laten sid dat grot orrig smeden. Dei Ober wagt sid nah den Disch rann un frögg: „Belieben die Herren auch Teller, sowie ein Besteck?“ „Ne!“ seggt Fedderbusch, „nir von Töllers, un wat meinen sei mit 'n Besteck?, jedenfalls kaenen wi woll dor nir von abieten, bring uns man Bier!“ Dei Ober is beleidigt. Wo kann so'n Minsch, dei nich mal'n Gesellschaftsrock an hett, tau em „Du“ seggen! „Wir haben nur Echtes,“ seggt hei. „Na, dachts Du, wie wulln wat unechtes drinken?“ seggt Fedderbusch un fickt em an, dat den Ober richtig gräsen ward. Fir bringt hei dat Bier un is froh, as hei unsem Fründ Gustav rinkamen un up den Disch taugahn süht. Nah 't Aeten nähmens noch all 'n lüften Priem un laten sid dat echte Bier got smeden. So bi lüften ward den Ober all angst, ob sei of allens betahlen kaenen. „Meine Herren, ich bitte um Kaffe!“ ward hei seggen. „Heft all Angst?“ seggt Plummbüdel un knippt dorbi sien en Dg tau. Dit wir'n Leiten dat hei sid argern deht. Fedderbusch treckt sienem groten Geldbüdel un smitt den up den Disch. „Ist schon gut, meine Herren,“ seggt dei Ober, as hei den groten Geldbüdel süht. Aewer dei Türk wir of beleidigt un seggt tau Fedderbusch: „Wie gahn wieder un drinken in Hotel Ruffie uns' Bier. Dor warren sei uns nich fragen, ob wi of Geld in dei Tasch hemm!“ Trohdem dat Gustav protestierte, gahn sei wieder nah Ruffie. Wil dat sei dor all öfter anfährt wieren, kennt ehr dei Wirt, un sei worden dor gaud up un annahmen. Als



dei Klock nu so bislütten acht ward, dunn kamen dor of vāle fine Herrschaften an un sei fragen, wat hier denn hüt abend los wir. „Ja,“ seggt dei Wirt, „dor is Klock ¼9 'ne Vörstellung von'n Zauberkünstler.“ Na, dat wir jo wat för uns' drei Friinn. Sei drinken ehr'n Pott Bier ut, ehr Friind Gustav seggt Abschiß un se gahn jo of nah den Zauberkünstler. Erst spucken's sich noch 'n Bäten in dei Finger un setten ehrn Schnauzbart up, denn Plumbbüdel säd: „Kann 'n nich weiten!“ Un dorbi knep hei ein Og wedder tau. Dittmal kem dat aewer nich von den Arger. Na, dei Zauberie gieng jo los. Dei Kirl, dei künn richtig wat, dei grep dei Dalers man immer so ut dei Luft rut. Den Türken ward dat rode Halsband all tau eng, hei nehm't aff un staunte. Fedderbusch höll sin Dalers in dei Tasch orrig fast, denn wo licht künn dei verdammte Kirl sine schönen Dalers ut dei Tasch rut zaubern, dat wir doch tau schad'. „Wenn dit noch lang' durt, denn maßt hei min Buddel Raem, dei id noch in de Tasch heff, tau Water!“ „Väter is, wi drinken's ut,“ seggt de Türk un langt all nah dei Buddel, dei Plumbbüdel em gāben deicht. As sei all drei einen drunken harren, dunn seggt Fedderbusch tau sinen Rabenmann, wat einen ganz fienen Pinfel wir: „Da, min Saehn, fast of nich dösten!“ un höllt em sin Buddel hen. Dei ficht em von baben bett ünner an un säd' ganz fort: „Danke!“ Fedderbusch ficht sich süßst von ünner bett baben an, ob wat bi em nich in Ordnung wir, un säd' tau em: „Danke kannst du ganz gaud seggen, aewer wat is an mi tau fiken?“ Dei Frömd' is Gott sei Dank still, fünst hadd Fedderbusch em Kläden führen laten. Na, dei Vörstellung is binah tau Enn, dunn biddt dei Zauberkünstler sich drei Mann nah dei Bühn rup. Un uns' drei Friind'n worden jo rupgahn. Plumbbüdel möt sich rittlings up enen Stohl setten, un dei annern beiden möten up enen Stohl Plaz

nähmen. Mit einem Mal fängt Plumbbüdel mit dei Wein an tau stangeln, as wenn hei radführen deicht, un dei Zauberer seggt tau em: „Fahren sie immer gerade aus, anhalten können sie einfach nicht!“ Fedderbusch, as hei dit seihn ded', wir tauirft platt, aewer nahher müßt hei lachen, dat hei nich wedder uphollen künn. Dunn seggt dei Zauberer tau den Türken: „Sie sind der Kaiser von China, und alles Volk, welches vor ihrer Tür steht, verbeugt sich vor Ihnen!“ Dei Türk gieng ümher, as wenn hei 'n Pahl aewerschlucht harr, verneigte sich bald hierhen, bald dorhen. Fedderbusch künn nich mihr lachen, aewer hei müßt, ob em dei Bul of noch so weih ded. Dunn kem dei Zauberer nah Fedderbusch hen. „Sie sind jetzt ein Affe und hüpfen hier herum!“ Hei hadd dit nich ganz verstaht. Hei seggt blot: „Seggen Sei noch eins Ap tau mi, denn sünd Sei 'n Pannkauen, dor will id för garantieren!“ Den Zauberkünstler würd angst un bängen, un hei wachte dei annern beiden wedder up un säd tau ehr, sei können wedder gahn. Erst hadd hei sich bi Fedderbusch entschuldigen mößt wāgen den Apen. Dei Vörstellung is tau End. Dei Musik späkt tau'n Tanz. Un bi dit Danzen worden uns' drei Maten immer lustiger. As taulest keiner mihr in'n Saal is, dunn danzen dei drei allein. „Wi will'n man Hans Adam tanzen,“ seggt Plumbbüdel. Dei Musik möt upspālen. Dorbi setten's sich immer mit den Achtersteben nah dei Speigels rin, dat dat Glas man immer so kaputt geiht. Sei danzten solang', bet in den Speigelsaal nich ein Spiegel mihr heil wir. Dat ganze schöne Geld för dat schöne Kurn gieng dorbi weg. Sei behölln nich einen Daler in dei Tasch. Böß'lied seggen, dei Zauberkünstler harr ehr verzaubert hatt. Nah Hus kamen sünd sei gaud wedder. Aewer woans sei mit ehr Frugens farrig worden sünd, dat is 'ne anner Frag!

## Ut mine Festungstied.

(Fortsetzung.)

Na, dat hadd denn nu woll sine Tid wohrt, un taulest hedden sei em denn nu doch woll dümpelt, wenn de oll lütt pudlich General Hans von Biethen nich west wir, de höll em; un dat was man en lütten Kirl, aewer en kraetigen Kirl, de sich so licht nich an den Wagen führen let. — Nu seggen denn de Herrn, dat sei dor nich mit dörschlemen; aewer sei leten nich sacken, sei versöchten 't mal up 'ne anner Manir un maften 'ne grote Jngaw' bi unsern König, wo dat doch nich assistiren künn, dat bi dat öllste Regiment in den ganzen preußischen Staat, wat all bi Zehrbellin vör den Hind stahn hadd, en Bürgerlicher as Offizirer stünn.

„Jh, dat 's jo recht nüdlich, Batter Kähler,“ segg id, „de Herrn hewwen blot vergeten, dat bi Zehrbellin en Snidergesell dat Regiment kummandirt hett.“

„Dat weit id nich,“ säd Batter Kähler, „dat 's vör min Tid west; aewer jo wel weit id, hei müßt weg; denn wat ded uns' allergnädigste König? — Sei wull de Herrn Offizirers nich vör den Kopp stöten, un den Rittmeister wull hei doch nich missen, hei maßt em also tau 'm Majur, aewer of tauglied tau 'm Edelmann. — Wat ded' aewer uns' gaud Herr Oberst? Hei stel den Majur ruhig in de Tasch un för den Eddelmann bedankt hei sich, hei wull nich dörch de Pikanteri von sin Kameraden Eddelmann werden. — Na, nu was jo denn natürlich dat Kalk in 't Og' slagen, nu müßt hei furt, un so würd hei denn hir tweede Kummandant, denn sei seggen jo All, de König höllt trotz alledem noch grote Stücken up em. — Un dat strid id gor nich,“ jett'te oll Vadder Kähler hentau, „denn bi de annern oll eflige Geschicht, dei hei hir nahsten hadd, wo hei den

Sträfling dödstet, un wo sei em mit vir Johr Festung bedachten, lād sich jo of de König in 't Middel, dat hei mit en halb Johr affem.“

„Wo was denn dat?“ frog id.

„Dor möten Sei Altmannen nah fragen, de is jo dor mit bi west. Id bün en ollen Mann un heww Fru un Kinner, un aewer mine Börgesekten red id aewerall nich; taudem is de Oberst en gauden Mann gegen mi, un wo-tau fall id achter sinen Rücken von Ding' reden, de em all griß' Hor naug maßt hewwen, un de em von 's Morgens bet 's Abends in den Kopp liggen? Denn förredem is hei sihr verännert; dat kann Einer marken, ahn dat hei tau de Propheten hört.“

Oll Batter Kähler gung, un oll Batter Kähler was en braven Mann, dat hört id un sach id, denn hei was up sine Ort ganz trurig worden.

Id dachte aewer den Ollen sine Vertellung nah. — Also doch en Medelbörger, en Landsmann! Hei un Schill-Sommer, beid' Kameraden! — De Ein' verdorben un storben, de Auner in Jhren un Würden un gesund un kräftig. — Schnabel föll mi in: wi wiren jo of Kameraden, beid' tau 'm Dod' verurtheilt, hei satt unnen un id haben, blot dörch en swachen Windelbaehn von einanner scheidt. Wi hadden beid' grugliche Verbreken begahn; hei hadd en por Minschen ümbröcht un id hadd up eine dütsche Unerversetät an den hellen lichten Dag de dütschen Farwen dragen? — Wi hadden dat süßwige Urthel un nu satt hei in Aengsten un Dodesnöthen, un mi krümmt Keiner en Hor. — Worüm dat? — Wo kamm dat?



„Lieber Freund,“ jād spāderhen de Herr Justizrath Schröder tau mi, as id em de Saß vertellte un dese Frag' vörlād, „nichts einfacher als dies: der König hat Sie begnadigt, ihn nicht.“

„Nicht begnadigt, jād id. „Kraft oberstrichterliche Gewalt hett hei de Straf' in 'ne Festungsstraf' verännert; un wo bliwst denn dat Richteramt, wenn 't mit de Gewalt tausamstelt ward?“

„Nun Sie glauben doch nicht,“ jād hei, „deß der König von Preußen wegen solcher Bagatelle hundert junge Leute hinrichten lassen werde?“

„Worüm nich?“ frog id. „Wenn nu so 'n achte Hinrich von England, oder en russchen Peiter, oder blot man so 'n Niklas un so 'n verrückten Stork von Brunschwil up den preußschen Thron seten hadd — worüm nich?“

„Gegen so einen Mißbrauch der Todesstrafe schützt uns die Humanität der Regierung und der Zeit. Todesstrafe muß sein; die menschliche Gesellschaft muß die Gewalt haben, sich der Bestien aus ihrer Mitte zu entledigen.“

„Dank fö'rt Kumpelment!“ segg id. „Aewer, Herr Justizrath, Humanität is up Stunns nicks wider, as en falschen Grösch; blot de Gaudmäudigen un de Dummnen nemen em; aewer de em utgewen un dormit tau Marktrecken, de händen sich. — Un wat de Dodesstraf' un ehre Nützlichkeit anbedrapen deit, so wünscht id, Sei wiren mal mit dese Weig' weigt; maeglich, dat Sei denn de Ogen upgingen.“

„Sie haben sich nicht zu beschweren, denn das Gesetz sagt ausdrücklich: Conat des Hochverraths wird bestraft, wie der Hochverrath selbst. Nach Ihrer eigenen Aussage ist der constatierte Zweck Ihrer Verbindung gewesen: Herbeiführung eines auf Volksfreiheit und Volkseinheit gegründeten deutschen Staatslebens; dies hat man richterlicherseits für einen Conat des Hochverraths angesehen, ob mit Recht oder Unrecht lasse ich dahingestellt (Notabene, dit was nah 1848); aber das Gesetz ist salbirt.“

„Na, Herr Justizrath, denn will id Sei wat seggen, denn hett dat Gesetz un de Humanität sich gegensidig tau 'n Raren; entweder dat Gesetz möt de Humanität affchaffen, oder de Humanität dat Gesetz. — So, as sich dat herutstellt hett, was 't en Puppenspiel, en grausames Puppenspiel! — Nicht so sehr grausam gegen uns, as gegen uns' ollen Dellern, un vel Minschenglück is dormit tau Gruun' richt't. Id bin en Gegner von de Dodesstraf', un wer will mi 't verdienen? Wer in 't Water sollen un binah dorin verdrunken is, mag 't Water nich recht liden; un nich id allein, ne, en Jeder kann in 't Water fallen. — Id heww mal en zweisnidiges Mess seihn, womit en Wahnsinnige en Minschen ümbröcht hadd: mi grugte vör dat Mess, un eben so grugt mi of vör en zweisnidig Gesetz, wat Einer dreihn un wennen kann, as en natten Hanschen, taumal, wenn dit Gesetz in de Hand von einen Wahnsinnigen gemen ward. Un de sogenannte Referent in uns' Saß, de Herr von Tschoppe, de ut de Akten den grualichen Hochverraths-Conat 'rute dresselt hadd, was wahnsinnig un stürw of as en Wahnsinnige. Den hadden sei tau rechter Tid inspuunen füllt, denn wiren Dufende von Familien vör unnütz Glend un Angst bewohrt blewen. — Un wat hadden wi denn dahn?“

Nicks, gor nicks. Blot in uns' Versammlungen un unner vir Ogen hadden wi von Ding' redt, de jekt up ap'ne Strät fri utschriegt worden, von Dütschlands Freiheit un Einigkeit, aewer tau 'm Hanneln wiren wi tau swach, tau 'm Schriwen tau dumm, dorüm folgten wi de olle dütsche Mod', wi redten blot doraewer. Dat was jo aewer of naug för so en geschickten Unnersäufungsrichter, as uns' Unsel Dambach was, de grad in sine beste Carriere was un nun doch nich flüppen laten kann. So würd denn nu also ut en frien, fröhlichen Sinnenprust en Dünnerslag

maakt, un dat Dodsurthel würd spraken, ahn alle Entscheidungsgrünnt, denn, obchonst sei uns versprochen sei nautauilwern, sünd sei in de Hor drögt, un wi hewwen s' meindag' nich tau seihn fregen. Stats dessen wiren de Diknäsigen, de dunn an 't Ränder seten, hellschen parat, allerlei gefährliche Geschichten von Demagogen un Königs-mürders in Nennlop tau bringen, — un doch — Gott vergew 't ehr! — sei wüßten am besten, dat Allens utgestunfene Laeg' wir. Bertheidiger kunnen wi uns nich wählen, de würden uns sett't; m i n, de mi fast versprok, dat id in min Vaderland, Meckelnborg, müßt utliwert werden, hett mi up keinen Breif, den id an em schrewen heww, antwort't — Nemen S' nich aewel, Herr Justizrath, id bin en beten von 't Hunnert in 't Dufend geraden; aewer wenn id an de Nützlichkeit von de Dodesstraf' un denn wedder an de Humanität denk, de mi von Gerichtswegen tauslaten is, denn bömt sich in mi so allerlei up un stött min Gedanken as Kohl un Räuben dörchenanner.

#### Kapittel 4.

So redte id nah Johren; den Nahmiddag un Abend aewer, von den id eben seggt heww, was mi nich tau 'm Resonnieren tau Sinn, up mi lagg dat as de Mort, un de Gedanken an dat unglückselige Minschenworn unner mi stödden mi binah dat Hart af. Unner mi, dörch en swaches Minschenwark von mi scheidt, stunn de Dod; hei was nich unverhofft kamen, as de Slap in de Kinnerjohren, hei was nich allmählich kamen, un dat Og' hadd sich nich an em gewennt; mit einem Mal hadd hei sich an dat Lager von den Mürder stellt un stunn dor wiß in sine gruglichste Gestalt un rüppelte un rögte sich nich un wist'e em Biller, blaudrode Biller, all ein bi ein, jo kein aewerslagen!

„Licht aus!“ röp de Schildwach von buten nah min Finster 'rup; de Klock was teihg von nu an müßt id in 'n Düstern sitten. Id was nich gruglich; id hadd up de Festung, von wo id kamen was, Johre lang in 'ne düst're Kasematt seten, unner mi brust'e un hulte de Stormwind dörch den langen, unnerirdschen Gang, de dörch de ganze Festung gung, links von mi was de Festungskirch, hinner mi en düstres Loch, wo de Möwer un Mürder Exner, von den Pitaval vertellt, in Keden un Banden an de Mur anslaten west wir — id hadd mi nich grugt; id wir oftmal's des Nachdens dörch de Kirch gahn, de in Fredensstiden tau 'ne Ort Mondirungskammer brukt würd. Dor hungen de Wänn' entlang olle witte östreichsche Mantels, aewer jeden hung en Schado, unner jeden stunn'n en por Stämeln, de Finstern wiren unnamen, dormit de Lüg hübsch lustig hängen füll, un nu werwen un swewten de witen Mantels unner den Schado un aewer de Stämeln de Wand entlang, un 't was, as wenn de Geister von de ollen Oestreicher, de bi Prag un Leuthen sollen wiren, noch einmal in Reih' un Bild stün'n un noch einmal in 'n Stormschritt vörrücken müßten. — Id hadd dat iim Middernacht seihn, aewer grugt hadd id mi nich.

Hüt grugte mi. Id horkte un horkte nah jeden Ton, de von unnen 'ruppe kann, un de lang' horkt, de hört of wat. Dat huschte un stachute iim mi 'rüm — dat was jo nicks, kunn jo nicks sin; dat wiren jo blot min Gedanken! — Ja, aewer dese Gedanken wiren ut mi 'rute treden un wiren iim mi lewig worden, un min Uhr glöwt sei tau hören, un min Og' tau seihn, un dat was de Grugel.

Dat was 'ne lange Nacht un 'ne lange Qual! — Un jo is de Minsch! — Taulezt dacht id blot noch an mi un nich an den Unseligen unner mi; id dankte Gott för den Morgen, de em so schrecklich upgahn müßt.

Unner mi würd dat lewig, en Wagen führte langsam vör de Dör, nah en beten führte de Wagen langsam wedder furt; id sel nich ut — mi was slicht tau Maud'.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Melchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 19. April 1936

Nr. 8

## Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

Im Siebenjährigen Krieg wurde Mecklenburg-Schwerin von Preußen als Gegner betrachtet und von Jahr zu Jahr mehr zu Leistungen aller Art herangezogen. Das Land stand unter dem Preussischen General-Kriegskommissar von Kleist, was die Lieferungen anlangte; in militärischer Beziehung war in den letzten der General Prinz von Württemberg maßgebend. Der Kampf zwischen Preußen und Schweden spielte sich vor allem im Grenzgebiet Mecklenburg-Pommern ab. Infolgedessen wurden die östlichen Gebiete namentlich hinsichtlich Magazinfuhren stark herangezogen.

Aus den Teterower Kriegsschadensakten (Ratsarchiv L.) geben wir im folgenden einige Originalabdrücke aus den Jahren 1759—1761.

### Rekrutierung.

Dem löblichen Magistrat zu Teterow wird auf dessen Schreiben vom 19. dieses Monats dieses zur Resolution erteilt:

Daß weilen nach dessen nunmehrigen Anzeige, der zurückbegehrte Joachim Friedrich Klose nicht hier sondern zu Dresden unter dem löblich Salmuthschen Regiment sich befinden soll, das Königl. hiesige Gouvernement auch von dessen Extradierung (Auslieferung) sich bei solcher Bewandnis nicht befassen könnte, indem selbiges den Klose sowohl als den Johann Heinrich Gronert nur alsdann zurückzulassen intentuieret (geneigt) gewesen, wann solche beide oder einer unter dem Kommando des Königl. allhiesigen Gouvernements sich finden möchte; welche Zurücklassung jezo so weniger möglich, da obgedachter Klose in Dresden und des Gronerts Aufenthalt noch bishero unbekannt ist, überdem die an deren Plätze anderer Geschichte beide Mann, Martin Nikolai und Johann Peter Martienssen, hieselbst zwar gezeigt, jedoch nicht bis der Klose und Gronert aufgefunden werden möchten ins Ordnonanzhaus in Verwahrung gegeben, sondern von ihren Ueberbringern bis jetzt behalten und nicht abgeliefert worden, worüber dann, als diese beide ausgegangen und die Rekruten allein in ihrem Quartiere hinterlassen, solche sich verloren und nicht ausfindig gemacht werden können, wo solche geblieben, mithin der hiesigen

Garnison nicht zu teil geworden, noch durch solche die obigen Plätze besetzt werden können.

Stettin, den 23. Juni 1759.

Königl. Preussisches Gouvernement.  
gez.: Unterschrift.

An Ew. Ew. Magistrat zu Teterow.

Da des Herzogs von Schwerin Durchlaucht auf den geschehenen Auftrag statt der sämtlichen von denen Domänen und Städten zu stellenden Mannschaften 100 Rthlr. je Mann bezahlen zu lassen nicht bereit ist und deshalb von unumgänglicher Notwendigkeit ist, daß nach einer geschehenen Reportition die besagte Mannschaft von jeglicher Stadt und Amt entweder wirklich gestellt oder mit 100 Rthlr. je Mann bezahlt werden:

So wird E. E. Magistrat der Stadt Teterow auf ordre des Herzogs von Mecklenburg Durchlaucht allen Ernstes hierdurch aufgegeben, 2 tüchtige Leute wenigstens von 5 Fuß und 4 Zoll (etwa 165 cm) auch von mittleren Jahren den 4. Martii (März) anhier zu leisten, oder 200 Rthlr. als 100 Rthlr. je Mann zu bezahlen, und mit Ablieferung derer Leute, oder mit Bezahlung solanen Geldes an dem ansehnlichen Termin allhier beim Kommissariat sich zu melden, auf ausbleibenden Fall aber die rigourenste (schroffste) militärische Exekution zu gewärtigen.

R o s t o c k, den 26. Februar 1761.

Königl. Preussisches Feldkriegskommissariat.

Der Rat der Stadt Teterow wendet sich hierauf an den Engeren Ausschuß der Stände in Rostock, der Instanz, mit der die Preußen im wesentlichen arbeiten, und erhält darauf folgenden Bescheid:

Hoch- und Wohlbedle, Hoch- und Vielgeehrte Herren und Freunde:

In Antwort auf derer Herren und Freunde Anfrage vom gestrigen dato puncto der erhaltenen Ordre vom Königl. Preussischen Kriegskommissariat wegen zu stellen der 2 Rekruten können wir denenselben nicht anders anraten als der überwiegenden Macht nach aller Möglich-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
ROSTOCK i. M.



zeit auszuweichen, mithin deren Befehlen, soviel tunlich, ein Genüge zu leisten, um sich nicht größeren Unannehmlichkeiten bloßzustellen.

(Es folgt Stellungnahme zu einer Beschwerde wegen Bezahlung eines Silboten).

Wir beharren mit aller Freundschaft Ew. Hoch- und Wohledlen Bereitwillige Landräte und Deputierte von Ritter- und Landschaft der Herzogtümer Mecklenburg zum Engern Ausschuss.

R o s t o c k, d. 1. Mart. 1761.

#### Ausmusterungsschein.

Nachdem Vorzeiger dieses ein Soldat von des Oberstleutnants von Grumbkow Bataillon und des Kapitäns Schwidardt Kompanie Namens Michael Christian Willgoß, gebürtig aus Teterow in Schwerin, Mecklenburg, wegen eines dauernden Augenschadens zu fernem Kriegsdienst unbrauchbar befunden worden: so ist selbiger kraft dieses dimittieret, und soll von gedachtem Bataillon aus demselben keine fernere Ansprache gemacht werden.

Stettin, den 13. Juli 1759.

Königl. Preussisches Gouvernement.  
gez.: Unterschrift.

#### Reisepaß (Vordrud).

Nachdem Vorzeiger dieses, zwei Bürger, Namens Jooe Friedrich Wäjscher und Christian Heinrich B o ß in Mecklenburg aus Teterow gebürtig, ihres Alters 52 und 53 Jahr mittlerer Statur, von hier nacher Teterow zu Lande zu gehen willens und deshalb um einen Paß angesuchet hat; so werden alle Militär- und Civil-Bediente requirieret, obbenannte beide Bürger hierauf nach vorgedachtem Orte sicher und unaufhaltlich passieren zu lassen.

Stettin, den 31. Mai 1759.

Königl. Preussisches Gouvernement.  
Siegel und Unterschrift.

#### Fuhrdienst.

Denen Hoch- und Wohledlen Herren Burgermeistern und Rat der Stadt Teterow, Unsern vielgeehrten Herren und Freunden.

Aus abschriftlich beikomender Signatur des Kriegskommissariats werden Ew. Hoch- und Wohledlen mit mehreren ersehen, daß zum Transport der Naturalien von Rientalden nach Tessin 28 Wagen zum Harten Futter und 22 Wagen zum Rauhen Futter erfordert werden.

Wenn wir nun gemüßigt werden, nach dem Verlangen des Kommissariats die dazu erforderlichen Fuhrn zu repartieren, So müssen wir Ew. Hoch- und Wohledlen hierdurch angelegentlich und wohlmeinend ersuchen, so gleich nach Empfang dieses 5 Wagen mit Leitern und Wießbäumen zu oberwähntem Endzweck zu Rientalden zu stellen und beharren übrigens mit aller Bereitwilligkeit.

R o s t o c k, 26. Februar 1761.

Ew. Hoch- und Wohledlen dienstbeflissene  
Landräte pp.

Gesuch um Schutz.

Durchlauchtigster!

Es hat die hiesige Stadt die auf dieselbe repartiert gewesenen 3 Wagens nebst denen dabei erfordernten Leuten auf Anordnung des Hochlöblichen Kriegskommissariats nach Rientalden richtig gestellt. Die Zurückbleibung derer dabei geschickten Menschen hat aber in denen Gemüthern unserer Einwohner eine solche Besorgnis erregt, daß wir keinen einzigen derselben zur ferneren Bestreitung derer rückständigen Lieferungen auf einige Weise bewegen kön-

nen, falls sie nicht für sich, ihre Pferde und Wagen die hinlängliche Sicherheit erhalten werden. Als wir nun befahren (gewärtigen) müssen, daß wir wegen der rückständigen Lieferungen mit einer erneuten Exekution belegt werden, und unserer armen Stadt dadurch ein noch größerer Schade erwachsen werde, so flehen Eure Herzogliche Durchlaucht wir hiermittelft in tiefster Devotion (Ergebenheit) an, Höchstdieselben Fürstmildest geruheten, unsere Stadt mit einer Generalbecharge huldreichst dahin zu versehen, daß ein jeder Einwohner sowohl bei der zu beschaffenden Lieferung als auch sonst in seinem Gewerbe für sich, sein Vieh von Februis aller Arten sicher reisen, und von denen Königl. Preussischen Truppen überall die völlige Sicherheit genießen könnte und sollte. Der sichtbarlichste Ruin unserer ganzen Stadt ist mit der unverhofften Verfassung unseres submissenst Ansehens verknüpft, deshalb wir die baldigste huldreichste Gewährung dessen zuversichtlich erhoffen und mit der profundesten (tiefsten) Ehrfurcht verharren.

Euer Herzogl. Durchlaucht  
untertänigste

Bürgermeister und Rat hieselbst.

Teterow, den 18. Februar 1761.

An den Herzog von Württemberg  
kgl. Preussischen General.

#### Lieferungen.

Nachdem die Städte Tessin, Laage und Teterow ohn geachtet der zum öftern geschehenen Erinnerung die Kontributions- und Verpflegungsgelder des ersten Termins nicht abgetragen, und der zweite Termin bereits erschienen ist, auch mit Lieferung der Ochsen, Schafe und Pferde, auch Naturalien sich nicht gehörig eingefunden: So wird denen obspecificierten Städten vermittels dieses Exekutoriales und der zugleich mitkommenden Exekution hierdurch alles Ernstes injungieret (auferlegt) binnen 4 Tagen, (vom Tage der Auferlegung an) a die injugationis die exquotierten 30 Rthl. per Erbe an Contribution und 5 Rthl. per Erbe an Verpflegungsgeldern, ohn-ausbleiblich allhier abzutragen, die restierenden Ochsen, Schafe und Pferde, an die bestimmten Orte zur Lieferung abzusenden, und die rückständigen Naturalienlieferungen mit einem ansehnlichen Quarto (Viertel) zu bewirken und damit in der Art zu continuieren (fortzufahren), daß die exquotierten Naturalien binnen 14 Tagen völlig abgeliefert sein. Denn woferne nach Verlauf der festgesetzten 4 Tage die besagte Kontribution und Verpflegungsgelder nicht allhier abgetragen und alle übrige obbemeldete Lieferungen nicht mit dem größesten Fleiß bewirkt werden sollten, ohnsehlbar die rigouröseste (scharfste) militärische Exekution in der Art zu gewärtigen ist, daß selbige nicht eher abgehen wird, bis allen geschehenen Forderungen ein völliges Genüge geleistet werde. Die jetzige Exekution erhält an Gebühren: der kommandierende Offizier 3 Reichstaler, der Unteroffizier 2 Gulden, und jeder Gemeinde 1 Gulden.

Hauptquartier Rostock, den 29. Januar 1761.

gez.: Friedrich Eugen,  
Herzog zu Württemberg.

Der zur Exekution auf die Städte kommandierte Herr Offizier wird in Vertreibung der in der Beilage specificierten Lieferungen nachstehendermaßen zu verfahren belieben:

1. Daß er vom Magistrat durch Quittungen beweisen lasse, daß die Stadt die auf selbige repartierte (zugewiesenen) Ochsen und Schafe nach Wittstock, auch die Pferde anhero nach Rostock sämtlich abgeliefert und woferne solches nicht geschehen der kommandierte Offizier den Magistrat und die Bürgerschaft unverzüglich anhalte, daß sie



die rückständigen Pferde, Ochsen und Schafe sogleich ohne weitere Einwendung zusammenbringen und an den Bestimmungsort senden.

2. Daß Magistrate gleichfalls dardum, daß die Stadt Naturalienlieferungen an den bestimmten Ort, als nach Zehdenick oder in die Depots zur Verpflegung des Korps beschafft habe, und wo diese Lieferung noch nicht völlig bewerkstelligt, der kommandierte Herr Offizier den Magistrat anhalte, alle in der Stadt aufzubringende Wagen mit der rückständigen Fourage zu beladen, und vorzüglich die Lieferung nach Zehdenick zu beschaffen. Jedoch so, daß die Wagen, so der Herzog zu Württemberg Durchlaucht kürzlich zu einem besonderen Behuf beordert haben, übrig bleiben. Sollte der Magistrat einwenden, daß durch Entrepreneurs (Unternehmer) die Lieferung nach Zehdenick oder in die Entrepots beschaffet werden sollte, so muß Magistratus den Kontrakt producieren (vorlegen), wobei demselben anzudeuten, daß in Zeit von 8 Tagen das ganze Quantum in die bestimmten Orter geschaffet werden müßte, oder Magistratus vor jeden Tag die Exekutionsgebühr auf 50 Taler erhöht werden soll.

3. Daß Magistratus die rückständigen Naturaliengelder

von 1759 ungesäumt ans Kommissariat einsenden, diejenigen dagegen, so noch nicht liquidiret (bezahlt) zur Liquidation sogleich Deputierte ans Kommissariat senden, welche alle dazu nötigen Nachrichten mitbringen.

4. Daß die Bezahlung der reparierten (verteilten) Kontribution aufs äußerste prästiret (geleistet) und dabei angedeutet werde, daß, wofern nicht sogleich besagte Kontribution bezahlt werden sollte, die strengsten Zwangsmittel erfolgen werden, wobei hauptsächlich zur Erinnerung, daß keine Entschuldigungen sie mögen Namen haben wie sie wollen, auch keine Vorstellungen, an des Herzogs zu Mecklenburg Durchlaucht oder ans Kommissariat angenommen werden müßten, sondern die specificierten und die festgesetzte Kontribution und Naturaliengelder ohne Verzug zu bezahlen sind, widrigenfalls sonst nach der größten Strenge mit einem jeden Bürger verfahren werden soll: weshalb der kommandierte Offizier dem Kommissariat den Ort seines Aufenthalts, anzeige, damit das Kommissariat bei Verzögerung demselben förderfamst die dieserhalb nötigen Disposition eröffnen könne.

Die Stadt Teterow liefert 6 Pferde, 6 Ochsen, 18 Schafe, 203 Scheffel, 3 Meßen Roggen nach Zehdenick.

## Zwei Inventarien des Schlosses zu Schwerin, aus den Jahren 1520 und 1576.

(Freimüthiges Abendblatt Nr. 91 u. 93, Jahrgang 1819).

Inventarien aus alter Zeit versehen uns gewissermaßen in die häusliche Lage und Verhältnisse unserer Vorfahren. Die beiden Perioden, aus denen wir solche hier mittheilen, sind deshalb gewissermaßen wichtig, weil sie von dem steigenden Luxus unserer Fürstlichen Haushaltungen zeugen. Zugleich wird man auch das Alter des Schweriner Schlosses aus dem Inventario von 1520 beurtheilen können, und ist nur noch zu bemerken, daß der alte Thurm, zu beiden Seiten mit einigen Stiebeln versehen, der älteste Theil des Schlosses ist, welcher in damaliger Zeit vom Herzog Balthasar bewohnt wurde.

Derjenige Theil des Schlosses, wo die Haupttreppe aufgeht, ist unter Herzog Magnus II. Regierung, mithin von 1477—1503 erbauet worden. Ein neuer Anbau, zu beiden Seiten erfolgte ums Jahr 1563 unter Herzog Johann Albrecht. Dadurch wurde auf der einen Seite der älteste Theil mit dem neueren Bau verbunden, und auf der andern Seite die neue Kirche errichtet. Noch später, während Herzog Adolph Friedrichs Regierung, 1608—1658, ward derjenige Theil des Schlosses hinzugefügt, der auf der andern Seite an den ältesten Ueberrest lehnt. Falsch ist es, wie Siegel und Aufschrift beweisen, daß dieser Schloßtheil von Wallenstein erbauet worden. Völlig beendet mag indeß der Bau zu seiner Zeit geworden seyn. Der allerletzte Bau geschah zu Herzog Christian Ludwig II. Zeiten, und zwar von Fachwerk.

Mit diesem Inventario in der Hand, läßt es sich daher jetzt noch ganz genau bestimmen: wie und wo jeder der Fürsten mit seinem Gefolge gewohnt. Aber wie wohnten sie? Hölzerne Tische und Bänke umher, ohne Spiegel, ohne Schränke; nur in gewirkten Teppichen bestand einiger Staat; — dagegen 8 Tischstufen und 2 Fürstliche Leuchter von Messing. Die zinnernen Schüsseln scheinen für den Fürsten ausschließlich gewesen zu seyn, die übrigen begnügten sich mit Hölzernen. Teller kannte man wohl noch nicht. Merkwürdig ist dasjenige, was nicht zur Theilung kommt: 1 Senfmühle, 1 Mörtel mit Keule, 1 Theekessel, 1 Richtform.

Wie ganz anders ist dieses 1576, welche Pracht in der Garderobe und im Geschmeide. Auch Silber ist vorhanden, zwar sparsam, aber künstlich gearbeitet. Der Keller gut besetzt, aber noch kein Bordeauxwein; desto mehr einländischer aus Neubrandenburg, Schwerin und Mirow. Von Plau, Lübz und Sternberg, von Bülow und Stargard, hatten die Weinberge vielleicht in andere Fürstliche Keller ihre gemacht. — Wagen und Pferde sind ebenso interessant. Kein einziger brauchbarer Wagen, und die Reithpferde dienten zugleich mit zum ökonomischen Gebrauch. — Selbst die Russischen Väder möchten manchen Leser des Abendblattes unerwartet seyn.

### I.

Inventarium des Schlosses zu Schwerin bei der Theilung unter den Herzogen Heinrich und Albrecht 1520.

Inventarium was zu Swerin beiden Herrn zuständig. Am Donnerstage des 3ten Tages omnium Sanctorum befunden ist. ao dni 20.

Erstlich in den Cappeln.

- 1 silb. verguldete Monstranz, darin das heil. Sacrament
- 1 silb. Kreuz mit 3 helffenbein Widen, einwendisch Heilighumb.
- 1 silb. vergulds Kreuz mit einem anhangenden Büchselein, darin U. L. Frauen Milch verworht. Das Haupt Cordule mit Sylber überhogen. Das Haupt Beatriceis Viginis.
- 1 Creutze von Arabischem Golde in ein silbernes vergulds Creutze gelegt, darin das Holz des heiligen Creutzes sampt andern Heilighumb.
- 1 Straus-Eyg mit Sylber belegt, darin ein holzen Büchselein mit Heilighumb.
- 3 Christallin Büchselein mit Sylber belegt, darin Heilighumb von den 11 000 Jungfrauen, Sct. Cecilien etc. —
- Noch 30 Stücke Heilighumb in ehner holzen Tafelen funden.
- 7 helffenbein Ristlin und Büchselein darin Heilighumb.



- 10 holzen Schachteln, und Buchstein darin Heilighumb.
- 2 Beutel mit Heilighumb.
- 9 Bilder von Mormelstahn.
- 2 Haupter Johannis.
- 8 Briebe mit Ablass, das Heilighumb belangend.

- 4 Silberne vorgulte Kette mit Patenen.
- 8 Corporalia mit iren Futter.
- 1 groß Festival Corporal Futter mit eynen bunten seiden Feschell.
- 1 silb. Rauchfaß.
- 2 helffenbeine Creuze mit silb. Füßen.
- 1 zerbrochen Christall mit verguldetem Sylber belegt.
- 2 Sylberne Rhoren zu Gebrauch der Communicanten.
- 2 Sylberne Apfellen.
- 4 Blehhen Apfellen.

- 1 Casell mit Perlen auf Roth gestickt.
- 1 Casell von einem roten gulden Stücke mit einem Perlen Creuze mit Alban und Manipulen wie sich gehört, sampt 2 rothen samythem Dienstrocken mit eingesprenkten guldenen Blumen.
- 6 Caseln mit Dienstrocken von Samt.
- 22 Caseln, theils von Samt theils von Atlas, Damast und Leinwand. Alle einzeln beschreiben.
- 12 Chorkappen von Samt und Seide.
- 1 Duch von Gulden Stück auf den Stuel darauf das Sacrament stehet.
- 3 seyden Gardin bey die Altaria.

#### Auf dem Hochmessen Altar.

Eine geschnitten Dassel mit Bild verguldet, darauf 6 messingen Leuchter.  
Antipendia etc.

#### Marien Altar.

- 1 geschnittene vergulte Dassel.
- 1 Marien Bildlein von Holz.
- 2 messingen Leuchter.

#### Auf dem 4ten Altar.

- 1 alte gemalete Dassel.
- 2 alte Bilde von Holze.
- 2 messingen Leuchter.
- 1 Creuz oben auf.

#### Bücher.

- 1 New Antiffinie.
- 2 kleine Antiffinie eins das Sommer und das andere das Winterteil.
- 2 Gradualia.
- 1 New Brevier angenagelt.
- 4 Psalteria alt und new.
- 2 Neue pergamenten Misall.
- 1 Alt klein geschriebene Misall.
- 2 Neue auf Papir gedruckte Misall.
- 1 Presarien Büchlin.
- 1 Alt Canon.
- 1 Misall hat Herr Joh. Mundt in der heil. Bluts Capellen.
- 1 Legenden Buch von Herr Zimmermann.
- 1 gedrucktes deutsches Büchlin, Sant Ulrichs Leben.

Ferner in der Kirche unter andern.

- 1 blehhen Salzfaß zum gewehheden Salze.
- 1 Fürstl. Stuel.
- 1 Fürstinnen Stuel.
- 1 Jungfrauen und Edelente Vende.

#### 2. Geschütz.

- a) im neuen Buchsenhause ist befunden wie folget.
- 2 große Hauptstücke liegen auf beschlagen Wagen, zu Gadebus gossen von Kopper.

- 2 große kopferne Morser auf einen beschlagenen Wagen, zu Gadebus gossen.
- 2 Carthausen in den Laden.
- 2 Rothschlangen in den Laden, zu Gadebus gossen.
- 1 rechte lange kopferne Slange in den Laden, gekauft zu Lubeck.
- 2 ehserne halbe Schlangen.
- 1 alte eiserne Schlange, von Joh. Namuden gekauft.
- 4 halbe kopferne Schlangen zu Gadebus gossen.
- 1 Quartier Schlange.
- 1 alte iserne Quartier Schlange, ungefaßt.

b) in dem alten Buchsenhause.

- 7 Quartier Schlangen.
- 2 Quartier Schlangen, seind igt zu Domphe, all zu Nurenbergl gekauft.
- 8 Paar Scharpentiner von Eisen.
- 3 Scharpentiner von Eisen.
- 2 ungefaßte Scharpentiner.
- 1 Eisen Morser.
- 35 große ehserne Hackenbüchsen, ungefaßt.

c) Uf der Borgk in der alten Hovedornis.

- 326 Hackenbüchsen, gefaßt und ungefaßt.
- 20 Zeelrohr.
- 1 Falkenatlin von Kopper mit 2 Chammern.
- 12 Cammerbüchsen oder Scharffentiner mit 48 Cammern.
- 112 knipfeven Büchsen.
- 1 Ehsern Mörser.
- 3 Stem Luchsen mit 6 Cammern.
- 284 Knechts Spieße.

d) In einem neuen Gevelb in der neuen Capellen befunden.

- 41 Thonne Pulver.
- 11 Thonne mit Schwebel.

#### 3. Archiv.

In der Canzley und erstlich a) in dem Gevelbe befunden.

- 1 großer Schapp mit 36 Schubladen, in denen im merher teil Briebe sein, in einer viel in den andern wenig ungeferlich.
- 6 beschlagene Kasten, darinne klehne Kasten und Raschen sein und in denselben den herherteil worfigeste Brieffe. Aber im 6ten Kasten seind keine Raschen noch Laden hdoch voller vorfigeste Briebe.
- 1 thannen Laden mit papiren Brieffe.
- 1 lange Kasten mit 5 Unterschide, darin papiren Briebe.
- 1 alte Kisten dorin Register.
- 1 Schapp auf der linken Hant in der Mauren, dorin papiren Brieven mit 3 Bachen.
- 1 Schapp dargegen über in der Mauren von 3 Bachen darin vorfigeste Briebe.
- 1 Schapp in der Mauren gegen dem Gevelbe bei dem großen Schapp von 3 Bachen, darin in 2 Bachen vorfigestegelöste Psantbriebe seint.
- Item 1 Register in dem understen Bache über dieselben Psantbriebe.
- 2 Canfley Laden ins Gevelbe gesetzt darin Papiren Hendl.
- 32 ledige Kistlin, darzu gemacht, das man sie hat in ehserne Kasten setzen um die Brieffe darein registrieren wollen.
- 1 alt Register über epliche Briebe.
- 1 Register general über das große Schappbehalter.

b) In der Canzley.

- 3 Tische, 1 Stuel, 3 lose Bende.

c) In des Canzlers Chammern.

- 1 Bettspende von Holze, darein ein alt Bettthe mit Leder bezogen.
- 1 Kissen.
- 1 Dannen Tisch.



#### 4. Wohnungen im Schloß.

##### a) das Sommerhaus.

Es scheint dies ein großer Saal gewesen zu seyn, darin wurden in 2 Kasten, jeder mit 2 Schlössern versehen, die Teppiche und Banklaken verwahrt, wo von nachher

##### b) das Danzhaus.

Das Haus bebedet.

##### 3 Kisten verschlossen.

##### 1 hangende Kronen mit Marien Bilde.

Hier wohnte Herzog Albrecht Meins Onid. Herrn Albrechts Stalkammer, Stuben, 3 Stubelein und 2 Erker auf dem Danzhaufe seind beschloffen und nicht inventirt worden.

##### c) Herzog Baltasars jetziges Haus.

- 1) Auf dem Saal darin der Schornstein ist, dasselbe Gemach umher bebedet.  
Eine große Spunde mit einem Kuhlbede, an beiden Seiten Fußtritte. 2 Branteisen — 1 beschloffen Tisch — 1 Stuel — 1 lose Bende.
- 2) Herzog Baltasars Dornitz umher bebedet.  
1 Kachelofen, 1 schwarzer beschloffener Tisch, 1 schlechter Tisch, ein Vogelhaus.
- 3) Herzog Baltasars Frauen, Jungfrauen Dornitz.
- 4) Die Kammer dabey.
- 5) Die Stube darin Herz. Magnus jetzt ist (Sohn H. Heinrichs).
- 6) Die Kammer daran.
- 7) Des Hausmanns Chamber und Stube. Darneben der Seher oder Uhrkloche.
- 8) Johannes des Küchenmeisters Kammer.
- 9) Herr Lutlens Kammer,
- 10) Herr Jostens Kammer,
- 11) Herr Nieklans Kammer,
- 12) Herr Michelses Kammer, scheinen Geistliche gewesen zu seyn.
- 13) In der Priester Dornitz.
- 14) In der Chorschöler Dornitz.
- 15) In der Herrn Stuben.
- 16) Auf M. G. Frauen Gemach.  
2 große beschlagene Schapp — 1 Spende mit einem Kuhlbede mit Fußtritten — 1 Gordin und das Bette, grün und roth — 1 beschloffener Tisch — 2 Branteisen — 1 Messings Krusel mit 5 Pfeifen — 1 verschloffener Kasten — 1 Stuel — 1 lange Bank mit Baden.
- 17) Meiner G. Frauen Stube — bebedet.  
1 Kachelofen — 1 beschloffener Tisch — 1 lose Bank — 1 Tisch — 1 Messings Krusel — 1 Stuel.
- 18) In der Jungfrauen Stube.  
1 Ofen und umher bebedet — 1 lose Bank — 2 alte Tische — 1 Tisch den man niederschlegt.
- 19) In der Kammer dabey  
3 Spunden — 2 Kuhlbetten.
- 20) Auf der jungen Fürstinnen und Freuchen Gemach.
- 21) In der Dornitz dabey.
- 22) Auf der M. Gn. H. Herzog Heinrichs Gemach.  
1 Spunde mit 1 Kuhlbede — 2 Underbede — 1 Pfoel — 1 Decke — 2 Beislaken — 1 Gordin grün und roth — 1 groß Schap — 1 beschloffen Conthur — 1 Fürsten Stuel — 1 lose Bank — 3 angemachte Benke — 1 wullen Puffler — 2 Branteisen — 1 holzene geschnitz Johannes.
- 23) H. Heinrichs Stube  
umher bebedet — 1 Kachelofen — 1 beschloffener Tisch — 1 Stuel — 1 wullen Bankpfoel — 1 Stuelküssen — 2 Schentscheiben.

- 24) In der Frauen Dornitz  
umher bebedet — 1 Kachelofen — 10 Tische gut und böse — 1 Sehbant — 3 lange lose Benke.

#### 5. Andere Gebäude im Schlosse.

- a) Die Küchenmeisterey, darin wohnte auch der Hausvoigt.
- b) Das Brauhaus, darin wohnte auch der Hausvoigt.
- c) Das Backhaus.
- d) Das Pforthaus.
- e) u. f) Herzog Heinrichs und Albrechts Stall.
- g) Das Haus genannt der Ochsenstall.
- h) Der armen Leute Haus.
- i) Die Schneiderey.

#### 6. Vorzügliches Mobiliar im Schlosse zu Schwerin.

- 10 gewirkte Teppiche mehrentheils 6 Ellen breit und 7 Ellen hoch. (Diese Teppiche waren von Seide und stellten biblische u. a. Geschichten dar).
- 5 gewirkte rugghe (rauhe) Laken 10 Ellen lang.
- 8 gewirkte Banklaken, mehrentheils mit Drachen und Greifen, 8—14 Ellen lang.
- 2 Samtdecken mit den 5 Wappen über einen Tisch.
- 1 roth golden Sammet-Decke über ein Bett.
- 2 roth golden Sammet-Pföble zum Bett.
- 3 roth golden Sammet-Kissen zum Bett (und eine Menge mehr der Art).
- 8 Herrn Tischlaken gut und böse.
- 2 Messingene Leuchter, istsicher mit eyner Pfeissen auf der Herrn Tisch.
- 16 Leuchter — 6 Becken — 2 Handfässer — 7 Kessel — 1 kopferne Kanne.
- 62 Betten — 42 Pföle.

#### Kuchengeschirr.

- 13 zinnerne Schüsseln.
- 44 holzerne Schüsseln.
- 37 Kessel groß und klein.
- 21 Grapen groß und klein.
- 1 Messingscher Durchschlag.
- 7 Drehfüße etc.
- Gemeinschaftlich blieben: 1 Schussel Grapen — 1 Senfmühle — 1 Theekessel — 1 Mörsel mit Reule — 1 Lichtform.

#### Im Keller.

- 2 Faß rothen Wein.
- 6 Koffen Bier.
- 15 zinnerne Becher.
- 22 Ziptannen.
- 1 Faß Essig.

#### Auf dem Weinberg.

- 5 Weinkasten — 2 Kübbel — 1 Alte Presse — 1 Wasserbollige.

#### II.

Inventarium, nach dem Ableben Herzog Johann Albrechts I. von Mecklenburg, 1576, im Herzogl. Schlosse zu Schwerin errichtet.

#### 1. Garderobe Herzog Johann Albrecht I.

- 4 Umhängerröcke von Sammt und Silberstück.
- 5 Reiskeider von Sammt oder mit Sammt gefüttert.
- 11 Sammttröcke.
- 4 Sammttröcke mit Zobel gefüttert, unter diesen: „Ein schwarz sammtner Rogl, umbher ein schön Gebrem von Gold und Silber, an den Ermeln sein 14 Paar goldene Stift und ist mit guten Zobel durchaus gefüttert. — Noch ein sammtten schwarzen Rogl, mit einem gar schönen goldnen Gebrem, auch mit schönen



Zobeln gefuttert. An diesem Rogke ist oben ein gulden Pest, darin steht ein großer roter Egelstein“.

10 Röcke mit Pelzwerk.

5 Samne Wams und Beinkleider, alle gestickt.

27 dito Sammt, Seide und Silberstück.

25 Barette von Sammt und Silberstück.

1 schwarz gestickter Sammhut.

1 hoher Filzhut mit Posamentborden.

12 Paar Sammtschuhe von allen Farben.

6 Koller, worunter 2 von Corduan mit guldenen Posamentborden.

## 2. Pretiosen.

117 Ringe mit Diamanten, Saphyr, Rubin, Smaragd, Turkos, Granaten. 1 Goldner Halsband mit 6 Rubinen und 6 Diamanten, durchgebrochener und geschmolzter Arbeit, welcher zu München durch Hans Meimers gemacht, wiegt 10 Loth, 1 Quentchen.

Ein Hutband von 40 goldenen Stiften, worauf Perlen.

3 Armbänder von geschmolztem Golde. Einen hat H. Heinrich getragen (der Oheim H. Joh. Albrechts I.) Eine goldene Kette, darin sind 24 geschmolzte Handtreuen und zwischen jeder Handtreue sind 3 Glieder. (Dieses schöne Sinnbild der Treue ist bekanntlich neuerdings wieder Mode geworden.)

1 Kette von 33 Gliedern; an jedem Gliede 6 Steine, nemlich 46 Tafel-Diamanten, klein und groß, 22 spizige Diamanten (Rosetten), 50 Schild- und andere Diamanten (Brillanten), 4 Rosen von Diamanten, 48 Rubinen, 27 Schmarallen (Smaragde).

1 goldene Kette von Ungarischem Golde, 3 Pfund 24 $\frac{1}{2}$  Loth schwer.

13 Kleinode von Gold mit Steinen, mehrentheils sind biblische Geschichten darauf, mit Steinen besetzt.

5 Kleinode.

1 goldner Spiegel mit 9 Diamanten, 9 Rubinen und 8 Perlen besetzt.

5 Medeen mit Steinen umgeben etc.

## 3. Silberzeug.

12 große silberne Teller, um den Rand verguldet, worauf geschichtliche Gegenstände gravirt.

12 kleine silberne Teller, um den Rand verguldet, mit Bildnissen der alten Kaiser.

18 silberne Teller.

24 silberne Teller.

9 geätzte Messer.

16 Anricht Silber (Schüsseln).

6 kleinere dito.

6 kleinere dito.

12 noch kleinere. Die Schüsseln an Gewicht 155 Mark 15 Loth.

2 silberne Salzfüßer.

3 silberne getriebene Leuchter mit Conterseh.

4 silberne Leuchter.

1 silberne Lampe.

1 Schreibleuchter mit 2 Pfeiffen.

1 verguldete Leuchter, darin verschraubet 4 Becher, 4 Confectschalen.

4 Salzfüßer.

6 verguldete Pokale.

10 verguldete Becher.

1 Handbecken und Gießkanne, verguldet, mit Kaiserbildnissen.

2 verguldete Handbecken und Gießkannen.

## 4. Leinwand.

Servietten scheinen 1576 noch nicht in Gebrauch gewesen zu seyn, wenigstens fehlen sie ganz in diesem Verzeichnisse. Auch Tischlaken finden sich nur: 26 da-

maiene, 9 von Drell und 13 von gemeiner Leinwand. Desto mehr gewürkte Teppiche. Davon finden sich 94; die mehrsten sind mit biblischen Historien oder mit dem Wappen gewürkt.

## 5. Weine.

25 Fässer, jedes zu 7 Ohm, überjähriger Rheinwein.

25 Ohm Genesener Weine (etwa Johannisberger) ins 3te Jahr alt.

5 Fässer, von 8 Ohm, Nederwein.

5 Ohm Kirsemwein (Kirschwein).

1 $\frac{1}{2}$  Ohm alte Felschleiner Weine (?)

1 $\frac{1}{2}$  Ohm Pinolerwein (?)

2 Ohm alt Rheinwall.

14 Faß, von 4 Ohm, neue Rheinische Weine. Hochheimer.

3 Faß Wallerweine.

12 Faß Castorfferweine.

$\frac{1}{2}$  Ohm Hindtbehrwein (Himbeerwein).

12 Stübchen Salbeyenwein.

5 Fässer Subensche Weine.

1 Tonne Rheinischen Schlewein.

1 Tonne spanischen Wein.

6 Ohm Brandenburgische Weine.

$\frac{1}{4}$  Ohm Schwerinschen Wein.

1 Tonne Mirowschen Wein.

1 Zinnerne Stande darin Vimum Cossicum.

1 dito darin Muscateller Revall.

1 dito Voller Revall.

1 dito mit Pinoll.

1 Tonne alten Felschliner.

$\frac{1}{2}$  Tonne Malbasser.

2 Faß Muscateller.

## 6. Wagen.

1 alter unfertiger Kutschwagen mit schwarzem Leder gefuttert.

1 alter unfertiger Fettingswagen (Phaeton?) mit undichtigen Rädern.

4 alte Kutschen.

## 7. Reit- und Wagenpferde.

Herzog Johans Pferde. Joh. Albr. I. ältester Sohn.

5 Hengste, wovon 3 zum Gestüt gebraucht werden.

Fürm Kutschwagen: 2 Klepper, so für Meines gnädigen Herrn Kutschwagen gegangen, und 1 grauer Klepper von den 4 grauen Kutschpferden.

Herzog Sigismund Pferde. H. Joh. Albr. I. zweiter Sohn.

5 Hengste, wovon einer zum Gestüt.

Fürm Kutschwagen: 3 graue Klepper, von den 4 grauen Kutschpferden. Meiner gnädigen Frauen Pferde, nemlich Anna Sophie, Tochter H. Albrecht v. Preußen und H. Joh. Albrecht I. Wittve.

3 Hengste, wovon einer eine Zeitlang fürm Wagen gegangen.

Fürm Ihre Fürstlichen Gnaden Wagen: 3 schwarze Klepper.

Fürm Jungfer Wagen.

4 Fische.

Fürm Kutschwagen.

4 Mutterpferde.

Noch 3 Hengste, wovon einer zum Gestüt, und

8 Wagenpferde.

## Bäder.

Das Russische Dampfbad war auf dem Walle des Schweriner Schlosses. In der Badstube befand sich

1 Ball oder Schweißbang mit 3 Auftritten.

1 große kupferne verzinnete Pfanne.

2 kleine kupferne Fußwannen.



1 eiserne Feldofen mit einem Kessel, darüber ein kupferner Deckel.

Dabei war das Wiltbad im neben anstoßenden Zimmer. Oben und an den Seiten mit Tannenbrettern

bekleidet, unter aber mit Zinn ausgefüttert.

Im Schloß zu Grivis war gleichfalls ein Russisches Schweißbad.

## At mine Festungstied.

(Fortsetzung.)

Den Rahmiddag kamm de Herr Unteroffizier Altmann un wull mi tau'm Spazirengahn ashalen: „Nemen S' nich aewel, säd hei, as hei in min Gefängnis 'rinne kamm, „dat ick nich all hüt morrn kamen bin; aewer ick müßt noch bi Schnabeln . . .“ „Hollen S' Ehr Wut von Schnabeln!“ fohrt ick em an.

De Mann würd ordentlich verstuht aewer mine Hastigkeit; aewer dat wohte nich lang, hei tel mi ruhig an, denn hei was en Unteroffizier in gesehten Johren un hadd sich in sinen Leven wat versocht: „Schön,“ säd hei, „wenn Sei min Unnerhollung nich geföllt, denn kann sei nahbliwen; ick bin blot kummandirt, mit Sei up den Wall spaziren tau gahn. — Is 't Sei also nu gefällig?“

Wi gingen up den Wall; de Herr Unteroffizier gung twei Schritt sidwärts achter mi, as wenn hei mi an 'n Strick höll un mi tau Mark leddt, as de Bur sin Farken. — Wi gungen den Wall entlang, wi gungen wedde 'rügg, ick kunn 't nich länger uthollen, ick hadd den Mann Unrecht dahn; hei hadd 't gaud meini, un ick was groww west. Jek dreht mi also üm un säd: „Herr Unteroffizier, nemen S' mi min hastigen Würd' nich aewel; ick heiw w des' Dag' immer blot von Schnabeln hört, un de ganze Nacht is hei mi nich ut den Sinn kamen, dat ick kein Dag' tau dahn heiw, un as Sei nu hüt dormit wedder in de Dör 'rinne kemen, un ick mi dacht hadd, de Spazirgang süll mi up anner Gedanken bringen . . .“

„Na, laten S' man,“ antwort' hei mi, „mi maht dat man so 'n beten versuht, dat ick binah de sülwige Antwort freg, as hüt morrn bi den zweiten Kummandanten. Denn de süll eigentlich hüt morrn de Erkutschon mit aswohren, hei hett sich aewer krank mellen laten, un as ick em hüt morrn Rapport afftatten ded un em de Sak utführlich vertellen wull — denn bin ick dor mit tauegen west — fohrt hei mi of so an un wull nids dorvon weiten.

„Worüm dat?“ frog ick. — „Je, wat weit ick?“ säd hei. „Sörredem de Mann dunn dat Unglück mit den Sträfling hadd, is hei sihr verännert, hei was 'ne wahre Seel von 'n Mann, nu is hei oft hastig un upfohrend, un 't is, as wenn em dei Unrauh plagt“

„Na, is dat mit den Sträfling en Geheimnis?“ frog ick. „Oll Batter Kähler hett of all dorvon seggt; aewer hei wull mi kein Utkunft geven.“

„Oll Batter Kähler is en Haf“, säd de Herr Unteroffizier, „de Geschicht weit jedes Kind up de Strat, un sei is jo of gerichtlich maht, un ick was de Nacht grad up Wach un heiw of in de Sak nahsten tügen müßt. — Dat was grad Wihnacht heilig Abend un 't sünd nu en beten aewer vir Johr, un ick müßt up den Stern up Wach. Nu hadden sich de Sträfling' för dese Nacht fri Nacht losbeden, dat sei sich en beten tausam freuen wullen un of Licht in de Kasematten brennen dürwten. Na, dat gung denn in de Erst of ganz gaud, sei eten un drunken und sungen tausam un hadden sich denn of Bramwin kamen laten; un den is dat Volk nich gewennt, denn so as sei annerthalwen Sülwergroschen däglich tau vertehren heiwten un up drei Dag' siw Bund Kummisbrod, so will dat för en Stuck nids affmiten. Na, 't durt of nich lang, dunn hadden sei wat in den Kopp, un de Slägeri gung los. Wi also mang ehr

'rinne un höllen Stüer, un wenn de Leutnant, de de Wach kummandirt, aewerst man noch en blaudjungen Minschen was, sin Lüid' kennt hadd, un de Kirls in ehre Kasematten hadd insluten laten, denn wir allens gaud gahn, so aewer let hei sich dörrch ehr Bidden begänschen un lei sei tausam bliwen. Dat was en groten Fehler, un ut den müßt wat Slimmes 'rute bräuden. — Dat durt denn of nich lang, dunn was de Larm wedder in den Gang, un as wi nu wedder dormang kemen, hadd sich dat Blatt wennt, sei slogen sich nich mihr unnerenanner, ne, sei sungen an, uns tau drängen; uns' Leutnant wull jo woll de Verantwortlichkeit nich up sich laden, Gewalt brufen tau laten, hei kummandirte uns taurügg un lei dat Dur besetten, un dor stummen wi nu Bangenett gefällt un dörr uns en hunnert un föstlig Sträfling' in vulle Rebelljon. Uns' Leutnant wüßt sich nich tau raden, hei schickte also 'ne Ordonnanz an den zweiten Kummandanten, dat de Rath schaffen süll. — De Oberst was den Abend of in 'ne lustige Gesellschaft west, hei kamm tworft glit up de Städ'; aewer Einer kunn 't em anseihn, dat hei ut so 'ne Gesellschaft kamm — un dat ded em nahsten den Damp — hei sach rot in 't Gesicht ut, drängte sich ahn wider wat tau seggen mang uns dörrch, gung stracks up de Kirls los un fragte mit hastige, lude Stimm: wat sei wullen? — Sei wullen ehr fri Nacht heiwten, sei wullen beteres Brod heiwten, sei wullen . . . un nu schreg Allens dörrchenanner, wat sei Allens heiwten wullen. — Einer süll reden! röp de Oberst. — Dunn sprung en langen Kirl dörr, 't was en Snidergesell un hadd en Bänkenbein in de Fußt un röp: „Mit Gauden is hir doch nids tau maken!“ un gung up den Obersten los. — De stunn wiß, ahn sich tau rögen, un as em de Snidergesell neger kamm, röp hei rasch achter 'n anner: „Kerl, bleib mir vom Leibe! — Kerl, bleib mir vom Leibe! — Bleib mir vom Leibe oder . . .!“ Sei stödd tau, un de Kirl lag up de Städ' dörr tau sinen Fäuten.

Seihn S', Herr, ick bin mit tau Feld west as Attolkerist, un bi Kulm würd de ganze Mannschafft von min Batteri von de pohlischen Hulafnen aewerreden un dödstelen bet up mi; aewer mi is nich so gräsen worden, un ick heiw mi nich so versirt as bi desen enzelnen Fall. Dat möt doch dorvon kamen, dat Einer bi so 'n Gesecht up Allens sat't is un tau 'ne anner Tid nich.

De Sträflings müßten sich of so versirt heiwten, denn kein Wurt lei sich hören, un sei drängten sich ordentlich, dat man en Jeder fix in sin Kasematt herinne kamm.

As de Leuten insluten wiren, stunn de Oberst noch immer, ahn en Wurt tau spreken, up den Platz, drehte sich dunn fort üm, gung mang uns dörrch un säd nich witt noch swart, un was noch, as ick man hört heiw, de sülwige Nacht tau 'm Kummandanten gahn, hadd sinen Degen aslirt un sich tau 'm Arrest mellt.

Dat Standrecht würd aewer em hollen, un ick müßt of as Lüg' dörr. Sei frogten dörr Allen, ob de Oberst wat in den Kopp hatt hadd. — Ja, wat wüßt ick? Hastig was hei ankamen, hastig hadd hei redt, hastig hadd hei handelt un rot sch hei in 't Gesicht ut — mihr können wi All nich seggen; aewer wed von sine Gesellschaft, mit de hei tausam seten hadd, warden woll anners usseggt heiwten; hei würd



tau vir Johr Festung verurteilt. Un worüm? Wil 't en Minschenleben was; un wenn 't of man en slichtes was, dat Leven von einen Sträfling, de tau twintig Johr wegen Row un Diebstahl verurteilt was, mit en Minschenleben fall Einer doch nich spillunken.

En por Dag' nah dese Vertelling föll wedder grusiges Weder in: min schön Frühjohr hadd lagen; un id' satt wedder achter mine Gardinen un sek in 't Weder, wo de Wind mit den Snei towte, un 'ne Ort von Behagen kamm aewer mi, wenn id' so den armen Schelm von Schildwach vör de Gewehren up un dal lopen un in den Snei 'rümmertrampsen sach, dat hei sich de Häut warm höll. — Wenn buten de Sünne schint, un de Baegel singen, un de Blumen bläuhn, wenn alle Welt sich freut, un de Harten lustiger slagen, denn is 't för en Gefangen de sümme Tid; sine beste Tid is, wenn de Regen gütt, un de Stormwind ras't un den Snei in willen Warbel tausamen jöggt. — 'I sünd nu förredem vele Johren vergahn; aewer dit Gefühl is mi von jenne Tid her noch blewen, id' kann stundenlang in so 'n willeß Weder seihn, un mi ward denn so still un sacht tau Sinn, mi is denn, as wenn dat schurige Weder buten mine sümme Johren sünd, de nich mihr an mi 'ran kamen saenen un vergewis üm mi 'rümmer rasen, un 'ne Trurigkeit kümmt denn aewer mi, dat grad dit wille Weder in min Lebensfrühjohr infallen müßt; aewer — Gott sei Dank! — 't is keine bittere Trurigkeit, denn uns' Herrgott hett mi einen schen warmen Aben sett't dat id' binnen warm bün.

Jed was nu all gegen söß Wochen an Ur't un Städ', un hadd all de Hoffnung, id' würd hir bliwen, wo sich dat all so schön anlet, aewer of diese Hoffnung, dit Frühjohr von mine Taufkunst hadd lagen. Eins 's Abends kamm de Oberst un säd mi: 't wir Order kamen, id' süll von hir furt. — „Wohin?“ frog id'. — „Nah M.“ was de Antwort. — „Dat was slicht Weder! M. was de Höll vör uns; id' hadd dor en Baegelsen von singen hört. — Aewer wat hülp't dat All; aewermorgen süll 't losgahn. Jed sett't mi den annern Dag hen, schrew an minen Vader, make Rechnung, packte minen Klapperkram un satt nu wedder twischen Dör un Angel, twischen Bom und Borst, kunn nicks för mi dauhn, un müßt astäuwen, wo't werden süll.

Den Abend vör mine Afschid' kamm de Oberst wedder un säd mi Adjus. „Ich habe Ihre Reise so angeordnet,“ säd hei, „daß Sie nicht mit Extrapost nach M. befördert werden. Sie werden in kurzen Tagereisen von Ort zu Ort reisen; ich denke mir, dies wird Ihnen lieber sein.“ De Mann wüßt Bescheid; hei wüßt, wat en Gefangen gaud ded. — Jed bedankt mi bi em un — worüm süll id' dat nich ingestahn — de hellen Tränen lepen mi aewer de Baden, as wenn id' von minen besten Fründ up immer Afschid nem'.

Un hei was en Fründ, un id' herwo em meindag' nich wedder seihn. —

### Kapittel 5.

Acht Johr kinnen vergahn sin, id' was all lang' frei; id' was Landmann worden; id' gung mit Stulpstäweln un forte Hosen in de Welt herüm; id' was en hellischen Kirl, de ganze Damm, de hürte mi tau. Jed was noch mal so breit worden, as id' west was, un Schauster Bank, wat noch en ollen Spelkameraden von mi was, säd: „Frisling,“ säd hei, „mit Unnam' von oll Väcker Hausnageln heft Du de dicksten Baden in de ganze Stadt; de Dewwel mat Di 'n Poor Stulpstäweln för söß Daler!“

Fri! Fri! un denn Landluft un Landbrod un von Morgens bet 's Abends en deipen Drunk frische Luft un Gottes Herrlichkeit rings herüm, blot tau 'in Laulangen; un immer wat tau dauhn, hüt dit un morgen dat; aewer Allens in de beste Regelmäßigkeit, dat dat immer stimmt mit de Natur, dat makt de Baden roth un den Sinn frisch,

dat is en Bad för Seel un Liw un wenn de ollen Knaken un Sehnen of mal mäud werden un up den Grund sacken willen, de Seel swemmt immer lustig baben.

Jed segen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund makt un hett mi frischen Maud in de Kernen gaten. Un wenn Einer of nich so vel dorbi lihren deiht, as en Inner, de bi dat allergelährteste Mastfauder up 'ne Universität smeten is, so giwvt da idoch vel tau beachten, un wenn Einer man nich tau sul un tau forsichtig is un sekt en beten aewer den Tun von dat Gewarw, denn ward hei of vele gaud de Kost för Verstand un Vernunft sinnen, un wat hei findt, is frische, grüne Weid', de unner 'n blagen Hemen in Regen un Sünneschein wussen is un den Minschen ganz anners bekümm't, as dat swore, gelährte Mastfauder up de Universitäten un de Stallfäuderung achter 'n Schriwdisch.

Jed was fri un was gesund! — Jed was tau Stadt führt nah min Vaderstadt, un süll Kleverfaat halen, denn 't was in de Frühjohrsfaattid un wi wullen unner 't Sommerkorn unsern frischen Schlag anseigen. — Na, 'ne Stadtreis' is 'ne Dagreis'; id' hadd noch süts allerlei tau besorgen, wat noch nich prat was, id' hadd also noch Tid, un kunn mi de ollen Fierstädten un de ollen Frünne' bessehn. 'I was binah Middag, un üm de Middagstid plegt tau dunmalen de Stenbäger Börger en beten in 't Posthus tau gahn, denn de Fru Postkommisforius hadd dat beste Bir, un 't gaww of denn immer wat Riges tau seihn, wil denn de Berliner Post ankamm.

Jed kamm 'rinne in dat sütt Stüwken, id' was lang' nich dor west; aewer 't was noch all so, as 't west wir. Von dat sütt Stüwken was noch en Enn asbucht't mit hölterne Trallingen, wat de Herr Postkommisforius sin „Contur“ näumen ded, wat aewer utsach as en gadlich Bagelburken, un in dit Bagelburken satt de Herr Postkommisforius mit sinen Herrn Saehn; singen deden sei aewer nich, denn — so vel id' weit — singt kein Großerzogliche Postbeamter tau de Posttid, un 't was also of von ehr nich tau verlangen. Un de Fru Postkommisforiusen stunn noch immer an den Aben, wo sei all in mine Kinnertiden stahn hadd, dat müggt Winter oder Sommer sin, aewer de Glasur von de Nacheln had sei weg un den witten Aben rot schürt. Un of de sülwigen Biller hungen in de Stuw', en por Biller von den ollen Frib un 'ne Mondirungskort von dat französche Militär un denn de General Kalkreuth. Kalkreuth hadd bi den Postkommisforius sin bestes Tüg an'tredt un stunn dor in 'ne blage Tracht un en dreikantigen Pant un witte Hosen un gnäterswarte, blankgewichte Postillonsstäweln; von Gesicht sach hei sich schön rot und gesund ut, un sine Näf' set in de Läng' nicks tau wünschen aewrig. Sei hadd aewer den Ehrenplatz von all de Biller, denn de Herr Postkommisforius hadd unner em bi de litthanischen Dreiguner stahn un estimierte um noch immer as sinen Kommandanten. Un wenn de Herr Postkommisforius mal lustig un ut sin Burken 'rute laten was, denn drunt hei nah de Posttid tauwilen ehliche von sinen roden Magenbittern un gung ganz militärisch in de Stuw' up un dal, un denn was dat vör en Minschenhart leiwlich antauseihn, wo de beiden ollen Kriegskameraden sich fründlich ankafen. Kalkreuth säd nicks; aewer de Herr Postkommisforius make jedesmal Front vör sinen Scheff, wenn hei in den Parad'marsch an em vörbikamm un röp em tau: „Du bist mein Kalkreuth!“ Un dat make den Herrn Postkommisforius alle Jhr, denn hei hadd sich mal mit Kalkreuthen häßlich verürrt, un Kalkreuth hadd em weggagt; aewer hei drog em dat nich nah, obshonst dat Kalkreuth Schuld hadd. Denn Kalkreuth hadd den Herrn Postkommisforius, as hei noch Wachmeister bi de Dreiguner was, mal nah ein von sin Gänder schickt, dat hei dor dat Inventor upnemen süll — denn de Herr Postkommisforius was hellischen stark in de Fedder.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 3. Mai 1936

Nr. 9

## Schicksale einer Kleinstadt zu Karl Leopolds Zeiten.

Noch bis kurz vor dem Weltkrieg sprachen ältere Tessiner, deren Vorfahren seit dem 30jährigen Kriege im Ort gewohnt hatten, von „Karl Lepold“. Die Ereignisse dieser bewegten Zeit habe sich so tief im Bewußtsein der Bewohner erhalten, daß sie die Eindrücke anderer großer: 7jährigen Krieg, Napoleonszeit und die Jahre 70/71 überdauert haben. Der Grund liegt vielleicht in der Tatsache, daß in Tessin der Gegensatz zwischen den Bürgern und der kleinen regierenden Schicht immer sehr schroff war. Schon 1647 beschwerte sich der Bürgermeister Joh. Levenhagen, daß „die Tessiner Bürger böse Buben seien und nicht nach Gott und Gesetz fragten“. Als nun Karl Leopold kam, fügte der „gemeine Mann“ instinktiv, daß ihm in diesem Herzog ein Helfer erstehen könne und hielt tren zu ihm bis an dessen Lebensende. Vielleicht am längsten von allen Städten, denn noch 1746 erbittet die Schützenzunft von ihm einen Kommissar zum Königsschuß, obgleich schon seit 1735 sein Bruder an der Regierung war.

Seit 1700 tobte der nordische Krieg zwischen Schweden (Karl XII.) einerseits und Rußland (Peter der Große), Polen und Dänemark andererseits. Karl wurde 1709 in Rußland besiegt und mußte in der Türkei Zuflucht suchen. Seine Abwesenheit benutzten die Feinde, um Schwedens Besitzungen in Mecklenburg an sich zu reißen. Die Dänen zogen mit einem großen Heer nach Bismar und von dort über Rostock und Ribnitz nach Pommern. Alle benachbarten Städte, also auch Tessin, mußten Zufuhren leisten. Auch Russen, Polen und Sachsen marschierten gegen Stralsund und verlangten Verpflegung. Es sollte zwar alles bezahlt werden, z. B. ein Ochse mit 10 Taler, ein Schwein 2 Tl., ein Hammel 1 Tl. 8 fl., ein Fuder Heu 2 Tl., 1 Scheffel Roggen, Gerste, Erbsen a 24 fl., Hafer 16 fl., aber die Bezahlung ließ lange auf sich warten.

Nun kam der schwedische General Steenbock mit 1600 Mann dem belagerten Bismar zu Hilfe. Seine Feinde wollten sich vereinigen und zogen ihm entgegen. Anfang September 1712 quartierten sich die Russen in Tessin ein und blieben bis zum Dezember hier. Wenn sie auch Schlacht- und Zugvieh requirierten, so betrugen sie sich doch anständiger als früher Polen und Sachsen. Zwar sahen sie mit ihren langen Bärten wild und verwegen aus, doch waren sie gutmütig, genügsam und besonders gut Freund mit den Kindern.

(Die bei Laage liegenden Russen erbauten den Damm durch die Recknitzwiesen bei Goritz-Eickhof. Dieser ist also nicht durch Wallenstein, wie einige Leute glauben, angelegt worden). Schaden hat der vierteljährige Aufenthalt der Russen der Stadt natürlich reichlich gebracht. Verpflegung, Stroh und Holz zum Bivat mußte ja alles geliefert werden. Aus Angst vor Plünderungen hatten viele Einwohner ihre Habe in die Kirche gebracht, weil diese immerhin das festeste Gebäude der Stadt war. Der Kirchenschreiber berichtet hierüber: Anno 1713 diejenigen Leute, so bey dieser Kriegszeit einige Sachen in die Kirche gelehrt und nachgerade wieder herausgenommen, haben der Kirche ein jedweder, nach dem die persohn und die sachen gewesen, vor die stelle 2, 4 und mehr schillinge gezahlt bis Ostern 2 Gulden 16 fl. (Eine Lade kostete 2 fl. Gebühr). Diese Einquartierung war der Anfang von 20 schweren Jahren, denn zu der Besetzung durch äußere Feinde kamen Streitigkeiten des Herzogs Karl Leopold mit der Ritterschaft und Rostock. Er wollte unumschränkter Herr sein und sich nicht von den machtgierigen Rittern in der Regierung beschränken lassen. 1716 marschierte die Armee des Zaren, seines Schwiegervaters in Stärke von 50 000 Mann in Mecklenburg ein. Die die Gefangenschaft fürchtenden Ritter flohen, und ihre Güter wurden besetzt. Auch Tessin bekam Einquartierung. Es lagen z. B. in der alten Mühle 4 Offiziere und 20 Mann.

Die Stände beschwerten sich nun beim Kaiser in Wien. Dieser warnte den Zaren, und der zog seine Soldaten bis auf 3300 Mann zurück. Die Last der Einquartierung wurde wie immer früher auf den gemeinen Mann abgewälzt. Die Magistrate hatten sich ja das Privileg der Einquartierungsfreiheit verschafft, obgleich doch in ihnen meistens die zahlungsfähigsten Einwohner saßen. Eine Beschwerde beim Herzog konnte aber keine Abhilfe schaffen. Im März 1719 rückten braunschweigisch-lüneburgische Exekutionstruppen in Mecklenburg ein. Eine Kommission regierte das Land bis auf Schwerin und Dömitz, welche beiden Städte der Herzog behielt. Tessin wurde wegen seiner Treue zu ihm besonders mit Einquartierung bedacht. Dragoner vom Regiment Schlüter und Infanterie vom Bataillon Behr, verstärkt durch abkommandierte Soldaten aus Gnoien und Laage rückten mit Weibern und Kindern ein. Es entstand nun ein arger Zwiespalt in der Stadt.



Der Magistrat hielt mit der Kommission in Rostock, die Bürgerschaft mit dem Herzog. Da dieser nach Danzig geflohen war, konnte er letzteren nicht viel helfen. Erst 1730 kam er zurück, freudig begrüßt durch Bürger und Bauern. 1733 erließ er ein Landesaufgebot, um das Land von den fremden Truppen zu befreien. Fast 6000 Mann kamen zusammen, doch wurden sie südlich Schwerin von der besser bewaffneten und geführten Truppe besiegt und versprengt. Der neue Bürgermeister Koppehl, der schon früher in des Herzogs Diensten gestanden hatte, zog mit 10 Reitern zum

Landsturm. Sie ritten über Laage nach Güstrow. Hier wurden sie am Tor mit Schüssen empfangen, umritten die Stadt und kamen nach Sternberg. Dort kamen ihnen schon die Flüchtenden entgegen, und sie kehrten nach Tessin zurück. Koppehl mußte auf 3 Jahre flüchten und hielt sich beim Herzog auf. Nach dem Generalpardon nahm er 1736 seine Tätigkeit wieder auf.

Der Herzog hatte sein Ziel nicht erreicht, und erst heute kommt man zur gerechten Würdigung seines Willens.

## Rein Hüsung.

Die Zeit nach den napoleonischen Kriegen war für ganz Deutschland eine außerordentlich schwere: zu groß waren die Lasten der verflochtenen Jahre gewesen, zu vielseitig waren die Umstellungen, die durch die veränderten Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse erfolgten. (Wir kennen das Gleiche aus der Zeit nach dem Weltkrieg.) In Mecklenburg fand die Leibeigenschaft ihr Ende, aber dafür gab es auch kein Heimatsrecht mehr. Die Niederlassungsmöglichkeiten waren überall schwierig, denn im Lande fehlte es an Industrie. Die Landwirtschaft erreichte ihre Intensivierung, die stärkere Ausnutzung des Bodens und seines Ertrages, mehr durch Verwendung von Maschinen als durch Beschäftigung von mehr Menschen: die Geschichte von den freien Arbeitern, die dem benachbarten Gutbesitzer die Dreschmaschine („Lohnverdarwer“) zerschlagen wollten, ist allgemein bekannt! So war keine Möglichkeit

für den Bevölkerungsüberschuß, jederzeit Unterkommen zu finden. Namentlich, wer irgendwie aus dem Rahmen fiel, hatte darunter zu leiden. Auch Besitzwechsel jeder Art erwies sich als ungünstig, da dann persönliche Beziehungen wegfielen. Der Begriff des „Unterstützungswohnst“ gehört einer späteren Zeit an; diese zweckmäßige Einrichtung ist nur in ihren Anfängen wiederhergestellt, in Gestalt des Zugangsverbots für belastete Ortschaften.

Wenn man erfährt, daß damals über die Pensionierungsverpflichtungen gegenüber einem einzigen Unteroffizier, unter Aufsicht des Deutschen Bundestages, jahrelang zwischen einzelnen Staaten verhandelt wurde, dann wird man in den folgenden Berichten ein Zeitdokument sehen, für das nicht Land Mecklenburg oder ein Einzelner allein verantwortlich zu machen war.

## Niederdeutsche Pflanzennamen.

Von Matthias Brinkmann.

Die mundartlichen Benennungen, die im Volke wurzeln, gehören zu den wertvollsten Heimatgütern. Daher verdienen die ortsgebräuchlichen Pflanzennamen liebevollere Beachtung. Sie enthüllen gar oft ein Stück Volkskunde, da sie zeigen, wie das Volk beobachtet, denkt und seine Umwelt einschätzt. Der Schule erwächst die wichtige Aufgabe, die Erhaltung bodenständiger Namen zu fördern durch Anwendung und Erklärung der Volksbenennungen. Dadurch trägt der Lehrer unmittelbare Wirklichkeit und Heimatduft hinein in die Schulräume, gewinnt Schüler und Gemeinde und fördert die Wertschätzung und Erhaltung der urwüchsigen Muttersprache. Oft wird es freilich auch nötig sein, Irrtümer zu heben, auf Sprachentgleisungen hinzuweisen, um so der Reinhaltung der Dialektsprache zu dienen.

Manche pflanzliche Bezeichnungen wurzeln im heidnisch-germanischen Volksglauben. Knabenkräuter sind kuckucksbloamen, die Wurzelknollen düwelspöten. Kuckuck ist Sinnbild des Bösen. Vergleiche die Redensarten: Zum kuckuck noch en moal — de kuckuck sall di halen. Weisfuß *Artemisia vulgaris*, mit seinem weit verzweigten Wurzelwerk, ein unausrottbares Feldunkraut, hat den Namen düwelsföte. Man hat für dieselbe Pflanze auch die Namen dufendföte, krägenföte, hahnenföte. Donnereschlaut (Hauslauch) bewahrt das Haus vor Blitzschlag. Zu demselben Zwecke bricht man das donnerkrut, die große Fett henne, *Sedum maximum*, ab und klemmt sie in Türrahmen ein. Das Kraut bannt aber auch andere böse Geister. Der altgermanische Donar wurde später durch den Teufel ersetzt. Düwelspöten und donnerkrut haben dieselbe Wirkung. So lehrt mundartliche Namenkunde auch hier Kulturgeschichte. In trockenen Jahren bilden sich in den Bechern des hungerpötkens, eines Becherpilzes, *Ridu-*

*laria*, keine Sporenpädchen. Das Leersein der Becher deutet das Volk als Anzeichen eines kommenden Hungerjahres.

Aus anderen Pflanzennamen spricht eine freudige, gemütvollte Naturbetrachtung. Frösche sitzen auf den seltsamen Pilzen, den poggenstöhlen. Die roten müllerbrötkten wachsen auf dem Weißdorn. Die Käzchen der Weiden gleichen vielen Lämmchen, daher neben lättes auch lämpkes, in Harderberg bärklämpfens genannt. Die weißen, weichen unteren Blatt- und Stengelteile des Egelfolbens schmecken speckartig, auch der Jude darf diesen judenspeck essen. Der Junge macht aus der abgezogenen Weidenrinde flarren, aus Rinde und Holzern flötpiepfen. Die Mädchen verwenden die Löwenzahnschäfte zur Herstellung von Halsketten, daher fielenbloamen = Kettenblumen. Pustebloamen heißen sie, weil die Früchte bei kräftigem Blasen davonfliegen. Runde Pflaumen sind wigkes (kleine Mädchen), die gelben heißen spelgen. Die weißen Haarbüschel des Wollgrases sind wülkes. Aus dem Marienblümchen, *Delis perennis*, hat der Volksmund magenbloamen gemacht.

Oft zeugen die Benennungen von trefflicher Naturbeobachtung, insofern sie besonders charakteristische Eigenschaften treffen. Die Blüten der Stryngen, vielerort durch volksetymologische Entgleisung als firenen benannt, gleichen kleinen Kägeln mit der Blütenkrone als Nagelplatte. Die Büsche sind als niagelles bekannt. Nellen aber heißen jellängerjellieber, in Hardenberg krügniagellen; im Mittelhochdeutschen sind Gewürznelken negellin. Zitterpappeln sind biwelsäuten, Beelauben, Buschbohnen krüpers, Malven wegen der Fruchtform käsebloamen. Den Rohrkolben nennt das Volk fohsteert oder fattensteert, am Steinhudermeer bullenpäfel. Die immergrüne Kronsbeere trägt den Namen immergrün, der Baulbaum, *Frangula alnus*, heißt wegen der schwarzgesprenkelten Rinde schwatt-



spriekelten. Die schwer ausrottbare, immer wiederkehrende Aderwinde heißt wiewind. Kliewes oder Kliepen = Kletten; führen = Sauerampfer; bitterungen = Pfefferknöterich; pieperfönit = Bohnenkraut; schlaubaumen = weichhülfige Buschbohnen; hüßelkrabben = Stechpalme (engl. holly); pattriedeln = kleine Kessel; dauffruaren = Klappertopf, sieht wie erfroren aus; brinigräß auf gestrichenem grobgewendetem Land, pattgräß auf festem Boden; baummoh = Flechten.

Manchmal wird die Verwertung Ausgangspunkt der Benennung. Pfaffenhüttlein liefert hartes Holz für die pluggen des Schusters, daher pluggenholt. Früher wurden Klatschrosen = frankenbloamen viel gesammelt und an die Apotheke verkauft. Flawien (Flohweide) — Sagelstrauch, von dem ein Absurd gegen Ungeziefer gebraucht wurde.

Tiere, die Teile der Pflanze fressen, haben bei einer ganzen Reihe von Gewächsen Pate gestanden. Die gewöhnliche Heide heißt schauphehe. Die Schafe fressen aber nicht die dopphehe, die Glocenheide. Sie wird als besshehe zur Aufertigung von Besen gebraucht. Alle gelben Blumen tragen vielfach den Namen loh- oder boatterbloamen, so Hahnenfuß, Sumpfdotterblume, Feigwurz. Offenbloamen = Primeln; hasenbloamen = Windröschen; lohschlant = Sauerampfer, auch surmoß genannt; Hasenmoß = Sauerflee; Mienbloamen = falsche Kamille; höhnerbieren = schwarzer Nachtschatten.

Als bloamenbaum gelten alle prächtig blühenden Bäume, insbesondere der Goldregen. Einige Pflanzen sind nach Jahres- oder Tageszeiten benannt: osterbloamen = gelbe Narzissen, pingsbloamen = weiße Narzissen und alle Orchideen, dreifaltigkeitsbloamen = Trädeslantia, frühlingbloamen = Primeln, muarenstern = Nachtkerze, Denothera biennis, die man in den Morgenstunden geöffnet sieht.

Viele Namen werden ihrer Bedeutung nach verständlich durch ihre Ableitung aus Fremdsprachen oder der Sprache unserer Vorfahren. Geringfügig sind die Einflüsse der alten klassischen Sprachen auf unsere Volkssprache, obwohl die Benennungen von Plinius und Linne fast ausschließlich auf die römische und griechische Sprache zurückführen. Fremdsprachlicher Einschlag findet sich hauptsächlich für die Gewächse, die aus dem griechisch-römischen Kulturgebiet übernommen wurden. Der römische Einfluß machte sich geltend, als in den ersten Zeiten der christlichen Weltrechnung durch die Römerzüge nach Teutonien und durch die Verbindung deutscher Fürsten mit Italien südliche Gewächse eingeführt wurden und die Kochkunst im 6. und 7. Jahrhundert nach Deutschland kam; der Weinbau drang

nach Norden vor, südliche Obst- und Gemüsearten wurden bei uns mit ihren fremden Namen bekannt. Dem lateinischen caulis, Kohl, entstammt unsere mundartliche Benennung laul (bloamenlaul, surlaul), tabuß = Kopfkohl (caput = Kopf), aus prunum bildete sich prumen. An cerasus, Kirsche, erinnert das mittelhochdeutsche kirse, alth. kirsa, unser kirschen oder kirschen für wilde Kirschen. Rapi-cium wurde zu raps, rapa, die Rübe, zu röben (stärkeröben, runfelröben, hawströben, stengelröben).

Oft mögen in neuerer Zeit die von Gärtner und Apothekern gebrauchten wissenschaftlichen Namen verkehrt verstanden und volksetymologisch umgeändert sein. Die Nachviol, Hesperis matronalis, werden violenmaternaden genannt. Aus England kam das raygräß. Die Kornrade, im Volksmunde rahl genannt, mag nach dem englischen red oder dem schwedischen röd (rot) oder nach raden = rotten, ausrotten benannt sein. Viola, der lateinische Name für das niedliche Veilchen, wurde durch Anhängung der Verkleinerungssilbe zu viöllen oder vajöllen.

Sofern die Namen auf die Sprache unserer Vorfahren hinweisen, ist ihre Deutung nicht nur für die Sprachkunde fruchtbar, sondern gibt einen Einblick in die Kulturentwicklung des Volkes. Für die Namen bölen = Birken, böten = Buchen, fuchten = Fichten hat man im Indogermanischen verwandte Wortstämme gefunden. Als fuchten bezeichnet man im Beobachtungsgebiete jedoch ausschließlich die Kiefer, die Fichten sind dannen. Brünmellen sind Brombeeren, mittelhochdeutsch bramber-, althochdeutsch bram-beri. Bram ist der Name für Dornstrauch. Stachelige Sträucher heißen mittelhochdeutsch brame, althochdeutsch pramo. Daran erinnert braumste = Besenginster. Ginster heißt angelsächsisch brom, englisch broom. Ähnlich sind die Bezeichnungen für Heide, althochdeutsch brinna, mittelhochdeutsch brimme. Erdbeere, mittelhochdeutsch ertber, sind iasbern. Epheu heißt mundartlich iperanken. Für immergrüne Pflanzen (Epheu, Eibe) leitet man den Namen von den alten Bezeichnungen für „ewig“ her, got, aiv, althochdeutsch ewa = Ewigkeit. Eibe ist mhd. iwe, alth. iwa. Epheu heißt mhd. ep-höu (Heu), althd. ebahewi. Im Spanischen heißt die Chypresse iwa.

Mäln, lusmäln sind die Namen für Gartenmelde und falsche Melde. Die Blätter erscheinen wie mit Mehl überstreut. Mehl ist althd. melda und mosta. Aus esken (Eichen) werden Speerspäße hergestellt. Speer = nordisch ask. Treuresten und trurwien findet man neben Lebensbäumen auf Friedhöfen. Birkenzweige heißen megg, wenn sie Pfingsten, also zur Maienzeit, an die Türen geheftet werden.

## Dodengräwer un Scharrnbull.

Karl Puls, Lanf.

Up den Knick an den Ulenhoffer Dörpslag steiht ein Feldkiefer. Dorümmer liegt ne dodig Rott. Knapp einen Schritt bättan bradt ein Hinstertjahn.

Bei Frühjohrsfrömm stigt hoch. Sei wisch den Dooch von dat Gras un bladd un bringt Lärwen in dei nachtklamm Rüttwelt. „Brrrrt,“ seggt dat. Fritz Rodrod, dei Dodengräwer, lett sich bi dei Rott dal. Hei steekt sienem Spitter in dei Erd un beickt sich dei Arbeit. „För hüt ward dat langen för son Manne drei,“ seggt hei un sett’t dei Töller müß ohrscheiw. Denn smitt hei Stäwel un Rök aw, halt poor mal fort Luft un „Hurrdburr“ geiht dat trüggut. Nah knapp teihn Minuten is hei wedder dor. Mit em sien Frug un sien beiden Jungs. Dei Jungs smieten äbensfalls Rittel un Fauttüg aw. Mudder krüppt innerdeß dei Rott manf dei Bör- und Hinnenbein un sett’t sich dor poor Stun-

nen in dat Wochenbedd. „Wat daegen ded up Gotts Erd-bodden,“ seggt sei, „sorgt bitieden för sien Kinner!“

Wiedessen is dat Mannsboll hild bi dei Arbeit. Is Schinnerarbeit: swar un asig. Aewer as Mudder gegen Middag mit ehr Familienangelägenheit flor is, liegt dei Babensied von dat Nas all mit dei Erd glief. Un as dei Sinn den Feldkiefer sienem Schatten bedenklich lang malen ded, is dor ne Handbreit Erd oewer.

Badder Rodrod treckt nen rodbläumten Smudauf ut dei Rockenfuß un wisch sich den Sweit aw. Denn bößt Mudder ehr dat Hemd un de Bür rein un helpt ehr nah dei lorten Kittels rin. Nennern Grashalm hett sei dei Butt-kiep un de Lepel henstellst. Dor setten dei vier sich rüm un äten, as wenn sei in acht Dag’ nix wedderhewn soelen. Analenarbeit maft hungri.



„Brrrrt,“ seggt dat wedder. „Plumps,“ föllt ein Scharnbull dicht bi ehr dal. „Na, will dat smücken?“ fröggt hei. „Wi heyn Fierabend, Swarten Vadder, un dien Dag geiht nu irst an.“ „Je, dat is nu mal nich ammers. Un'n Dag is dat Messführen verboten.“ „Ja, dei upsternatsch Welt weit nich mihr, wo sei dei Käse henstaken will, wenn sei unseins blot seihn bed!“ „Un wenn wi nich wiern, Rodrod, denn keun Krankheit un Pest.“

„Dorüm nähmen wi leiwere dat lütter Deiwel,“ röppt ut dei Gid ne knarrig Stimm. „Ihig Mag, wäs du man rein still! Von di is noch keiner fett worden!“ „Mit Stratenfägers un Schinners tauhop sitten, dor holl id mi väl tau gaud tau!“ „Wi heyn uns' ihrlich Handwart liehrt, oewer Du?“ „Id biin Kopmann. Kamt her, wi willen seihn, ob Ji mit dei Börs fardig warden!“ Staatsbummeler büßt! Up anner Lüd ehr Unkosten läwst du Klauschieter. Id verflag Sei bi den Polizisten Johann Swinägel!“ „Dien Polizist kann uns von achter, weitst dat woll? Man dat segg id di: Dor kamen wedder anner Lieden, wo ihrlich Arbeit reell lohnt un Staatsbummelers bestraft warden.“ Denn spuckt Swart sid in dei Fingern un fangt an tau graben. Nah ne Lütt Biel kamen sien Soehn un Knecht em noch tau Hülp. Dei Sün is ne Stunn' ünner den Aulen, dei Schummern spinnen all in Knids un Lunkn, dunn heynwen sei ne Bahn so'n Hand-

lang nah de Jrd ringrawt, wo sei den groten Hinsterjahn mit ehr Schunvor stückwies' in langkorn. Bald künmt of Swarten Mudder an, dei Didesch, un maht sid ünner in dei Jrd ehr Bedd tau dei Wochen, denn of sei richt sid dor-nah: vör dei Kinner mütt 'n in dei Lied sorgen.

Dunn röppt dei Schinner nah de Dör rin: „Ma! man Fierabend, Swarten Vadder! Id heynw mienen lekten Kopp Tobak gliet leddig. Denn will id tau Bedd.“ „Dien Dag is ihrer anfangen, Nahwer. Id heynw noch poor Stummen tau daun. Is dei Polizist all dor west?“ „Nee, dei wiest sid hüt abend woll nich.“ „Plumps,“ seggt dat. „Ach nee, Herr May! Bist Nahwer Swart helpen?“ fröggt Rodrod gäl. „Swinägelvolk!“ schellt dei dalfallen Brunkittel un krüst dei Smut. „Swapp!“ snappt Johann Swinägel tau un nimmt em oewer den Snavel. Dei Schinder höllt sien swarten Daul hoch: dat is sien In-nungs-karw. „Aengst di nich, Meister, seggt dei Polizist. „Du büßt nen ihrlichen Arbeitsmann un bringst Sägen un Brot up dei Welt, oewer Staatsbummelanten sünd noch leger as dei Pest!“ Denn maht hei sienen Nachtgang wieder.

Vadder Rodrod kloppt dei Asch ut sien Piep un geiht denn mit sien Familie tau Lager, dat sien Frug in dei warm Jrd schön trechtmakt hett.

## Niegentalsch' Brüden.

Von N. N.

Wat hüt dei Niegentaler Turnhall is, dat wir früher einen lustigen Krog, un dei Besiher wir Rudolf Gonzel, of einen gediegen Kierl. Na, in dissen Krog kömen dei Slachters, Führlüd un sünstige Börgers öfters mal tau'n Frühschoppen tausamen. Dat is nu woll all gaud 40 Johr her, dunn seten dor of wedder verschiedene Börgers, ünner annern of uns Plumbbüdel un dei Türl un vertellten sid dei niegsten Saken von den Burenkrieg in Afrika. „Frikking!“ seggt Plumbbüdel tau den Türl, „Dor ünner in Afrika sall dat so heit sin, dat sei de Appels blot in den Sand leggen un nah 5 Minuten sünd dat Bratappels!“ „Dat is noch gornids,“ seggt dei Türl, „In dei Türkei warden dei Plommen an dei Böm furts von dei Sün bakt un dat sünd dei Plommen, dei Du in'n naher hier verköfft!“ „Du! Du kannst uns vael vertellen, wat nich wöhr is. Id glöw, Du snittst wedder hanni up. Du vertellst uns nächstens noch, dat Du in dei Türkei einen groten Harem hatt best.“ So güng dat Brüden all-mählich los, bet dei Türl mal dor hen müßt, wo dei Kaiser of tau Fant hen geiht. Just wir dei Türl nah den Hof verschwunnen, dunn kemen twei Reif'unkels an. Plumbbüdel schöt ne Idee dörch den Kopp. Ja so ward't maht. Hei begrüßt dei Reif'unkels un sett't ehr rasch sien Plan uteinanner un säd of dei annern Lüd in dei Stuw Bescheid. Dat durt nich lang, dunn künmt dei Türl wedder rin. „Seht, seht!“ seggt Plumbbüdel un wiest nah dei anner Stuw hen, „dei Staatsanwalt, dei Staatsanwalt,“ in dissen Moment ward dei Dör so 'n Lütt beten up maht. „Herr Wirt,“ seggt dor einer, „können Sie nicht einmal zum Amtsgerichtsdiener schicken, er möchte einmal zu mir kommen.“ „Sehr wohl,“ seggt dei Kräger un schickt sien Huzdiener heyn nah Amtsgerichtsdiener Sellmann, dat wir of so 'n Kierl, dei den Spaß mitmaken bed. Dat durt kein sief Minuten, dunn stümm hei all in de Dör un seggt tau den Türl un dei annern: „Ist die Staatsanwaltschaft hier?“ Dei Türl trummelt vull Unrauh mit dei Fingers up den Disch un wiest mit den Kopp nah dei anner Stuw

hen. Dor ward dei Dör lütt baten up maht un dei vermeintliche Staatsanwalt seggt: „Ach! Da sind Sie ja, mein Lieber, sagen Sie einmal, können Sie uns nicht einen Zuwagen besorgen, so wo evtl. 4 Mann Platz haben. Wir raus und evtl. noch eine Verhaftung vornehmen.“ „Ist zu machen, Herr Staatsanwalt,“ säd hei. Den Türln sackten dei Arm an den Biew dal. Ob hei kein rein Gewissen hadd? Sellmann, dei Amtsdiener geiht wedder nah einen groten Bückling gegen den Staatsanwalt ut dei Dör un künmt nah teihn Minuten mit den Postholter Ladendorf wedder rinn. „Ach Sie sind gewiß der Fuhrmann, haben Sie so einen Wagen dort?“ säd dei hoge Herr. „In zwei Stunden kann ich vorfahren, Herr Staatsanwalt,“ un sett't sid vörläufig mit Sellmann an den Disch bi den Türln un Plumbbüdel dal. Dei Türl is lifenbläs un seggt tau Plumbbüdel: „Wat maht id bloß dorbi?“ Plumbbüdel weit all lang, wat dei Türl maken müßt un seggt tau em: „Id heynw 'ne Idee! Weist du wat? Dei Staatsanwalt mag girn gaud äten un drinken. Weist Du Bescheid?“ Hei harr dit of glit kapiert un seggt tau den Kräger: „Rudolf, schick dienen Jung eins tau min Fieten, sei süll mal 8 Pund von dei beste Rabenad herschicken.“ All meinten lies: „Ja, dat is dat best.“ Dei Rabenad stümm of bald fir un farrig gebraden un poor Buddel gauden Wien up den Disch. Dunn wull dei Staatsanwalt grad mal wiedergahn un kem an den Disch lang. „Na, meine Herren, Sie leben hier gut!“ Dei Türl springt up, maht einen Bückling bet an dei Jrd un säd: „Gestatten, Herr Staatsanwalt, daß ich Sie einlade.“ Dei beiden Herren leten sid nich lang' nödigen, un bald seten's all un schmausten un drünken up den Türln sien Wohl. Dit duerte denn of por Stunn', bet sei all recht vergnügt wiern un dei ganzen Verhaftungen vergäten wiern. As sei den Türln an'n nächsten Dag de Wöhrheit vertellst harrn, dunn spuckte hei Füer un Fett un säd, sin acht Pund Rabenad wull hei nich vergäten. Plumbbüdel künn doch am besten brüden.



## De Smid.

Pint-pant, pint-pant, pint-pant  
So klingt dat dei Straat entlang.  
Pint-pant so geiht dat den ganzen Dag,  
Dat is den Smid sin Hamerslag.

Hemdsärmel uptrempelt, bei Müß in'n Nacken,  
So kann hei bei Arbeit am besten packen,  
Bull Ruß dat Gesicht, fahlswart de Hänn,  
So steiht hei vört Fier um dat Ißen tau wenn'.

Tessin Meckl.

Dat Fier hult um dei Blas'balg pult,  
Bei Oogen lüchten em vör Luft,  
Dat glänzig Ißen in dei Tang',  
Ward glitz hei na den Hamer lang'n.

Un wedder geiht dat nu Slag up Slag,  
Bei Funken fleigen, dei Amboß tracht,  
Un wedder geiht dat pint-pant, pint-pant  
Dat is den Smid sin Arbeitsfang.

G. Revermann.

## Nachrichten für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete.

Für den Inhalt verantwortlich: Pg. Werner Mittag, Schwerin i. M.

Vielfachen Anregungen aus dem Leserkreise, sogar von Fernstehenden und von Nachkommen alter Mecklenburger Familien in der Fremde folgend, hat sich der Verlag nunmehr entschlossen, den Familienforschern durch Schaffung einer Unterabteilung die Möglichkeit zu geben, ihre Fachwissenschaft zu fördern.

Durch Bekanntgabe von Quellen, durch Herstellung einer Verbindung zwischen Bearbeitern der gleichen Linien und durch Anregung der im Lande verstreut wohnenden Forscher wollen wir diesen Zwecken dienen.

Ganz besonders hoffen wir durch die Errichtung des Fragekastens vielen Volksgenossen in Stadt und Land bei der Aufstellung der Ahnentafel behilflich sein zu können. Alle Zuschriften für diesen Teil des Heimatblattes bitten wir an den Schriftleiter Pg. Mittag, Schwerin i. M., Spieltordamm 4, zu richten.

Da in der Folgezeit auf die früheren Stücke des Heimatblattes stets Bezug genommen wird, empfiehlt es sich, diese Nummern zu sammeln. Für Fernstehende ist die Möglichkeit geschaffen, daß die Heimatblätter auch als Sonderdruck zu beziehen sind. Anfrage beim Verlage in Teterow.

Ausgehend von dem Gedanken, daß keine ernst zu nehmende Familienforschung ohne Kenntnis der Heimatgeschichte möglich ist, bitten wir alle Heimatforscher in Stadt und Land, unsere Arbeit zu fördern, denn auch die Familienforscher können durch Bekanntgabe ihrer Feststellungen deren Arbeiten fördern; also dient alle unsere Arbeit dem mecklenburgischen Menschen und seiner Heimat.

### Mecklenburg als Ausgangspunkt.

Hiermit möchte ich auf die Tatsache hinweisen, daß Mecklenburg wohl für viele Ahnentafeln heute der Ausgangspunkt ist, daß aber die zu behandelnden Familien sehr häufig in anderen Gegenden des Deutschen Vaterlandes vorher lange Jahrzehnte ansässig waren. Bei dieser Betrachtung drängt sich einem die Frage auf, welche Gegend Deutschlands wohl die meisten Kinder nach Mecklenburg entsandte. Diese oft gestellte Frage ist garnicht leicht zu beantworten. Bei der Beschaffung von Urkunden mußten wir die Beobachtung machen, daß sehr viele Vorfahren aus dem Erzgebirge, aus dem Regierungsbezirk Magdeburg, aus Westfalen, aus dem Rheinlande, aber auch aus der Provinz Posen, aus Oberschlesien und aus dem früheren Rußland stammten. Genaue Zahlen lassen sich heute noch nicht angeben, da die Bestandsaufnahme der Ahnen noch nicht abgeschlossen ist.

Bei den Juden kann man als Herkunftsgenden Köln am Rhein, Mainz, Königsberg/Preußen und die weiten Gefilde des Ostens nennen, doch hat auch Süddeutschland

seinen Anteil gestellt. Bisher kennen wir ungefähr 8000 Juden und deren Nachkommen und jede Woche bringt uns neue Zusammenhänge. Auch Holland und Dänemark sind dabei vertreten. Durch die Siedlung bekommen wir weitere Herkunftsgenden, und ist es unsere Pflicht, alle diese Feststellungen den kommenden Generationen zu erhalten. Andererseits haben wir in Mecklenburg viele Einwohner durch Auswanderung verloren. Manchen Auswanderer haben wir verliert und auch seine Nachkommen schon ermittelt. Wer hilft uns weiter? Ebenso bei den Ahnentafeln der Gefallenen?

Aus unserer Arbeit: Für unser Arbeitsgebiet sind in Mecklenburg schon seit langen Jahren ungeheuer wertvolle Leistungen vollbracht worden, so daß es nicht möglich ist, alle Namen hier zu nennen. Wenn auch einzelne Gemeinden des Landes Mecklenburg das große Glück hatten, daß schon sehr viel Material festgestellt wurde, (Bismar-Willgeroth usw.), so bleibt noch sehr viel zu tun. Die Schaffung einer Auskunfts-kartei ist in Angriff genommen, Bestand heute ca. 19 Millionen. Anschrift: Pg. Mittag, Schwerin i. M. Wer also diese Arbeit unterstützen will, der sende seine Feststellungen zu treuen Händen portofrei dort ein, um auch seinerseits an der Arbeit teilzunehmen. Auskunft aus der Kartei jederzeit gegen Unkostenersatz in der Reihe des Einganges.

Anfrage 1: Jedes Vorkommen des Namens Wielow gesucht.

Anfrage 2: Wo ist Karoline Hansen geboren, die am 20. 11. 1812 zu Doberan Joachim Friedrich Lebzow heiratet?

Anfrage 3: Wan sind geboren: Heinrich Ernst Georg Peters zu Kraack, gestorben 30. 6. 1837 Kraack (34 Jahre, 13 Wochen 4 Tage alt) geheiratet 1831 ??

Anna Catharina Blum. Woher stammt die Ehefrau?

Anfrage 4: Wer hat Material über die Familie zu Uelsh, da Angaben über den Zeitpunkt des Beginnes vom Kirchenbuche für den Ahnentafelnachweis gefordert werden?

Anfrage 5: Die Kirchenbücher zu Kotelow sollen 1813 verbrannt sein; wer hat Angaben aus früherer Zeit?

Anfrage 6: Welche Gemeinde wünscht die Ordnung ihres Archivs? Ich habe nach dem 1. 7. 1936 Zeit diese Arbeit zu übernehmen, jedoch gegen Entschädigung.

Anfrage 7: Die Arbeitsgemeinschaft Mecklenburger und Prignitzer Familienforscher, Schwerin i. M., Spieltordamm 4, sucht zu treuen Händen auf kurze Zeit Orts- und Familiengeschichten leihweise, um damit die Auskunftserteilung zu verbessern.



Anfrage 8: Jedes Vorkommen des Namens Kofz gesucht.

Anfrage 9: Jedes Vorkommen des Namens Hünemörder oder ähnlich gesucht.

Anfrage 10: Wer bearbeitet den Namen Sellmann?

Anfrage 11: Wer sammelt Burmeister?

Anfrage 12: Wo kommt in Mecklenburg der Name Engel vor? Es ist schon reichliches Material vorhanden.

Anfrage 13: Suche Verbindung mit Namensträgern Eckermann.

Anfrage 14: Jedes Vorkommen des Namens Lohrenz, adoptierte Beliz, geborene Lohheit, geboren 27. 6. 1852, deren Mutter Marie Lohheit. Es wird der Ort Biesendorf genannt.

Anfrage 15: Wo kommt der Name Dunkelmann um 1796 vor?

## Freimütiges Abendblatt (Nr. 88) 1819.

Wo bleiben die armen Leute, die auf dem platten Lande aus ihren Wohnungen geworfen werden, und kein Unterkommen wieder finden können?

Es ist jetzt sehr gewöhnlich, daß man geringen Leuten, von welchen man fürchtet, daß sie früh oder spät einem Gute zur Last fallen mögen, besonders Leuten vom Handwerksstande, ihre Wohnungen kündigt, und sie, wenn sie kein Unterkommen finden können, oder sonst nicht gutwillig ziehen wollen, mit Gewalt aus ihren Häusern wirft. Ohne darüber weiter urteilen zu wollen, ist es doch wohl kaum zu leugnen, daß hierbei manche Härte bewiesen, und wenn auch nicht gerade das Recht, doch die Billigkeit verletzt wird, und manche sonst in ihrer Art rechtliche Leute einem unverschuldeten Elende anheimfallen.

Zu Strietfeld, Amts Gnoli, liegt jetzt (im August) eine solche Familie seit mehreren Wochen auf offener Straße, ohne ein anderes Obdach, als welches sie sich aus eigenen Schränken und darüber gelegten Stroh und Brettern notdürftig zusammengesezt hat. Der Vater dieser Familie ist ein Maurer, hat nebst einer erwachsenen Tochter noch 3 kleinere unerzogene und unversorgte Kinder. Mehrere Jahre hat er unter der vorigen Gutsheerrschaft an jenem Orte ruhig und friedlich gewohnt. Des Sommers als Maurer gearbeitet, im Winter Schule gehalten, wofür er von jener Gutsheerrschaft mit Korn und Geld bezahlt ward. Seitdem nun das Gut verkauft ist, und man einer Schule und eines Schulhalters nicht zu bedürfen glaubt, ist jenem Manne im vorigen Jahre seine Wohnung gekündigt. Alles Bemühens ungeachtet hat derselbe seiner anderweitigen Wohnung habhaft werden können. Dies um so weniger, da er seit einigen Jahren an einem Fuße eine offene Wunde hat, die ihn zu schweren Arbeiten unfähig macht. Als Schulmeister würde er sich sehr wohl ernähren können, besonders da seine Frau noch einiges Vermögen besitzt, in Handarbeiten ziemlich geübt, und die älteste Tochter schon erwachsen ist und Hofdienst tun kann. — Nach dreivierteljähriger Verhandlung bei Großherzoglicher Justizkanzlei zu Rostock ist nun diese Familie exekutivisch aus ihrer Wohnung geworfen, und hat seit 6—8 Wochen ihren Aufenthalt auf offener Straße. Dazu ist ihr von der Gutsheerrschaft, zum Ersatz der Kosten, die einzige Kuh mit Gewalt genommen, obgleich dieselbe nicht dem Manne, sondern, so wie überhaupt alles Eigentum, der Frau als Eingebrocktes gehört.

Referent kennt weiter die Sache nicht, als wie er sie, da er bei einer Durchreise durch jenen Ort die unglückliche Familie an der Landstraße sah, durch Erkundigung erfahren hat. So viel er vernommen, steht die Familie in bestem Ruf, und als Schulhalter soll der Mann von dem kompetenten Prediger sehr gute Zeugnisse haben. Dazu hat die Familie dort schon längere Zeit gewohnt, und ist bei dem Verkauf des Gutes dem neuen Besitzer gewissermaßen anheimgefallen. Was die hohe Großherzogliche Justizkanzlei für Gründe gehabt habe, die Familie exekutivisch aus ihrer Wohnung werfen zu lassen, ist freilich

nicht abzusehen, aber auch nicht einseitig zu beurteilen. Nur dringt uns unwillkürlich die Frage auf: Wo soll denn die Familie bleiben?

Andere Gutsbesitzer scheinen sich darauf gesetzt zu haben, jenem nicht gefällig sein, und ihm die Familie abnehmen zu wollen. Sie unterstützen die Verstoßenen mit Lebensmitteln, aber eine Wohnung haben sie nicht für sie. In dem nahbelegenen Städtchen verstatet man dem unglücklichen Manne auch keine Ausnahme, weil er nicht Vermögen genug besitzt, sich Haus, Garten usw. anzuschaffen. Als Schulhalter bedarf man dort seiner nicht, und wegen seines Fußschadens fürchtet man, daß er der Kommüne am Ende zur Last fallen werde. Niemand also, und nirgends will man die Unglücklichen. Da nun um wenige Monate Herbst und Winter heranrücken, und doch die Familie in der rauhen Jahreszeit unter freiem Himmel unmöglich haufen kann, so fragt sich jeder: Wo sollen sie bleiben und wer soll sie behausen? —

\*

## Freimütiges Abendblatt (Nr. 96).

Dank und Vertrauen eines verstoßenen Redlichen!

Der bald 63jährige, in der Beilage zu Nr. 88 des Abendblattes von einem reisenden Menschenfreunde innig bedauerte arme Krüppel Ribow, der mit Weib und Kindern und Sachen beinahe 16 Wochen auf offener Straße zu Strietfeld liegen, und den 20. Oktober dieses Jahres auf Befehl der Großherzoglichen Justizkanzlei zu Rostock, auf die Luthburger Grenze, wegen geschehener Pretestation und Zurückwerfung sich wiederholt hinwerfen lassen mußte, dankt durch mich teilnehmenden Menschenfreunden, vorzüglich dem Herrn C.L.N. in Rostock, für die so gütige Vorsorge und Pflege in seinem Elend. Ein gesunder Mensch hätte bei solcher Verstoßung ohne Paß und Wohnung in dieser kalten Jahreszeit, sein Leben einbüßen können, aber die Hilfe gefühlvoller Christen machte es diesem Lazarus dennoch möglich, eine schwere Krankheit zu überstehen, so wie sein und seines, nun auch kranken Weibes, und seiner größtenteils noch kleinen Kinder Leben zu erhalten. Des genannten Ribows Armut und Unfähigkeit zum bürgerlichen Gewerbe, seine lobenswerte Geschicklichkeit als Schulmeister, seine unbestrittene Redlichkeit seit 11 Jahren, die er in hiesiger Gemeinde gewohnt, mußten ihm ganz natürlich die Achtung und das Mitleiden guter Menschenseelen bewahren. Erfroren und durchnäßt lag er auf offener Straße und konnte und durfte weder gehen noch betteln, und doch wurde er stets zu andern Dörfern verwiesen, und als herumstreichender Bagabonde aufgenommen und einquartiert. — Dieser Verstoßene liegt nun, durch das viele Hin- und Herschleppen entkräftet und lahm, als Gast in meinem Hause, um nach den Verheißungen der allerhöchsten Landes-Regierung von der Gerechtigkeit des Ober-Appellations-Gerichts die demütigst erbetene Hilfe zu erwarten. Fides premitur, non opprimitur. (Der Glaube wird bedrückt, aber nicht unterdrückt).

A. v. Ruffdorf,  
Prediger zu Boffe, Amt Gnoli.



# Ut mine Festungstied.

(Fortsetzung).

Un dat was of Allens schön afgahn bet up de Rauh, denn as de upschrewen worden sullen, hadden sei so 'ne Rams, de 't eigentlich gor nich ghewt, un de kein Deuwel schriwen kann, as Strimer un Bliß un Stirn un Dreititt, un — wat weit id! Of kenen des' Namen den Herrn Postkummisforius tau gemein vör, un hei makte ut Strimer — Juni, ut Bliß — Minerva un ut Dreititt — Venus — usw. — Kalkreuth was tau ungebildet, üm de Verschönerung intauseihn. Hei fohrte up den Wachtmeister los, de aewer, in dat richtige Gefühl, in Schönheitsfaten den Herrn General aewerlegen tau sin, gaww nich nah, un se vertürnten sich dägern. Nu is dat aewer meindag' noch nich so west, dat en Wachtmeister en General wegjagen kann, und wil sei nu doch einmal utenanner müßten, jog de General den Wachtmeister weg. — Dat was sin Glück; hei wir süs in 'n Lewen nich Postkummisforius in Stenhagen worden.

In 't Erst müßgt em dat woll man swach gahn, aewer hei was en Mann, de sich dörrch tau bringen verstunn, hei smet sich mit sine Gemahlin up de „dramatische Kunst“, as sei dat hüt nennen, un — weit der Deuwel! hadd hei all in Öppreußen von Stenhagen hört, dat dor en sehr gebildtes Publikum sin süll — genau, eines schönen Dags kamm hei in min Baderstadt un spelte up Altmern sinen Saal Theater, tworst, wil hei man mit sine leiwe Fru allein was, blot vierbeinige Stücke, aewer de wiren of von 't beste Gnn'.

Nu müßt sich dat grad begewen, dat oll Postmeister Toll sich dat ensäd un begraven was. Na,ahn Postmeister kunn jo doch Stenhagen nich assistiren, un de Postmeisterstätt würd utbaden as fur Bir. Keiner wull för hunnert un twintig Daler dat Johr aewer Postmeister spelen, dunn aewernamm hei sich de Sak, un hei hett sei of richtig dörrchführt bet an sin selig Gnn', denn hei was en ollen trugen, braven Mann; aewer hei wüßt dor of up tau lopen. Dat sach hei: mit de hunnert un twintig Daler Postmeister-Gehalt kunn hei nich utkamen, hei läd sich also gradaewer von sin Bagelburken noch en anner Bagelburken an, un sett'ie sine leiwe Fru dorin. Dat was de Kopladen, un de hett, so lang' as hei bestahn hett, en groten Raup hatt bi all de Schausters in ganz Land Meckelnborg — wegen den Snuwtoback. — Un worüm? Dorüm, wil dat hei süßwen 'ne Räf' för Snuwtoback hadd, un mit sine eigene Räf' för de Echtheit von sine eigene Woher insunn. Nah un nah kamm tau den Snuwtobackshannel noch en sehr ansehnlichen Birschant, un as de Großherzog em noch mit 'ne lütt Taulag' unner de Arm grep, dunn was Keiner glücklicher, as hei un sin Kalkreuth, un alle Drei lewten in Frieden mitenanner. Blot männigmal, wenn de Bagel tau lustig würd un sich tau vel mit Kalkreuthen vertellen ded, denn würd sei schiwelich; aewer wenn hei marken ded, dat sei en Wurt reden wull, denn slog hei in sin Burken, un nu kunn sei seggen, wat sei wull, hei was nich tau Hus.

Also tau des' ollen, gauden Lüd, kamm id herinne un wull en Glas Bir drinken: „Guten Tag! Fru Postkummisforiussen,“ säd id tau ehr up Hochdütsch, denn sei hadd dat sehr aewel namen, wenn id Plattdütsch mit ehr redt hadd, wil dat sei süßwt blot Hochdütsch reden ded — maeglich, dat sei sich noch immer as „dramatische Künstlerin“ betrachten ded — maeglich of, dat sei ehren Stand nids vergewen wull. „Was gibt es neues?“ denn dat was de ewige Frag', de ehr in früheren Tiden von Fiedvereinen vörleagt würd, un de sei of immer beantworteten kunn, deils von wägen de Post, deils von wegen den Kopladen. Aewer nu stunn de olle Fru so furlos an ehren Aben un

schüddelte mit den Kopp: „Ach, Frießken, ich bin 'ne alte Frau geworden, mir erzählt jezt keiner mehr etwas neues!“ un dorbi drögte sei sich de Ogen mit ehre Schört. Na, dat jammert mi denn nu, un blot üm ehr tau trösten, log id fix en por Verlawungen un en por Mordbachten un en ganz lüthen nüdlichen Brand tausamen, dat sei doch ehre Lust doran hewwen kann.

Na, dat hülp denn of, sei würd ganz upgemuntert, un wil sei doch nids Riges wüßt, vertellten wi uns von ollen Tiden, un ut dat Bagelburken kenen as un an forte Würd' heruter, as: „Gu'n Mornn, of!“ — „De Geschicht is anders.“ — „Id heww man noch kein Tid.“ — „Dreiviertel un en halben, sieben achtel — kost't drei Schilling — nah Jürgensdörp is nids hir. — Gu'n Mornn, Herr Bold, gu'n Mornn, Herr Braun!“ Zenahdem de Stenhäger Börger an dat Kiffenster von sin Burken vörbigung.

Un nu kenen s' denn All herinne: Otto Bold un Otto Braun un Ritte Risch un Swager Trust, un Ritte Risch hadd en Swin köfft, un as 't von den Wagen afladen würd, was 't dod west, un Otto Bold sett' em dat utenanner: dat Swin wir rüchwarts führt, un dat kunn kein Swinen verdragen, en richtig Swin müßt vörbarts führt warden. Un Otto Braun gaww Otto Bolden Recht, denn en Swin wir inwennig grad as en Minsch getacht, un weck Minschen können 't Rügghwartsführen of nich verdragen, un denn hadd so'n Swin eigentlich noch mihr Nerven, as de Minsch. Un Otting Boldt weddete mit Otting Braunen üm twei Seidel, dat sin Gasten, den hei hüt seigt hadd, bi 't Döschchen e in Kurn mihr dauhn würd, as Braunen sin; denn hei hadd sinen Ader grundflor makt, un as hei fragt würd, wo hei dit anfangen hadd, kamm't 'rut, dat hei up en Schepels-Utsaat Ader twei Bird mit hölterne Eggen twei un en halwen Dag hadd 'rümmer trampeln laten, un dat nemte hei grundflor. Un sei drunten vör-löpig de beiden Seidel, un as sei tau de Fru Postkummisforiussen säden, ein von ehr würd sei up den Harwst betahlen, dunn wull sei nids dorvon weiten, un säd, up so 'n willen Gaus'hannel lei sei sich nich in, un gung hell-schen falsch ut de Dör 'rut. — Nu was dat Bedden in den Gang', un as de Post vör de Dör führen ded, dunn wedde min Swager Trust mit Ritte Rischen, hüt makte de Fru Postkummisforiussen ehr Allerheiligstes up, un Ritte Risch höll Gegenpart.

Dat Allerheiligste von de Fru Postkummisforiussen was en lütt Stüwken, wat achter dit lütt Stüwken was, un dor kamm Keiner 'rinne von de däglichen Gäst, un Bir würd aewerall dor nich inschenkt; blot wenn Extrapost-Gäst ankemen, oder Fürsten un Grafen, denn würd de Dör up-makt, un an de Dör stunn denn de Fru Postkummisforiussen ue bedrew mit Winken un Knicksen de dramatische Kunst. — Zweimal in minen Lewen heww id blot üm de Eck 'rinne lifen dürt; aewer 't was schön dor: an de Wänn' hungen de vir Johrstiden, all ungeheuer ähnlich, dat Frühjohr un de Sommer mit Blaumen un Ohren up de italienischen Strohhäud', un Harwst un Winter hadden Häud' von swarten Sanft up, un de ein' hadd Windruwen un Appel un Beren up den Kopp, un de anner witte Fed-bern, un sei seggen sich all unverschamten glif, as Swestern, de sei jo of sünd, denn sei sünd jo all Kinner von ein un dat süßwige Johr.

Dat wiren all luter Kleinigkeiten un tauwilen of Dumm-heiten, aewer de Kleinigkeiten fregen för mi ehr Bedüden dordörch, dat id de Minschen kenne, de sich in ehr 'rümmer dreichten, as de Herr Postkummisforius in sin Burken, un aewer de Dummheiten lachte id recht von Harten, denn id



was fri un gesund; un för en frien Minschen un en gesunden Minschen brukt de Spaß nich sin in 'ne Reihnadel insädelst tau sin, 'ne richtige Packnadel deist de süßwigen Deinsten.

Mit einem Mal würd dat düster in de Stuw', as wenn an den Heven en Swarf upreden ded, denn för dat einzige Fuster in de Stuw' hadd sich Otto Bold henstellt un de hadd en Buckel as en Sag'block, ut den Einer dreifäutche Bred' sniden kunn. Tau 'm Utiken was 't also nich, un wi müßten de Postgäst nemen, as sei de Döst gatw. —

Laurist schregelten denn also en por nüdliche Handlungskommis herinne, de sich in Kumpuni en Seidel gewen lelen, dorup kamm en lüttes, leiwes Kind von Mäten, wat knapp dat Hart hadd, en Glas Zuckewater tau bestellen — de Konduktör würd 't betahlen. Nah ehr kamm en rüstigen, forschen Mann in preußsche Uneform in de Dör, gung up dat lütt Mäten tau: „Haben Sie schon?“ — „Ich erhalte es gleich!“ säd sei. De Mann redte noch en por fründliche Wörd' tau ehr un drehte sich nu nah uns um. Sei smet en flüchtigen Blick up uns, makte en verturnen Diner un stellte sich dörr Kalkreuthen un set em in de himmelblagen Ogen.

Fru Postkummissoriussen halte en Glaetel ut de Tasch, slot dat Allerheiligste up, makte en Knick un 'ne süß inne-mende Handbewegung: „Vielleicht gefällig?“ — Swager Ernst hadd de Wedd gewonnen, Ritte müßt betahlen. — „Danke!“ säd de Herr ganz fort, set in dat Allerheiligste 'rin, as wenn 't för em dat allergütigste wir, un makte sich wedder mit Kalkreuthen tau dauhn.

Otto Bold hadd blot 'ne halwe Benennung von 't Fuster tau dat Bagelburken tau maken, hei frog also dorinne: „Wer?“ — „Zwei Personen nach Malchin, eine bis Gürow; eine bleibt hier,“ was de Antwort ut dat Burken, un nun kam noch en Nahsaz, de flustert worden sull, den wi aewer All schön düttlich hörten: General von Sch . . . mann.“

De Mann in de preußsch Uneform hadd wohrschijnlijk eben so helle Uhren, as wi, hei drehte sich um, lachte un frog uns denn: „Meine Herren, wie weit ist es von hier nach Jvenack?“

„Wenn Sie den Fahrweg fahren, haben Sie eine starke halbe Meile,“ säd id, „der Fußweg ist aber nur eine viertel Meile und ist reizend, er führt durch Wiesen und Wald und zuletzt durch den schönen Jvenacker Tiergarten.“

Hei besunn sich en Ogenblick, gung ut de Dör, sprok mit en Kutscher, de Treffen an den Haut hadd, kamm wedder 'rin un säd: „Ich habe mich zu der Fußpartie entschlossen, wie aber muß ich dann gehen?“

„Sehn Sie mal,“ säd Ritte Nisch, „denn gehn Sie hier erstens den Wall entlang bis in die Malchinsche Straße, un denn gehn Sie rechtich um die Sufeminsche Ecke in die Gatz, un denn gehn Sie rechtich um den Burmeistergoren, da finden Sie ein Steg . . .“

„Jh wo, Wo braucht der Herr so weit zu gehn?“ säd Otto Bold. „Sie gehen bloß von meinem Haus' dwas über die Straße un denn gehen Sie durch Christopher Schulten seinen Hof un Goren — wollt ich sagen Garten — un denn sind Sie in die Koppel.“

„Ja, aber, meine Herren . . .“ fung de Preuß an.

„Erlauben Sie,“ säd id, „ich habe augenblicklich nichts zu versäumen, und ein Spaziergang ist mir gerade recht, ich werde Sie auf den rechten Weg führen.“

Hei namn dat höflich an, säd dat junge Mäten recht herzlich Adjus, un wi gungen af.

„Haben Sie das junge Mädchen wohl bemerkt, das so schüchtern in dem Zimmer stand?“ frog hei mi, as wi ut de Stuw' rute wiren. — Ja säd ja, un sei schinte mi noch süß jung tau sin.

„Sie ist siebenzehn Jahre alt, hat nie vorher eine Reise gemacht, kennt von der Welt weniger als ein siebenjähriges Kind und geht ohne Schutz und ohne Geld nach Surinam. Die Kondukturs sind angewiesen, für ihre Bedürfnisse unterwegs zu sorgen; das Postgeld bis Hamburg ist bezahlt, un dort nimmt sie ein fremder Schiffskapitän in Empfang, der sie übers Meer schafft.“

„Aber wie kommt dies?“ frog id.

„Sie ist Herrenhuterin aus Gnadenfrei in Schlesien und wird sich in Surinam mit einem ihr ganz fremden Manne verheiraten. — Wahrlich es gehört Mut dazu,“ sett'te hei hentau; „ich bin mit ihr von Schlesien herunter gereist und habe mich ihrer ein wenig angenommen, aber solches Vertrauen und solche Ergebenheit habe ich selten gefunden.“

„Aus Gnadenfrei,“ säd id in Gedanken. „Merkwürdig! dann habe ich das Mädchen schon öfter gesehen, das heißt, ich erinnere mich ihrer nicht; aber sie muß doch unter der kleinen grauen Schwesterchar gewesen sein, die alljährlich einmal mit ihrem Schulmeister, eine jede mit einem großen Feldblumenstrauß nach S. kam, um von dort die weite Aussicht über das Land zu genießen.“

„Nach S.? Aber, verzeihen Sie, wie kommen Sie nach S.? Ein mecklenburgischer Landmann nach S.“ un dorbi set hei mine Stulpstäw an.

Id wull all antworten, hei innerbrof mi aewer un lachte: „Die Vorstellung meiner Person hat freilich schon Ihr Postmeister übernommen; aber der Form wegen: ich bin der General von Sch . . . mann aus S . . .“

„Besitzer von M . . . hier in der Nähe?“ frog id. „Dann kann ich mich Ihnen leicht vorstellen, ich bin der Sohn. Ihres Justiziarus.“

„So? so?“ säd hei. „Sehr angenehm! aber wie kommen Sie nach S.“

Oh, säd id, id wir of in sine Garnisonstadt mal jöß Wochen west, un vertellte em denn in 'n Worten de Umständ. Id vertellte em of, wo dat mi de gaude Platzmajor mit en Zinsengericht traktirt hadd, id vertellte em von Batter Rählern un von den Herrn Unteroffizier Altmann un von Schnabeln un vör Allen von den zweiten Kummandanten, Obersten B. — Ach, dat vertellst sich mal schön, wenn Einer in gauden Tiden von de lang' vergahenen, stimmen Tiden snackt un vör Allen, wenn de Dankbarkeit en Würtken mit in redt!

Mit de Wil wiren wi an dat Flag kamen, wo in den Stembäger Stadtholt de Weg sich twälen ded, un id wist'e em Bescheid un stunn dorbi still, wil dat id dor umföhren wull. „Aber, Herr General,“ frog id, „was machen meine alten Bekannten in S . . .?“

„Ihr alter Vater Rähler muß tot sein,“ antwurt't hei, „ein anderer, mir bekannter Unteroffizier ist als Schließer dort angestellt. Der Unteroffizier Altmann wird wohl zur Garnisonkompagnie gehört haben, und deshalb kenne ich ihn nicht; aber der Platzmajor ist wohl und munter und besorgt seine vielfach unangenehmen Geschäfte mit derselben freundlichen Ruhe und derselben Gewissenhaftigkeit, die Sie an ihm kennen gelernt haben.“

„Und der Oberst B.“ frog id so recht von Harten.

„Der Oberst B.? frog hei mi entgegen. „Kennen Sie den Vorfall, den der Oberst B. einmal am heiligen Weihnachtabend gehabt hat?“

Ja, säd id, id wüßte de Sat.

„Dann werden Sie auch wissen, daß Oberst B. Wittver war und keine andern Angehörigen hatte, als eine einzige liebenswürdige Tochter.“

Ja, säd id, id hadd sei seihn, un 't wir en prachtwull, herrlich Mäten west.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 17. Mai 1936

Nr. 10

## Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

### II.

#### Die Rekrutierung von 1759.

In Nr. 8 der Zeitschrift wurde unter anderen Originaldokumenten ein Schreiben des Generalgouvernements Stettin abgedruckt, das sich mit dem Schicksal der Teterower Bürger Alose (richtig: Alasen) und Groenert beschäftigte. Im folgenden werden deren Erlebnisse näher ausgeführt. Das Wesentliche hierüber berichtet die „Teterow'sche Berechnung aller Schäden und Kosten, welche durch die Königlich Preussische Invasion von 1759 etc. verursacht worden.“

Am Stillen Freitag, den 13. April 1759, hat der Leutnant von Maunstein, vermittels eines Detachements Husaren von 20 Mann, drei Bürger und sieben junge Leute greifen lassen und nach Güstrow geliefert. Die Stadt hat sogar selbst zwei vierspännige Wagen zum Transport der weggenommenen Leute stellen müssen. — Wie wir anderweitig erfahren, sind es folgende Leute: Johann Groenert, Bürger und Ackermann, Johann Geist, Bäckermeister und Jochim Friedrich Alasen, der Katsdiener, und ferner Samuel Christian Krause, Schuhmachergesell, Johann Braunschweig und Daniel Brünig, gleichfalls Schuhmachergesellen, Peter Stindtmann, Rademacher-gesell, Jacob Darmann, Knecht Johann Schnüglewitz, Mittelknecht und Heinrich Heiden, Schäfersohn, letzterer 14 Jahre alt. Von den drei Bürgern kennen wir sogar die Größe: Groenert und Alasen sind 3 Zoll 3 Strich groß — die zugehörigen fünf Fuß wurden als selbstverständlich einfach weggelassen — d. h. etwa 167 cm. Geist hat mit 6 Zoll 3 Strich gar die Größe von 175 cm, also Gardemaß. — Brünig ist „ein preussisch Kind.“ Schon am folgenden Tage wird der Ausschußbürger Windelband mit den Frauen der drei Bürger nach Güstrow zu dem Generalmajor von Kleist geschickt, dem tatsächlichen Herrn des Landes, um von diesem die Loslassung der entführten Bürger zu erbitten.

Aber die Bemühung ist vergeblich: im Gegenteil, General von Kleist hat sehr gedroht, noch eine anderweitige gewalttätige Aushebung zu verfügen, im Falle die Stadt nicht noch fünf Mann aufs schleunigste stellen

würde. So hat die Bürgerschaft, um ein solches anderes Unglück zu vermeiden, von allerhand Art Leuten solche fünf Mann gutwillig angeworben (s. u.); an Handgeld kosten sie der Stadt 210 Taler. Von den drei Ausschußbürgern, welche die Ablieferung erledigen sollen, werden sie auf zwei vierspännigen Wagen nach Güstrow gebracht. Drei Tage braucht man für Hin- und Rückfahrt. Schlecht haben es die Rekruten dabei nicht, denn sie werden unterwegs angemessen verpflegt, und in Güstrow werden sogar 5 Taler mit ihnen im Gasthause verzehrt!

Aber trotzdem wird vorläufig nichts erreicht: General von Kleist teilt den Teterower Beauftragten mit, daß die Bürger Groenert und Alose (Alasen) zu Stettin wären und daselbst gegen andere zwei Mann ausgetauscht werden könnten; dies ließe auch der Gouverneur von Stettin, der Herzog von Bevern, der Stadt versichern. — Infolgedessen wird die Stadt zwei dänische Deserteure an (die in Nr. 8 genannten Nikolai und Martienssen) und liefert sie nach Stettin. Zehn Tage dauert die Reise hin und zurück, wieder mit Vierspännerwagen. Aber es ist vergeblich. Wie von neuem berichtet wird, kommen die Rekruten den Teterower Bürgern in Stettin abhanden. Dazu sollen die beiden zwangsrekrutierten Bürger schon in Dresden sein, also ist die ganze Angelegenheit hinfällig. Dabei kostet die Reise der Stadt trotzdem etwa 40 Taler — bei der Abrechnung sind von besonderem Interesse 3 Taler für den Stettiner Platzmajor und 8 Schilling Biergeld für einen Unteroffizier. Nur ein Trost ist bei der Angelegenheit: durch das Verschwinden der Rekruten ist das abgemachte Handgeld von je 60 Talern gespart.

Jedoch auf andere Weise wird das Ziel erreicht, denn nach zwei Monaten Abwesenheit kehrt der Ackermann Groenert zurück, krank und elend. Er ist tatsächlich in Dresden gewesen, aber die Preußen haben ihn als unbrauchbar ausgemustert. Am 7. Dezember 1759 kommt auch Joachim Alasen zurück; er hat sich aus österreichischer Kriegsgefangenschaft befreit und ist „nackt und bloß“ angelangt.

Dagegen ist von dem Dritten, Amtsbäckermeister Johann Geist, keine Nachricht gekommen. Noch 15 Monate nach seiner Wegführung weiß man nichts von seinem

UNIVERSITÄT  
ROSTOCK



Aufenthaltort. Auch für ihn hat die Stadt Ersatz beschafft, um ihn auszulösen: schon am 22. April 1759 hat Generalmajor von Kleist eigenhändig einen Passierschein unterzeichnet: „Gegenwärtige zwei Bürger aus der mecklenburgischen Stadt Teterow, so einen Rekruten an das Hochlöbliche von Kanitzsche Regiment transportieren, um selbigen vor den Johann Geist auszuwechseln, sollen mit gedachtem Rekruten aller Orten frei und ungehindert passieren.“

Im Zweifelsfalle können wir annehmen, daß auch der Teterower Bürger Geist nicht an derjenigen Stelle angetroffen ist, wo man ihn suchte. Vermutlich hat damals der Grundsatz geherrscht — vom Standpunkt eines Regimentskommandeurs wohl zu verstehen — Rekruten, dertwegen man Scherereien zu erwarten hatte, möglichst rasch loszuwerden, womöglich im Tauschwege an ein Regiment, das auf einem anderen Kriegsschauplatz stand!

Die Stadt hat sich in dieser Angelegenheit sehr großzügig gezeigt. Zu den Ausgaben gehören die sämtlichen Fahr- und Behrkosten, sogar die Reise der drei Kriegerfrauen zu General von Kleist nach Güstrow geht auf Stadtkosten! Botenlöhne spielen eine große Rolle, vielfach werden übrigens diese Mitteilungen von Berittenen überbracht. Für Groenert werden die Kosten seines „Ausseins und seiner Losgebung mit 16 Taler 17 Schilling erledigt, für Klafen das Aussein und die nötige Kleidung mit 15 Taler. Ersterer berechnet dabei den sämtlichen in seiner Wirtschaft erlittenen Schaden noch gar nicht. — Frau Geist hat zum Betrieb des Ackerwerks täglich einen Tagelöhner halten müssen, dafür rechnet man je Tag mit Essen und Trinken 16 Schilling, auf ein Jahr 15 Wochen 5 Tage macht es 280 Taler aus, eine stattliche Summe. Dabei wird noch nüchtern festgestellt: das Baden und der Betrieb der übrigen Nahrung liegt in seiner Abwesenheit ganz brach, so wird seine Familie gänzlich ruiniert werden.

Alles in allem hat die Rekrutierung vom Frühling 1759 der Stadt über 600 Taler gekostet, wenn auch wohl nicht mehr in ganz vollwertigem Gelde. Dafür sind nach späterer, leider undatierter, Notiz die meisten Rekruten wieder losgekommen. Außer Geist, den man vielleicht seiner Länge wegen, behalten hat, ist der Schäfersohn Heiden trotz seiner 14 Jahre noch „im Dienst“, bei dem Preußen Brüning ist die Zurückhaltung leicht zu erklären.

Auch an den fünf gegen Handgeld von der Stadt erworbenen Rekruten hat die preussische Armee keine reine Freude gehabt. Johann Wedel, der Stieffohn des Torschreibers Pleba war auch ein preussisch Kind, und scheint deshalb ausgehalten zu haben. Für die gezahlten 60 Taler Handgeld konnte die Stadt es auch verlangen. Adam Pape, ein Junge, dessen Vater in Hannover Soldat gewesen war, ist längst wieder los. Der alte Tagelöhner Johann Arend Westphal ist gleich nach der Ablösung im Lazarett gestorben. Auch Nr. 4 und 5 sind los: Christian Wildegoos, ein Bettler, hat den Staat auf beiden Augen, Johann Boht, ein Schwede, war unrichtig im Kopfe und ist gleich dimittiert (entlassen). — Wir können es nach dieser Angabe verstehen, wenn in den letzten Kriegsjahren die Klagen der Korpskommandeure über den schlechten Zustand des Mannschaftserfasses immer stärker wurden. Uebrigens wäre es der Stadt noch teurer geworden, wenn sie statt der 5 Rekruten eine Geldentschädigung gezahlt hätte: diese betrug 100 Taler je Kopf.

Merkwürdigerweise sind trotz der vielen Loslassungen, trotz der Minderqualität keine Nachforderungen von Rekruten erfolgt. Man muß daher annehmen (ein ähnlicher Fall kommt in Bülow vor): die Rekrutierung war unberechtigt gewesen und mußte daher nachträglich sogar von General von Kleist als unzulässig anerkannt werden.

## Kleine Kriegslasten.

Von den Massentieferungen an Korn, Vieh und sonstigen Naturalien, von Geldzahlungen u. a. kann man sich verhältnismäßig leicht eine Vorstellung machen, sie wiederholen sich zu allen Zeiten in wenig veränderter Form. Weit zahlreicher und interessanter sind die Kleinigkeiten, die nebenher gehen. Als Einzelheit erscheinen sie unbedeutend, aber gelegentlich greifen sie tief in das Leben des einzelnen Bürgers ein, für die Lebensform ihrer Zeit haben sie eine große Bedeutung. Daher sei im folgenden einiges aus den Listen über die Schäden der preussischen Invasion aus den Jahren 1758—1759 (Juli) berichtet.

Die Ausgabe beginnt mit dem 2. Februar 1758. Damals haben 24 Wagen 182 Zentner Heu nach Demmin fahren müssen, selbige haben Reisegeld bekommen je 8 Schilling. Der Vertreter der Stadt, Adam Kurr, erhält 1 Taler 24 Sch.: ein gewisses „Bewegungsgeld“ erwies sich bei solchen Gelegenheiten stets als zweckmäßig!

Unberechtigte laßer desto regelmäßiger kleine Ausgaben bringt der Besuch kleiner Abteilungen mit sich. Da heißt es z. B.: sind bei mir Husaren und Dragoner gewesen, haben verunkostet 20 Schilling. — Im Vergleich zu den hohen Handgeldern für Rekruten ist ihr Transport billig der Reisewagen kostet von Teterow nach Rostock nur 16 Sch., (7 Rekruten), jeder der 4 Bürger, welche die beiden Wagen beritten nach Rostock begleiten müssen, bekommt gar nur 8 Schilling. Denn anfangs scheinen solche Fuhrdienste eine selbstverständliche Last gewesen zu sein. Für die Speisung der 13 Personen verlangt der Unteroffizier 1 Taler 4 Sch., d. h. 4 Sch. je Person, an Pferdefutter für den begleitenden Husaren sind dagegen 12 Sch. angesetzt.

Drei Böttcher hat Teterow nach Malchin zur Feldbäckerei senden müssen, um dort die Mehlfässer zu „binden“; 24 Tage haben sie dazu gebraucht, sie erhalten 16 Schilling je Mann und Tag.

Großzügig ist eine Exekutionsabteilung in ihren Forderungen hinsichtlich Lebensunterhalt: der Gefreite verlangt für sich für Essen und Trinken 32 Schilling je Tag, für seine Leute 28 Sch. Dazu bekommen sie die gleiche Summe als Exekutionsgebühr ausbezahlt. Da auch Husaren gleichzeitig in Teterow einrücken, sind auch sonstige kleine Unkosten zu erledigen. Sogar mit  $\frac{1}{2}$  Pfund Tabak für 4 Sch. werden die „Exutanten“ erfreut; hoffen wir, daß wir ihnen dessen Qualität zugesagt hat, der „Bühower Galgenknaster“ erfreute sich in jenen Zeiten keines großen Ansehens!

Auch ein Zukunftskommen von 4 Sch. auf ein Paket von 10 Reichstälern Münze, bei Auszahlen des Reisegeldes, wird dem betreffenden stadtsseitig Beauftragten vergütet.

Unklar ist ein Behrgeß für einen Einwohner, der wegen eines von den Husaren zwischen Malchin und Teterow ausgespannten Pferdes nach Malchin hat gehen müssen. — Billig wird der Stadt ein Kommando Dragoner, das mit etlichen hundert Pferden in Teterow einrückt und eine Nacht dort verbringt. Es werden nur 28 Sch. verunkostet, dafür erhält der Quartiermeister „wegen besonderer Gefälligkeit“ 2 Taler!

Auch die Kosten für Siegelack, Licht undbeutel, eine Geldsendung nach Rostock postfertig zu machen, werden mit 4 Sch. 3 Pf. gewissenhaft in Stadtrechnung angegeben.

Von Interesse ist der Preis der an die Preußen gelieferten Pferde. Die normale Tage war 15 Taler, soweit es sich nicht um besonders gute Tiere handelte. Doch die angekauften Tiere schwanken zwischen zehn und 35 Talern, Ueberschreitung und Unterschreitung des Normalsatzes sind gleichmäßig häufig.



Unter den Wagenrechnungen sind zu erwähnen: 4 Wagen mit 11 Tonnen Bier nach Gnoien, 16 Wagen mit Holz zur Feldbäckerei nach Malchin, 1 Wagen Böttchengerät nach Malchin. Nach Gnoien gehen weitere Wagen mit Brot und Bier: war doch vom Engeren Ausschuss der Stände durch Staffette die Aufforderung ergangen, „denen einquartierten Städten sollte schleunigst Zufuhr und Assistance geschehen“. So bringen auch drei Einlieger 6 Ochsen nach Gnoien, das Ende 1758 besonders stark belegt gewesen sein muß.

Doch so schwer die Lasten auch für die Gesamtheit sind, im ganzen wird damals Ordnung und Manneszucht gehalten. Das beweist folgender Vorfall: Am 1. Januar 1759 hat Hauptmann von Posadowsky mit 4 Kompanien von Seiner Excellenz des Herrn General von Dierksen Regiment allhier die verwichene Nacht gestanden. Dafür sind bei dem Senator Bauert extra ausgegeben: 16 Sch., die Fuhrleute, die die Equipagen haben fahren müssen, mitsamt den Reitpferden haben 2 Taler 12 Sch. bekommen, an Hafer für die Pferde sind 3 Taler verbraucht, ein Bürger, der einen Tornister von Stavenhagen hat holen müssen, bekommt 4 Sch. Die Kosten sind noch nicht 6 Taler. Dagegen hat aber eine Majorin, die die Nacht bei Frau Pastor Fiedlern zugebracht hat allein für 4 Taler Unkosten verursacht!

Die Anforderungen des Winters merkt man auch an den Ausgaben; ein Leutnant und ein Kommissar mit 4 Dragonern sind nach Teterow gekommen und haben sich von den hiesigen Handelsleuten „Bohen und Tornellen (Flanell)“ zumessen lassen. (Das gleiche wird auch von anderen Orten berichtet). Der Stoff wird nach Neufalen gefahren; 18 Taler 26 Sch. kostet der Stadt das Vergnügen! Dazu verzehren der Leutnant und der Kommissar noch bei Bürgermeister Bied 1 Taler 36 Sch.

Eine starke Belastung bildet für die Stadt die Belegung mit einem Lazarett, Januar bis April 1759. Die Insassen sind kranke Fuhrknechte. Hier von später Näheres!

In Handwerkern werden außer den Böttchern auch die Rademacher stark herangezogen. Sie müssen neue Räder nach Demmin liefern, sie müssen gar das ganze Mehlfuhrwesen zu Niederow (Pommern?) neu besorgen, und dabei ist die Bezahlung so schlecht, daß die Stadt für die 35 Tage dort einen Zuschuß von 17 Talern gewähren muß.

Die unmittelbaren militärischen Fuhren nehmen im Laufe des Jahres 1759 zu. Daß Rekruten nur per Wagen transportiert werden — die Fahrten gehen nach Laage und Malchin — ist selbstverständlich, aber die Fahrten von Soldaten, von Gepäc, von einzelnen Offizieren werden jetzt häufiger. Nach den Aktienangaben muß im Sommer 1759 Laage stärker belegt sein.

Dauernd sind jetzt Stadtboten unterwegs, zu Fuß, um Kurrenden zu überbringen, zu Pferde für weitere oder wichtigere Aufträge. So muß der Stadtbote wegen eines Darlehns nach Wookern und wenige Tage später, wohl nachdem er die Sache angemessen vorbereitet hat, folgen ihm zwei Senatoren, deren Reisekosten erheblich höher sind. Daß auch die Zinsen von angeliehenen Kapitalien in den Stadtausgaben eine bedeutende Rolle spielen, sei hier nur erwähnt!

Unter den preussischen Besuchern kann man 1759 geradezu von Stammgästen sprechen. So kommen Leutnant (von) Heinz und Kammissarius Ebert öfters. Ungern sieht man den Kriegsrat von Kleist, denn sein Kommen bedeutet stets schwierigere Angelegenheiten, so die Extraforderung von Pferden u. a. Vom Bürgermeister oder von einem Senator werden die hohen Herren gastlich aufgenommen, aber die dafür, berechtigterweise angeforderten Unkosten liegen meist unter 1 Taler. Die begleitenden Husaren bekommen ihre Ration auch in Natura, doch gewöhnlich werden 2—3 Rationen noch in Geld verlangt! Durchpassierende Trupps nehmen gern einen Bügeltrunk o. ä. wahr, Brantwein, Bier und Weißbrot. Ihren Wünschen kam man zweckmäßigerweise möglichst schnell nach. So verlangt einmal ein Kommando von 5 Mann mit einem Rekruten einen Wegweiser; als dieser nicht so schnell „können herbeigebracht werden“, sind im Umsehn 9 Sch. bei einem Gastwirt vertrunken; doch weit ärgerlicher ist es, daß diesem dabei ein neues Unterhemd und eine „gedoppelte leinen-wollene Schlafmütze“ weggenommen: für beides rechnet er 1 Taler 24 Sch.

Die Preise steigen übrigens Sommer 1759 schon an; für ein Pferd rechnet man bis zu 48 Taler, für einen Ochsen 20 Taler.

Für die außerordentliche schwere Arbeit wegen der andauernden Kriegsunruhen bekommen damals drei Senatoren eine Entschädigung von je 8 Talern.

## Aus dem Mecklenburger Stadtleben vor 1600.

Ernst Boell.

Kostocks Verhältnisse erlitten seit 1550 eine sehr große Veränderung. Mit welchem stolzen Selbstgefühl diese Stadt trotz des im Jahre 1573 mit den Herzogen geschlossenen Erbvertrages erfüllt war, mag folgende Szene aus der Selbstbiographie des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen — einem der wertvollsten Beiträge für die Kulturgeschichte seiner Zeit — uns anschaulich zu machen. Herzog Heinrich V., des Friedfertigen, Tochter Katharina war an den Herzog Heinrich III. von Liegnitz verheiratet, welcher ein wüstes Leben führte, sehr große Schulden machte und sich endlich mit seinen Ständen so sehr entzweite, daß er im Jahre 1559 auf kaiserlichen Befehl verhaftet und seinem Sohne Heinrich XI. die Regierung übertragen wurde. Aus Armut unternahm dieser letztere nun hinfert, von Hans von Schweinichen begleitet, Bettelfahrten durch Deutschland. Ueberall wollten sie Geld leihen, und fordern große Summen, sind aber sehr befriedigt, wenn sie statt deren, um sie los zu werden, ein

kleines Geldgeschenk erhalten. Diese Angelegenheit führte beide auch zweimal nach Mecklenburg, zuerst im Jahre 1573 und sodann im Jahre 1578. Mit dieser letzteren Reise haben wir es hier zu thun. Hans v. Schweinichen erzählt uns von derselben, wie sein Herr mit dem Herzoge Heinrich III. gespielt und 20 Taler an letzteren verloren habe, und wie ersterem darauf der ganze Rest seines Geldes (er hatte nur 100 Taler bei sich gehabt!) und mehrere wertvolle Dinge durch einen Jungen gestohlen worden seien. „Wenn denn (heißt es weiter) mein Herr auch gerne von Güstrow weg gewesen wäre, so hatte er doch kein Geld und ich mußte deshalb H. Ulrich um eine Anleihe ansprechen, welcher meinem Herrn 300 Taler schenkte. — Darauf reisen sie über Wismar, Doberan und Rostock nach Ribnitz, wo der Herzog von Liegnitz seine Tante, die Abtissin Ursula, besuchen wollte, Schweinichen wurde aber in Rostock zurückgelassen mit einem Schreiben an den dortigen Rath, bei welchem sein Herr eine An-



leihe von 4000 Taler machen wollte, „da er ja aus dem Geblüt und Stamm Mecklenburg wäre und die Stadt dem fürstlichen Hause Mecklenburg mit Unterthänigkeit verwandt sei.“

„Als solches (berichtet Schweinichen weiter) ließ ich mich beim obersten Bürgermeister angeben, daß ich wegen des Fürsten von Riegnitz den ganzen Rat anzusprechen hätte. Darauf werde ich etwas zur Geduld ermahnt, es währet aber nicht eine Stunde, so kommen zwei tapfere Männer in meine Wohnung und empfangen mich, vermelden mir daneben, da ich wegen meines Herrn den ganzen Rat ansprechen wolle, so wären sie jetzt bei einander und ich solle mich zu ihnen auf das Rathaus verfügen. Ich folgte ihnen und sobald ich hinauf komme, werde ich vorgelassen, allda saß ein alter Mann, der Bürgermeister, auf einer hohen Bank und acht Personen in ihrer Herrlichkeit auf jeder Seite. Der Herr Bürgermeister bot mir die Hand und setzte sich wieder, was auch ich tun mußte. Da ich nun nicht Befehl hatte, etwas mündlich zu proponieren, sondern nur für die Audienz zu danken und des Fürsten gnädigen Gruß, Gnade und Freundschaft zu entbieten und das Schreiben zu überreichen, so verrichtete ich dies, indem mir das Schreiben vom Syndikus abgenommen und dem Bürgermeister überantwortet wurde, welcher es aufbrach und öffentlich verlesen ließ. Darauf ließen sie mich abtreten und bald hernach hinausgehen, ich sollte mich in meine Herberge begeben, ein hochweiser Rat würde mir dort bald die Antwort sagen lassen. Sie ließen die vorhin erwähnten zwei Rathsherren mit mir gehen und ließen dem Wirt sagen, daß er mich wohl tractieren solle; schickten wir auch hernach viel Kannen Wein. Nach Tische kommen drei Rathsherren und halten eine lange Rede und schließen endlich: ob sie wohl wüßten, daß sie nun viele Jahre den Herzog zu Mecklenburg zum Schutzherrn gehabt hätten, so wären sie doch nicht seine Erbunterthanen, sondern so lange es ihnen gefiele, so lange wären sie untertänig, wüßten aber wohl, daß Ihre Fürstliche Gnade aus dem Stamm und Geblüte des fürstlichen Hauses Mecklenburg wären. Wenn sie denn ihrem Schutzherrn mit einigerlei Steuer, oder sonst Anlagen zu tun, gar nicht verpflichtet, solches auch nicht täten, noch zu tun willens wären, so bäten sie mich bei Ihro Fürstlichen Gnaden sie bestens zu entschuldigen aus erzählten Umständen und denn, daß es bei ihnen nicht vorhanden; ja es werde bei ihrem Schutzherrn ein seltsam Ansehn haben, daß sie einem fremden Herrn mit solcher Geldsumme zu Hülfe kämen, und ihrem Schutzherrn ein Weniges abgeschlagen. Damit aber gleichwohl Ihro Fürstliche Gnaden gemeiner Stadt Zuneigung als Fürst aus dem Stamme Mecklenburg erkennen möchten, wollten sie Ihro Fürstliche Gnaden mit einem Becher sammt dem was darinnen wäre, beschenken und bitten, daß Ihro Fürstliche Gnaden der

Stadt in Gnaden gewogen bleiben wolle. Ob ich nun wohl gerne geantwortet hätte, sahe ich doch, daß es sich nicht schicken wollte, weshalb ich nur große Dankagung tat, und daß ich es nicht allein Ihro Fürstlichen Gnaden vermelden, sondern auch das, was überantwortet worden, zu bringen und die große Ehre und Gunst sowohl der reichen Tractation bei Ihro Fürstlichen Gnaden nachrichten werde usw. Der Becher war ungefähr 80 Taler wert und darinnen waren 8 Portugieser. (Goldmünzen je 40 Mark wert). Sodann machte ich mich wieder auf, weil ich in der Herberge ausquartiert war und zog Ihro Fürstliche Gnaden ins Kloster Ribnitz nach, wo ich von meinem Herrn mit großen Freuden empfangen ward, da er vermeinte, ich werde eine große Geldsumme mitbringen. Wie ich den Erfolg meldete, waren Ihro Fürstlichen Gnaden gleichwohl zufrieden. Es lagen Ihro Fürstliche Gnaden 6 Tage im Kloster zu Ribnitz und wurden nach Gestalt der Sachen wohl gehalten. Ich mußte zwar die gute, alte Aebtissin um 3000 Taler zu leihen ansprechen, aber sie entschuldigte sich, daß es bei ihr nicht vorhanden wäre; jedoch war die gute Frau Aebtissin so geneigt und schenkte Ihro Fürstliche Gnaden 100 Goldgulden, welche Ihro Fürstlichen Gnaden auch mit Dank annahmen. Wir waren sonst lustig und ich hatte diese zwei Tage über zwei Rausche“. — Von da machten sie einen kleinen Abstecher nach dem pommerschen Städtchen Barth (?), zu der Zeit auch eine fürstliche Residenz: „Dort wurden Ihro Fürstliche Gnaden gerne gesehen und lagen 8 Tage stille, brachten die Zeit mehrtheils mit Fressen und Saufen zu, denn sonst hatten Ihro Fürstliche Gnaden dort nichts zu tun. Wir waren aber wohl gehalten und hatten gute Bequemlichkeit; ich hatte sieben große Rausche“. Darauf reisen sie nach Ribnitz zurück und dann über Rensow (südlich von Tessin) zu Claus v. Oldenburg (in Battmannshagen) „einem ehrlichen Manne, der mich zuvor für einen Sohn angenommen“ (vgl. S. 27). Er sah Ihro Fürstliche Gnaden gerne und gab, was das Haus vermochte. Lagen also drei Tage stille und waren lustig und guter Dinge. Er hatte eine schöne Tochter, die ich was lieb gewann.“ Sodann ging es zu Wiegand Matthan auf Grubenhagen, wo sie einen Tag stille liegen, gerne gesehen sind und so viel trinken, daß Schweinichen, welcher sonst in diesem Punkte doch etwas leisten konnte, abermals einen Rausch bekam. Darauf nehmen sie ihren Weg nach Lübz und endlich nach Güstrow, wo sie die Weihnachtszeit zubringen. „Ihro Fürstliche Gnaden, waren dort wohl gehalten, und durften sonderlich nicht trinken, waren aber sonst mit anderer Kurzweil lustig“. Schweinichen hat dort nur drei Rausche, und nach dreiwöchentlichem Aufenthalte ziehen sie reich beschenkt von dannen und verlassen das Land.

## Mudderleiw un Muddersprat.

Fr. Röder, Tessin.

Kein Hand kann strafen  
woll so weif un so sacht,  
un kein Dg deit waken  
so trug menniglich Nacht,  
oewerall un in jedes Land  
as Mudderog un Mudderhand!

Kein Hart kann gläuhn  
woll in Leiw so warm  
un kein Leiw is so rein

nich bi Kiel un bi Arm,  
kein Leiw un kein Hart  
as Mudderleiw un Mudderhart!

Kein Sprak kann bringen  
woll Trost uns un Freud.  
Kein Sprak kann bringen  
Dörch uns' Seel un Gemäut  
bet up den deipen Hartensgrund  
as Muddersprat ut Mudderland!



Kein Sprak kann ranfen  
woll so karnig, vull Kraft.  
Kein Sprak uns' Gedanken  
in Rot stiewt un strafft.  
Kein Sprak uns so vertrut,  
as Muddersprat, as Mudderlut!

Mudderleiw un Mudderlut,  
twei Würd blot, doch ein Brügg'  
Dei uns ut Düsternis herut  
führt in dat Dellerhus torügg.  
Oh Mudderleiw, oh Mudderlut,  
Du Herrgottsfaat, uns' Hartensbrut!

## Der Klumphof.

Korl Kuls-Lanf.

„Jung, weißt das Neueste?“ „Nee.“ „Wir sollen Erbhofbauern werden!“ „So.“ Der Klumphofbauer Hinnick Krase ist es, der so spricht, und sein Sohn Johann, der ihm antwortet. Der alte Bauer beißt sich auf die Unterlippe. Das ist kein gutes Zeichen für seine Gemütsverfassung. „Ich meine, Jung, unsere Stelle ist im Leben kein Erbhof. Ist zu klein.“ „Mit seinen hundertundachtzig Morgen?“ „Hungerboden, sag man! Für mich leg ich keinen Einspruch ein, Jung. Meine Zeit ist bald rum. Ich tu's für Dich. Du kommst auf Altenteil zu reiten. Was das bedeutet auf dem Fliegenfand, das weiß ich von früher. Und die Abgaben werden in der nächsten Zeit nicht geringer.“ „Hm,“ brummt Johann und polstert nach draußen, um die Pferde aufzuschirren zum Pflügen.

Als er da draußen in seinem ureigenen Element hantiert und der Hauch frischauferworfener Schollen ihm wohligh die Lunge belebend weitet, muß er wieder an des Vaters Worte denken: „Unsere Stelle ist kein Erbhof. Ist Hungerboden.“ Unwillkürlich fliegen auf den Ahnwenden die Blicke über die ebene Fläche: über die weite Sandlehne, welche viele Arbeit fordert und wenig Löhnung bringt; über die achtzig Morgen große Wiese mit der fruchtbaren Borhorst, dem sumpfigen Grund und der großen, verklumpten Siedhorst, über den Klumphof selbst da oben. Breit und behäbig liegen Haus und Scheune und Stallung da mit den düstern Ringmauern und den Strohdächern, umrauscht von alten Birken. Uralt sind sie, diese Bäume. Die Ueberlieferung weiß davon. Des Aeltergroßvaters Urgroßvater hat sie gepflanzt nach dem großen Kriege. Der hat auch das Haus neu errichtet, nur vergrößert worden ist es später von seinem Enkel. Und sein Urenkel hat die Scheune, dessen Sohn das Schweinehaus errichtet, dessen Sohn wieder — des Jungbauern Großvater — hat die Borhorst der Wiese entklumpt, Vater hat den Betrieb mechanisiert und will die Scheune umbauen und vergrößern, damit er, der Jung, sorgenloses Ansehen hat. Siehe, so hat jeder sein Teil zum Wert der Stelle beigetragen. Und so hat sich auch der Hof vererbt. Ein altvererbter Hof — na, und dann kein Erbhof?!

Gewiß, ein Erbhofbauer soll so gestellt sein, daß er jederzeit allen öffentlichen Ansprüchen gerecht werden und dann noch standesgemäß leben kann. Wie war's ehedem mit dem „standesgemäß“? Seit 1552 sind sie hier ansässig, die Krases — vielleicht schon länger! — aber mit dem „Gutleben“ sah es oft man mäßig aus. Kriegsvölker strolchten durch das Land und ernteten, wo sie nicht gesät hatten. Der rote Hahn fluterte über Haus und Scheuer. Die Pest riß in die Totengrube, was stark und froh war — aber die Scholle war stärker als Krieg, Feuer und Tod. Der Bauer starb und seine Frau und die Kinder starben auch, aber von irgendwoher kam ein abgepregter Sproß der Familie und setzte fort, was der Onkel verlassen mußte. Er ist nicht reich geworden auf dem Klumphof, aber das Kirchenbuch berichtet, er hat seine acht Kinder gereest und gereut und zu Brot gebracht. Mehr wollte er nicht. Er selbst ist angefangen mit ein paar Scheffeln Korn zur Aussaat und zwei Rüben, die

ihm die Regierung als eisernes Inventarium gestellt hatte. Er hat trockenes Schwarzbrot und rohe Rüben gegessen und Wasser getrunken und ist gesund dabei geblieben und stark obendrein. Seine erste Sorge war die Erhaltung der Scholle und seine zweite die Erlegung der Bede. Als ihm das Bargeld fehlte, überbrachte er — so besagt ein altes Quittungspapier — dem Fürsten fünf Jährlinge. Er gab der Scholle, was sie bedurfte, und dem Fürsten, was des Fürsten war. Mehr fordert man heute auch nicht. Und dann sollte der Klumphof kein Erbhof sein?!

Gewiß, Vater hat recht: Die Abgaben werden höher werden. Deutschland hat einen verlorenen Krieg bezahlt, hat Frankreich aufgerüstet, hat vierzehn Jahre Mißwirtschaft erlitten und soll nun Schulden verzinzen und abtragen, soll aufbauen und sich wehrhaft machen. Das kostet Geld. Sie haben bisher ihr gutes Auskommen gehabt, die Krases, aber sie waren fast ohne fremde Hilfe, ohne Altenteil, ohne kleine Kinder; alle Kräfte konnten dem Boden zugute kommen, alle Mittel der Wirtschaft zurückgegeben werden. Will er ferner sein Auskommen haben, Johann Krase, dann muß er versuchen, dem Boden mehr abzurufen. Statt einer Aehre zwei ernten. Das ist nur möglich durch reichliche Düngung. Zum Dung aber gehört Vieh. Zum großen Viehstapel reichlich Grünland. Na, und damit hapert es. Die Weide geht noch an, aber die leidige Wiese! Die Siednis in der Mitte müßte entwässert und womöglich neu angesamt werden. Aber wie entwässern? Durch die Siedhorst ist schwer ein Graben hindurch zu bringen, weil fester Klump unter der Narbe jedem Gerät widersteht. —

„Nuck!“ sagt es. Die Pferde fliegen zurück. Johann wirft den Pflug stöhnend herum und bricht dabei einen größeren Stein heraus. „Daß ich es mir nicht gedacht habe!“ knurrt er, „an dieser Stelle wollte niemals das Korn gedeihen, denn Klump verhinderte es. Ich werd' den Stein schon brechen!“ Er zieht den Pflug tiefer; ein paar mal müssen die Braunen sich lang machen, und einige Platten von je einem Quadratmeter Größe kollern in die hohe Kante. „Blau wie Stahl, undurchlässig wie Korl, hart wie Stein,“ brummt der Jungbauer. „So'n Zeug liegt auch in der Wiese. Wenn unsere Scholle uns ferner ernähren soll, dann muß ich dabei gehen und den Klump in der Siedhorst ausbrechen. Tag für Tag. Damit gewinne ich Boden und Steine zur Scheune. Mehr Rahrung. Und kann Erbhofbauer werden.“

Am Abend, als Johann die letzte Furche der Ahnwinde gezogen hat und heimgekehrt ist, berichtet er Vater von seinem Voratz. In diesem Winter noch will er die Wiese entklumpen und entwässern! Schweigend hört Vater ihm zu und sagt bloß: „Versuch es, Jung, aber es kostet Knochen. Doch dein Schade wird es nicht sein!“ Am läßt Johann den Pflug neu beplaten und schärfen und zwei Brecheisen anfertigen. Nach drei Tagen zieht er hinaus in die leichtgefrorene Wiese. Zwei Furchen zieht er in die leichtgefrorene Wiese. Zwei Furchen zieht er in die Rinde, damit ist soviel Gestein freigelegt, daß er einen



vollen Tag Arbeit hat. Und was für Arbeit! Oft deucht ihm, das Gestein sei unzerbrechbar, aber die Pickel frisst ein Loch hinein. Die lange Brechstange spaltet die Platten, und wenn er seines ganzen Körpers Kraft dagegenlegt, vermag er sie langsam aufzukippen. Die Finger werden rissig vom dem kalten Raß; sie werden blutig gerissen von dem zackigen Gestein; seine Lenden jangeln bisweilen, und der Körper wird geschüttelt von Schweiß und Kälte und Nordwind, aber er kennt nur ein Ziel: aus einem Halm zwei machen, um erstmal selbst existieren zu können; um der Obrigkeit gerecht werden zu können; um dem deutschen Volke die Nahrungsfreiheit erkämpfen zu helfen. Er ist kein Politiker, Johann Krase, und nebensächlich ist er über die Parole „Erzeugungsschlacht“ hinweggegangen, aber nun erkennt er die Schwere dieses Wortes, die Härte des Kampfes, die hohe Verantwortung des Bauern. Das gibt ihm immer wieder von neuem Mut, und wenn beim Ziehen das Weispferd bisweilen in den entkumpften Boden einsinkt und sich scheut, aufs neue die Furche zu betreten, ruft er ihm zu:

„Zieht mir, ihr Pferde! Wir werden es zwingen: Die Scholle soll Nahrung, nicht Hunger uns bringen!“

So vergeht ein Tag nach dem andern, und eine Furche reiht sich an die andere. Ein Steinhaufen wächst neben dem anderen aus der Erde. Und als die Märzsonne an die Frühjahrsausfaat erinnert, zieht der Jungbauer die letzte Furche in der Mitte: „Diese wird vertieft als Abzugsgraben!“ Acht Tage lang fährt er Steine vom Acker, und als anfangs Mai die Frühlingsfaat beendet ist, bereiten die Eggen das Saatbett, und eine schwere Walze drückt den Grassamen, den feinen, in die Erde. Dann wirds lebendig auf dem Klumphof, Maurer fügen die Steinblöcke zusammen zu Mauern, und nach zwei Wochen feiert die Dorfschaft bei Krases Richtfest: die Scheune ist um das Dreifache vergrößert worden.

Das gibt abends ein munteres Gelage. Sie sind alle gekommen, die Bauern des Heideortes: vom Schultenhof, Lannhof, Uhlenhof, Brinzhof, Fährhof und sogar der reiche Stuer vom Eithof. „Na,“ meint Stuer, „Gelaß hast nun übergenug. Aber du hattst ja die Steine —.“ „Werd den Raum all vollkriegen, Vater Stuer,“ lacht Johann, „wenn die Wiesen was hergeben —!“ „Nee, nee! Zu fauer, Johann!“ „Sind gefallt und entwässert, Nahber!“

„Nee, nee, glaub nicht dran!“ „Deine geben doch auch was her!“ „Jaaa, meine! Kannst den Klumphof doch auch nicht mit dem Eithof vergleichen!“ „Wer peiß —!“

Allerdings hat der Eithof ein anderes Gesicht. In Siednis gelegen, wird das Gehöft von zwanzig alten Eichen umrauscht, und über zwanzig Milchkuhe sind Satz auf der Stelle. Die Stuers sind aber auch ein stolzes Geschlecht: seit 1380 sitzen sie — laut eines alten Privilegs des Fürsten — auf dem Hof, und nichts hat das Geschlecht wandern machen können, so wie etwa den Fährbauern an der breiten Heidebecke. Da waren die Brodows geseffen seit Gründung um 1400, aber Kränklichkeit ließ den letzten Auerben verkaufen, und seitdem wechselten die Besitzer wie in einem Laubenschlage. Jeder suchte seinen Profit aus der Stelle. Der eine nahm die alten Hofeichen mit, und sahl liegt das Gewese nun da wie ein gerupfter Vogel; der andere fällte die Birken im Bruch; der dritte verringerte den Viehbestand, und Jochim Flöt, der jetzige Besitzer, hat seine Zuflucht zur Umschuldung nehmen müssen. Der Boden will mit aller Kraft durchdrungen, von jeder Generation neu erworben werden, sonst gibt er seinen Segen nimmer her! Anders als die Brodows denkt Uhlen-Vater. Als sein jüngster Sohn vor dritthalb Jahren verarmte — er war einem Speculanten in die Hände gefallen — nahm er ihn sofort auf dem Hof an mit Frau und Kindern: „Bleib, bis sich was Paßliches findet. Kannst uns arbeiten helfen. Soviel Brot wächst noch auf dem Uhlen-Acker, daß ihr vier Euch mit fatteden könnt.“ Der Heimatboden hatte die Kinder großgemacht; auf ihn finden sie sich wieder zusammen in Freud und Not.

Krases Johann ist man allein. Einziger Sohn. Aber er will sich dereinst nicht mit einem einzigen Kind zufrieden geben. „Der Hof kann mehr großmachen,“ sagt er. Und er hat recht, denn die Wiese bringt in diesem ersten Jahr schon statt dreißig Fuder Heu deren achtzig und nächstes Jahr sicher über hundert. Da schüttelt der dicke Stuer doch den Kopf und brummt: „Wie 'st möglich!“ Und als im Herbst Klump-Johann bei ihm vorspricht und vom Heu und Vieh anfängt zu dröhnen und von seiner Tochter Marie aufhört, da sagt er nicht: „N Hungerbauern soll sie nicht!“ sondern: „Was Euch an Vieh noch fehlt, soll Marie all mitbringen.“

So ist der Klumphof ein Erbhof geworden.

## Ut mine Festungstied.

(Fortsetzung).

Dunn let de General sinen frischen Blick so still tau de Jrd' henjucken, un 't was, as wenn en lisen Schudder aewer em kamm: „Und diese einzige, liebenswürdige Tochter,“ säd hei, un de Würd', de kenen so swor, so langsam ut em 'rut — „diese einzige Tochter eines durchaus braven Vaters ist am heiligen Weihnachts-Abend zu derselben Stunde gestorben, in der er den Sträfling erstach — und der Vater ist im Irrenhaus.“

Jd' stunn as angedunnert. En Mann vull Kraft, vull Leiw', vull dägte Gesundheit — un wahnsinnig! — wahnsinnig dörch eine einzige rasche, hastige Dacht, de as en smarten Stein in en rühmlich, ihrenvull Leben herinne follen was!

De General drückte mi de Hand: „Es tut mir leid, Ihnen mit einer so traurigen Nachricht für Ihre Begleitung danken zu müssen.“ Un dormit gung hei sinen Tautsting wider.

Jd' dreichte mi üm un gung nah Hus taurügg, un as id so in würkliche Erner dorhen gung, dunn föll mi 'ne Predigt von en ollen katholischen Preister in, wat en

Waterpollack ut Aewer-Schlesigen was un up Regierungs-befehl dütsch predigen süll — id hadd oft doraewer lacht — hei predigt: „Was is menschliche Lewe? — Menschliche Lewe is, wie Strohdach, kommt Wirbelwind, per-dacht fällt um.“

Jd' hadd oft doraewer lacht; nu aewer, as id dörch de schönen grünen Wischen un dat leiwliche, olle bekannte Land tau Hus gung, dunn hadd id keine lächerlichen Gedanken, dunn aewerfett' id mi de Predigt von den ollen ihrlichen Papen: „Was ist menschliche Vernunft? Menschliche Vernunft ist wie ein Strohdach; schickt unser Herrgott einen Wirbelwind, dann ist sie dahin.“

### II. De Festung M.

#### Kapittel 6.

De Reif' nah M . . . gung los. Wedder kahle Zeller Zeller un grußiges Weber. Nimmer von landrätlich Amt tau landrätlich Amt, männigmals of blot man tau 'm Herrn Burmeister. Ball en Tautschandor mit Schapschin-



ten un Seitengewehr in den Wagen, ball en Berittener mit Stöpsäwel un Pistolen buten den Wagen. — Wenn mi dit letzte Glück drop, hadd ip vel Vergnügen un Ogenweid; denn wenn min Schandor tau Pird' so rechtich un linsich von den ollen Planwagen, in den sei mi as ausschredend Bispill in den Lann' herümmertarjosten, herümmersankierte, un de Fuhrmann in en Eisenwagen-Schritt dörch de Dörper un Städter hendörch paradierte un tauleht bi 'n Wirtshus anhöll, denn drängt sich Allens üm uns 'rüm un besel mi, dat id mi sülvst ordentlich gefährlich vorkam un tau gliser Tid gruglich, as wenn id bi lewigen Piew' späufen ded un mit minen Kopp unner den Arm mang all de Minschen herümgung. — Ja, 't was en würklich fierlichen Uptog, un dat fühlten sülvst de lütten Stratenjung, de uns immer dat Geseit gewen un mi mit allerlei Threntitel begrüßten, de sich up en Hor as Spitzbau anhierten.

Kamm id denn des Abends nah so vele Upmarksamkeiten in min Nachtquartier, müßte id jedesmal noch irst en Besüß bi den Herrn Landrat oder den Herrn Burmeister maken, un de gewen mi denn tau mine Annerholung twei ihrwürdige, utrangscherte, öllerhafte Börgers mit in min Wirtshus, dat sei nebenbi dorup seihn, dat id nich weglep un den königlich preussischen Staat an alle vier Eden anstichte.

Meistendeils wieren 't luter brave, olle Herrn, un leinen einzigen heiw id dorunter drapen, de nich tauleht, wenn id mit Fragen binah dod quält was, mi 'ne wollslapende Nacht wünscht un as letztes Wurt de Ansicht utspraken hadd: „Se, aewer unsern König heiwun Sei doch dodmaken wullt.“

Unner uns, in de Wirtstuw', seten denn de Hunneratschonen von de Stadt un nödigten sich den Schandoren 'rinne, un de müßte vertellen un drinken, un wat hei vertellte un wat hei drunk, müßte id Allens mit minen ihrlichen Namen betahlen.

So kemen wi denn grad an den irsten Osterdag 1837 in de lütte Stadt B. . . un as id de Jhr genaten hadd, mit den Herrn Kreissekretär Bekanntschaft tau maken, genöt id dat Vergnügen, dat mi en schönen Sluchter von lütte, nüdliche Stratenjung'ns nah 't Wirtshus taurügg bröchte, wo id denn wedder von mine gewöhnliche Wach in 't Gebett namen würd.

Desen Abend süß dat aewer beter för mi uthau'n, denn de Wirt, en groten Mann mit en fründlich Gesicht — Stier würd hei heiten — kam nah mine Stuw'ruppe un nödigte mi, den Abend in sine Fomili tautaubringen. — „Se,“ säd id un sel mine beiden ollen Herren an. — „Oh,“ antwortete hei, „dat hett nids tau seggen, de beiden kenne id — Meher, gahn S' runner un laten S' sich en por Buddel Bier gewen.“

Meher gung, un id gung of.

Dor satt id also nu nah lange Tid tau 'm irsten Mal wedder in 'ne Fomili, mit an en runnen Disch, un drunk Tee un hürte dat Klavier spelen mit an. Musik hadd id in S., wo id tauirst satt, in vullen Mat tau hüren kregen: mein gutes Herr Vohlchen spielte mi alle Abend mit de Duvertür von de witte Dam' in den Slap, so dat id sei hüt un desen Dag noch heil un deil nahsläuten kann: frere Braumen hadd dat Unglück 'ne Fiddel in de Hand gewen, de jeden Dag drei Stunn'n lang de gruglichsten Strabazen uthollen müßt, un as de Bur unner mi mit dat Hurn anfung, dunn kunn id mi nich anners helpen, id krep nah den Waterkraus un göt em — platsch! up mine Delen, dat hei dörch den ollen slichten Bred'baehn dörchdrew un unnen as 'ne gadliche Dackrönn ankem un em tau 'm wenigsten dat hadermentische Notenblatt dörchweifte. — De Musik was dat also nich, de mi hüt so warm üm 't Hart makte, 't was of nich de warme Aben, id hadd jo doch immer,

wenigstens des Abends, en warmen Aben hatt. Wat was 't denn? Dummals wüßt id dat nich; nu weit id 't aewer, dat wiren all de warmen Strahlen, de in den Kreis von so 'n runnen Disch tausamen scheiten; för mi an desen Abend de Erinnerung an de säute, glückliche Tid, wenn de olle Herr Amtshauptmann Bower mit min Mutting an so'n runnen Disch Tee drunk; för mi an desen Abend, as wenn id in Parchen bi de Fru geheime Hofrätin an den runnen Teedisch satt, un Adelheid inschenkte; för mi an desen Abend, wil dat sich rings üm mi 'rüm so 'n ihrliches un nich taudringliches Mitgefähl utspof, wat mi aller wegen entgegenkam, ahn mi weih tau dauhn. — Dat was, as wenn en Soldat, de Johre lang in'n Bivacht legen hett, tau 'm irsten Mal in en Dunnenbedd herin kümmt.

Gott seggen de Lüüd, de dat an mi dahn heiwun, de mi tau 'm irsten Mal in dat wille, weuste Leven de ruhige Unterküß' för de Laukunft wesen heiwun! Ach, sei sag noch wid! — Gott seggen dat gaude Mäten, wat mi an desen Abend bi de Mahltid de Lüsten aspöllte!

Doraewer mag Männigein lachen, un id hadd 't jo of sülvst dauhn kunn; id hadd jo min Stäweln sülvst pukt, id hadd jo min Bedd sülvst makt un min Stuw' utfegt, id hadd jo min Lüsten sülvst schellt; wat was dor wider bi! — Dat müßten betere Lüüd, as id was, Allens dauhn; aewer dat mi hir tau 'm irsten Mal 'ne fründliche Mätenshand so entgegenkam, dat ded 't Tau 'm irsten Mal nah so lange Tid! — Nu deist dat mine leuwe Fru immer bi de Pöstküsten, un id bin ehr dorför sihr dankbor; aewer id bin dor nu all an gewennt.

Un id in dese Gesellschaft? — Natürlich so unbehülplich as maeglich. — En Jenerfer Student is för de menschliche Gesellschaft all en sihr unverdaulichen Gappen, un wenn de noch drei un en halw Johr up preussische Festungen inpöfelt ward, denn ward het woll, taumal för de Dams, en beten tag wesen. — So was 't denn nu of dimal, un vel Vergnügen heiwun de Dams an mi nich hatt. Aewer id desto mihr an ehr; un as id gegen elwen tau mine ollen Herren heruppe kam un tau Bedd gahn was, dunn säd id recht glücklich tau mi: „Uns' oll Herrgott lewt noch!“ un möt mit desen Gedanken jo of woll inslappen sin.

Von nu an müßten wi en grotenBogen maken, wil up unsen dradenBeg en anner dütsches Vaderland saggen, in dat keine preussischen landrätlichen Nemter Mod' wiren, un ahn de fährten wi uns fast, de müßten wi heiwun.

Desen Dag — den tweiten Ostertag — kemen wi nah J.: hir was kein Landraths-Amt, un de Burmeister was nich tau Hus un was in de einzigste Glaslutsch, de in de Stadt uptaubringen was, en beten bi sinen Schwigervader vader tau Besüß fährte; de Schandor müßte also Allens up eigene Hand anordnieren. Dit würd em denn licht, denn in dat Wirtshus, wo wi afftegen, seten ungefihr säftig olle Herren un drunken Bier, hei wählte sich twei von de besten mang ehr ut, de sett'en sich en beten bei nah mi 'ranne, drunken ehr Bier wider un fungen mit de herkömmlichen Fragen an. De Wirt, noch en jungen Mann, stunn dorbi un hürte tau, un as hei vernamm, dat id en Medelsnbörger was, kam hei neger un grüßte mi as Landsmann.

„Mein Gott!“ frog id em, „wo kamen Sei hierher?“ — „Ah,“ säd hei, „dat is jo nich so wid; von hier bet an de medelsnbörgsche Grenz kaenen grabtau teihn bet twölw Milen sin.“ En Wirt gatw dat anner, hei was ut Grabow, hei kenne wed von mine Bekannten, id wed von sine; hei frog angelegentlich nach Al. . . bach, de of seten hadd, un de nahsten Burmeister in Anklam was un nu in Amerika is. Wat gung mi allens dörch den Kopp! So neg' bi de Grenz! un hadd id de in den Rücken, denn



kunnen de Preußen mi nahsläuten. De Wirt hadd mi maeglich Vörschub dahn, maeglich of en Vörschuß an Geld makt, dat sehlte mi; hier was kein Landrat un kein Burmeister, de Schandor was mit den Wagen wedder taurügg föhrt, un de anner, de mi in Empfang nehmen süll, was wohrschijnlijk of nich tau Hus, denn hei hadd sich noch nich seihn laten; id was allein up mine beiden ollen würdigen Herren anwesen, un de wedder up ehr Bier, un dat Bier was en gauden Fründ von mi un von Zena her un stunn mi bi, dat wüßt id. Achteihn Gröschchen hadd id up de Reis; däglich tau vertehren, un hiit hadd id noch nich vel vertehrt, id hadd also noch en schönes Deil Gröschchen bi den Wirth in Vörrath, un för de let id mine beiden ollen Herrn flitig inschenken. — De Wirt markt Mäi, dat was mi leiw, denn hei sweg un makte en Gesicht as „wat gelt mi dat an“; id frog bi weglang so verluren nah den Weg; dat gung Allens wunderschön; blot twei Ding' wiren stumm, kein Geld in de Tasch un buten twei Faut hogen Snei un kein Weg un kein Steg, denn dat fiffelte noch immer sacht von den Hewen dal. Aewer wat mi tau 'm Schaden was, was jo de of tau 'm Schaden, de mi wedder gripen wullen.

As dat düster worden was, gung id 'ruppe nah mine Stuw' un treckte mi min besten Stäwel un twei Hemden an, ein aewer dat anner, mi gegen de Küss tau wahren, denn Aewertreders gaww 't dünn noch nich, un en Mantel hadd 't bi mi noch nich affmeten. So, nu was id farig, nu kunn 't losgahn; aewer Geld! — Ach, un nu kamm mi noch en anner Bedenken, un dat stödd' den ganzen Plan üm.

Min oll Vader hadd mi binah in jeden Breif beden, id süll doch meindag' nich up en Fluchtversäul versallen; hei wir en ollen Mann, un wenn id flüchtig würd, kregen wi uns seindag' nich wedder tau seihn; id müßt jo ball fri kamen. Natürlich müßten wi ball fri kamen, dat was jo uns' Morgen- un Abend-Gedant, dat schrewen uns uns' Dessern, dat säden uns de Gerichtspersonen, dat säden uns uns' Verteidiger, wi süllen man jo nich appellieren, denn denn durte dat noch lang', wi süllen uns man blot an de Gnad' von den König wennen. — Je, de Gnad'! — As hei dod was, dünn kamm de Gnad'! — Aewer id hadd minen ollen Vader fast verspraken, nicht an Flucht tau denken, frilich tau 'ne Tid, as id noch nich weiten kunn, dat sei mi mal so licht warden würd; aewer id müßt jo doch nu ball fri kamen!

Dat was dat Grausamste bi dat ganze Verfohren, dat von allen Tiden in uns immer de Hoffnung weckt un nahsten denn von de Ministerbeinen un de staatsrätlichen Beinen tau Schanden peddt würd.

Dese Nacht kamm nich vel Slap in mine Ogen, id termaundbarst mi, süll id 't dauhn un dürt id 't dauhn? Kaenen kunn id 't; mine beiden ollen Herren slegen in de Sofaecken ehren Slap von wegen ehre Gerechtigkeit un von wegen min Bier, id lagg in min Medungstücken dwars aewer min Bedd, unner mit was dat noch lang' lewig, un de Husdör müßte noch up sin, denn 't was jo de tweede Ostertag. — Aewer ne! id müßt jo so wi so ball fri kamen! Id treckte mi ut, läd mi in 't Bedd; aewer slapen kunn id nich, mi gung tau vel dörch den Kopp.

Was 't recht, oder was 't unrecht, dat id blew? — Wer weit 't. Wed von uns sünd glücklich dörchlamen: von Massow ut Kolbarg, Vönninger ut Sülverbarg, un Wagner un Reinhardt ut Magdeborg, aewer dat sei dordörch vel glücklicher worden sünd, heiw id nich hört. Wat sall so 'n halwe dütsche Jurist oder Theolog, un wenn 't of en Mediziner is, in de Frömd? — För mi was 't jedenfalls gaud, dat id den Plan upgewen hadd, den annern Morgen wiren 't 16—17 Grad Küss, un de Snei lagg kneihoch; id wir gewiß de Nacht verflamt.

Den annern Morgen kamm de Schandor mit en Planwagen dör de Dör gehottert. De Nacht hadd id nich slapen, denn fröst den Menschen so all immer, un nu noch 16 Grad Küss un nicks up den Liw'. — Dat was denn nu en stark Stück. — Aewer id möt dat den Schandoren tau 'n Ruhm nahseggen, hei sorgte för mi nah Maeglichkeit, hei gaww mi 'ne Pird'deck üm de Fäut; aewer wat hülp dat All? De Wind pust'le uns grad in de Lähnen, in den ollen Planwagen herin, dat mi de Seel in den Liw' frür.

Up den halwen Weg nah L. begegnete uns der Herr Burmeister in sine Glaskutsch un höll an, as hei den Schandoren sachtun frog em, woso un woans? — Hei hadd en warmen Mantel üm satt in 'ne dicht taugemakte Glaskutsch, föhrte mit den Wind un bi em satt 'ne lütte warme, junge, hübsche Fru un sel mit rosenrode Backen dörch de Glaskinstern. Ach, wo girn hadd id mit em tuscht un hadd mit sine lütte warme Fru Burmeisterin mit den Wind in de Glaskutsch seten. Aewer dat let sich denn nu doch nich maken; also man immer „Jäh!“

Den Abend kamm id in Kloster L. an. In de Wirtsstuw' seten en Stückener acht bet teihn junge Lüde, de sich ball as W. . . barger Primaner utwiesen; id gung in de düsterste Eck herin un sett'le mi an den Aben. Dat wiren ganz frische, nette Burken, un id hadd för so 'ne Ort en Hart, as id dat of hiit noch heiw; aewer id müßt den Abend irst dörchdauen.

Sei drunten Punsch, un as id mit minen Schandoren herinner kamm, dünn würd dat en Flustern un en Risen, denn sei müggten jo woll marken, wat för en Geisteskind sei dör sich hadden. De Schandor müßt den Wirt, un de Wirt eir wedder Utkunst gewen, un as sei sich dorvon aewertügt hadden, dat sei mit en richtigen Königsmürder tau dauhn hadden, kamm de Ein', wat woll ehr Debberst was, an mi 'ran, presätierte mi en Glas von ehr Gedränk un frog mi, wat id mi nich mit ehr en beten tausamen setten wull. Id müßt dit aslehnen; id was wirklich tau laputt; aewer dat hinnerte em nich, mi in Worten tau vertellen, dat sei nu all up dat W. . . barger Gymnasium 'ne lütte nüdliche dütsche Burschenschaft stift hadden, un dat hei de Spreker dorvon wir.

Dat was jo ganz nett; de königlich preußsche Staat hadd uns as affschreckend Bispill dör aller Welt henstellt, un nu sungen de Primaner up de Schaulen all dormit an, womit wi uphört hadden. — Re, 't is nicks mit de Dodsstraf, un mit de Affschreckungstheorie irst recht nich!

As en ihrlichen Mann röd id em, hei süll Dütschland sinen ollen scheiwen Gang gahn laten, em kunn 't süs as mi gahn; aewer hei wüßt dat beter — je jünger de Lüde, desto beter weiten sei dat jo — sei hadden 't vel tau sin infädelt mit Spignamen, Stichwurt un geheime Verswörung.

Dorbi was nicks tau maken, id gung tau Bedd.

## Kapittel 7.

Den annern Dag semen wi nah M. un 't was grad de höchste Tid, süs wiren wi woll för 't Erste nich henkamen, denn nu föll dat grugliche Sneiweber in, wat anno 1837 in de irsten Dagen von den April in Norddütschland alle Weg' un Steg' verslot.

Wi föhrt tau 'n Plazmajur, de up de Zitadell wahren ded. Hei was dör mine Tiden Plazmajur tau S. west, von wo id eigentlich herkamm, id müßt em denn vertellen, woans dat dor utseg', un dorbi sel id ut dat Fenster, woans dat hier woll utseg'. As hei dit sacht, schüddelte hei den Kopp un säd: „Hier bleiben Sie nicht, Sie kommen in das Inquisitoriat.“

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.

Jahrg. 9

Teterow, 31. Mai 1936

Nr. 11

## Das Pfingstevangelium

(Lukas Kap. 2, Vers 1 ff) in der plattdeutschen Uebersetzung des Pastors  
H. C. Ernst B. S.

Un as dei Pingstdag dor wir, dunn wiren sei all indrächting up ein Flach tausamen. Dumm wir mit eins 'n Susen an'n Hemen tau hüren as von'n groten Stormwind, un dei Dröhnung dorvon güng dörch dat ganze Hus, wo sei sich upholten deden.

Un Tungen kemen ehr tau Gesicht as von Füer, un dei deilten sich. Un dat würd sich up einen jeden von ehr dalsetten.

Un sei würden all vull von Heiligen Geist un fängen nu an, in anner Sprachen tau snacken, immer so, as dei Geist ehr dat gewen ded', wat tau seggen.

Dor wiren aewerst of Juden bi, dei tau Jerusalem

wahnen deden. Dat wiren gottsfürchtig Lüüd', un sei stamnten ut alle maeglichen Länner von dei Jrd'.

As sich dei' Stimm nu hüren let, dunn lepen dei Lüüd' tausamen; un sei würden nu bestuht; denn jederein hört' ehr in sin eigen Sprak reden.

Un sei staunten, un 't nehm ehr Wunner, un sei säden: „Sünd dei' Lüüd', dei dor reden daun, nich all ut Galiläaland? Wo geiht dat nu tau, dat wi dat nu jeder in dei-jenig' Sprak hüren daun, wo wi in grot worden sünd? Wat kann dat tau bedüden hebben?“

Unner aewerst spijöften doraewer un säden: „Dei hebben man tau veelen säuten Win drunken!“ (gefürzt).

## Pfingstfahrt.

Von L. S.

„Prrr!“ sagt Better Willem, der Bizbuer, und zübelt seine Pferde vor unserem Hause, eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit. Better Willem hat den unausrottbaren Glauben, daß „dat Stadtvoll“ es gar zu gern möchte, wenn Pferd und Wagen, um Reid zu erregen, recht lange vor der Haustür hielten, fein „Prrr!“ ist daher stets das Signal zu erhöhter, fröhlicher Geschäftigkeit. Ich laufe, den Arm voller Decken, die Haustürstufen hinunter, um Better Willem zu begrüßen und gleichzeitig ein bißchen um den Wagen herumzuspüffeln und begierig den ländlichen Geruch, dieses Gemisch von Leder, Pferde-stall, Korn, Heu und Kuhstall, einzuatmen, herrlich! Auch dieser Geruch gehört zum alljährlichen Pfingstglück! Und dann muß ich die brave Stute Berthalda ein bißchen zärtlich klopfen, die mit ihren ebenso tüchtigen Töchter meinen Bettern auf allen ländlichen Reiterfesten erste Preise bringt, so daß das gute, alte, liebe strohgedeckte Bauernhaus bald die Fülle von Silber und Kristall nicht mehr fassen kann.

Inzwischen hat der Aufstieg meiner Familie und die Besitzergreifung des Wagens begonnen mit viel Gefreisch, viel Freude und natürlich auch ein bißchen Schelten und

Anuffen und Puffen. Endlich sind alle gut verpackt und verstaubt, Bating fragt noch einmal, ob auch alles da ist: die Zeitungen, der leere Eierkorb, die Schokolade für Better Willem's Kinder, die Regenschirme — — — ach Gott, heute regnet's doch bestimmt nicht. Schon hat Better Willem's Zunge sich in Bewegung gesetzt, um mit dem bekannten Schnalston Berthalda und Genossin das Zeichen zum Anziehen zu geben, da fragt jemand: „Ist die Haustür auch zugeschlossen?“ Herrje! die Haustür! Bating glaubt, weiß es aber nicht bestimmt, Mutting hat keine Ahnung, wir Kinder haben grundsätzlich keine Ahnung, ich mußte Berthalda beschnüffeln — — — der Pfingsthimmel beginnt sich leicht zu bewölken — — — also Knieschlag aufgemacht, runter vom Wagen, die Stufen rauf — — — die Haustür ist verschlossen, natürlich, ich wußte es ja! Aber heute ist Pfingsten! Nun aber los! Better Willem und Familie haben schon oft vorgeschlagen, die Frühfahrt mit einem Auto zu machen, damit wir schneller hinkommen (sagen sie, und um ihre Pferde zu schonen, meinen sie). Ich habe aber entrüstet abgewehrt. Ich sollte den heiligen Geist betrüben und die pfingstliche Landschaft mit einem Auto schänden? Nein, nein, das geschieht

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
POSTOCK I. M.



nicht, und schon ruckeln und zuckeln wir mal schnell, mal langsam zwischen Gärten und Wiesen zum Tor hinaus und durch die über den Weg stäubende Roggenblüte ins pfingstliche Land hinein.

Pfingsten, Pfingsten überall! Die Kastanien haben ihre Pfingstkerzen angezündet, weiße sonntägliche Hemdsärmel leuchten pfingstlich an Zäunen und Gartenpforten, lieblich kräuselt sich vom pfingstlichen Herd ein freundlicher Rauch durch den Schornstein in den blauen Himmel, die liebevoll gepflegten Vorgärten sind festlich geharkt, Lerchen trillern, Maitäfer summen, Frösche quaken, — — — Pfingsten, Pfingsten überall!

Born auf dem Rutschbock ist bereits ein braves ländliches Gespräch im Gange „dat de Rogg' ganz good steht, un dat dat Sommerkorn woll unnerplöög't warrn mööt, un dat de Gasten to völ Küll krägen hett, un de Kleevers irst — — —“ o Gott, o Gott, schweigen wir lieber von den diesjährigen Unarten des Kleevers! Beter Willem hat sich auch bereits einem anderen Thema zugewandt. „Ja, un Schäper Mundt in Lütten-Dingskirchen is dotbläben!“ Obgleich wir bis dahin keine Ahnung von Schäper Mundts Vorhandensein hatten, so nehmen wir doch mit geziemender Trauer Kenntnis von seinem Tode und fragen höflich nach „wo so un woans“. Darauf hat Beter Willem nur gewartet. „Ja, un dat Schäper Mundt dotbläben is, dor is blot de gnedig Fru in Groten-Dingskirchen an schuld!“ „????“ „Ja, un Schäper Mundt hett de Ros' hatt un hett abstut wullt, dat Swartsch-Mine lamen un em wat brufen füll! Zijajija! De gnedig Fru in Groten-Dingskirchen hiert of to de ganz Klooken —“ der Peitschenstiel zeigt nach hinten, wo ich sitze — — — un hett 'n Dokter lamen laten, un de hett soväl Salben up Schäper Mundt rupfmeert, as man rupgahn wull'n, oewer glööv't ji, dat Schäper Mundt den Dokter den Gefall'n dan hett un gesund worn is? Nee, he hett em wat hoost un is dotbläben, jawoll, so wier Schäper Mundt!“

Während es so im geliebten Platt halb beglückend, halb störend um mich herum zaustert, schilt und drachnt, lasse ich meine Blicke über die hundertmal gesehene, mir immer wieder neu und reizvoll erscheinende, immer mit stärksten Tönen zu meinem Herzen sprechende, inbrünstig geliebte mecklenburgische Landschaft schweifen, ich reise meine heimatstrunkenen Augen so weit wie nur möglich auf, damit kein umbuschter Teich, keine Kirchturmspitze, keine sanfte bewaldete Hüggellinie, kein Strohdach unter blühenden Obst, kein Bauerngarten hinter Weißdornheden mit Pfingstrosen, rotem Wohn und Goldlack mir entgeht. Diese Apfelbäume hier an der Chaussee hat Gott selbst gepflanzt, alle anderen Apfelbäume in der weiten Welt sind nur kümmerliche Abarten und irgendwie nicht richtig. So fahren wir anderthalb Stunden durch pfingstlich geschnücktes Land, bis die Strohdächer von Krenzin in Sicht kommen. Links bleibt das behäbige Vernitt liegen, rechts hinter Krenzin liegt das Kirchdorf Altkirchen mit einem Felssteinkirchlein in blühender Flieder-, Goldregen- und Hollunderwildnis, beglückend weit ab von Chaussee, Welt und Autoverkehr.

Der Hof meiner Großeltern, von dem meine Mutter stammt, liegt nicht im Dorfe selbst, sondern „ausgebaut“. Zur Zeit Friedrichs des Großen ist der Hof Nr. 10 mitten im Dorfe abgebrannt und aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht an derselben Stelle, sondern in den zum Hofe gehörenden Aekern, Wiesen und Feldern in einem „Grund“ erbaut worden, der aus unerforschlicher Ursache bis heute „Birrkarr“ heißt. Drei strohgedeckte Häuser, das Wohnhaus, eine Scheune und der Katen mit gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel und Storchnest darauf stehen glücklicherweise noch, und der Krieg hat wenigstens das eine Gute gehabt, daß er meinen Dufel gehindert hat, diese geliebten

strohgedeckten Häuser abzubrechen und an ihrer Stelle ein scheußliches rotes Steinhaus zu erbauen mit Veranda, dorischen Säulen und einer Freitreppe, die er zwecks Miststreuens hinabschreitet. Ein Scheunendach aus Stroh hat vor Jahrzehnten ein Sturm fortgetragen, und leider hat die Scheune dann ein ebenso greuliches wie zweckmäßiges Pappdach erhalten. Auch sonst ist haarsträubend gegen den Geist unserer Heimat gesündigt worden. Ein unter tief herabhängendem Strohdach sich duckendes, heimeliges, kleines Bachhaus ist abgerissen und ein herrliches Haselnußgebüsch im Garten ist ausgerodet und an seiner Stelle ein das Auge beleidigendes, aber sicher sehr nahrhaftes Schweinehaus erbaut worden.

Wir werden von der lieben Verwandtschaft wie auch von den beiden Hunden „Laura“ und „Wasser“ mit großem Halloh empfangen, der Frühstückstisch bricht unter der Last von Mettwurst und Schinken, wir können wieder einmal gründlich feststellen, ob Eier rund oder viereckig sind, und da bringt Tante Mife auch schon die traditionellen gebadenen Karauschen herein, zu deren Fang die Knechte mit Sonnenaufgang aufgestanden sind. Und da sind ja auch Fieken-Tanten und Vene-Tanten, deren Bekanntschaft zu machen es sich verlohnt.

Fieken-Tanten ist die Schwester meines Großvaters, beunruhigend sauber, tüchtig und sparsam. Sie hat keine Kinder, dafür aber Geld, sie ist in die beneidenswerte Stellung einer Erbtante hineingewachsen. Wieviel Geld sie hat, weiß kein Mensch, sie hält es mit Bauernschlaueit geheim und kommt zu allen Terminen in die Stadt, um sich selber ihr Geld, ihre Zinsen, von ihren Schuldnern zu holen. Diesen Tagen sehen wir immer mit gemischten Gefühlen entgegen. Wenn sie sich mit ihrer umfangreichen Leibesfülle die Treppe heraufwöltert, dann fängt sie schon auf der untersten Stufe, leuchend und schnaufend, zu reden an, man versteht aber nur die Worte: Hypothekenschen — irst Gild — tweet Gild — Sittetär — Uennerchrift Zinj — Tremin — Rechtsanwält — Zistement! Dann ist sie oben, nimmt mitten im großen dreieckigen Wohnzimmer Platz, breitet ein blütenweißes Taschentuch auf ihrem beträchtlichen Bauch aus, legt die gefalteten Hände darauf und erteilt Audienz, d. h. sie fragt, ob der oder der wohl schon Zinsen bezahlt habe, was ich aber zu ihrem Aerger nie weiß, und wofür ich zu ihrem noch größeren Aerger auch gar kein Interesse habe. Dann kommt mein Vater, und nun unterhält sie sich mit ihm stundenlang flüsternd über Geldangelegenheiten, über eigne und andere. Manchmal versuche ich für besondere Festlichkeiten, Jahrmarkt oder Königschuh, Geld aus ihr herauszupressen, das ist aber ein Stück Arbeit, das man sich beinahe in die Hände spucken muß, und das nützt manchmal auch noch nicht. Glück der Versuch aber, so beansprucht sie hinterher auch den ihr zustehenden Bedankemichluß, auf den sie gefühlsmäßig nicht den geringsten Wert legt, ich auch nicht!

Also Fieken-Tanten ist zur Erhöhung unseres Pfingstglückes erschienen, wie auch ihre Antipodin, Vene-Tanten, arm wie eine Kirchenmaus, nicht sehr tüchtig, nicht gerade überwältigend sauber, redselig und immer vergnügt. Sie ist die Witwe eines Großonkels und wird von Fieken-Tanten nicht für voll angesehen, schon weil sie aus der Stadt stammt, wo ihr Vater Lehrer und ihre Mutter seine Schülerin gewesen war. Der Lehrer Uhrmann gab seiner Klasse ein Aufsatzthema, d. h. Thema war damals noch nicht Mode, man gab Merkworte, der Lehrer Uhrmann gab also die Merkworte: „Jude — Nase — Wasser!“ Und daraus sollte nun ein Aufsatz werden. Die Schülerin Kracht entledigte sich dieses Aufsatzes mit den Worten: „Ein Jude hatte eine rote Nase, an welcher etwas Wasser hing!“ Dieser Aufsatz gefiel dem Lehrer Uhrmann so gut, daß er die Schülerin Kracht auf der Stelle heiratete. Sie war 16



Jahre alt; als sie 16 Jahre verheiratet waren, hatten sie 12 Kinder. Das kleine Küsterhaus der Kirche gegenüber war natürlich viel zu klein für diesen Segen, und beim Mittagessen konnten nicht alle Kinder um den Tisch herum sitzen, eins stand, eins saß auf der Kommode, eins auf der Treppe, eins auf dem „Stuhl“. Und wie das immer mit so einer großen Schar ist, einige trug das Leben hoch hinauf, einige ließ es tief unten. Zu denen, die unten blieben, gehört Vene-Tanten. Sie war in ihrer Jugend sehr schön und infolgedessen etwas „kritisch“ gewesen und sitzen geblieben, sie hatte ihr Leben als „Erzieherin“ gefristet, Grund genug für einen echten Bauern, ihr gründlichst zu mißtrauen. Sie dankte also Gott, als Friedr-Unkel sie zu ehelichen begehrte. Zwar war er keine glänzende Partie, er hatte einen „Budel“, zwei Töchter und einen verschuldeten Hof, aber immerhin — er war ein Mann! Die Ehe wurde auch entsprechend. Vene-Tantens Hauptbestreben ging dahin, ihrem Sohn den Hof zu sichern und ihren Mann gegen die Töchter aufzubringen. Meistens gelang ihr das, manchmal glückte es aber auch daneben, dann mußte sie mit den Geschnähten gemeinsam in den Schweinestall, auf den Räucherboden, oder sonstige mögliche und unmögliche Orte flüchten. Vene-Tanten, nunmehr glückliche Witwe, fehlt auf keinem Familienfeste, bei jedem Gräwits, jeder Hochzeit, jedem Minnelbier erscheint Vene-Tanten mit einem ominösen Hentelkorb, in dem sie in, wie sie glaubt, unbeobachteten Augenblicken einen Fisch, ein Stück Braten, einen halben Topfstücken hineinpackt. Jeder kennt diese kleine Eigentümlichkeit, deshalb wird sie aber doch immer wieder eingeladen.

Diese beiden bemerkenswerten Tanten finden wir vor, sie gehören zu den unerläßlichen Requisiten unseres Pfingstfestes und verbreiten, jede für sich, ihre ihnen eigne Atmosphäre um sich, woran wir unseren Spaß haben. So, wenn Fieten-Tanten, wie sie glaubt, taktvoll fragt, ob sich bei mir „noch nich 'n bäten ansunn'n hett,“ damit meint sie einen Mann. Sie huldigt dem Grundsatz: „Besser eine unglückliche Frau als eine vergnügte alte Jungfer. Oder wenn Vene-Tanten jede Ehefrau in Erinnerung an ihr eignes Eheglück nach ihrem „Männling“ fragt.

Ja, und nun sind wir da, und außer gutem Essen und freundlichem Austausch von Familienangelegenheiten geschieht eigentlich nichts, Ställe und Vieh wird besehen, man geht in den Garten, auf die Felder und wandelt still beglückt durch die wohlthuende Ereignislosigkeit eines einfachen, naturverbundenen Tages und Lebens. Und freut sich auf die Heimfahrt mit einigen vollgepackten Körben im Krett. Sanft fällt das Land vom uralisch-baltischen Höhenrücken herab zur See, wie ein Garten Gottes breitet es sich vor meinen liebevollen Blicken aus, hier sind die Wurzeln meiner Kraft, wenn meine Füße diesen Weg gehen, ist immer Pfingsten, fühle ich mich immer wieder vom Geiste Gottes gesegnet. Vierhundertfünfzig Jahre lang sind meine Vorfahren durch diese Landschaft von ihrem Hofe in die Stadt gefahren, da ist es kein Wunder, daß ich es immer wieder mit allen Sinnen spüre, daß ich alles im Leben ertragen könnte, nur nicht dies, mich von dieser Landschaft zu trennen.

## Sonnenreiten.

Ein alter Pfingstbrauch an der Ostseeküste.

Wenn die wärmenden Strahlen der Vorfommer Sonne Pfingsten, das liebliche Fest, beglänzen, dann rüsten die Fischländer an der Ostseeküste ihr Sonnenfest. Die blaugelb-roten Holzschläger, die den Winter über in der Tenne am Hafen gehangen, werden hervorgeholt, die Pferde werden gestriegelt, Schabracken und Baumzeug mit frischem Maiengrün geschmückt. Am Sonntag mittag, nach der Kirchzeit, rückt unter den Klängen der Musikkapelle die mannhafte Jugend des Dorfes hoch zu Ross zum Festplatz, voran der Adlermann des Sonnenbundes. Mit frohem Zuruf begrüßt er die erschienenen Streiter, mit bedachtamem Worte gedenkt er der alten Sitte („Lob der Herkommens“). Auf seinen Wink schwanke an laubumwundenen Seile die grüneschmückte Tonne zwischen zwei Bäumen der Dorfstraße in die Höhe. Er führt prüfend den ersten Schlag, dann sprengt die Reiterchar an den Eingang der Bahn und einer nach dem anderen sucht, im Galopp unter der Tonne hindurchreitend, sie mit seinem Schläger zu treffen. Sie gibt allmählich nach, das Fallen der einzelnen Reiten und Dauben („Stäben“) wird mit Beifall und Tusch belohnt, und wer die letzte Daube schlägt, trägt als „Stäbenkönig“ eine Peitsche, wer den letzten Span des Bodens herabschlägt, als „Tonnenkönig“ ein Baumzeug als Siegespreis heim.

Nicht ganz ungefährlich ist das Spiel. Es kommt vor, daß der weitausholende Schlag, wenn er das Ziel verfehlt, den Reiter das Gleichgewicht kostet. Im ganzen aber hat man allen Anlaß, mit den reitlichen Künsten der Sonnenreiter zufrieden zu sein.

Manche Stunde dauert der Kampf. Gönnen die Reiter den Rossen eine Pause, so stärken sie sich selbst durch kräftigen Männertrunk zum weiteren Werke. In Buden und Zelten ist für Belustigung und Erfrischung der Zuschauer

gesorgt. Und daß der Königschlag von den reißigen Kämpfern reichlich begossen wird, ist selbstverständlich. —

Die Geschichte des Sonnenfestes soll erst noch geschrieben werden. Vor allem sind Alter und Herkunft des Brauches in Dunkel gehüllt. Der Vergleich mit dem ritterlichen Ringelschießen des Mittelalters liegt nahe. Die Königswürde dessen, der den letzten Schlag führt, erinnert an das Vogelschießen, bei welchem derjenige, der — ursprünglich mit der Armbrust — dem hölzernen Vogel den Kopf abschießt, König wird. Wie aber die Vogel- und Königsschießen — das „Wustrower Königsschießen“ hat bekanntlich im alten Johannes Trojan seinen Homer gefunden — unmittelbar aus der Wehrhaftigkeit des Volkes herzuleiten sind, scheint der seltsame Brauch des Zerschlagens einer Tonne, der außerdem in dieser Form nur an der Wasserkaute geübt wird, auf die andere Wurzel alter Volksfeste hinzudeuten: des Leibes Nahrung, deren Schutz und glückhaftes Einbringen. Es liegt nahe, in der umkränzten Tonne eine Heringstonne der Fischer zu sehen und in unserm Feste eine innere Verwandtschaft mit dem Erntetanz des Landmannes, dem Winzerfest und Völlerschießen der Weinbauern zu vermuten.

Daß der alte Brauch außer auf dem Fischlande auch noch an anderen Stellen der Wasserkaute zwischen Wismar und Stralsund und auch auf Rügen geübt wird, hat die Ueberlieferung entstehen lassen, das Fest stamme aus der Schwedenzeit und bedeute das freudige Zerschlagen der Frontonne, mit der nach Beendigung der Schwedenherrschaft der Zehnte des Fischfanges nicht mehr abgeliefert zu werden brauchte. Dem steht entgegen, daß sich in Schweden selbst, nämlich in Dörfern der Südküste Schonen, der gleiche Brauch finden soll, — daß er — wenn auch in etwas geänderter Form — auch an der Ostküste



Holsteins geliebt wird und nach Meldungen aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ein wesentlich höheres Alter zu besitzen scheint.

Wie dem auch sein möge, freuen wir uns des sonnenfrohen Sommerfestes, das die Trefflichkeit und Sattelfestigkeit unserer Fischlandjugend übt und bewährt!

## Pastor Lic. Ernst Voß †.

Am 19. März d. J. starb der Landesuperintendent des Kirchenkreises Ludwigslust, Lic. theol. Ernst Voß; eine Blutvergiftung als Folge einer Furunkulose raffte den erst Fünfundzwanzigjährigen dahin.

Geboren ist Ernst Voß am 23. Februar zu Doberan als Sohn des Gymnasialprofessors Voß. Bereits mit 18 Jahren bestand er das Abiturientenexamen, um sich darauf an den Universitäten Erlangen und Rostock dem Studium der Theologie zu widmen. Nach bestandener theologischer Prüfung war er 1911 Rektor in Rehna und 1912 Rektor und zugleich Hilfsprediger in Brühl. Den Weltkrieg machte er als Feldlazarettprediger mit. 1918 wurde er Pastor in Basedow. Hier wirkte Pastor Voß 25 Jahre, ein vorbildlicher Hirte der ihm anvertrauten und in Liebe zugetanen Gemeinde.

Am 1. Oktober 1933 übernahm er die Pfarre in Kirch-Jesar; aber schon zum 15. Juni 1934 wurde er zum 1. Pastor an der Kirche zu Ludwigslust unter gleichzeitiger Bestellung zum Landesuperintendenten des Kirchenkreises Ludwigslust berufen. Doch nur 20 Monate sollte er dieses verantwortungsreichen Amtes walten; er ging heim in die ewige Heimat.

Neben seiner segensreichen geistlichen Wirksamkeit entfaltete Pastor Voß eine rege schriftstellerische Tätigkeit. In Gemeinschaft mit anderen Pastoren gab er 1925 ein Andachtsbuch „Kraft und Trost aus Gottes Wort“ heraus, ein umfangreiches Werk, das Andachten für jeden Tag des Jahres enthält. Seit 1924 zeichnete er als Schriftleiter des Mecklenburgischen Landesvereins für Innere Mission herausgegebenen „Meckl. Christlichen Hauskalenders.“

Seinen Namen aber weit über die Grenzen des engen Vaterlandes hinaus trugen seine Übersetzungen der neutestamentlichen Bücher in die plattdeutsche Sprache. 1926 erschien „Das Evangelium von Lukas für plattdeutsch Lüüd“. Diesem ließ Pastor Voß 1927 „Den Apostel Paulus sien teihn lütten Breiiv“ und 1928 „Das Evangelienbau“ folgen, das die Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes enthält. 1929 endlich kam das ganze Neue Testament unter dem Titel: „Das Ni Testament, för plattdütisch Lüüd“ in ehr Müddersprak oewerdragen, heraus.

Niederdeutsche Übersetzungen der ganzen Bibel wie Teile derselben gab es allerdings schon längst. Die erste erschien bereits 1478 in Köln, also schon mehr denn 50 Jahre früher als die erste vollständige Bibelausgabe Luthers. Zwei weitere niederdeutsche, vorlutherische Bibelübersetzungen stammen aus den Jahren 1494 und 1522, in Lübeck und Halberstadt gedruckt. Aber keine war im Geiste des Volkes empfunden und gedacht. Die bekannteste niederdeutsche Bibel, die sogenannte Bugenhagen'sche Bibel, gedruckt in Lübeck 1533—34, ist stark von Luthers Übersetzung beeinflusst, und alle die späteren plattdeutschen Bibelübersetzungen sind wiederum von der Bugenhagen'schen Übersetzung abhängig; sie tragen also wesentliche Züge der hochdeutschen Sprache. Erst die Übersetzung des Neuen Testaments durch Pastor Voß ist ganz aus dem Geist der niederdeutschen Sprache geboren. Erst Voß, der auf den Urtext zurückgegriffen hat, hat dem niederdeutschen Volk die erste wirklich plattdeutsche Bibel geschenkt. Diese Tat hat ihre verdiente Anerkennung gefunden. Die Theologische Fakultät der Universität Rostock ernannte den Pastor Voß ehrenhalber zum Lizentiaten der Theologie. Damit hatte die Übersetzung des Neuen Testaments ins Plattdeutsche volle wissenschaftliche Anerkennung, und zwar von der höchsten in Frage kommenden Stelle, erfahren. In der Ernennungsurkunde heißt es: „Auf Grund eindringender exegetischer Arbeit, mit lebendigem Verständnis für die Kraft und Tiefe des göttlichen Wortes, in feiner Kenntnis der Sprache unseres mecklenburgischen Volks und ihrer besonderen Werte hat er das Neue Testament ins Plattdeutsche übersetzt.“ Ferner wurde er 1932 mit dem John-Brinckman-Preis ausgezeichnet.

Vielleicht hätte Voß uns auch noch das plattdeutsche Alte Testament geschenkt. Aber das Schicksal wollte es anders, der Tod hat ihm die Feder aus der nimmermüden Hand genommen. Das ganze mecklenburgische Kirchenvolk trauert um den Mann, der ihm das Neue Testament in der Sprache der Heimat geschenkt hat und wird des Heimgegangenen stets in Dankbarkeit gedenken.

Dr. Wilhelm Neese.

## Nachrichten für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete.

Für den Inhalt verantwortlich: Pg. Werner Mittag, Schwerin i. M.

Für die rege Beteiligung durch Anfragen, aber auch Antworten, danken die Beteiligten vielmals.

Anfrage 16: Wer kann über David Bugge, der 1680 in Teterow lebte, irgend welche Angaben machen?

Anfrage 17: Suche jedes Vorkommen des Namens: Gerdes in Güstrow.

Anfrage 18: Suche Verbindung mit Familienforschern, die die Namen: Passchl, Boschl, Boschl bearbeiten.

Anfrage 19: Gesucht alle Hinweise über den Schuhmacher Knüttel, der sich um 1877 in Bülow aufhielt.

Anfrage 20: Wer forscht über den Namen Pittmann?

Anfrage 21: Suche jedes Vorkommen des Namens Pimpf.

Anfrage 22: Wo ist der Holländer August Hellmann um 1798 zu Neuhoß bei Seedorf auf Poel, geboren?

Anfrage 23: Wer kann Auskunft geben über den Bürgermeister Meinshausen und seine Eltern; er lebte um 1840.

Anfrage 24: Suche Verbindung mit Nachkommen des Apothekers Dr. Scheel zu Teterow oder Malchin.

Anfrage 25: Wo ist der Maurermeister Gustav Krull um 1750 geboren, der in Ostmecklenburg lebte?

Anfrage 26: Wann und wo heiratete der Bauer Johannes Ahrens zu Langenhagen die Elise Plagemann, die 1828 zu Langenhagen geboren wurde?

Anfrage 27: Wer bearbeitet die Familie Briegnitz in Bicheln?

Anfrage 28: Woher stammt Marie Bangen, die 30. 10. 1668 zu Tschentin den Joachim Boschl heiratet?



Anfrage 29: Jedes Vorkommen des Namens Kleinesfeld in Mecklenburg gesucht.

Anfrage 30: Suche Verbindung mit Trägern des Namens Dabelstein zum Forschungsaustausch.

Anfrage 31: Da 1936 die Stadt Demmin in Pommern ihr 700jähriges Bestehen erreicht, suche ich familienkundliche Unterlagen aus dieser Stadt.

Anfrage 32: Ist folgende Namensdeutung richtig:

1. Radloff: gepflügte Land, von wendisch „Radlo“ = Hakenpflug. Herkunftsname.
2. Hübner: Besitzer einer „Hufe“ (Stück Land von einer bestimmten Größe). Berufsname eines Bauern.
3. Beh: aus „Berho“. Dies kofende Kürzung zu einem mit „Bero“ (Bär) zusammengesetzten Namen, wie etwa Bernhard = „Der Bärenstarke“.

#### Aus alten Familienpapieren.

In der Zeit, als die Damen sich mit falschem Haar zu zieren liebten, fiel auf einem Rostocker Dampfschiffe eine junge Schönheit mit herrlichen langen Zöpfen auf. „Das ist aber zu weit getrieben, dabei hört doch alles auf!“

## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Nicht frei zu sein von allen Pflichten,  
Auch nicht Genuß in vollen Zügen,  
Nur Arbeit, die wir gern verrichten,  
Verschafft uns wirkliches Vergnügen!  
Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,  
Der froh von ihrem Leben, ihren Taten  
Den Hörer unterhält!

### 1. Kindheit.

Von schwerem Siechtum etwas genesen, will ich, um meine Zeit auszufüllen, so gut es meine schwachen Kräfte vermögen, die Geschichte meines Lebens niederschreiben, vielleicht macht es doch später diesem oder jenem meiner Geschlechtsgegnossen, vielleicht sind mir auch Kinder und Enkel beschieden, Freude, von meiner schönen Jugend und meinen weiteren Lebensschicksalen zu hören.

Mein lieber Vater, Joachim von Welkin, war der älteste Sohn von Heinrich von Welkin aus dessen erster Ehe mit Dorothea von Grabow, er hatte nur einen richtigen Bruder, meinen lieben Onkel Jürgen, aber noch zwei Stiefbrüder, Melchior und Balthasar, die ich weniger liebe.

Diese Brüder hatten gemeinsam die alten Lehnsgüter unserer Vorfahren Weisin, Welkin, Bentzen, Brüz, Kupentin, Grambow und Venschow geerbt und wohnten zusammen mit der Stiefmutter meines Vaters auf unserer alten Burg Weisin an der Elbe.

Auf einem zweiten, dem Erbhjungsfernhof in Weisin, wohnte meine Großtante Elisabeth Weltzien mit ihren beiden Töchtern.

Mein Vater, ein großer, stattlicher, lebenslustiger Mann, hatte auf einem Fest bei Verwandten Elisabeth von Moltke kennen und lieben gelernt, sie wurde meine innigste Mutter, eine so gute zärtliche Mutter hat wohl kein Mensch weiter gehabt.

Im Februar 1603 wurde zu Wolkow an der Grenze Pommerns, dem Gute meines Großvaters Otto von Moltke, die Hochzeit meiner Eltern glänzend gefeiert, meine Großmutter Elisabeth lebte damals auch noch.

rief ein alter Herr ganz erregt bei diesem Anblicke. „Sie irren, mein Herr,“ entgegnete ihm lächelnd sein Nachbar K., „diesmal kann ich für die Echtheit garantieren. Es ist nämlich meine Tochter!“

Beim Tierarzte Marcus in Güstrow nahm ein französischer Sprachlehrer Reitunterricht. Anfang ging alles gut, aber beim hohen Trab verlor er den Sitz und im Begriffe vom Pferde zu gleiten, rief er in angstvollen Tönen: „Herr Markuse, Herr Markuse, die Pferd wird alt!“ und schon lag er im Sande.

Folgende Reime bezeichneten früher die Wege in Mecklenburg:

„Auf dem Wege von Valendorf nach Lübbsee  
schrie mancher schon „ach“ und „weh“!“

Kattelbagen kost't Bird im Wagen,  
Un in Moißall, dor ward't reigen all.  
Dammersdörp, Du Sammersdörp,  
In Bernitt ist't luter Schiet.“

Zahlreiche Verwandte und Freunde waren versammelt, um die Vereinigung dieser beiden schönen, reichen und vornehmen Menschen gebührend zu begehen.

Meine Eltern schilderten mir oft mit Begeisterung ihr Hochzeitsfest und wie sie auf ihrer mehrtägigen Reise zum Einzug in die Burg Weisin über Dargun, Neukalen, Teterow, Krafow zunächst bis Sammit von ihren Verwandten und Freunden Claus Moltke auf Strietfeld, Henneke Lüchow auf Scharbow, Onkel Jürgen, Ernst Grabow auf Suchwitz, Henneke Passow auf Passow, Engelke Koppelow auf Siggelkow und Hans Vinstow auf Rütgendorf zu Pferde begleitet seien, die unterwegs viel Spaß und Kurzweil mit ihnen getrieben hätten.

In Sammit begrüßten Onkel Lübecke und Tante Marie das junge Paar freudig und gaben ihnen mit ihren Begleitern ein glänzendes Bankett auf ihrer inmitten des Sees belegenen Burg, wobei ein tiefer Trunk zu ihren Ehren getan wurde, was Onkel Lübecke auf seinen vielen Kriegszügen in Ungarn, Holland und Frankreich, von denen er so gerne und unterhaltsam erzählte, sich angewöhnt hatte.

Leider habe ich diesen alten trunkesten und fröhlichen Kriegermann nicht mehr kennen gelernt, er starb schon zwei Jahre nach meiner Geburt, die Eltern verehrten ihn sehr.

Bis auf Onkel Jürgen trennten sich nun in Sammit die Begleiter von meinen Eltern, die dann mit Onkel Jürgen nach Weisin weiterzogen, wo sie von der Stiefmutter und ihren Kindern, sowie von Großtante Elisabeth und ihren Töchtern vom Erbhjungsfernhof festlich begrüßt wurden und nun froh und glücklich waren, im eigenen Heim angekommen zu sein.

Die anfänglich so guten Verhältnisse der Stiefmutter zu den Stiefkindern und den Stiefgeschwistern untereinander verkehrten sich leider bald ins Gegenteil, tägliche kleine Reibungen und Meinungsverschiedenheiten wuch-

Anmerkung: Otto von Moltke war verheiratet mit Elisabeth von Lüchow, Tochter Hennings von Lüchow auf Lüchow und Gottesgabe bei Schwerin.

Lübecke von Welkin auf Sammit war verheiratet mit Marie von Behr aus Hugelstorf (Hulgendorf) in Pommern.



sen sich allmählich zu großen Gegensätzen aus, die das gemeinsame Zusammenleben in der Burg unerträglich machten, besonders hatte meine liebe Mutter, trotz aller Sanftmut und Geduld, schwer darunter zu leiden, daß sie in ihrem Haushalt nicht schalten und walten konnte, wie sie es gelernt, dies erbitterte meinen Vater oft sehr, da kam ich 1604 zur Welt.

Vater und Mutter waren hochbeglückt, daß ihnen gleich ein Erbe geschenkt wurde und die Liebe aller Bewohner der Burg flog mir zu, es war durch mein Erscheinen aller Zwiespalt beigelegt.

Mein Vater war ein prachtliebender Mann und lud daher zur Taufe seines Erstgeborenen viele Verwandte und Freunde ein, die auch zahlreich erschienen und tagelang bei den Eltern zu Gast waren, schöne reichhaltige Gerichte, edle Weine und schwere Biere wurden in schier unglaublicher Menge vertilgt und die Mauern unserer alten Stammburg hallten wider vom Frohsinn der Gäste und Ausgelassenheit der Jugend. —

Dies war mein Eintritt in die Welt!

Wie wird mein Austritt sich gestalten?

Es war dies aber nur eine kurze Pause in den Zwistigkeiten mit der Stiefmutter und ihren Kindern gewesen, auch die Geburt meiner Schwester, deren Taufe wieder prächtig gefeiert wurde, brachte keinen Frieden, so daß mein Vater einige Zeit darauf meine Stiefmutter aufsuchte und sagte: „Frau Mutter ich habe mit Ihnen zu reden.“

„So, was gibts denn schon wieder?“ „Frau Mutter, so geht es hier nicht weiter, den Unfrieden halte ich nicht aus, wir müssen uns trennen, es muß jeder für sich haufen.“ „Was, du willst mich mit meinen unmündigen (Kindern) Waisen aus meines Mannes Haus treiben?“ „Nein, Frau Mutter, das will ich nicht, wir wollen die Güter in zwei Teile teilen und dann lösen, wer in Weism bleiben, wer nach Grambow ziehen soll.“ „Ich bleibe hier mit meinen Kindern, das ist mein Recht.“

Der Vater schwieg nun, aber gab seinen Plan nicht auf, er besprach die Sache mit Onkel Below\*) und den Vormündern der Stiefgeschwister, da diese dem Plan zustimmten, bat er sie, die Mutter zu überreden und die Verlosung vorzunehmen, was endlich nach langem Sträuben gelang.

Es versammelten sich nun in der großen Halle der Burg im Jahre 1606 mein Vater, Onkel Jürgen, Onkel Below, die Stiefmutter mit ihren Söhnen, sowie deren Vormündern Ernst von Grabow, Henning von Passow, Engelle von Koppelow, Vicko von Strahlendorf und Christoph von Nestorf und nahmen unter großer Spannung die Verlosung der Güter vor.

Mein Vater hatte das Glück, Weism mit Anteil in Benthen, Brüz, Welzien und Ruppentin zu lösen, den Stiefbrüdern fiel Grambow und Lenschow mit Anteil in den Nebengütern zu. — Da rief zornig erregt die Stiefmutter meinem Vater zu:

„Also vertreibst du mich doch mit meinen unmündigen Waisen aus ihres Vaters Haus, das wird dir keinen Segen bringen!“ Bald darauf wurden die Wagen mit Kisten, Kasten und Hausgerät hoch beladen und die Stiefmutter zog haßerfüllt von Weism über Passow und Welzin nach Grambow und jeder Verkehr war nun abgebrochen.

Meine Eltern fühlten sich wie von einem Alp erlöst, jetzt konnten sie sich erst wirklich ihres Eheglücks und ihrer Kinder erfreuen.

Die berichte ich nach Erzählungen meines Vaters, ich war zwei Jahre alt, wie der Abzug erfolgte, und habe

\*) Geheimer Rat von Below hatte Anna von Welzien, die älteste Tochter vom Erbjugfernhof Weism, geheiratet und wohnte um diese Zeit dort.

die Stiefbrüder meines Vaters erst viel später in recht trüber Art und Weise kennen gelernt, denn der Haß der Mutter erbte auf die Söhne weiter.

Meine erste Kindheit verlief fröhlich und ungetrübt, zwar starb meine zweite kleine Schwester, doch so jung, daß mir ihr Leben kaum zum Bewußtsein gekommen ist, mit meiner Schwester Margarete Sophie, die nur ein Jahr jünger war, verband mich eine große Zuneigung, wir waren unzertrennlich zusammen.

Vater und Mutter waren stets liebevoll und freundlich zu uns und strastten Unarten nur mit Worten, besonders liebte ich meine Mutter sehr, wenn ich sah, daß mein oft wildes unbändiges Betragen ihr Kummer machte, so wußte ich nicht, was ich tun sollte, um sie wieder zu beruhigen.

Meine früheste Erinnerung ist, daß meine Schwester und ich bei unserer Mutter in dem Erker der Burg spielten, welcher den Ausblick nach der Elbe gewährte, dort saß meine Mutter so gerne und zeigte uns, wie schön der blaue Fluß durch die grünen Bäume und Wiesen sich hindurchwand und wie stattlich und sicher die Wälle unserer Burg mit ihrer Palisaden-Befleidung sich vom Ufer abhoben.

Später wurden nun diese Wälle der Haupttummelplatz unserer Spiele, zu denen sich auch vielfach die Bauernsöhne meines Alters einfanden, besonders, um Krieg zu spielen, ich war dann der Hauptmann, der das kleine Heer befehligte. wenn wir zwei Parteien bildeten, so führte Schlottnaun Georg, der Sohn des Schließvogtes Schlottnaun, die andere Partei, da gab es viel blaue Flecke, Beulen und zerrissene Hosen. — Margarete Sophie war die Marketenlerin und damit wir Jungens sie auch bei uns duldeten, bettelte sie oft der Mutter oder der Wirtschafterin Lederbissen an Kuchen\*), Obst und dergleichen ab, um ihre Kompanie zu befriedigen.

Kuchen und sonstige Leckereien waren stets reichlich bei uns vorrätig, schon für die vielen Gäste, die bei uns einkehrten.

Ein sehr lieber Gast war uns Kindern stets der Onkel Jürgen, er zeigte uns neue Spiele, fertigte uns Flöten und Waffen an, er wohnte in Güstrow, war unverheiratet, und verbrachte alle Festzeiten bei uns, leider starb der liebe Mann schon, als ich erst 10 Jahre alt war, das war für meine Schwester und für mich unser erster Kummer.

Bei schlechtem Wetter gaben die vielen geräumigen Böden der Burg einen herrlichen Spielplatz, namentlich fürs Versteckspiel, für uns ab. Dabei wäre aber meine Schwester einmal fast ums Leben gekommen. Wir spielten wieder Versteck, Margarete Sophie hatte sich so gut versteckt, daß wir sie nicht wieder finden konnten, wir suchten und suchten auf allen Böden und Kammern, ich wurde ängstlich, holte alle Knaben zusammen, damit wir sie gemeinschaftlich suchten, aber vergeblich, wir wußten uns nicht mehr zu raten, in den anderen Teilen des Hauses, wo wir nachgefragt, war sie auch nicht. Wie wir schon ganz verzweifelt, hörten wir ein leises Stöhnen, wir gingen dem Tone nach und entdeckten, daß er aus einer großen Truhe kam, wir rissen den Deckel hoch, da lag meine Schwester schon fast erstickt, der Deckel war, wie sie sich darin versteckt hatte, zugeschlagen und sie hatte ihn von innen nicht wieder öffnen können, einige Minuten später wäre sie wohl nicht mehr zu retten gewesen.

Am Abend gingen wir nicht gerne auf die Böden der Burg; es sollte dort ein Gespenst umgehen, die Bauernjungens hatten uns leise zugeflüstert: „Das ist eure Ahn-

\*) Es hat sich noch im Archiv zu Schwerin ein Brief erhalten, in dem Joachim von Welzien bei einem Krämer in Güstrow eine größere Menge besonders schöner Rosinen bestellt.



frau, die hat einen Bauern aus Brüz in das Gefängnis eingesperrt, weil er seine Pacht nicht bezahlen wollte und hat ihn verhungern lassen, die hat nun keine Ruhe im Grabe, sie geht um mit einem großen Schlüsselbund und sucht Brot für den Bauern.“ Mein Vater sagte auf meine Frage: „Das ist dummer Bauernschuad; es war meine Urgroßmutter, der Bauer hat nur einige Wochen gefessen und hat noch lange hinterher gelebt.“ Aber am Abend blieben uns die Böden doch etwas unheimlich, es knackte und rasselte dort so oft, auch gibt es doch Dinge, die wir uns nicht erklären können.

Aber noch lieber wie alle diese Spiele war uns das Rahtsfahren auf der Elbe, Vater hatte, um die Gefahr zu verringern, unsern Fischern aufgegeben, uns zu zeigen und zu lehren, wie ein Raht regiert werden mußte, nun, ins Wasser sind wir trotzdem wohl alle gefallen, wir hatten

uns aber das Schwimmen gegenseitig beigebracht, so kamen wir stets ohne Schaden wieder aufs Trockene.

Wie ich 6 Jahre alt war, begann mein Vater, mich regelmäßig das Schießen, zuerst mit einer Armbrust, später mit Feuerwaffen, zu lehren, dann fechten, wobei Stöcke benutzt wurden und zu meiner unendlichen Freude auch das Reiten. Vater hatte einen Fuchshengst für mich aufgezo-gen. Niemals wieder in meinem ganzen Leben habe ich einen solchen Freudentag gehabt, als wie der war, an dem mein Vater mir dies Pferd schenkte, tagelang konnte ich aus dem Pferdestall nicht wieder fort finden, alle Spiele unterblieben, ich holte nur immer allerlei Lederbissen für meinen Fuchs. Viele Jahre hat er mir treu gedient und mich nie im Stich gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ladung zum Landtag 1761.

Friedrich, von Gottes Gnaden, Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Rügenburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr etc.

Ehrsame, liebe Getreue!

Wir fügen euch hiemit gnädigt zu wissen: daß der, in Unserer Stadt Malchin, für dieses Jahr zu haltende allgemeine Landtag von Uns hiemit landesfürstlich ausgeschrieben und zu dessen Eröffnung der 12te des kommenden Monats Novembris anberaumet sein soll.

Solchem nach befehlen Wir euch hiemit gnädigt und wollen: daß ihr euch Abends vorher, als den 11ten besagten Monats, zu Malchin einfindet, Tages darauf die in Unserm Namen abzulegende Proposition, welche vor-kommenden Umständen nach, allein die diesjährige Landeskontribution zum Vorwurf haben wird, erwartet, der

gemeinen Beratung darüber beivohnet, und ohne erhebliche Ursache vor erfolgtem völligen Landtagschluß euch nicht von dannen begeben.

Ihr tut nun solches oder nicht: So sollet ihr dennoch zu allem dem, was von den Anwesenden gehörig beschlossen werden wird, gleich andern Unseren gehorsamen Landsassen und Untertanen kräftiglich verbunden und gehalten sein. Hieran vollbringet ihr Unse gnädigste Willensmeinung, und Wir verbleiben euch in Gnaden gewogen. Datum auf Unserer Festung Schwerin, den 22. September 1761.

Friederich, S. z. M.

Den Ehrsamem Unsern lieben  
Getreuen Bürgermeistern und Rat  
zu Teterow.

## Ut mine Festungstied.

(Fortsetzung).

Dat was böös! 'Ne Festung mag so stumm sin, as sei will, Einer hett doch Rum in de ollen Kasematten, wo doch notdürftige Bewegung maeglich is, Einer kriggt doch af un an en Minschen tau seihn, un dat Ganze is doch nich utdrücklich dortau bugt, üm en Gefangenen nah alle Kan-ten tau schurigel'n; aewer so 'n apartig ingericht' Gefangenhüs nimmt Einen of noch dat beten Luft und Licht un Bewegung un Ogenweid' wat Einen von Rechtswegen taukümmt. Wi wiren tau Festungsstraf' verurteilt; aewer wat lihrted s'ed de preußische Staat doran, wenn 't in sinen Kram pakte, uns in en Zellengefängnis unnertau bringen.

Wi gungen nah dat Inquisitoriat, un dor döörch mih-rere Haew' bet nah den letzten Flügel, de' mit sine Fin-steren grad nah Morden laggt; hei was dreistöckig un hadd gegen twintig Zellen un drei lange Korridurs, de langs dat ganze Gebäud' lepen un up jeden 'ne Schildwach.

As mi nu de Plazmajur in min niges Quartier asliwert hadd un gahn was, stunn id in den Inspekter sine Stuw' un dese Herr un sin Handlanger, de Süter D. . . mann, stunnen vör mi un felen mi an, un wil dat nich verbaden was, sel id sei wedder an. — „Seht müßt ich Sie aber bitten . . .“ säd de Inspekter un höll in. — „Wat?“ frog id. — „Es ist Vorschrift vom Kommandanten . . .“ stamerte hei wider. — „Id wüßt nich, wat hei von mi wull, un sel em un D. . . mannen an. — „Daß Sie sich nacht ausziehen,“ säd de Süter, un as id em dorup anfel, wil

dat noch narens, süßwst in den Unnersäufungsarrest nich, von mi verlangt was, blänkerte den Airl von sin dumm-driftes Gesicht so 'n fures, fettes Griffflachen, as wir em dat Mul mit fur Gaußsmolt insmert. — Wat Fettiges hett des' Ort aewerall un of wat Sures; des' hadd of noch wat Freches, wil hei wüßt, dat hei vördem bi den Herrn General Grafen S., den irsten Kommandanten, Uniform puht hadd un dat allgemeine Ehrenzeichen in 't Knoploch drog, wat hei mal wegen sine Verdeinsten üm den preußischen Staat un üm de Stävel von den irsten Kommandanten fregen hadd. Wat hülp dat All? — Id müßt ehr wisen, woans id erschaffen wir, un as sei minen Herrgott sin Matwart besichtigt hadden, fisentierten sei of minen Snider sin, indem dat sei all mine Taschen in de Klebtschen ümführten un de Raed unnersöchten ob id dor nich Pistolen un Messers un Dinger, oder gor Geld in hadd.

As dit besorgt was, kunn id mi wedder antreden un nu föllen sei aewer min Ruffert los. — „Ne olle eingehü-sige, süßwerne Taschenkloch, de all so lang' still stahn hadd, as id satt, wil id meindag' nich dat Geld tau 'm Repa-riren hadd upbringen kunn, mi of an de Lid up Stunns gor nicks gelegen was, würd tauirft mit Beslag belegt. Dorup Dorup kamm en ollen Pipendeckel, so 'n ollen Klemmedeckel, tau 'm Börschien. — „Ist das Silber?“ frog de Inspekter. — „Ja,“ säd id, denn mi fohrte dat so döörch



den Sinn, dat dese süßwerne Pipenbeslag en Glanz von Wohlhabenheit up mi smiten kunn, un leigen ded id dorbi of nich, denn hei was wirklich von Süßwer, aewer man von Rißsüßwer. Un as sei mi nu noch 'ne lütte golden Danknadel afnamen hadden, de id von min Schwester tau 'in Wihnachten kregen hadd, un min Schriv- un Zeitegeschirr, un as sei dit Alles sauber tau mine Personal-Akten leggt hadden, kunn id jo nu mit den Slüter nah mine Nummer gahn.

Sei legg in den ünnelsten Stod un was in den ganzen Huf' dordörch bekannt, dat de Sünne un de Man, so vel Mäh sei sief of gewen, noch meindag' nich dat Glück hatt hadden, en flüchtigen Blick up de innere Einrichtung tau smiten. Dat was aewerst jo of ganz natürlich; dat lütte Lode von Fenster, wat annerthalm Faut breit ganz haben unner den Baehn satt, sach nah Norden, rechtsch un linksch wiren breide Schuklappen von Bred' anbrocht, dormit wi un de beiden Himmelsstirn doch bileiw nich üm de Eck fiken künnen, un wenn in de langen Sommerdag' de Sünne dat doch binah dörchsetten ded un so wid herin kam, denn schow sief de hoge Mur von den Hof un de Festungswall vör ehr leiwes Angesicht, un unsern Herrgott sin schönstes Markwart müßte vör so 'n snödes Menschenwart schamrot versacken. Wenn id minen Hüter up den Tisch stellen ded un dor denn 'ruppe klattert was, hadd id 'ne frie Utsicht up den lütten vierkantigen Hof, 'ne rendliche witte Mur un en swart un wit angestrefenes Schillerhus, un de einzigste Abweßelung in dese Einfachheit was, dat bi slicht Weder en Soldat in dat Schillerhus stunn un bi gauden Weder dor vör up un dal gung.

Min Nummer, un so wiren sei all, kunn en twölfs Faut lang un söß breit wesen; en Aben stunn dor nich in, indem wi mit 'ne Luftheizung bedacht wiren, de warme Luft strömte dörch en Lode in de Wand von haben, un de kofle dörch en anner von unnen in, so dat wi immer kofle Faut un en recht warmen Kopp hadden, wat för de Gesundheit siefträdlich sin sall. Aewer wer kunn dor wat för? Dat was 'ne nige Erfindung von en siefträdlichen Baumeister, de sief ganz besonders up den Gefängnis-Bu smeten hadd, un üm de Gesundheit von de Säf uttauprobieren, künnen sei jo gor kein passendere Lüd sinnen as uns; wi hadden 'ne schöne Reih' von Jöhren vör uns, un wenn wi 't uthöllen, denn was de Säf probat. In de Dör was en lütt vierkantig Lode mit 'ne Klapp; tau mine Tid is de, Gott sei Dank! nich mihr upmakt worden; aewer mine Kammeraden vertellten, dat de frühere zweite Kommandant, Oberst von B . . . stein, de nahsten wegen schamlose Niederträchtigkeiten süßst up de Festung kam — allerdings nich up dörting Jöhr — sief oft dat Privat-Bergnügen makt hett, sei dörch de Klapp sief tau besifen, of gauden Frönn' mitbrocht hett, üm sei de tau wisen. — Dit Rifen- un Klappen-Plesier hett so lang durt, bet mal de Mann von den beschränkten Unnerdahlen-Verstand, de Herr Minister von Rochow Erzellenz, süßst up 'ne Dörchreis' up den Insall kamen is, sief de natürlichen Folgen von sine kräftige Regierung tau besiefen, un as hei dörch so 'ne Klapp sin schönes Kunstwart seihn ded, wo hei dörch 'ne gründliche vierjöhrege Bearbeitung ut en rotbackigen, frischen Burken en bleikes Steinbild fabriziert hadd, dunn hett hei sief vör sin eigen Markwart schämt un hett dese Klappen-Riferi verbaden, un de Oberst von B . . . stein hett sief tworft nich schämt, hett 't aewer „auf höhern Befehl“ instellen müßt.

Ja! bleike, witte, grise Steingestalten wiren sei worden, dese frischen, gesunnen Lüd', dörch de ehre jungen Abern dat Bland so lustig flaten was, de ehre jungen Glieder nu stiw worden wiren, as bi steinolle Lüd', up de ehren Geist de Gefängnisqual lasten ded, un de menschliche Niedertracht un de Hoffnungslosigkeit von de Taufkunst.

As id von de Visitation bi den Inspektor mit den Slüter nah min Nummer gung, stunn en ollen leiwes Bekannten up den Korridor vör sine Dör — sin Lode würd just utfegt — id hadd em seihn un em kennt in alle Pracht, de dat Menschen-Frühjohr einen reinen un schönen, jungen Mann üm Höwt un Schullern un Lenden leggt; wat was hei nu? — De utbrennte Kahl, de Asch von sinen vörigen Lewen! — Wat säd hei tau mi, as hei mi wedder sach? — „Unselige Mensch! wo kümmt Du hier her?“

Dat was de Empfang, den id von min besten Frönn' kreg. Ach, id kunn woll lachen, denn id hadd 't doch beter hatt, aewer mine Frönn' hier! — Sei seten all aewer drei Jöhr so, un nids was beter worden in ehre Lag'.

As id nah min Lode herin kam, sief id mi üm: vier tafle, witte Bänne, en Tisch, en Schemel, en Beddgestell un dorup 'ne Seegrass-Madrak, un ganz haben in de Wand dat lütte Fenster. Dat Newrige was mi all bekannt, blot wat von 't Fenster ut tau seihn was, kennt id noch nich, id settte also den Schemel up den Tisch un klatterte up minen Riss 'ruppe. — Snei, vier Faut hogen Snei up den lütten Hof, un dorin en Schillerhus, un dorin en grises Worm von Schildwacht, de so still stunn as mine Taschentlock. Un för den Gefangenen sünd de Schildwachten wirklich Taschentlocken, de bi Dag' un bi Nacht de Tid angewen un alle twei Stunn'n frisch up-treckt warden. Bi Dag' sünd sei ganz plesierlich; aewer bi Nacht sünd sei en beten unbequem, wenn sei „Wer da?“ schriegen un up de Korridors de Gewehr fallen laten un sief en Lied släuten, üm sief den Grugel tau verdriven.

„Na, stah du man!“ segg id, „nah twei Stunn'n warst du erlöst, dat höllst du sacht ut,“ un as id noch so aewer sine un mine Regelsingenheiten in Bedenken stah, ward de Dör upslaten, un de Slüter bringt minen Kuffert herinne. — „Na,“ seggt hei, „dat nenn id drist, glif in de irste Viertelstunn' dor haben 'ruppe tau klattern!“ — „Wat?“ segg id. „Darw id dat nich?“ — Dorvon hadd hei nids seggt, säd hei, un dorbi blänkerte em dat sure Gaus'smolt weder von dat Gesicht, aewer id schinte em Einer von de Ort tau sin, de sief vel herute nemen wullen. —

Dunnewetter, wat was id fix von minen Thron herinne! un stunn vör em un säd: hei hadd mi gor nids tau seggen, un wenn id wat ded, wat nich sin süß, denn hadd hei 't antauzeigen; hei müßt mi upwöhren, im aewrigen hadden wi nids mit enanner tau schaffen. — Oh, meinte hei, id wir jo en hellisch krazböstigen Kirl; aewer so wiren Bele west, un sei hadden sei hier all tamm kregen, sei würden mi of woll kriegen.

Grad, as id up de Unverschämtheit losbrefen wull, kam de Inspektor doraewer tau un frog, wat hier los wir. — Id säd em so un so, un frog em, ob den Slüter dat taustünn, mi ahn Ursak mit snodderige Reden unner de Ogen tau gahn. — Wenn id nich ut dat Fenster sp r a c k e n hadd, hadd hei mi nids tau seggen, was sine Antwort, un dormit wente hei sief an den Slüter un makte em wegen sine Dunndristigkeit en lütten Vers. — Aewer wat säd de Kirl em för en Gesicht, so wull Gift un Gall! un as hei ut de Dör gung, brummte hei wat von „General“ un „tau weiten kriegen“ in den Bort.

Fortsetzung folgt.

In Nr. 9 ist der Aufsatz „Kein Hüßung“ versehentlich von den Ausführungen des „Freimütigen Abendblatt“ getrennt, deren Einführung er bildet. — Der Aufsatz „Schicksale einer Kleinstadt zu Karl Leopolds Zeiten“ ist von Fr. Wessel, Parchim, verfaßt.

Die Schriftleitung.



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Böhlow.

Jahrg. 9

Teterow, 21. Juni 1936

Nr. 12

## An unsere Leser!

Der große Weltkrieg, das gewaltige und in der Geschichte einzig dastehende Völkerringen von 1914—1918, ist jetzt 18 Jahre vorüber. Seine Entwicklung, seine großen Ereignisse, seine unzähligen blutigen Schlachten und Kämpfe stehen uns allen noch klar und eindeutig vor Augen. Aber zahllose Einzelerlebnisse und Erinnerungen sind nur im engsten Kreise bekannt, sie sind daher in Gefahr, der Nachwelt verloren zu gehen, wenn wir Kriegsteilnehmer nach und nach zur Großen Armee abberufen werden.

Die Ostmecklenburgische Heimat möchte daher in ihrem Gebiete sammeln, was an Kriegserinnerungen Bedeutung und Wert für einen größeren Kreis hat. Wir erbitten dazu die eingehende und tatkräftige Mitarbeit all unserer Leser, die am Weltkrieg teilgenommen haben. Alle Zusendungen sind willkommen und werden gewissenhaft geprüft, sie werden auf Wunsch auch hinsichtlich plattdeutscher und fremdsprachlicher Rechtschreibung druckfertig gemacht.

Also frisch ans Werk, Kameraden des Weltkrieges!

**Die Ostmecklenburgische Heimat.**

Ernst Vick,  
Grenadier-Regiment 9.  
Infanterie-Regiment 448.

Hans W. Barnewitz,  
Reserve-Infanterie-Regiment 211.  
Infanterie-Regiment 448.



# Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

## III.

Am 15. März 1758 haben einige preussische Dragoner und Infanterie hier eine gewaltsame Werbung vornehmen wollen; weil sich aber der Viertelsälteste Adam Kurre auf Befehl des Magistrats widersetzt und solchen Unfug mit Beihilfe der Viertelsmänner steuern sollen, so ist eine Schlägerei detsfalls vorgegangen und der genannte Viertelsälteste von den preussischen Soldaten sehr geschlagen. An den Wundarzt ist für seine Heilung 2 Taler bezahlt, an Kurre selbst, weil er 14 Tage ohne Arbeit gewesen, 4 Taler. (NB. Beide Zahlungen gehen zu Lasten der Stadt.)

Am 4. Februar 1761. Bei Gelegenheit des Einrückens eines Korps Artillerie von 59 Mann hat der Kanonier Flügel wesentlich größere Stärke angegeben. Er hat sich daraufhin von einer Anzahl Bürger zur Ablösung der Kornlieferung Geld auszahlen lassen, und zwar in Beträgen von 8—32 Schilling, im ganzen 4 Taler 41 Schilling. Aber die Sache ist sofort festgestellt. Der Flügel ist in Arrest gesteckt. Bei der Verhandlung im Rat ist er vorgebracht, der Artillerieunteroffizier Herr Sager hat ihm den Unfug verwiesen, aber Flügel leugnet alles. So ist er wieder in die Wache gebracht und soll seinem Vorgesetzten, Leutnant von Ahrent, zu weiterer Behandlung eingefandt werden.

Am 16. Oktober 1760 hat Oberstwachmeister von Bohlen vom Warnerschen Husaren-Regiment eine Brandschatzung der Stadt, in 1000 Talern bestehend, empfangen. Dieses Geld ist damals in der Eile, um die allgemeine Not abzuwenden, von verschiedenen Bürgern und aus allerlei Fonds vorgeschossen. Nun fordern verschiedene ihr Geld zurück, die Kriegskasse ist aber derart erschöpft, daß nicht einmal die Zinsen bezahlt werden können. Da die Gläubiger in der höchsten Not die Bürgerschaft und die Stadt vertreten haben, müssen sie wieder zu dem Thron kommen. Die Genehmigung der Zwanzigmänner (Bürgervertreter) ist dazu erforderlich.

Den 27. Dezember 1761 hielt ein großes Kommando Husaren dicht für dem Malchiner Tor Posten und hatte verteilte Korps bis gen Niendorf stehen. Sie machten dicht hinter den Scheunen ein großes Wachtfeuer und ruinierten detsfalls alle da herumstehenden Bäume (daher die Benennung von laufenden Fuß Baun in der „Preisliste“ für Lieferungen aller Art!) Als das Baunholz nicht mehr zu haben, wurden die Scheunen aufgeschlagen, alles, was an Holz darin zu finden, Leitern, Forken, Eggen, Bretter herausgenommen, herbeigebracht, und verbrannt, endlich aber das Heu und die Garben Hafers genommen und den Pferden vorgeworfen, dafür will man nun in allem verlangen: 200 Taler.

Diese Nacht wachte der Allmächtige besonders über diesen armen Ort; da es schien, als sollte alles in Feuer gesetzt werden, allein die Güte des Höchsten wandte die große Gefahr ab, dafür wir und unsere Nachkommen seine große Güte zu loben niemals aufhören wollen.

Weil aber der Abmarsch (der Teterower Einquartierung, Anfang 1761) in der Zeit erfolget, da es die höchste Zeit war die Sammersaat zu bestellen und also das Vieh über 8—14 Tage auf der Reise gewesen und ganz ausgemergelt und elend wieder anlangete, so war es ohnmöglich den Ackerbau zu bestellen, das Saat Korn mußte also nur aus Not aufs gerechte Wohl (?) in die Erde geworfen werden, da es dann natürlich gefolget, daß kaum die Saat wieder gebauet worden; diesen Schaden will man nun rechnen auf mindestens 5000 Taler.

Was Handwerker und Professionierte, die allenfalls kaum einen Tag für sich und ihr Vieh sicher sein können, für Nachteil und Schaden erlitten, ist gar nicht zu schätzen, deren Verdienst ist damals aufs äußerste zurück und in Armut gebracht.

## Verzeichnis der Erben in den mecklenburgischen Städten.

Die Grundlage der städtischen Steuer ist im 18. Jahrhundert für die Berechnung das „Bollhaus“, auch volles Erbe genannt. Dem gegenüber steht das halbe Haus, und es geht hinab bis zur „Bude“, die höchstens den Wert von  $\frac{1}{4}$  Haus hat. Noch heute kann man beim Verkauf von alten Hausgrundstücken lesen: das Objekt steht mit  $\frac{2}{8}$  Haus zu Grundbuch. — Je nach der Gesamtzahl von ganzen Häusern oder Erben — die Bruchzahlen auf ganze Häuser reduziert — wurden nun die einzelnen Städte Mecklenburgs berechnet. Das war die Grundlage ihrer Leistungen an Kriegssteuern, Naturalien, Einquartierung, Fuhrren u. a., während den Einzelnen die Belastung wieder stadtsseitig traf und auch von seiner Berufstätigkeit, seinem Besitz an Acker und Gärten immer häufiger anderseits von seinem „miserablen Umständen“ abhängig war.

Die folgende Liste — es ist die erste, die mir bekannt geworden ist, gibt ein anschauliches Bild über die Größeverhältnisse der Städte im 18. Jahrhundert, vor allem im Vergleich untereinander. Rostock fehlt: seit wenigen Jahren, seit dem Landesgrundgesetlichen Erbvergleich von 1755, hatte „der Rostocker Distrikt“ seine staatsrechtliche Sonderstellung, die bis 1919 hin angehalten hat. Schwerin zerfällt noch in die eigentliche Stadt und „die Schelfe“. Wismar fehlt als Bestandteil der Krone Schweden. Im übrigen ist zwar Güstrow die größte Stadt des Landes Mecklenburg-Schwerin — abgesehen von den oben genannten Städten ist es noch heute so — aber im übrigen hat sich das Größeverhältnis der einzelnen Städte stark verschoben. Es seien nur Röbel und Stavenhagen genannt. Aber trotzdem beweist ein Blick in den Mecklenburgischen Staatskalender: für die Zahl der Wohnhäuser der einzelnen Städte haben jene Angaben auch heute noch eine gewisse Bedeutung!

Namen der Städte.	Erben.	Namen der Städte.	Erben.
Schwerin	155%	Goldberg	73%
Parchim	309%	Güstrow	451
Sternberg	84	Krahow	57
Crivitz	137	Laage	52%
Grabow	133	Malchin	272%
Waren	204%	Marlow	31%
Neustadt	97%	Neukalen	83%
Dömitz	81	Penzlin	144
Gadebusch	92%	Plau	189%
Wittenburg	121%	Ribnitz	103%
Grevesmühlen	78	Röbel	247
Lübbz	94	Schwaan	41
Rehna	37%	Stavenhagen	19%
Budow	44%	Sülze	64%
Kröpelin	47	Teterow	47%
Malchow	84	Tessin	60
Hagenow	32%	Witzow	135
Brüel	27%	Schweriner Schelfe	135
Boizenburg	135	(Schelftorvorstadt)	
Gnoien	122%	Warin	57

31. Dezember 1760.



# Die Entwicklung der Stadt Tessin.

Franz Wessel.

In der Wendenzzeit war die Gegend um Tessin herum sehr abgelegen. Eine uralte Handelsstraße führt vom Osten durch Mecklenburg, Königsstraße genannt, über Demmin, Dargun, Laage und dann nordostwärts. Später entstand eine neue, die von der deutschen Stadt Rostock (1218) über Petschow, Tessin, Gnoiien führte und bei Dargun die Königsstraße erreichte. An der Straße entstand im Schutze einer Burg ein kleines Gemeinwesen to Sien, auch Großen Töhlen genannt. So entstanden um 1220—1230 die Redderstraße (seit 1818 Gnoiener Straße genannt), Markt und Rostocker Straße bis an die heutige Nr. 63. Als diese Straßen voll bebaut waren, kam die Mühlenstraße dazu. — Woher kamen nun die neuen Ansiedler? Der russische Gelehrte Begorow behauptet, eine größere Besiedlung durch deutsche Einwanderung sei nicht eingetreten. Er ist jedoch längst durch deutsche Gelehrte widerlegt worden. Für Tessin stimmt seine Behauptung bestimmt nicht. Wir brauchen nur einen Blick auf die Namen der Einwohner zu werfen, die uns seit 1572 zahlreich überliefert sind. Von 41 Namen sind vielleicht zwei wendisch. — Um 1250 waren 58 Familien im Orte, so daß die Einwohnerzahl etwa 280—300 Personen betrug. 80 Jahre später mögen es vielleicht 400—500 gewesen sein und diese Zahl genügte, um dem kleinen Ort das Stadtrecht zu geben. Ein Rat wird aber schon 1301 erwähnt. Das Stadtwappen enthält einen halben Stierkopf und eine helle Lilie. Diese Lilie, die oft in Wappen vorkommt, soll aus einer germanischen Rune sein. Das erste Stadtsiegel hatte folgende Umschrift: \* A A \* S \* CIVITATIS \* TESSIN \*. Von 1590—1876 gebrauchte man eins mit der Schrift S. CIVITATIS. TESSINEN. A. 1590. Das jetzige lautet: Siegel der Stadt Tessin. Eine Mauer hat die Stadt niemals gehabt.

Die oben genannten Straßen reichten bis 1728 zur Bebauung aus, wurden allerdings dabei sehr eng bebaut, da auch Scheunen und Ställe bei den Häusern standen. Die Häuser waren Fachwerk und mit Rohr gedeckt und es ist ein Wunder, daß die Stadt im Mittelalter von den sonst anderswo häufigen großen Bränden verschont blieb. Im 30jährigen Krieg wurde sie bis auf die massive Kirche vollkommen zerstört. Der Rest der geflohenen Einwohner fand sich nachher langsam wieder ein. 1647 wurden 53 Männer, 39 Frauen und 16 Kinder unter 14 Jahren gezählt.

1728 standen in der Stadt 103 Häuser und 44 Scheunen außerhalb. Hier von brannten im genannten Jahr 70 Häuser und sämtliche Scheunen ab. Den Rest traf 1741 das gleiche Schicksal. Um nun einem Unglück in ähnlichem Ausmaß zu entgehen, wurde regierungsseitig bestimmt, daß die Straßen breiter angelegt würden (daher das seltsame Aussehen der Wilzerstr.), die Häuser massiv sein sollten, Scheunen nur außerhalb der Stadt stehen durften und

endlich neue Straßen angelegt werden sollten. So entstanden die Sülzerstraße, die Gänseede, die Lange Straße und die Rostocker Straße bis Nr. 74. Nach 1770 setzte eine Periode engerer Bautätigkeit ein, die von der Regierung durch Unterstützung gefördert wurde,<sup>1)</sup> 1809 hatte Tessin infolgedessen schon 1032 Einwohner, 1819 wurde für die Stadt ein neues Kataster für Stadt und Feldmark angelegt. Das Stadtgebiet umfaßte 236 Nr. Bebaut waren aber noch nicht: die Nr. 14—28. (Gärten) 31—32 (städt. Schauer) 83 a—z, 84—87 (Gärten) 110 (Kirche) 111 (Kirchhof) 122—127 (Kämmerei-Gärten) desgl. 137, außerdem alle Nr. b. c. usw. (Im ganzen 189 Häuser.) Diese und oben genannte Nr. wurden noch bis 1859 bebaut.

Die Straßen hatten folgende Größe:

Markt = 211 Quadrat-Ruten, Rostocker Straße 144 Sülzer Straße 43, Mühlenstraße 83, Kirchenstr. 79, Lange Straße 130, Gnoiener Straße 89, St. Jürgenstraße 95 Quadrat-Ruten = 874 Quadrat-Ruten = 18 948,32 qm.

An Gärten waren vorhanden:

Außer der Stadt = 622 Quadrat-Ruten, Alte Burg 1556, Helmsdorfer Weg 151, Alte Wäsch 179, Gylland 2038, St. Jürgen-Hof 429, Am Rarpsenteich 2432, Das kurze Feld 2874 Quadrat-Ruten = 9292 Quadrat-Ruten. Dazu kommen 1929 Quadrat-Ruten Wiesen, 10 Quadrat-Ruten Wasser.

Das Gebiet der Stadt (ohne Gramsdorf) umfaßt: 1. Die Stadt = 21 929 Quadrat-Ruten, 2. Acker = 116 727, 3. Wiesen = 34 471, 4. Hölzung u. Weide 71 698, 5. Wege, Flüsse, Gräben = 3610 Quadrat-Ruten = 248 435 Quadrat-Ruten.

Scheunen standen vor dem Sülzer Tor = 42, Rostocker Tor = 17, beim St. Jürgen = 8 = 57. (1919 = 33 = 28 = 20 = 81).

1859 mußte man neue Straßen anlegen. Der „neue Weg“ wurde zur Grünen Straße. In der Rostocker Straße wurden die Häuser Nr. 67, 68 abgerissen und die Lindenstraße zur Grünen Straße geführt. Am Treffpunkt beider entstand der Neue Markt. Am Ende der St. Jürgenstr. erbaute man auf dem „Achter Hof“ die Gyllandstr., so genannt, weil sie in der Richtung zur Gylland lag.

Von 1897 bis zum Weltkriege entstanden noch Bahnhofstr. (1877), Friedrich-Franz-Straße (1900) und Bischofsstraße (1906). Dann stockte die Bautätigkeit fast ganz. Etwaige Wohnungsnot behob man durch Durchbau und Aufstockung alter Häuser.

Erst nach der Machtübernahme setzte wieder eine rege Bautätigkeit ein und bald wird eine Stadtrandbesiedlung auch in Tessin entstanden sein und vom Aufbauwillen des Dritten Reiches zeugen.

Die Einwohnerzahl betrug um 1840 ungefähr 2500, stieg bald auf 2800—3000 und hat sich bis jetzt auf dieser Höhe erhalten.

## Der Pfarrherr Reimar Hahn in Stralsund.

Von G. E. F. Lisch.

Reimar Hahn (der älteste Sohn des Ritters Nikolaus Hahn, Basedow), gest. 1518, war eine bedeutende Persönlichkeit. Zu hohen geistlichen Würden emporgestiegen, zeigt er als gereifter Mann das volle Bild eines vornehmen ritterlichen Prälaten, der mit Gelehrsamkeit große Geschäfts- und Regierungsfähigkeit verband, ohne Zweifel ein ebenso tapferer Ritter geworden wäre als er entschiedener Kirchenregent war. Ein eigenartiger Vorfall gibt

den Beweis, daß Reimar Hahn zu den aufgeklärten und gewissenhaften Geistlichen gehörte. Zu jener Zeit, so erzählen die Chroniken, hat sich kurz hernach eine seltsame Geschichte zugetragen. Zu Stralsund lebte eine arme Frau; diese hatte einen Sohn, welcher Priester war, aber zu keinem Amte kommen konnte, sondern sich kümmerlich durch außerordentliches Messelesen um Geschenke erhalten mußte. Die Mutter sann auf Rat, wie sie ihrem Sohne helfen



könnte, und schien endlich ein Mittel gefunden zu haben. Sie verschaffte sich ein altes, hölzernes, wurmfressiges Kruzifix, welches inwendig hohl war und oben auf dem Haupte eine Oeffnung hatte, goß warmes Hühnerblut hinein, verschloß die Oeffnung wieder, so daß man es nicht merken konnte, und stellte es an seinen Ort in der Kapelle in der Marienkirche, in der Hoffnung, es sollte ein großes Mirakel daraus werden und ihr Sohn eine Anstellung bei dem Wunder erhalten. Bald drang das Blut durch die Wurmlöcher, und das Volk, welches dies sah, machte ein großes Geschrei in der Stadt, daß das Kruzifix Blut schwinke. Die Angst bemächtigte sich des Volkes, es könne der Stadt ein Unglück widerfahren. Der Zulauf derer, die das Wunder anbeteten und ihm opferten, war groß, bald sah man einige hundert brennende Lichter vor dem Altar stehen. Die grauen Franziskaner-Mönche wollten auch Vorteil davon haben, aber die schwarzen Dominikaner-Mönche kamen ihnen zuvor, zogen in Prozession zu dem Kruzifix und nahmen sich einen Abdruck von dem Blute, welchen sie in ihr Kloster brachten, in der Absicht, eine Wallfahrt auch zu sich anzurichten. Da schritt Reimar Hahn kräftig ein. Er berief alle Pfarrer der Stadt und die vornehmsten der Priester, auch Doktoren, Lektoren und andere verständige Leute aus den Klöstern und rathschlugte mit ihnen, was sie davon hielten. Die schwarzen Mönche und der Pfarrer von St. Marien, welche Gewinn zu ziehen hofften, behaupteten, es sei gewißlich ein Mirakel. Aber der Oberpfarrherr, und die grauen Mönche samt andern meinten, es sei entweder Teufelsgepenst oder Menschenbetrug. Als der Streit heftig ward, da trat Reimar Hahn mit seinem Uebergewicht auf und sprach: „Liebe Herren. Wenn ich Geld wollte mehr naschen, als Gottes Ehre, so wollte ich dies wohl so geschehen lassen, und alles Opfer, das dargebracht würde, wäre mein als des Kirchherrn, das mir wohl

etliche hundert oder tausend Gulden des Jahres tragen möchte. Aber behüte mich Gott vor solchem Gelde! Doch will ich hierin Gottes Thaten nicht zu nahe reden. Ich sehe es für gut an, man nehme das Kruzifix und besehe es und verschließe es. Wo dann unser Herr Gott je ein Mirakel damit vorhanden hat, so wird seine göttliche Majestät das wohl dabei zeigen, das wir's gewiß werden, daß es sein Tun ist, und wir keine Abgötterei begehen.“ Auf diese Worte fielen ihm nach und nach alle zu, und sie nahmen das Kruzifix unter großem Unwillen des Volkes ab und besehen es und fanden zuletzt die Oeffnung, und daß das Blut war dahineingetan und so durch die Wurmlöcher drang. Da nahmen sie es und verbrannten es. Und der Kirchherr gebot, daß man denjenigen von der Kanzel so lange bannen sollte, bis daß er käme und seine Schuld bekennte und Buße täte. Nach einigen Jahren kam die Frau eine Neue an und sie beichtete dem bischöflichen Official (Richter), welcher sie auch für 10 Gulden, die sie sich erbettelte, von dem Banne freisprach. Bald darauf ward aber der Official von dem Bischofe abgesetzt. Sein Nachfolger, der von dem Handel seines Vorgängers nichts wußte, fing wieder an, sie bannen zu lassen, und wollte sie auch nur für 10 Gulden absolvieren. Da ging die Frau zu dem Oberpfarrherrn Reimar Hahn, und klagte ihm ihre Not und beichtete ihm und tat Buße. Der straste zwar die Frau wegen ihrer That, erfreute sich aber, weil sie ihre Sünde bekannte, und schaffte, daß der Bischof sie nochmals absolvirte und ihr gebührende Buße ansah. Also kam die Sache aus und konnte das Mirakel keinen Raum haben, dessen billig Reimar Hahn bei Gott und den Leuten Ehre und Ruhm hat, auch damit er dessen eine ewige Gedächtnis behalte und andere ein gut Exempel daran nehmen, Abgötterei zu wehren.

## Das Wetterhäuschen.

Fr. Kähler.

Der verstorbene Alderbürger Heinrich Geßmann in Laage hatte die Angewohnheit, daß das Herannahen regnerischer Witterung in ihm einen unstillbaren Drang nach Alkoholgenuß verursachte. Wie bei rheumatisch veranlagten Menschen der Niederdruck in der Atmosphäre Schmerzen hervorbringt, so machte sich bei ihm die Wirkung in großem Durste bemerkbar, bei nahendem Unwetter war er nicht zu halten, die Bierreise von Lokal zu Lokal ging vor sich und wurde meist nicht eher beendet, als bis der Himmel wieder freundliche Seiten aufzog, und das Unwetter wieder in Sonnenschein umschlug.

Naturgemäß war seiner Frau diese außergewöhnliche Eigenschaft ihres Mannes nicht angenehm, aber, so groß die Eintracht im Zusammenleben der beiden Ehegatten sonst auch war, der dunklen Gewalt gegenüber, welche bei ihrem Manne bei trübem Wetter die Neigung zu Bierreisen hervorrief, hatte die gleiche Liebe und Eintracht sich bisher machtlos gezeigt. Bis der Frau ein rettender Gedanke kam.

In dem Wohnzimmer der Eheleute hing ein kleines Wetterhäuschen, aus welchem bei gutem Wetter eine Frau, bei schlechtem ein Mann her austreten sollte. Nun hatte Frau Geßmann beobachtet, daß ihr Mann dieses Häuschen stets sorgfältig beobachtet, daß ihr Mann dieses Häuschen stets sorgfältig in Augenschein nahm, und sobald er eine Uebereinstimmung zwischen dem Heraustrreten des Wettermännchens und seinen inneren Gefühlen bemerkte, die Vorbereitungen zur Bierreise traf. Hierauf begründete sie ihren Plan. Sie begab sich zum Küster Flade und

bat diesen, welchem sie in solchen Dingen Erfahrung zutraute, an dem Wetterhäuschen eine Vorrichtung zu machen, daß immer nur, auch bei Herannahen schlechten Wetters, wo sonst das Männchen her austam, das Wetterfräulein aus dem Hause trat. Dienstfertig ging Herr Flade an die Arbeit und konstruierte eine Vorrichtung, welche die gewünschte Voraussetzung erfüllte.

Dies war bei schönem Wetter. Als nun eine Wendung sich bemerkbar machte, und ein herannahendes Minimum seine Vorboten aussandte, fühlte Herr Geßmann in Gurgel und Magen das bekannte Durstgefühl, den Trieb, welcher ihn unwiderstehlich zur Bierreise zu veranlassen suchte. Nach alter Gewohnheit sah er sein Wetterhäuschen an, aber siehe da — das Männlein war verschämt im Hause geblieben und das Fräulein stand nach wie vor draußen. Allmählich verschlimmerte sich das Wetter, die ersten Regentropfen fielen, und schließlich begann ein Gießen, als ob die Sündflut sich wiederholen wolle. Herr Geßmann blickte zornvoll auf sein Wetterhäuschen, welches ihn sonst noch nie im Stiche gelassen, und somit stets von der Richtigkeit seines Instinktes überzeugt hatte. Dieses Mal war nichts zu machen. Der Mann blieb nach wie vor im Häuschen und die draußentestehende Frau lächelte unsern Wetterforscher freundlich an. Schließlich packte diesen die Verzweiflung. „So,“ sagte er, „wenn du mi nich wissen wist, wat dat för Wäder is, denn will ic di dat wiesen.“ Er nahm das Wetterhäuschen nebst Hammer und Nagel, und nagelte dasselbe im strömenden Regen an der Außenwand des Hauses an. Dann griff er nach Hut, Stock und Regenmantel und begann seine Bierreise.



## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welkin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter bemühte sich, uns lesen, schreiben und rechnen zu lehren, der erwähnte Erker war unsere Schulstube, da schweiften die Blicke gar zu oft sehnsüchtig hinaus und störten die Aufmerksamkeit, aber mit größter Sanftmut und Geduld begann die liebe Mutter immer wieder ihren Unterricht.

Mein Vater war ein eifriger Jäger, der jede Art von Jagd ausgezeichnet verstand, er sagte oft zu mir: „Mein Junge, Krieg und Jagd, das sind die Geschäfte des Edelmannes, die er gut lernen muß, damit er sich und sein Land verteidigen und sein Haus mit Nahrung versehen kann.“ Am liebsten ging er allein mit der Büchse im Arm pürschend durch unsere schönen Waldungen, er liebte nicht, das Wild massenweise zu töten: „Der Wald ist meine Speisekammer, wenn ich die unnütz auf einmal leere, dann habe ich nichts in Zeiten der Not,“ pflegte er oft zu sagen, hierin war er ein sorgsamer Hausvater. — Er nahm mich frühzeitig mit zur Jagd, damit ich alle Regeln gut kennen lernte, wie das Wild zu beobachten und zu belauern sei. „Wenn Du die Gewohnheiten des Wildes nicht kennst, kannst du es auch nicht überlisten,“ war seine Lehre.

Eines Tages ritten wir, nur von einem Reitknecht und einem Jäger begleitet, auf die Pirsche, wir wollten an der Grenze einen Rehbock schießen, der dort übertrat, die Mutter hatte dringend Wild nötig, wir erwarteten, wie so oft, zahlreiche Gäste zu einem Gastmahl, die Pferde wurden zurückschickt, es war sehr früh am Tage, die Sonne war noch nicht aufgegangen, wir stellten uns lautlos an und warteten auf den Bock, mit dem ersten Sonnenstrahl stand er vor uns auf einer Wiese, aber noch zu weit auf den Schuß, er äugte einige Male zu uns hinüber, äste dann aber ruhig weiter und kam uns dabei immer näher, schon wollte mein Vater sein Gewehr ansetzen, da bellte ein Hirtenhund und der Bock sprang zurück ins Dickicht des Nachbargutes. — Enttäuscht setzten wir uns in den Grenzgraben und verzehrten unser Frühstück und suchten dann unser Heil dadurch, daß der Jäger und ich ein Waldstück nach dem andern leise durchgingen, um meinem Vater das Wild zuzutreiben, aber der Erfolg blieb aus.

Müde und hungrig mußten wir mit leeren Taschen unseren nun recht weiten Rückweg antreten, nachdem der Jäger entlassen war.

Witzmutig und schweigend gingen wir nebeneinander und mein Vater äußerte einmal seufzend: „Ja, wäre die Fahrenhorst noch mein!“ Dann schwieg er wieder, ich brannte vor Begier, zu wissen, was es mit der Fahrenhorst für eine Bewandnis hatte, wagte aber zunächst nicht zu fragen, endlich hielt ich es nicht mehr aus; „Was ist mit der Fahrenhorst, Vater?“ fragte ich. „Das ist eine wenig erfreuliche Geschichte, mein Sohn, ich mag eigentlich nicht darüber sprechen, aber einmal wirst du es doch erfahren. Siehst du,“ fuhr mein Vater fort, „dort den Habicht, wie er auf das Huhn stößt und es zerreißt? Sieh, mein Junge, so ist es auch bei den Menschen, der eine ist stark und mächtig und unterdrückt den schwächeren und glaubt dann noch, daß sei sein Recht. — Du bist doch schon oft im Rahn von Weßin die Elde hinabgefahren und kommst dann bald in einen schönen sehr großen Wald voll Buchen, Eichen und Tannen, die Fahrenhorst, dieser ganze große Wald gehörte einstmal seit langer Zeit unseren Vorfahren. — Eines Tages fuhr mein Großvater die Elde hinab, um in

der Fahrenhorst zu jagen. Was sieht er, dicht am Ufer sind herzogliche Jäger dabei, einen Hirsch auszunehmen, den sie erlegt, ein Sechzehnder, auf den Großvater schon oft gejagt hatte, zornbebend springt er aus dem Rahn und ruft „Was untersteht ihr euch, in meinem Gebiet zu jagen!“ „das ist unser Recht, der Herzog kann als Oberlehnsherr im ganzen Lande Hirsche schießen lassen“ entgegnete der junge Forstmeister, der kürzlich nach Lübz gekommen war, „das Recht lasse ich dem Herzog nicht verkümmern.“

Gegen die Uebermacht konnte mein Großvater nichts machen und rief nur „das wird sich finden“ und ging fort. Nach einiger Zeit erschien auf der Burg der Amisbote aus Lübz mit einem Schreiben der herzoglichen Beamten des Inhalts, es hätte sich aus alten Urkunden ergeben, daß dem Herzog ein Mitbesitzrecht an der Fahrenhorst zustehe, das wäre nur in Vergessenheit gekommen, würde jetzt aber wieder ausgeübt werden.

Nun griffen die herzoglichen Beamten immer weiter, jagten oft in der Fahrenhorst und ließen Bäume fällen, da riß meinem Vater die Geduld, er wandte sich klagend wegen Besitzstörung an den Kaiser und dessen Gericht zu Weßlar.

Fast 50 Jahre schleppte sich der Prozeß hin, meinem Großvater wurde der Aerger und die Aufregung in dieser Sache zu einem Nagel zu seinem Sarge, er starb darüber hinweg, ohne das Ende zu erleben. — Endlich wurde der Spruch gefällt und wie dies nicht anders möglich war, erklärte das kaiserliche Gericht:

„Wald und Wild gehören allein den Welkins.“ Inzwischen hatten sich aber die Herzöge und ihre Beamten so gewöhnt, in dem Walde mit zu schalten und zu walten, wie es ihnen beliebte, so daß ihnen dieser Spruch sehr unangenehm kam, mit Gewalt konnten und durften sie nun nicht mehr vorgehen, versuchten es jetzt aber auf andere Art durch allerlei Quängeleien und Hinterlist.

Mein Vater, der ewigen Unannehmlichkeiten müde, ließ sich auf Verhandlungen ein und verkaufte dem Herzog widerwillig gegen Hergabe des Dorfes Benschow die Fahrenhorst. — „Ach, wäre das doch nicht geschehen, dann stände ich jetzt anders da, dann hätten alle Verlegenheiten ein Ende.“ Unter dieser Erzählung meines Vaters hatten wir unsere Burg wieder erreicht. Mutter war sehr enttäuscht, daß wir nichts heimbrachten. Aus meinen Gedanken, ich war damals wohl 10 Jahre alt, wollte diese Geschichte nicht wieder weichen, ich grübelte beständig darüber nach, ob ich meinem Vater wohl helfen könne. — Eines Tages, die Eltern waren einige Tage verreist, waren meine Spielgefährten bei mir, um unser beliebtes Landsknechtsspiel zu spielen, dazu hatten sie alle die selbstgefertigten Waffen mitgebracht, da kam mir plötzlich der Gedanke, ich fahre mit ihnen in die Fahrenhorst und erobere diese wieder für meinen Vater.

Gesagt, getan, ich lud sie in unseren großen Fischertahn, holte noch einige Schwaren von der Wirtschafterin, holte eine Pistole meines Vaters, wir wollten gerade abstoßen, da kam meine Schwester gelaufen, und wollte mit uns. Nein, sagte ich, heute geht es in den Krieg, da können wir keine Frauenzimmer gebrauchen. Die andern Knaben baten, ich sollte sie doch mitnehmen, sie hielten das ganze nur für ein neues Spiel, das Margaret Sopfie doch meistens teilte, aber mir war die Sache bitter ernst, ich blieb fest; sie mußte zurückbleiben.



So zog ich nun mit meinem Kriegsheer ab, wir glitten leise mühelos stromabwärts und waren nach etwa zwei Stunden in der Fahrenhorst an einer geeigneten Landungsstelle angekommen und stiegen aus. Ein Junge wurde von mir als Wache beim Kahn gelassen, wir andern zogen mit Hako ins Holz, suchten einen Lagerplatz, machten Feuer an, versuchten zu kochen, auch verzehrten wir die kalten Eßwaren.

Nun grübelte ich nach, wie ich es anfangen mußte, nachdem ich nun mit meinen Kriegsmannschaften den Wald besetzt hatte, zu beweisen, daß ich dort wieder Herr sei und kam zu dem Entschluß, ich wollte ein Stück Wild schießen, dann hätte ich gezeigt, daß der Wald wieder uns gehöre, ich schlich also leise auf einen Wildwechsel fort, fand im Dickicht ein Reh im Lager und schoß danach, aber in meiner Erregung traf ich es nicht, ich ging zurück zu meinen Kameraden, ein Schuß war nur in der Pistole.

Kaum war ich bei unserm Lager wieder angekommen, erschien, vom Schuß angelockt, ein herzoglicher Jäger und fragte barsch: „Was macht ihr hier, ihr dummen Jungs?“ Ich antwortete: „Ich bin Karl Heinrich Welzien, ich habe den Wald hier wieder erobert, er gehört uns!“ Da lachte er und sagte: „Ihr seid ja große Helden, aber nun fort, ihr habt hier nichts zu suchen!“ Da stürzte ich mich auf ihn und schrie: „Mir nach, wir nehmen ihn gefangen und binden ihn!“ Aber zu meinem tiefen Kummer versagten meine Krieger gänzlich, sie rührten sich nicht, teilweise retierten sie schon zum Kahn. — Da faßte mich der Jäger in den Kragen: „Ja, mein Junge, wenn du so willst, dann mußt du mit nach Lübz“ und trotz allen Sträubens schleppte er mit mir ab.

Meine Kräfte erlahmten bald und ich mußte tief beleidigt und wütend mit ihm.

Gegen Abend in Lübz angekommen, wurde ich ins Gefängnis gesperrt, ich dachte, das wird nicht lange dauern, dann kommt der Forstmeister und holt dich wieder hinaus.

Aber es wurde Nacht, ich froh und hungerte und hatte kein Lager, da brach mein Mut völlig zusammen.

Am andern Morgen brachte mir der Schließer Wasser und Brot, ich wollte hinaus, ich wäre ein Junker, er dürfte mich nicht eingesperrt halten, aber er beachtet mein Reden nicht, sondern schloß wieder zu.

Inzwischen waren meine Spiellkameraden schon und gedrückt wieder in Weism eingetroffen und hatten dort meinem Vater, der am Abend zurückgekehrt, bekannt, was geschehen und daß der herzogliche Jäger mich mit nach Lübz genommen. Mein Vater eilte sofort am nächsten Morgen dorthin zur Herzogin Sophie und bat um ihre Verwendung in der Sache.

Die Herzogin ließ sich genau den Hergang schildern und sandte dann einen Diener an den Forstmeister mit dem Befehl, ich solle sofort aus dem Turm zu ihr gebracht werden. So öffnete sich um Mittag das Gefängnis für mich, und ich wurde vor die Herzogin geführt.

Wie ich an der Seite des herzoglichen Dieners den Weg zum Schloß zurücklegte, und den Saal betrat, wurde mir recht bänglich ums Herz, aber die Herzogin empfing mich laut lachend mit den Worten: „Ach, das ist der Held, der meinen Wald erobern wollte, bleib so tapfer, mein Junge, wenn Mecklenburg in Gefahr kommt,“ und übergab mich meinem Vater. Der wollte zornig werden, aber er mußte der Herzogin versprechen, mich nicht zu strafen, ich sei für den dummen Jungenstreich schon genug gestraft.

Wir kehrten nach Weism zurück, aber nun hatte dieser Eroberungszug für mich die unangenehme Folge, daß ich einen Hauslehrer erhielt, da war es mit meiner ungebundenen Freiheit ziemlich zu Ende.

Er hieß Petrus Gunibertus und war ein Gottesgelehrter, da ihm, wenn meine Erziehung glückte, die Pfarre in Benthen in Aussicht gestellt war, so mußte ich nun gewaltig viel lernen, auch meine Schwester teilte teilweise den Unterricht mit mir.

Wie ich älter wurde, merkte ich oft, daß mein Vater sorgenvoll war, besonders, wenn er Briefe von der Stiefmutter, den Stiefbrüdern oder den Vormündern erhielt.

Wie ich später erfahren, hatte mein Vater bei der Erbteilung sich verpflichtet, seinen Brüdern Zinsen zu zahlen, aber dies wohl oft unterlassen, dann wurde er unbarmherzig gemahnt und ihm Verschwendung vorgeworfen, zur Befriedigung ihrer Ansprüche mußte mein Vater den Brüdern deshalb ein Stück nach dem andern überlassen, was seiner gereizten Stimmung gegen die Stiefmutter und die Brüder stets neue Nahrung gab. Es geziemt sich für mich als Sohn nicht, das Tun meines Vaters zu verurteilen, aber das muß ich doch sagen, um der Gerechtigkeit willen, der Vorwurf der Verschwendung wurde meinem Vater wohl nicht ganz mit Unrecht gemacht, und die Geldangelegenheiten waren ein ewiger Zankapfel zwischen den Brüdern, so daß mein gutherziger Vater schließlich auch sehr streitsüchtig und unfreundlich gegen dieselben wurde.

Eines Tages hörte ich ein Zwiegespräch der Eltern, die Mutter fragte: „Joachim, du gehst doch nach Grambow zur Beisehung der Mutter?“ „Nein, ich kann nicht überwinden, ich bin froh, daß sie tot ist, die Art wie sie gestorben, ist ihre Strafe.“

„Joachim,“ sagte die liebe Mutter, „gehe hin, dann begrabt ihr mit der bösen Frau auch vielleicht den bösen Streit.“ Aber mein Vater ging nicht, hätte er es doch getan!

Die Stiefmutter war plötzlich, gleichzeitig mit ihrem Sohne Adolf Friedrich, den ich bisher nicht erwähnt habe, auf einer Reise zu ihren Verwandten nach Freyburg in der Mark Brandenburg gestorben.

In diesen Jahren hatte sich zwischen meinen Eltern und der Herzogin Sophie und ihrem Hof ein lebhafter Verkehr entwickelt. Die Herzogin schätzte besonders meine Mutter sehr und suchte sie öfters in Weism auf, es war dies eine große Ehre und Freude für die Eltern, aber auch eine recht tuere. Fürsten machen, besonders in damaliger Zeit, ihre Reisen, mochten sie noch so klein sein, stets mit großem Gefolge, Dienerschaft und Pferden.

So vergingen wieder einige Jahre meiner Kindheit, ohne daß ich besondere Ereignisse aus der Zeit im Gedächtnis behalten hätte, bis auf den Tag, den ich mit seinen kleinsten Ereignissen bis an mein Lebensende nicht vergessen werde.

Ich war 12 Jahre alt, und befand mich an einem Vormittage im Zimmer des Magisters Gunibertus, welches nach dem Hof zu lag, als der Burgvogt ins Horn stieß zur Anmeldung von Gästen und gleich darauf die Zugbrücke hinunterließ. Ich lief ans Fenster und sah meine beiden Onkel Melchior und Balthasar in den Burghof einreiten.

Sofort begriff ich, daß etwas besonderes vorgehen würde, warum sie gekommen, ich lief schnell in die große Halle, und versteckte mich hinter dem Kamin, kaum war ich in meinem Versteck, da traten die beiden Stiefbrüder in die Halle und gleichzeitig durch eine andere Thür mein Vater. Onkel Melchior schrie sofort mit überlauter Stimme: „Joachim, du hast wieder nicht bezahlt, du ruinierst Weism völlig, wir wollen unser Geld, ich habe auch Frau und Kinder!“ Onkel Balthasar fügte hinzu: „Fort mußt du aus Weism, aus unseres Vaters Haus, aus dem du uns vertrieben, dir gehört hier nichts mehr!“

Da packte meinem Vater eine furchtbare Wut, wie ich ihn nie vorher noch nachher gesehen, er riß einen Säbel



von der Wand und schrie: „Ihr Blutsauger, das ist euer Tod!“ und stürzte sich auf seine Brüder. — In dem Augenblick öffnete sich die Tür und meine Mutter, blaß wie der Tod, lief zwischen die Streitenden: „Joachim, um Gottes Willen, du machst uns ja sämtlich unglücklich,“ sie umklammerte den Vater und sah ihn flehentlich an. Da wankte mein lieber Vater, taumelte auf eine Bank, schlug die Hand vors Gesicht, krankhaft bebend von der furchtbaren Erregung.

Nun zeigte sich meine liebe Mutter in ihrer ganzen Größe, sie sprach sanft und begütigend auf die feindlichen Brüder ein, indem sie ihnen milde, aber ernst und fest ihr unrichtiges Benehmen in dieser Sache vor Augen führte und brachte sie dahin, daß sie einwilligten, Onkel Below als Schiedsrichter zu wählen.

Onkel Below kam und Vater legte ihm nun kurz seine Schuldenverhältnisse vor, welche Summe er den Brüdern, welche anderen Personen schuldig sei. Onkel Below schüttelte den Kopf:

„Ja, Joachim, das ist schlimm, ich kann nur raten, überlaß deinen Brüdern Weisheit pfandweise gegen Zahlung einer größeren Summe, dann kannst du deine Schulden bezahlen, du ziehst nach Benthen, mußt dir dort allerdings erst ein Wohnhaus bauen.“

Nun zogen sich alle ins Schreibzimmer meines Vaters zurück und ich konnte unbemerkt fort aus meinem Versteck.

Mir schlug das Herz hörbar, ich lief zu Margarethe Sopfie und mit ihr ins Freie, um das Furchtbare zu besprechen. Es verging der ganze Tag, wir sahen die Eltern und die Onkels nicht, hörten nur in Vaters Zimmer sprechen. Spät am Abend, wie wir schon in unseren Betten lagen, ritten die Stiefbrüder fort. Am andern Morgen beim Frühstück sagte die Mutter zu uns: „Wir ziehen aus Weisheit fort, Vater hat hier zu viel Sorgen, wir gehen nach Benthen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ut mine Festungstied.

(Fortsetzung.)

De Inspekter hadd drei Pund Toback unner den Arm un vertellte mi, min oll Vader hadd all vör mine Ankomst för mi „ne halw“ Rist Toback herschickt un hei würd mi dorvön tauksamen laten, wenn id wecken brufen ded. — Dat was gaud, aewer ebenso gaud was 't, dat id tau weiten kregen hadd, woans de Inspekter un de Slüter mit enanner stunnen. Wenn den Dürvel sin Reich uneinig, hewwen de armen Seelen Firabend.

Id sticte mi „ne Pip Toback an, lād mi up de Madrag un wil id mād' was von de Reij', sley id in, un wil id minen Pipendedel för en süßwernen utgewen hadd, verbrennt id mi minen Slaproch, de so all ansengt was, un twors dörch negen Stockwart, denn min Slaproch hadd mit de Tid immer ein Gut aewer de anner kregen, indem dat id em immer wedder frisch aewertrecken let, un in de Ort was hei grad as Achilleßen sin Schild mit de negen Offensellen.

Hei swälte denn of immer förfötsch weg, as de Slüter wedder 'rinner kamm, de eigentlich nicks bi mi tau dauhn hadd. — „Gott's Dunner!“ röp hei, „Sei brennen!“ un hülp mi dat Füer utslahn. — Na, dorför bedankte id mi denn bi em, un nu kreg hei Aewerwater un würd so tauvertrulich un smeichlich, as en Hund, de sin Prügel kregen hett, un sung an: mit den Inspekter süß id mi nich inlaten, denn de wir woll fründlich in de Ogen, aewer falsch achter 'n Rücken, un wat hei dauhn künn, dat süß mi woll tau Gauden kamen, un vördem hadd hei jo man spaßt, un wurüm id keinen Spaß verstahn hadd.

Kort, dat was grad so 'n Schubbejack von Kirl, as id von de Ort all vele kennen lihrt hadd, negenklauf, hinnerlistig, vull Schadensfreud', tau jeden Deinst för sine Vörgefekten parat, un wir 't of de niderträchtigst, un dorbi feig, wenn Einer de Zähnen wisen ded.

Min Toback stek em in de Näs': „Woll schönen Toback?“ frog hei. — „Jh ja,“ säd id. „Will'n Sei em mal probiren?“ — „Ne,“ meinte hei, „wo denken Sei hen? Id süß mi in so 'ne Dörchstekerien inlaten?“ — „Schön,“ säd id, „denn laten S' 't sin.“

Herr D . . . mann kamm wedder, hei hadd nicks bi mi tau dauhn: „Na, wo geiht 't?“ — „Oh, recht gaud.“ — „De Toback smeckt Sei woll?“ — „Ja, sühr gaud.“ — „Na, wil Sei doch so fründlich wiren . . . probiren will id em doch mal.“ Herr D . . . mann stoppte sück 'ne Pip: „Schön!

Würrlich schön!“ — „Na, denn nehmen S' sück en Pund mit,“ säd id. — „Ne, dat künn hei nich. „Ne Pip Toback, dat güng woll; aewer en Pund! Dat wir gegen sine Schülligkeit, dat künn hei nich dauhn. Wat id von em denken ded? — Aewer as Herr D . . . mann ut mine Dör güng, hadd hei min Pund Toback in die Hand, un id dacht wat von em.

Den Dag dorup würden Sträfling' nah den lütten vorkantigen Hof kummandirt, de müßten Bahn schüppen, dat mine Kammeraden doch wedder mal in de Luft gahn künnen. All, de up einen Korridor seten, kemen up 'ne Stunn' däglich in de frische Luft.

Min Korridor kamm tauerst an de Reih', id natürlich nich mit, denn id hadd jo noch keinen Berlöw dortan; id klatterte indessen up minen Disch un Hüßer 'ruppe un fet mi de Lüd buten en beten an.

Dicht unner dat Duwensflagelock, wat för min Finster gellen süß, stellte sück en Por hen, von de id den Einen recht gaud kennen ded, denn hei was en ollen Bekannten ut Jena; sei hadden lütte dünne Stöcker in de Hand un secheten sück dormit up Stoß, as wi 't in Jena up den Markt dahn hadden, aewer mit Jfen. Bi jeden Stoß un jede Parad' flöten mi en por Würd' tau: „Rechtsch von Di sitten wi Beid', linksch von Di sitt Gr . . .“ — de mi bi min Ankomst all gegrüßt hadd — „de irste Kummandant, Graf S., is de irste Minschenschinner gegen uns; de tweite Kummandant, Oberst von B., hett woll gauden Willen, kann aewer nicks maken, wil Graf S. dat för sine Schülligkeit, as Spellkamerad von den König, hößt, uns persönlich nah Maeglichkeit tau schikanieren. De Blakmajur kann deswegen of nicks. De Inspekter is en gauden Mann, lewt aewer in ewige Angst vör den irsten Kummandanten up de ein' un den Slüter D . . . mann up de anner Sid, denn dat is de heimliche Taubringer nah haben 'rup un is de legste von Alltausamen. De Gefängnis knecht R. bedrüggt uns, un deswegen möt hei dauhn, wat wi willen; aewer D . . . mann sitt em tau sühr up de Hacken, hei kann nicks dauhn. Häud' Di also vör D . . . mannen! Hei hett en wahren Haß up uns un is en sühr slichten Patron un würd sück seler of besteken laten, wenn wi em man en gauden Preis betahlen können, so aewer wil wi nicks hewwen, taenen wi nich an em kamen.



Dese Nachrichten flöten mi so stückwif' tau. Min oll Fründ Gr. gung an min Finster vörbi: En Mez kanst Du von mi krigen.“ — Dat was doch of all wat — wenn 't man irst hadd! — Denn hier was 't just so, as in den Unnersäufungsarrestst, Mez un Gabel würden glif nah 't Middageiten wegnamen, un id hadd all wedder tau dat olle Widdel gripen müßt, un hadd den Stel von minen ollen bledernen Lpel up de ein' Sid scharp schürt, dat id mi doch notdürftigen Stück Brot affschneiden kunn.

Neuer wat süll dat mit R . . . mannen heiten? — „Händ di vör D . . . mannen! Hei nimmt nids von uns an.“ — De Mann hadd jo von mi en Pund Toback annehmen. — Na, de Sid müßt dat liren.

Den Rahmiddag kamm de Inspekteur tau mi un makte mi de Anzeig', dat id of 'ne Stunn' up den Hof spazieren kunn, 't wir allerdings noch nich von de Kommandantur anordnet, aewer hei wull dat up sine Kapp nemen, denn id müßt jo doch an de Luft. — Id namm dat denn girn an, un as id up den Hof kamm, markte id denn, dat dat Däuweder was, un dat de Snei ballte. Nem mi nu 'ne gaude Motschon tau maken, wölkerte id grote Sneiballen tausam un sett'te sei up enanner, bet 'ne Ort von Postament farig was, un dunn namm id en rechten schönen witten Sneiflut un fung dormit an tau kneden un tau pusseln, bet id 'ne Ort von Postbild farig hadd, un as id min Matwart neger betrachten ded, dunn sprüng mi 'ne Aehnlichkeit mit den ollen, braven Dr. Martin Luther entgegen, id makte em de Backen en beten dicker un de Näf en beten stüwer, un dor stunn hei listerwelt. Dat was grad kein Kunstwart; aewer, as de Upwohrer R. nahsten, üm mi wat Schöns tau seggen, säd', en Jeder künn doch seihn, dat 't en Mannsmensch un kein Frugensmensch sin süll.

Id hadd dese Geschichte nich vertellst, wenn dorut nich för mi wat Gaudes utbröht wir. De Platzmajur was glif nah mine Fristunn' kamen un hadd minen Dr. Martin dor stasthn seihn; hei let sid also min Dör upsluten un frog mi: wat id nich girn min Schriv- un Zeilen-Material hewwen wull. Id säd natürlich: Ja, un hei versprok mi dorför tau sorgen; un id freg 't of.

### Kapittel 8.

Einige Dag' d'rup, so gegen Abend, hörte id, dat bi minen Nawer Gr . . . upslaten würd — dat geschach bi uns Allen immer üm dese Tid, denn denn würd rein makt un frisch Water halt. Id kloppte an mine Dör, un D . . . mann slot up, obschonst de Gefängnis knecht bi minen Fründ Gr . . . noch nich farig was; id kamm 'rute un gung up Gr . . . tau, un kunn doch en Wurd' mit em reden. As de Stuw' rein was, röp D . . . mann: „Herr Gr . . .!“ un Gr . . . gung in sin Loß herin; aewer id of un sett'te mi ahn Wiederez up dat Bedd. D . . . mann röp mi, id süll 'rute kamen, id aewer rögte mi nich un meinte, hei künn mi jo bet Kloß negen bi minen Kammeraden sitten laten, denn kem' hei jo doch mal wedder tau 'm Taufsluten för de Nacht. — Re, dat künn hei nich, dat wir gegen de Husordnung, de Inspekteur künn kamen, un denn wir de Düwel los, denn de Inspekteur paste em immer up den Deinst. — Id säd, de Inspekteur würd gewiß nich kamen, un säd, id ded em of mal wedder en Gefallen, indem id nich ahn Ansicht so 'n beten stark mit den Luppahl up dat Pund Toback henwinkte. Un wat was dat Einn' — Herr D . . . mann slot uns Beid' tausamen in.

Dor seten wi nu un vertellten uns von ollen un nigen Tiden. Gr . . . gaww mi en Mez un allerlei Kleinigkeiten, de hei missen kunn, un 't würd aemakt, id süll bi de Kommandantur inkamen, dat wi tausamen wahren wullen.

Binah all de Annern wählten tau Dwei in ehr Stuwen, un 't müggst uns jo of woll glücken.

Neuer worüm vertell id so 'ne Kleinigkeiten? — Dorüm, wil id nahweisen kunn, dat min Pund Toback de ganze schöne, nah allen Kantten so faste Husordnung ümsmiten ded. — De Gefängnis knecht R. hadd seihn, dat D . . . mann sid arg gegen de Bestimmungen von den Grafen H. versünnigt hadd; hei würd jo dit glif an den Inspekteur vertellen; de hadd nu den Klüter schön in de Fingern, dat hei em nich mihr hinnerücks bi den Kommandanten anpeken kunn. Kort, de ganze, up gegensidige Furcht un Riberträchtigkeit von de Beamten gründte Uprechthollung von den Grafen H. sine scharpe Husordnung föll för ein Pund Toback. Un dat fratt mit de Wil' so wid üm sid, dat id, as noch lang' kein Johr vergahn was, de Staetel ut den Inspekteur sin Stuw' herute halte un all de Gefängnissen upslot. — Doch dorüm geschach nids Unrechts von uns — as denn aewerall in de vier Johren aewer twintig bet dörtig junge Lüd' keine Klag' bi de Kommandantur vörkamen is, tau 'm groten Arger von den irsten Kommandanten, de up öffentliche Parad' wütend tau den Inspekteur seggt hawwen sall: „Wieder nichts zu melden? — Melden Sie was, und ich werde den Leuten zeigen, wie man mit Hochverrättern umgehen muß!“ — Un all de erbärmlichen Quälerien, mit de wi schurigelt würden, wiren nich mal en Pund Toback wirt!

Hier kann mi nu Einer fragen, ob dat recht von mi was, un ob dat mit de christliche Moral stimmt, dat id en Beamten von sine Pslicht aswenig makt heww? Dorgegen möt id antworten: id heww 't oft lesen un ut den Munn' von sihr frame Lüd' hürut, dat de Handlungen von de Lüd', de de baewelsten Spitzen von de menschliche Gesellschaft utmaken, gor nich nah de christliche Moral tau tagieren sünd, worüm will denn Einer de ünneelsten Spitzen — un dat sünd de Gefangenen — mit en anner Mat meten? Aller Welt Hand was gegen uns, un wenn wi nich unnergahn süllen, müßten wi uns wehren; un gegen wen? — Gegen so 'n Kirl, den sine christliche Moral nich mal en Pund Toback wirt was, den wi nahsten sogar bi 't Zigarrenstehlen attrapierten.

Nu wehr sid mal Einer mit de christliche Moral gegen einen Menschen, de vör Wut barsten mücht, dat hei junge Lüd', de in aewermenschliche Geduld Johre lang Allens dragen, tau keine Klag' Anlat gewen hadden, nich noch scharper ansaten kunn, de tau de strengen gedruckten Bestimmungen för den sworn Unnersäufungsarrest noch nige, strengere utfünnig makt un sei uns in dat Gefängnis 'rinne hängt hadd! — Nu wehr sid mal Einer mit de christliche Moral gegen 'ne Karnall von Kirl, de de gemeinsten Niederträchtigkeiten utbräuden ded, üm dat arme jammervolle Lewen noch jammerboller tau maken!

Un wat ded denn de preußische Staat för unsere christliche Moral? — Dat is uns was of dunn 'ne gesetzliche Bestimmung, dat jeder Gefang'ne Sündtags in de Kirch gahn süll, un wo id bether west was, in S., können wi immer in der Kirch gahn; aewer hier? — Wat den Spitzbauwen, Röwer un Mürder tau Gaud' kümm, dat was uns affneden: in vier Johr hadd kein Einziger wat von christlichen Gottsdeinst noch aewerall von en Preister seihn — de Katholiken utbenamen; denn dat möt Einer den katholischen Paster G . . . nahseggen, wat sei em of von Kommandantur wegen för Stein' in den Weg smeten, hei wüßt sei all furttaurimen, bet hei allwöchentlich sine Bichtkinner besäuen kunn. Neuer de evangelischen Preisters! Ih, Gott bewohre, föll ehr jo gor nich in. —

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Jüller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 5. Juli 1936

Nr. 13

## Königschuß.

Von Dr. Hans W. Barnewitz.

„So, hüt is all Königschuß-Heiligabend!“ heißt es eines Tages befriedigt in einer mecklenburgischen Stadt! Wagen mit Bündeln von Maibusch durchziehen die Stadt. Aus dem Birkengrün werden bei den Zunftwürdenträgern die sogenannten Lauben errichtet, die Umkleidung der Haustür. Inzwischen durchzieht die Stadtkapelle die Straßen, um dem Schützenkönig, den Aelterleuten und anderen die üblichen Ständchen zu bringen. Es lohnt: „Für jede Laub dor giff dat wat, för ewig döft'ge Nählen . . .“ heißt es in einem alten Königschußgedicht. Von Haus zu Haus geht die Jugend mit — man legt den Königschuß gern in die Ferien — und dient als lebendige Notenhalter. Abends veranstaltet die Kapelle wohl noch einen Zapfenstreich — nicht zu spät, damit man gestärkt in den neuen Tag hinein kommt. Ein letzter prüfender Blick noch auf die bereitgelegte Uniform: so, nun ist man auf drei Tage aus dem normalen Leben ausgeschaltet!

Frühzeitig beginnt der Königschußtag. Der Tambour läßt sein Loden ertönen: „Lewerenz kann trummeln, Lewerenz kann trummeln, Lewerenz, de kann am besten trummeln“ hat man es gedeutet. Nun versammeln sich an den festgesetzten Plätzen die einzelnen Kompanien oder Korps. Sie sind in den einzelnen Städten verschiedenartig gekleidet. Da sieht man Frack und weißes Beinkleid — ein Ueberrest der Biedermeierzeit — da erblickt man die Jägeruniform, da marschiert die Garde mit hohen Stiefeln und Sporen, dazu Eschafot und Federbusch — die Gründer des Korps haben nach den Befreiungskriegen ihren Großherzog beritten eingeholt — und anderswo gibt es sogar Sappeure in der Tracht der napoleonischen Zeit; Wärenmütze und Lederschürze fallen am meisten auf. Am häufigsten ist die deutsche Schützentracht, graue Zoppe mit grünem Besatz und Jägerhut. Dazu kommen die schwarzen Korps in Zivil, in Frack und Zylinder; sie haben sich erst im zwanzigsten Jahrhundert gebildet. Dem konservativen Landesfönn entsprechend trägt mancher alte Schütze aber noch die Uniform, die in vergangenen Zeiten Brauch war. Der Korpskommandeur erscheint bisweilen fast als militärischer Würdenträger. Bis zum Major hin sind übrigens in manchen Zünften die Rangbezeichnungen der

alten Armee vertreten. Daß der Offizier der Zunft den Degen führt, ergibt sich daraus von selbst.

Doch genug davon! Die einzelnen Korps holen nun Fahne und Kommandeur ab, umschwärmt vom Publikum. Dann werden König und Bürgermeister abgeholt — letzterer ist der Patron der Zunft. — Dann kommt am Rathaus der letzte Halt. Dort tritt der Rat ein, an manchen Orten wird auch noch „de Rumpfmatzschon“ verlesen, das landesherrliche Privilegium alter Zeit, und dann geht es in feierlichem Zuge zum Schießplatz. Voran geht eine wichtige Persönlichkeit, „de Schiebenwiefer“ mit der Scheibe auf dem Rücken. Dann läßt das Musikkorps flotte Marschweisen ertönen. Nun kommt der Schützenkönig, geleitet von dem Bürgermeister und einem Stadtrat. Ihnen folgen die weiteren Angehörigen des Rates, dann kommen die Aelterleute der Zunft. Dahinter marschieren die verschiedenen Korps, in bestimmter Reihenfolge. Die Schützen tragen Blumensträußchen im Lauf ihrer Büchse; diese führt übrigens statt des Hornes gewöhnlich den Dioptr.

Das Schützenhaus macht meist einen stattlichen Eindruck; von der einfachen mittelalterlichen „Vogelstange“ ist es ein großer Aufstieg zu dem heutigen Zustand. Im Saale nimmt alles seinen bestimmten Platz ein an den langen Tischen. Der Aeltermann gebietet mit dem Aufstoßen des silberbeschlagenen Aeltermannsstabes oder des Schaffholzes Ruhe und eröffnet die Feier. Nun beginnt ein kräftiges Bechern. Währenddessen setzt das Schießen ein, doch nicht mehr nach dem Vogel wie in alten Zeiten — an manchen Orten heißt es noch heute Vogelschuß — sondern nach der schon genannten Scheibe. Der Schießstand ist sachgemäß hergerichtet; der bekannte Vers:

Aus zwei faustallartigen Ständen

Tut man seine Schüsse senden.

hat für Mecklenburg keine Gültigkeit. Den ersten Schuß gibt mancherorts der König ab, geschmückt mit dem Zeichen seiner Würde, der silbernen Kette.

Ja, Königsfette! Sie hat die verschiedenartigste Gestalt im Lande. Ihr Anfang war ein einfacher silberner Vogel, von der Gestalt eines Papageien — Gohengilde





und Hohenstiefen sind die Bezeichnungen des Mittelalters — an einem Bande um den Hals getragen von demjenigen, „welcher den Vogel abschütt“. War das Zunftkleinod in Krieg oder Feuersbrunst verlorengegangen, dann stiftete wohl der Landesherr ein neues in Gestalt des fürstlichen Wappens oder einer goldenen Denkmünze. Vielfach hatte der Schützenkönig die Pflicht, an den Vogel ein silbernes Schild zu hängen, „zu seiner Verbesserung“. So hat manche Schützenkette ein schweres Gewicht erreicht.

Stundenlang dauert das Schießen; schauen wir uns währenddessen einmal im Saale um! Auf dem Königsstisch oder Aeltermannstisch, an dem auch Rat und Ehrengäste sitzen, steht die geöffnete Lade mit der Zunftrolle. Dort sieht man auch den silbernen Willkomm, oft ein altes schönes Stück. Silberne Becher stehen auch auf den anderen Tischen. Sie alle enthalten ein gewürztes Süßbier, das man sich unter feierlichen Zeremonien gegenseitig zutrinkt. Von der Bühne läßt die Stadtkapelle ihre munteren Weisen erschallen, und spielt sie einen Tanz, dann dreht sich die anwesende Jugend munter im Kreise, ja, auch mancher ältere Schützenbruder verschmächt einen Vorschuß auf den Schützenball nicht. Bisweilen sorgt eine energische Aufforderung dafür, daß der Saal nicht vom Publikum überflutet wird; sie ist allerdings nicht mehr so handfest wie früher, wo der Befehl erging: „Schützenbräuder un Schützenbräuderkinner, 'rin, Hushusch un anner Pad 'rut!“

Zum Mittagessen wird eine Pause eingelegt, und dann geht es weiter. Endlich haben alle Schützen herumgeschossen; mit dem Meßapparat wird nun der beste Schuß festgestellt. Ein Tusch der Musik wird abgelöst durch eine Salve der „Kanonen“ — Krupp hat eine Sonderabteilung für den Bau dieser Böller — und feierlich wird der neue König proklamiert. Auch die übrigen Gewinner der Königscheibe werden aufgerufen — silberne Löffel sind die häufigsten Preise — und dann erfolgt der Einmarsch: „der König ist tot, es lebe der König!“

Der Schluß des Abends verläuft verschiedenartig. Nur so viel steht fest, daß er recht feucht ist, und der neue König hat eine offene Hand, wie es seiner Würde entspricht. Nun, „das Königsgeld“, das seinen Silbergewinn begleitet, ermöglicht es ihm. Die Königswürde gibt ihm ein ganzes Jahr eine Sonderstellung; sie färbt auch auf seine Familie ab. „Frau Königin“ hat zwar ihre Sorgen, daß das Königsgeld nicht überschätzt wird; aber sie ist ehrlich stolz auf die Würde des Gatten, und noch mehr ist das bei den Kindern der Fall.

Am folgenden Tage hat natürlich der neue König das Recht auf die feierliche Abholung. Frau Königin hat zunächst nur die Last ihrer Würde zu verspüren, denn vor dem Ausmarsch nehmen die Spitzen der Zunft — Regi-

ment, Tischgeschä, kleine Zunft oder wie sie heißen — im Königschloß ein Frühstück ein, bei dem auch das Saisongericht, der Kal, nicht fehlen darf. Im übrigen verläuft der zweite Tag ähnlich wie der erste, nur wird er etwas weniger offiziell aufgefaßt. Während auf die Silbergewinnsscheibe geschossen wird, gibt es von den Schützentischen häufig schon Ausflüge zu den Buden des Festplatzes, womöglich in improvisierter Marschordnung unter Musikvortrag. Mittags findet das Festessen statt. Die Tischreden sind erfreulicherweise nur knapp und kurz; der Stoff ist vorher in der Hauptsache aufgebraucht. Dann geht es wieder hinaus auf den Festplatz. Die Scheibe bietet für immer weniger Schützenbrüder Interesse; dafür probiert man sämtliche Buden durch und versucht alle möglichen Glücksspiele, vom Glücksrad bis zum Trull-Trull mit seinen verschiedenen Feldern, Aebor, Jungfer und wie sie heißen: sind sie frei, so werden sie womöglich noch mit passenden Versen ausgerufen. Auch das Karussell wird nicht vergessen. Mancher Schütze frischt dort Jugenderinnerungen auf. Ja für eine einzelne Fahrt macht die Zunft wohl gar den Besuch offiziell und verwendet es dann als passenden Hintergrund für eine Gesamtaufnahme.

Der Abend bringt meist den Schützenball. Weit interessanter ist es noch, wenn eine Zunft dann, in den Formen des Mittelalters, die Umsetzung der Ämter vornimmt — Deputierte, Stuhlritzer, Schaffer, Offiziere, Adjutanten, Fähnriche und wie sie heißen, bis zur Krönung des Ganzen, dem wortführenden Aeltermann: wer diese Würde erklommen hat, wird im nächsten Jahr gewissermaßen inaktiv, wie es in der Studentensprache heißt, er hat keine Verpflichtung zur Arbeit für die Zunft mehr. Jeder, der ein Amt niederlegt, wird in feierlichem Zuge von seinem Platz fortgeleitet, und die Musik spielt dazu: „Muß i denn, muß i denn zum Städtelein hinaus“. Dann erscheint er am Königsstisch zum Antritt seines neuen Amtes und bringt aus dem Willkomm das Wohl der Zunft aus: „Alle meine lieben Schützenbrüder, sie leben hoch!“ Derweil läßt ein Zunftgenosse das Fähnlein in der Hand der Deckelfigur wehen — sonst hat es keine Art!

Aber auch hier schlägt die Stunde der Trennung, und beim Einzug im Abenddunkel ist nicht mehr so viel von der militärischen Ordnung zu spüren wie am Morgen: bunte Reihe ist im Gros der Zunft das Uebliche.

Der Sonnabend ist im allgemeinen Ruhetag, aber am Sonntag erlebt der Königsschuß noch eine Nachblüte in Gestalt von einem Volksfest, an dem besonders das flache Land beteiligt ist. Allgemein aber herrscht die Auffassung: es ist wieder einmal schön gewesen! Und diese Erinnerung bleibt so lange, bis man wieder anfängt, sich auf den neuen Königsschuß zu freuen.

## Das Schüttenfest.

1. Schüttenbrauder, freu di man,  
Königsschuß dei geiht nu an!  
Süßst du nich up allen Wegen,  
Dat dei Lüde de Straten fegen?
2. Hör id Trummel un Musil,  
Smiet id hen dei Arbeit gilet.  
Männig Flagg krüppt ut dat Dack,  
Magistrat söcht rut den Grad.
3. Schüttenbrauder weit Bescheid,  
Is frühmorgens marschbereit:  
Got verwegen up den Kopp  
Fohrt hei in dei Schüttenjopp.
4. Blumenstrüßlen up dei Büß,  
Wiewlen friggst ehr Abschiedsküß,  
Stellt hei sid tau rechten Lied  
Up den Mark in Reih' un Glied.
5. Dorup ward denn ungestürt  
Of de Rumfermatschon anhürt,  
Un denn führt uns' Oberst Wendt  
Schneidig rut sien Regiment.
6. Schüttenbrauder röppt: „Suchheil!“  
Wenn hei schütt den Knop entwei;  
Doch hei süht gefährlich fur,  
Schütt hei 'n Rod in dei Natur.



7. Un wenn hei in grote Zhl  
Jedes Mal verfehlt dat Ziel,  
Na, id segg, dor freg hei baß  
Doch 'n Schiebenwieserhaß.
8. Schüttenbrauder drinkt of mal,  
Dösten is för em 'ne Qual.  
In den Schüttenjaal, so kühl,  
Ward dat bald ein grot Gewühl.
9. Un dei Delft kloppt up den Disch. —  
Mit 'ne Stimm, noch tämlich frisch,  
Köppt hei: Bringt mal tau'n Genuß,  
Licht, Tabak und Fiddibus!
10. „Un denn wieder bringt mal hier  
Zweiback, Naem un godes Bier;  
Zweiback, möt id noch erwähnen,  
Sacht nich jeden in dei Zähnen.“
11. Unf' Stauhsitters kloppen frisch  
Un'n hungrigen Nulff un jüngsten Disch.  
Un'n jüngsten Disch, dor lewt man fien,  
Denn dor gift dat Hänselewin.

12. Sünd dei Nemter irst vergeben  
O, denn wat't 'n lustig Leben,  
Un Muskant möt denn siet quälen  
Un uns noch tau'n Danz upspälen.
13. Schütten, Schüttenbräuderkiner  
Gahn denn nah den Saal herinner  
Un Huschmusch bliwt vör dei Dör,  
So is 't Bruf von Dellers her.
14. Tau den schönen Schüttenball  
Freuen siet dei Damen all,  
Doch bi Schüttenschwerendöter  
Ward dei Jammerümmer gröter.
15. Ward taulekt von't Drinken her  
Einen doch dei Kopp tau swer,  
Na, denn bringt de leuwe Fru,  
Schüttenbräuding sacht tau Ruh.

(B ü k o w, um 1890.)

## Zwei Dokumente — Anfang und Ende.

Franz Wefel.

Rundt und zu wissen sey hiermit, daß heute unten gesetzten dato zwischen Arnolds Oldewelt, und seinem Sohn Franz Jürgen Oldewelt, als Verkäufern an einer, und Meister Lorenz Laß, Bürger und Töpfer alhier in Tessin, andern theils, ein beständiger und unwiderruflicher Erb-Haus-Kauf-Contrakt folgendermaßen verabredet, getroffen, beliebt und geschlossen worden.

1. Nemlich es verkauften Arnolds Oldewelt und sein Sohn Franz Jürgen Oldewelt für sich und ihren Erben, ihr alhier zu Tessin am Markt auff der Ecke nach der Mühlen-Strasse hinunter zur rechten Hand belegenes Haus mit allen Recht und Gerechtigkeiten in seinen Gränzen und Scheiden mit allen Perainentien als Brenn-Ofen, Ställen, zweier Gärten, einer hinter dem Hause, der andere hinter der Scheune zwischen des Müllers Garten und dem Walle belegen, auch allen so denn Erd, Mauer und Nagelfest ist, und auch der Kirchenständen bey versprechen die Gräbnisse auch, und es Verkäufern und ihre Antecessores jederzeit besessen, genüzet und gebraucht, oder hätten nützen und gebrauchen können oder mögen, niemand versetzt oder verpfändet quit und frey und ohne allergeringsten Schuldenlast, an Lorenz Laß und seine Erben umb und vor drey hundert Gulden, schreibe 300 fl. Necklbg. Wehrung als jeden Gulden zu 24 fl. gerechnet, an neuen 11 und ½ teln und Couranden Gelde zu voll gerechnet, und da Hr. Käufer bey Auslieferung dieses Contracts von dem Kauff Schilling sofort 200 fl. bezahlt, als worüber er denn hiermit Rechtskräftig quitirt wird, so wird er von Hr. Verkäufern hiemit in den würllichen Besitz und Possession der Häuser immitirt und gesetzt, so daß er und seine Erben und Erbnehmenden das gekaupte Haus cum omnibus pertinentiis, als sein Eigenthümliches Haus, seines oder ihren besten Verstandes nach, Erb- und Eigenthümlich innen haben, besitzen, gebrauchen, auch bemächtigt seyn sollen, dasselbe seiner oder ihrer Gelegenheit nach hintwieder zu verpfänden, zu verheuern, zu verkaufen zu cediren, auch sonst damit zu schalten und zu walten: Und sind Verkäufern die Oldewelten wegen aller An- und Zusprache, auch wenn deswegen Unkosten solten angewandt werden, Käuffern Lorenz Laßen allemal ein sicher Gewehr.

2. Dagegen verspricht Käufer Laß den rest der Kaufschillings als 100 fl. (unleserlich) . . .

3. Ist hierbei verabredet, daß wenn Käufer Lorenz Laß und seine Erben dieses Haus und Pertinentien wieder verkaufen wollen, Er oder Sie gehalten seyn sollen, er Verkäufern oder ihren Erben zusehenderst wieder anzubieten und wenn sie geben, was ein ander bietet, die nächsten dazu seyn sollen.

4. Verbinden sich Verkäufer alle alten Brieffschaften wegen dieses Hauses und Pertinentien, aufrichtig an Käufer zu extrahieren. Letztlich haben sich beide theile für sich und ihre Erben aller Wohlthaten der Rechte, insonderheit der Exception des Betruges, der Uebervorthellung, auch wenn gleich selbige über die Helfte des Werthes wäre, oder Wieder-Einsetzung in vorigem Stande, der hinterlistigen Veredung, daß anders gehandelt als geschrieben, zusamt der Appellation und allen andern Wohlthaten in genere und in Speci, wie auch der bekannten Regul, daß eine gemeine Verzicht nicht gelte, wo nicht die besondere vorhergehe oder folge, wissentlich und wohlbedächtlich begeben, alles ohne arge List und Gefährde.

Urkundlich ist dieser Kauff-Brief in duplo verfertigt, und jedem ein Exemplar zugestellt. auch von beyden Contrahenten und Beyständen eigenhändig unterschrieben worden. So geschehen zu Tessin, d. November An. 1724.

Arnoldus Oldewelt.

Franz Jürgen Oldewelt.

1726. d. 2. Januarius.

Es handelt sich hier um das Haus Nr. 231 am alten Markt. Hier wohnte seit langem die Familie Oldewelt. Sie kommt schon 1572 als Töpfer in den Akten vor. Es lebte damals ein Jakob Godenwoldeß. Er setzte 1560 den ersten genannt. (Anno 1560 den Rachelaut in der wedem.) Rachelosen in Tessin im Predigerhause, damals Wedeme doch scheint er noch keine rechte Erfahrung im Setzen gehabt zu haben, denn er muß ihn schon 10 Jahre später wieder umsetzen. Anno 1570 den Rachelaut in der wedeme umsetzen vund 15 nie pötte 6 fl. 3 fl.

Sein Sohn Zacharias, jetzt schon Oldewelt geschrieben, muß sich 1620 von der Kirche 24 Gulden leihen, die er Palmarum 1624 wieder abträgt. Sein Sohn baut sich nach



dem 30jährigen Krieg wieder an der alten Stelle auf. Warum dessen Sohn Arnold sein Haus verkauft, ist nicht mehr ersichtlich aus den Akten. Der Verkauf hat sich bis zum 2. 1. 1726 verzögert. Der Käufer L. Laß ist scheinbar aus Gnoien eingewandert, denn in Tessin kommt der Name vorher nicht vor. Er hat das Haus nun bis an sein Lebensende behalten. Zu dem Hause gehörten als „Erbe“ Acker, Wiese, Gärten, Kirchenstuhl und Erbbegräbniß. Am 5. Mai 1741 brannte es bei dem zweiten großen Brande mit ab. Das Feuer kam im Hause 236 auf und vernichtete 33 Wohnhäuser. Laß ging nun mit einem Bettelbrief im Lande umher und sammelte Hilfgelder. Er erhielt Erlaubniß an zwei Tagen zu bitten am 17. 5. in Rostock, 19. in Bülow, 9. Juni in Dargun, 18. Juli in Laage. Leider erfahren wir nicht, wieviel er zusammengebracht hat. 1761 ist er alt und krank und übergibt seinem Schwiegersohn Rose mit folgendem Testament sein Haus.

Im Rahmen der Heiligen Dreieinigkeit Sey hiermit kund und zu wissen, daß im Jahr nach der gnadenreichen geburth und Menschwerdung unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, Ein Tausend Sieben hundert und Ein und Sechzig, in der IX. Römer Zinsen Zahl, zu latein Judicio Romano genannt, bey Herrsch und Regierung der allerdurchlauchtigsten großmächtigsten und unüberwindlichsten Kaiser und Herrn, Herrn Francisci, dieses Namens des Ersten, erwählten Römischen Kaisers, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, auch in Germanien zu Jerusalem König, Herzogen zu Lothringen und Barr, Großherzogen zu toskana, Fürsten zu Charleville, Markgrafen zu Romeneh, Grafen zu Falkenstein p. p. p. unseres allernädigsten Kaisers und Herrn, Ihrer Kaiserlichen Majestät Regierung im XVIten Jahr, den XIIIten des Monatses Februar, abends um 7 Uhr, der hiesige Bürger und Töpfer Meister Lorenz Laß zu Tessin mich Subscriptum durch seinen Schwieger Sohn den Bürger und Schlachter Rose zu sich bitten lassen. Wie ich nun so fort in dessen Hause erschien, habe gedachten Lorenz Laß, in der Stube, rechter Hand Eintritts des Hauses, auf einem Bett liegend vorgefunden, und waren gegenwärtig die hiesigen Bürger: Peter Lehmann, Christian Lübeck und Johann Christoph Deffge. Da denn gedachter Lorenz Laß bey

guter Vernunft und Verstande mir in Gegenwart vorbenannter drey Zeugen, welche er als Zeugen zu sich erbeten, anzeigte: daß sein Schwieger Sohn, der hiesige Bürger und Schlachter Rose, sein Haus hieselbst von nun an antreten und eigenthümlich haben sollte für Zweyhundert Reichsthaler, worunter die gegenwärtigen Kirchensände, Begräbniß, beyde Gärten, ingleichen der vier Scheffel Saat Acker auf dem Sankt Jürden mit begriffen seyn sollte. So lange er und seyne Frau aber lebten, behielten sie freye Wohnung im Hause. Nach seinem Tode sollte sein Schwieger Sohn Rose seiner Frau freyen unterhalt geben so lange wie sie lebte. Was die Schulden anlangte, wurden selbige von vorbenannter Summe der Zweyhundert Rthl. abgezogen. Was dann nach seiner Frau Tode überbleibe, solches sollte unter seine beyden Kinder in zwey gleiche Theile getheilet werden. So lange wie seine Frau lebte, sollte sein Schwiegersohn Rose ihr, wenn sie an Gelde etwas bedürfte, verabsolgen lassen, und solches hinkünftig zur Rechnung bringen.

Nachdem nun vorstehendes alles gedachtem Meister Laß in Gegenwart vorbenannter Zeugen nochmalen deutlich vorgelesen worden, hat er solches als seinen väterlichen Willen nochmalen erkannt.

Worauf das solcherhalß gehaltene Protokoll nebst der benannten 3 Zeugen von mir unterschrieben worden.

Urkundlich, und zu mehrerer Beglaubigung habe über vorstehendes alles gegenwärtiges Instrumentum publicum unter meiner Hand, Namens unterschrift, und bey gedrucktem Notariat-Signet und Petschaft ertheilet. Actum, Anno Mensis, Die Loco, Hora ut Supra.

Johann Peter Gottfried Nieper

(L. S.)

Edh. Ant. publ. hur. ac immtr. Notarius.

Später kam dann das Haus an den Enkel Rose's, den Schuhmacher Johann Haase, der am 13. 2. 1826 Meister wurde. Mit seinen Söhnen starb diese Familie aus.

Den Brennofen der Töpferei benutzte später ein anderer Nachkomme Awe der 1825 das Haus von einem Fr. von Drieberg kaufte. Auch diese Familie stirbt in Tessin aus.

## Krach um Sporteln.

Eine swienpfietsche Kurzgeschichte.

Hans Pöhlmann, Neubrandenburg.

Der Bürgermeister und Polizeiherr einer norddeutschen Kleinstadt besaß Ar und Halm, schon damit er bei den Ackerbürgern als zünftig galt. Ein schweres Kreuz bedeuteten, zumal im Aukt, für die gesamte Ackerbürgerei die gestrengen Vorschriften über die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, von denen zu entfreien dem Bürgermeister durch oberbischöfliche Dispens des Landesherrn allerdings für Fälle besonderer Wetternotlage erlaubt war. Am Jakobitage 1836 wurde bei strahlendem Sonnenschein angemäht, und es war bis in den August hinein noch immer wunderschönes Wetter: die Seihen glänzten nur so im Sonnenschein, die Hocken wurden immer weniger zahlreich auf den Feldern, die Scheinensacks füllten sich, und von den Fällen besonderer Wetternotlage, für die kraft oberbischöfliche Ermächtigung Dispens zu erteilen der Bürgermeister berechtigt war, schien in diesem Jahre nicht die Rede sein zu sollen.

Um so sehr erstaunten die Ackerbürger, als an einem ansonsten aufregungslosen Sonntag nach Trinitatis der Erntewagen des Bürgermeisters schwerbeladen durchs

hohe gotische Backsteintor einfuhr. In kurzen Abständen raffelten nun (wie es selbstverständlich war, denn wußte man, wie lange das herrliche Erntewetter anhielt?) die Leiterwagen der Ackerbürger zu ihren stadtnahen oder stadtfernen Strippen hinaus, auch der Pastorknecht Johann folgte vorsorglich dem Worte der Schrift, daß man den Ochsen, der in den Brunnen gefallen sei, auch am Sabbath herausziehen dürfe, und fuhr munter ein.

Zwischen Stadtaußentor und Stadttinentor saß der greise Stadtfergeant Jakobus Bendschneider, der im alten Accisehäuschen zwischen den Toren wohnte, auf seiner Eichenbank und rief bei jedem Fuhrwerk, das die Tore passierte, seinem gegenüber, dem Flurhüter Hinrich Wallschmieter, der im Otkreihause zwischen den Toren Logement hatte, über die Straße hinweg den Namen des Fuhrwerkseigentümers zu. Hinrich nickköppte jedesmal und trug langsam den Namen in sein dickes Notizbuch ein.

Das war an einem ganz ruhigen Augustsonntag in der festlosen Hälfte des Kirchenjahres, und am Mittwoch derselben, ansonsten aufregungslosen Woche, brachte den



Ackerbürgern der westlichen Stadt der städtische Polizeifergeant Jakobus Wendtschneider eine Strafverfügung des Bürgermeisters, die über einen Taler in Gold, zuzüglich einer Schreibgebühr von 6 Schillingen lautete, und die Ackerbürger der östlichen Stadt empfingen aus den Händen des städtischen Flurhüters Hinrich Ballschmieter ein gleichlautendes und gleichhohes Fönitenzmandat, dieweil auch sie durch Erntearbeiten gegen die landesherrliche und oberbischöfliche Verordnung wegen der Heilighaltung verstoßen hätten.

Auf dem Ratskeller nahmen sie erst jeder einen Liter Franzschen, der dunnemals teihn Schilling kostete, des Mutes wegen zu sich und gingen dann ins Rathaus hinauf, wo Fortunatus Zusemihl, der Bürgermeister und Doktor beider Rechte, des Kirchen- und des gemeinen Rechtes, die im Namen aller betroffenen Ackerbürger vom Ackerbürger Krischan Suhrbier vorgetragene Beschwerde, daß die Ackerbürger ja nur dem Beispiel des Bürgermeisters gefolgt seien, als sie am Sonntag eingefahren hätten,

dahin beschied, daß auch er, der Bürgermeister, seinen Taler in Gold und sechs Schillinge Schreibgebühr in die Sportellasse bezahlt habe, denn Recht bleibe Recht, solange er rechtsgelehrter Bürgermeister von Roggenhagen sei. Eine Ausnahme komme nicht in Frage, auch für ihn nicht.

Und als nach längerer Pause betretenen Schweigens Karl Swenn, der jüngste der Ackerbürger, ganz respektwidrig und auch unberechtigt (denn was verstand er von Etatsfachen und wer gab ihm das Recht zu solcher Frage?) sich bei Fortunatus Zusemihl erkundigte, wo denn diese Sporteln wohl abblieben, erhielt er die der stillen, wirklich zu Aufregungen gar nicht geeigneten festlosen Hälfte des Kirchenjahres, den ruhigen Sonntagen nach Trinitatis, insbesondere den Augustsonntagen, durchaus angemessene und auch in würdigem Tone, ohne jede Erregung des Bürgermeisters und Doktors beider Rechte, des Kirchen- und des gemeinen Rechtes, Fortunatus Zusemihl, gegebene Antwort:

„Dei Sporteln stah'n den'n Burmeister tau!“

## Der pfiffige Gemeindevorsteher.

Das Dorf N. war wohl daran. Es hatte in den Bauern Langenhein einen Gemeindevorsteher, der in allen Sätteln gerecht war. Im Dorfe N. geboren, kannte er jeden Einwohner persönlich sehr gut. Die jüngere Generation hatte einen ausgesprochenen Respekt vor ihm, und die übrigen lebten mit ihm im besten Einvernehmen. So fühlte sich die Gemeinde unter ihrem Vorsteher wie eine große Familie.

Auch die vorgesetzten Behörden erkannten seine Vorzüge. Seine Berichte gingen bezüglich ihrer Qualität über den Durchschnitt derer anderer Gemeindevorsteher weit hinaus. Seine Abrechnungen stimmten haarscharf und bisher war ein Monitum seitens der vorgesetzten Behörden nie nötig geworden.

Doch unser braver Langenhein sollte dies auch mal kennenlernen. Er hatte auf eine Abrechnung die Kosten für einen Zylinder gesetzt, den er sich gekauft hatte. Dies aber glaubte der Herr Landrat nicht genehmigen zu dürfen.

„Herr Langenhein,“ sagte der Landrat, ein jovialer Herr, im plattdeutschen Dialekt, „dat kann ic nich genehmigen. En Zylinder kann nich op ene Denstreckung sett-

warr'n. Den möien Sei jülvst betahlen!“ „Wobonne denn?“, fragte Langenhein dagegen, „dat is doch genau so, as wenn ein Beamter Uniform hett! Ic mutt doch mal von Amtswegen eine Beerdigung mitmaken, un denn is fünft mal eine Fierlichkeit, bi de ic as Amtsperson einen Zylinder oppsetten mutt, un so noch bi manchen Gelegenheiten mihr!“

Doch der Landrat war nicht zu erweichen. Sein dienstliches Herz blieb starr und unser Freund Langenhein mußte bedäppert abziehen.

Bei der nächsten Abrechnung klappte aber alles wieder. Beim Abschied — so zwischen Tür und Angel — fiel dem Landrat die Sache mit dem Zylinder wieder ein, und gutmütig spottend, sagte er: „Na, Herr Langenhein, det Mal herwen Sei jo keinen Zylinder opp de Deenstreckung sett!“

Da antwortete, schlau mit den Augen zwinkernd, der Gemeindevorsteher: „Doch, doch, Herr Landrat, abers det Mal können Sei em lang in de Recknung seuten!“

Sprach's und verschwand.

## Der Friedensstifter.

Der Bürgermeister eines kleinen Städtchens ging eines Tags an einem Hause vorüber, aus dem ein großes Geschrei und Ramentern erscholl.

„Nu,“ dachte er, „du büst doch de Börgermeister un mußt Frieden stiften.“

Er trat in das Haus ein und sah, daß ein Mann seine Frau tüchtig verprügelte. „Holt,“ rief der Bürgermeister, „wat is hier los?“

Blünneke, so hieß der Ehemann, ließ von der Frau ab, zog seine Mütze und sagte: „Ja, Herr Börgermeister, dat Bief bringt mi üm allens, üm Gaud un Ger, üm Rauh un

Freden! Und er las dem Bürgermeister ein großes Sündenregister seiner Frau vor. Der Bürgermeister hörte es sich kopfschüttelnd an und sprach mahnend zu der Frau: „Fru! Fru! Dat mött Se aeber nich maken!“ Da aber kam die Frau hoch und schrie: „Se brufen sief of nich mang Eheliüd to stelen. Dat sünd Saten, de Se nix angahn!“

„Ja, dat is richtig, dat stimmt of,“ sagte der Bürgermeister, „Herr Blünneke, nu slagen Se man wedder tau!“

Damit ging der Bürgermeister fort und Blünneke begann sein Werk auf's Neue.

Ernst Siforski.

## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welkin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Wir saßen traurig auf unsere Teller, die Tränen traten uns in die Augen, es wollte uns nicht möglich erscheinen, daß wir unser schönes Weisn, unsere Heimat, unsere Freunde, die Burg, die Wälle, den blauen Fluß mit seinen

Waldungen wirklich verlassen wollten, aber wir wagten nicht, die Mutter weiter zu fragen, wußten wir doch schon mehr als genug von dieser Sache. Trübe und traurig schlichen nun die letzten Wochen für uns in Weisn dahin, das Lachen und Spielen war uns vergangen.



Mein Vater sprach tagelang kein Wort, nur eines Mittags beim Essen sagte er mit tiefem Seufzer: „Kinder wir sind jetzt heimatlos, ich gehe mit Mutter und Margarethe nach Gottesgabe zu Onkel Lüchow, bis unser Haus in Benthen fertig ist,“ dann schwieg er wieder, ich war in großer Erregung und Spannung, wohin ich sollte. — Einige Tage später rief mein Vater mich in sein Zimmer „Karl Heinrich, du mußt nun ein Schreiber werden, hoffentlich beim Herzog, aber dann mußt du noch viel lernen, du gehst mit dem Magister Cunibertus nach Benthen, der jetzt für den verstorbenen Pfarrer in Benthen die dortige Pfarre erhalten hat, um weiter bei ihm zu lernen. Wenn wir in Benthen einziehen, kommst du wieder zu uns.“

Ich schwieg eine ganze Weile, dann sagte ich nur: „Kann ich meinen Fuchs mit nach Benthen nehmen?“ Da lächelte mein Vater zu meiner Freude zuerst wieder nach dem schrecklichen Auftritt mit den Brüdern und sagte: „Mein lieber Junge, das wird wohl nicht gehen, dazu ist der Pastorenhaushalt doch zu klein, aber ich nehme den Fuchs mit nach Gottesgabe, später erhältst du ihn wieder.“ Das tröstete mich etwas, zu meiner Freude durfte ich meinen Dadel, den ich sehr liebte, mit nach Benthen nehmen nun hatte ich doch ein Stück Heimat bei mir. Die Eltern gingen bald darauf mit Margarethe nach Gottesgabe und ich zum Pastor nach Benthen.

Das junge Pastorenehepaar, er hatte die Tochter des Pastors in Brüz geheiratet, war sehr freundlich zu mir, und bewies durch die Tat ihre Dankbarkeit gegen Vater, der ihnen als Patron die Pfarre in Benthen verschafft hatte, aber es war alles so klein und eng im Pastorenhaushalt, so ganz anders wie in Weisin und ich hatte oft Heimweh nach den lieben Eltern, besonders nach meiner Mutter, es war für mich gewiß sehr gut, daß ich einige Zeit von ihnen fern war, ich war doch ziemlich verzogen worden.

Meine freie Zeit war jetzt sehr beschnitten, Pastor Cunibertus war sehr ehrgeizig darauf, mich für die Universität gut vorzubereiten, da hieß es lernen und immer lernen, die Grundlage meines Wissens war zunächst recht mangelhaft gewesen. Spielgefährten hatte ich keine, wenigstens erinnere ich sie nicht. Mein liebster Gang war zum Hausbau auf unsern Hof, der mir in meiner Ungeduld recht langsam fortzuschreiten schien. Nach Gottesgabe konnte ich nicht zum Besuch reisen, es war zu weit, da ich weder Pferd noch Reisebegleitung hatte.

Endlich im Jahre 1618, ich habe das Jahr so gut behalten, weil in diesem Jahre der böhmische Krieg seinen Anfang nahm, der für uns und unser Heimatland später so viel Unglück brachte, war der Hausbau in Benthen beendet und die Eltern zogen ein. Gegen Weisin war Haus, Hof und Wirtschaft nur klein, aber ich war so glücklich, mit meinen Eltern und meiner Schwester wieder zusammen zu sein, daß mich diese wenig kummerte; mein geliebter Fuchs war auch wieder da. — Meinem Vater gehörte nur ein Teil von Benthen (den größeren Teil besaßen die Stiefbrüder), dieses Feld ließ nun der Vater selbst durch eigene Leute bestellen, die Nachbarn, z. B. Hofmeister von Dessin auf Däschow, der Onkel Below und andere halfen mit Vieh aus, damit baldmöglichst die Wirtschaft in Gang kam. Auf Jagd konnte mein Vater hier nur selten gehen, damit war die Fläche zu klein und der Ertrag zu gering. Aber trotz aller dieser Einschränkungen lebten wir doch zufrieden, die Sorgen des Vaters waren geringer und die Zeit in Gottesgabe mit dem Fügen und anderen Willen war den Eltern recht schwer geworden.

Als ich 18 Jahre alt war, erklärte Pastor Cunibertus, ich sei nun ausreichend für die Universität vorbereitet, und als die Pastoren in Brüz und Ruppentin, die mich

prüften, dies bestätigten, wurde beschlossen, ich solle baldmöglichst die Universität Rostock beziehen. — Damit hatte meine Kindheit im Elternhaus ihr Ende erreicht.

## 2. Studentenzeit.

Der Entschluß war nun gefaßt, daß ich Rechtswissenschaft in Rostock studieren sollte, um dann als herzoglicher Beamter einzutreten, aber zunächst stellten sich diesem Plan erhebliche Schwierigkeiten entgegen, das Geld für die Beschaffung meiner Ausstattung und für mein Leben zu besorgen. Vater konnte sein Hauswesen so ziemlich aus dem Ertrage des Ackers an Grund und Boden, der ihm geblieben war, bestreiten, aber darüber hinaus Geld aufzubringen, wurde ihm sehr schwer, er konnte dies nur im Wege einer Anleihe auf seinen Besitz, leider war aber das Vertrauen zu seiner Geldwirtschaft sehr geschwunden, er bat hier, er bat dort, erhielt aber stets abschlägige oder ausweichende Antworten.

Da kam meiner Mutter der Gedanke: „Wir bitten die gute Herzogin Sophie, vielleicht hilft sie uns in unserer Not, wir wollen doch das Geld nicht für uns gebrauchen, sondern für das Fortkommen unseres einzigen Sohnes brauchen.“

Schweren Herzens ritt nun mein Vater eines Morgens nach Lübz, seit unserem Fortzuge aus Weisin war der Verkehr mit dem herzoglichen Hof dort ziemlich abgebrochen, und ließ sich bei der Herzogin melden, die so gnädig war, ihn noch am gleichen Tage zu empfangen.

„Durchlauchtigste Herzogin,“ begann mein Vater, „ich komme mit einer großen Bitte.“

„Nun, wo drückt Ihnen der Schuh?“

„Mein Sohn hat jetzt beim Pastor Cunibertus so fleißig gelernt, daß er zur Universität abgehen kann, um dort die Rechte zu studieren.“

„So, so, ist das der kleine Kriegermann, der einstmal meinen Wald erobern wollte? Der soll nun ein Rechtsgelehrter werden!“

„Durchlaucht, mein Sohn ist ein fleißiger, begabter Mensch und hat Lust dazu, später in des Herzogs Dienst einzutreten, wenn dies glückt.“

„Nun soll ich ihm wohl bei meinem Sohne empfehlen, daß ihm die Aussicht zum Dienstantritt eröffnet wird.“

„Wenn Euer Durchlaucht die Gnade haben wollten, so wären wir Eltern sehr darüber beglückt, aber mich drückt noch eine andere Sache. Bei den Studenten ist jetzt eine große Kleiderpracht üblich, deren Beschaffung erhebliche Summen erfordert, die ich nicht besitze und ihn ärmlich und unansehnlich dorthin senden, paßt sich doch nicht für einen Junker, was hat er dann für eine Stellung, da habe ich die Bitte, ob Durchlaucht mir als Hypothek auf mein Gut Benthen eine Summe leihen möchte, womit ich seine Aussteuer und zum Teil auch sein Leben in Rostock bezahlen kann?“

„Mein lieber Weltzien, da muß ich erst mit meinem Amtmann sprechen, ob Geld zur Verfügung steht, ist Geld vorhanden, will ich Ihnen helfen, schon seiner lieben Frau wegen, kommen Sie morgen wieder.“ — Mein Vater eilte nun zum Amtmann, der ihm gut bekannt und bat, meine Sache zu unterstützen und die Antwort war nicht ablehnend, aber auch nicht zusagend.

Nach einer schlaflosen Nacht ging Vater in banger Erwartung wieder zur Herzogin Sophie und wurde sofort vorgelassen: „Zu meiner Freude, begann die Herzogin, kann ich helfen, ich will 2128 Gulden, Hypothek in Benthen leihen, mein Amtmann hält aber die Bedingung für erforderlich, daß ihre Frau sich für die Schuld mitverbürgt\*),

\*) Anmerkung: Summe und Bedingung stehen auch anderweitig attestmäßig fest.



verhandeln Sie das Notwendige mit dem Amtmann, der wird dann die Summe sofort zahlen.“

Ueberströmend dankte der Vater der guten, gnädigen Herzogin für diese Beseitigung seiner Sorge: „Schon gut, der Junge hat mir immer gefallen, das Empfehlungsschreiben für seinen Sohn wird Ihnen der Amtmann auch zustellen.“

Die schriftlichen Abmachungen waren bald erledigt und mit dem Geld in der Tasche eilte Vater in scharfem Ritt nach Benthen zurück, um so schnell wie möglich die Freudenbotschaft zu überbringen. Das war ein Jubel wie er eintraf. Nun ging es an die Beschaffung meiner Ausrüstung, und sobald dies erledigt, ritten im Anfang Mai 1622 Vater und ich mit den Segenswünschen und Ermahnungen der Mutter und den Tränen der Schwester entlassen, nach Güstrow, um dort bei Herzogs weitere Schritte für mein späteres Leben zu tun, denn mein Vater hielt es für besser, vor Beginn meines Studiums vom Herzog die Zusicherung zu erlangen, daß ich später in seinen Dienst eintreten könne.

Unterwegs hielten wir Mittagsrast im Kloster Döbertin bei einer Tante meiner Mutter, die uns und unsere vier Pferde vortrefflich bewirtete. — Ich ritt meinen Fuchs, der jetzt etwa 12—13 Jahre alt und noch sehr leistungsfähig war und mein Spielgefährte Georg, der Sohn

des Schließvogtes in Weisin, begleitete mich als Diener nach Rostock.

Um nicht völlig allein seinen Rückweg anzutreten, hatte mein Vater seinen Stallknecht auf die Reise mitgenommen.

Meine umfangreiche Ausrüstung war in den Mantelsäcken auf den Pferden verteilt. — Gegen Abend erreichten wir Güstrow, wie ich das schöne ausgedehnte Schloß des Herzogs erblickte, alle Fenster vergoldet vom letzten Abendsonnenschein, war ich von dem Anblick überwältigt, ich hatte bisher geglaubt, größere und schönere Gebäude wie unsere Burg in Weisin und das Witwenhaus der Herzogin in Lübz, und schönere Kirchen wie in Benthen und Briiz gäbe es nicht, nun sah ich neben dem Schloß noch den gewaltigen Dom, es dämmerte in mir auf, daß ich bisher von der Welt nur wenig wußte.

In Güstrow waren wir zu Gast bei Tante Marie, welche nach dem Tode von Onkel Lüdecke von Sammit nach Güstrow gezogen war, und sich in der Hageböcker Straße ein Haus gekauft hatte.

Die Tante, bei der wir vorher angemeldet waren, nahm uns sehr freundlich auf, und versprach ihre Hilfe und Rat zu unserem Vorhaben beim Herzog.

(Fortsetzung folgt.)

## Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Un as wi uns mit de gröttste Dringlichkeit an de Kuman-  
dantur üm Gottsdeinst wennen deden, dunn kamm so 'n  
Unglücksworm von Preister up den Hof — wi wiren grad  
in de Fristunn' — un säd uns, de Kuman-  
dant hadd em schickt wegen den Gottsdeinst; aewer hei hadd kein Tid,  
hei hadd tau vele annere Geschäften, hei wull aewerst tau-  
seihn, wat hei uns nich de anner Woch up den Husbaehn  
— dat was de Waschbaehn, wo de Hemden un Hosen un  
Strümp von de Kriminalgefangen drögt würden — 'ne  
Homilie lesen künn. — Dunn säden wi em, wi bedurten,  
dat hei kein Tid hadd, un wenn sine Homilie mit den  
Waschbaehn as Kirch tausam stimmen ded, denn bedurten  
wi, dat wi von sinen waterigen Kram keinen Gebruk maken  
künnen; dat freut' em denn ogenesinlich, un hei gung. —

Sä kamm nu, as wi uns dat verasfret hadden, bi de  
Kummandantur in, wat id nich mit minen Fründ Gr . . .  
tausamen treden künn, un 't würd taugestahn; id treckte  
nu also tau em herüm, un dor setten wi nu un warmten  
uns an enanner, un mit 'ne Hast würd fragt un Antwort  
gewen, as wir morgen kein Tid mihr dortau. Wi frogen  
un vertellten; aewer jede Antwort was trurig: sine Nah-  
richten wiren aewer noch vel truriger as mine, am stimm-  
sten was 't hier in M. taugahn. En Stückener acht von  
unsre Kammeraden wiren ogenblicklich in 't Lazarett  
bröcht; krank wiren of all de Newrigen; aewer för uns was  
de Rum in dat Lazarett man knapp, dorüm müßt denn af  
un an mal wesselt warden. Ein hadd Tuberkeln in de  
Lung', Ein de Rückendarr, Ein was dow un Ein lähmt  
worden, Ein was wegen Swinducht entlaten un Ein  
wegen Berrücktheit, un bi en Annern was de Berrücktheit  
grad utbraken, as id ankamm.

Dat wiren de Slimmsten, de Annern leden an de Ogen  
an de Lewer un an Blandandrang nah den Kopp, un as id  
nah Johr un Dag ut dese Höll herute kamm, was id so  
tämlich de einzige, de kein grises Hor uptauweisen hadd,  
all de Annern 24- bet 25jöhriken Lüüd' hadden wenigstens  
de Spuren dorvan.

In de irsten Monate, de id in M. was, kemen wech von  
min Kammeraden fri, meistens Bonnsenfer un Hallenfer,  
de tau geringere Straf' verurteilt west wiren. Dat was en  
grotes Freuen bi de, de dat Glück hadden; aewer of bi de  
Annern, de taurigg blewen, man blot, möt id dortau set-  
ten, was dese letztere Freud nich ganz rein von eigene Hoff-  
nungen un Wunsch, denn wenn de fri kemen, denn müßten  
wi jo of ball fri kamen; wat hadden wi denn mihr dahn?

För Gr . . . un mi hadd de Sat aewer uterdem wat in  
den Munn', wat uns sihr tau Paß kamm, wi tredten in dat  
tweite Stockwerk in de Eckstuw', de dörch den Inspekter  
sine Rael un Wahnung von de annern Gefängnissen scheidt  
würd. Dat was gaud, denn wenn de Inspekter uns en  
Breif oder wat anners tau bringen hadd, würd em en  
Hüter henschawen, hei sett'te sid en beten — hei hadd jo  
of lang' Wil', un hir hürten de Annern nicks — ein Wurt  
gaww dat anner, wi fragen doch bi weg'lang tau weiten,  
wat buten passiren ded, of wat in de Zeitungen stunn, denn  
de wiren verboten. — Gr . . . was Katholik, em besöchte  
af un an de Paster G . . ., un dat was en uperwecken,  
lewigen Mann, de uns mit sine Munterkeit unner de Ogen-  
gung un uns männig schön Mal up annere Gedanken  
bröcht hett. — Mi besöchte — ob mit, ob ahn Berlöw von  
den General, weit id nich — af und an en Herr K . . .,  
Geschäftsführer von dat bedüden-  
de Handelshus M. u. W.,  
un immer hadd hei mi tau Gefallen sid wat utdacht wat  
mi Freud' maken künn. Alle Sünndag kamm de olle ihr-  
liche Husknecht von sin Kophus un bröcht bald dit, bald dat  
tau 'n Middageten, nich so 'n lütten taugedeckten Teller,  
as de framen un riken Lüüd in gauden Stunn'n an de  
Armen un Kranken schiden, ne! so 'n richtigen, dägten  
Braden, an den sid so 'n por tausamschräu'te junge Magen  
mal wedder en por Dag' lang richtig utliwen kunnen. Bet  
de letzte Stunn', de id in M. was, hett de Mann as en  
Brauder an mi handelt, un deswegen was id immer in  
de Meinung, hei ded dat in Updrag von minen Vader;  
aewer ne! Min Vader hett nicks dorvon wüßt, hei hett dat



All ut sinen gauden Garten dahn; aewer worüm grad an mi? — Ich weit 't nich — hei is doraewer wegstorben, id herw em nich dornah fragen, mi nich mal bi em bedanken künnt.

Dese leuwe, truge Mann hadd mi nu mal, as hei sach, dat id en Beten teifen kunn, en Kasten mit Pastellstiften mitbröcht, un nu süll 't Malen recht losgahn; aewer as Gott den Schaden besach, wull de Farw nich up 't Poppir hacken. Alles Maegliche würd versöcht, aewer nids hülp mi wider; binah en halwes Johr herw id dazmit 'rümmer probirt, bet taulekt de Inspektor mal mit de einfache Nachricht tau Hus kamm, dat müßt mit den lütten Finger Inrewen werden.

Dorut kann Einer nemen, wo stur dat en Gefangen ward, sid wider tau helpen un wat tau lihren. Dat hett för gewöhnlich: dor haddst du rechte Tid tau 'm Lihren, dor stürte di kein Minsch: ach, wat sünd de Lüd' doch Klau! — Stumm un dumm würd Einer bi sin corpus juris un sine Dogmatik, un blot Dejenigen, de all up de Uneverstäten mit ehren Kram dörrch wiren un ehr Sat all in 'n Ganzen aewerseihn künnen, blewen bi ehr Fach, wi Annern smeten de Geschicht ball in den Grawen un jadelten üm; de Ein' bedrew dit, de Anner dat, un vele Tid gung mit Katen un Strümpstoppen un Snider un Oltsiederarbeit hen. Allerlei so 'n Handgebird müßt notwendig makt werden, un 't was en Glück, dat wi doran müßten; dat was en lichten un taudränglichen Lidderdriv, denn hei bröcht up anner Gedanken. Darüm kann id mi sihr gaud denken, dat en Misch dat in en Gefängnis in allerlei Handfarigkeiten sihr wid bringen kann; aewer sündag' nich kümmt ut en Gefängnis en Künstler herut, oder en Gelihrt, de de Welt wirklich wat nüt ward. De Musil allein mag dorin 'ne Unnam maken; aewer hier was 't of nids mit ehr; denn singen un fläuten was verboten, un Einen von uns, de sid stark up Musik verstunn un sid 'ne Ort Affordion süßst bugt hadd, würd sin Makwerk von Kommandantur wegen wegnamen.

Ich smet mi also up dat Malen un up de Pirtretts. Min oll Fründ Gr . . . müßt tauirft 'ran; id herw em von rechtsch un von linksch, von vör un von achter malt; mit Blistift un swarte Krid un of bunt, denn mals eins mit en himmelblagen Hinnergrund, denn mal eins ganz in Wulsten un einmal of mit en prachtwullen rosenroden Schin, as wenn 's Abends de Sünne unnergeiht. Dit Stück hett mi vel Müß kost't un as 't farig was, sach 't gor nich dornah ut.

As Gr . . . vullständig utnußt was, kamm de Herr Inspektor an de Reih; dat Will süll för sine Brut, id müßt em also en beten verschöneren, un hei müßt of en beten fründlich utseihn. — Swor is 't mi worden; aewer 'recht herw id 't kregen. Tau 'm Glücken hadd hei 'ne lange Näf — dat 's ünner 'n Glück för en Anfänger — de sat't id, un as id sei sat't hadd, dunn müßt all dat Anner nah, dat müßt willen, oder nich. — Aewer de Fründlichkeit un dat leiwliche Utseihn? Of dormit würd id prat; id knep em de Ogen en beten tausam, makt em up de Backen en lütten Swulst, tröck den Mund an de beiden Enns un virtel Toll in de Höcht un makt em dor en por richtige Falten, dat hei utsach as en Knoploch, wat en düchtigen Snider linksch un rechtsch gaud verfestigt hett.

Dit Bild bröcht mi vele Jhr in. De Inspektor wiste dat in sine Hartensfreud' bi all min Kammeraden 'rümmer, un nu wull Zeber von mi malt sin. Mit allerlei Künsten würd de Inspektor denn dortau bröcht, dat hei de einzelnen Frönn' von mi tau uns 'rinne let. Min Makwerkstatt was eben so gaud, as jede anner; dat Licht föll schön von baben un was dat künstliche Kirdlicht, wat sid en Maler

wünschen kann. Aewer uterdem hadd id noch en grot Buthel vör min annern Maler-Kollegen vörut: de Lüd', de mit seten, wiren dat Sitten gewennt, sei künnen 't up de Läng' uthollen, un wenn id minen Disch ehr en beten knas up den Liw' schow un Gr . . . sinen Staul en halwen Fant bet an ehr 'ran rüchte, denn seten sei as in en Schruwstock, un schappieren künnen sei nich, uthollen müßten sei, denn de Dör was tauflaten.

Hir möt id aewer ingestahn, dat id mi in dese Tid sihr gegen dat Ebenbild Gottes versünnet herw, id herw Gesichter malt, de 't meindag' nich gewen hett un of meindag nich gewen kann, un dat mit Kalüren, de süs up de Welt nich vorkamen. — Mit de Swartköpp würd id so tämlich prat; aewer wenn so 'n Flaskopp mit unnerlep, denn was 't flimm; id hadd mi dat — leider Gottes — anwennt, de Flashor mit Grün tau schattiren, un dor id nu of de daemliche Mod' an mi hadd, in dat Gesicht en beten stark mit Rotstein 'rümmer tau arbeiten, so leten mine flashhörigen Viller von Firn' listerwest as 'ne Ananas, taumal wenn nah unnenwarts noch en grünen Rod kamm.

Meine Viller würden nu meistens tau Geburtsdagen un Bihnachten an de ollen Dellern un an Swestern un Bräuder schickt, un wenn weel von ehr noch lewen süllen, denn will id mi bi dese Gelegenheit bi ehr verbeden herwen, wenn id ehr an so 'ne Festdag' en Schreck injagt herw aewer dat Utseihn von ehre leiwten Verwandten. — Min oll Bader tau 'm wenigsten schrew mi, as id em min eigen, ungeheuer ähnlich Pirtrett tau schicken ded, hei hadd sid sihr versihrt, un id müßt mi gruglich veränneri herwen.

Dat müßt nu aewer All sin, as dat wull, dit was doch de Anfang, dat wi uns enanner besäuten künnen, un wenn D . . . mann of sihr scheitv dortau utsach un mängen Kiesel dortüschen schow, so würd hei doch af un an dörrch en frisch Bund Toback wedder smidiger; un as id em taulekt gor dorbi attrappiren ded, dat hei minen Fründ G . . . sine Zigarren, de em en gauden Fründ ut Lübeck schickt hadd, heimlich angung, un as sid taulekt de Herr Plazmajur süßst von mi malen let, dunn was sin Regiment braken, un hei gung up de langen Korridurs 'rümmer, as en Cherubin, de sinen glängnigen Degen in de Scheid' steken hett, wil dat hei sid doran de Klunkfedern versengte.

Dat Apirtretiren von den Herrn Plazmajur was eigentlich in dese Hinsicht min Glanzpunkt in M. — Ich würd ut min Lock nah den Herrn Inspektor sine Stuw 'rümmer nödigt, denn hir süll de grote Dat gescheihn. — Ich kamm nu mit min Maler-Geschrir an; id hadd en Bagen upspannt, de en sihr schönen gräunlichen Schin hadd un all min Stiften wiren scharp; aewer ad id in de Stuw' kamm, versirt id mi, denn min schön Babenlicht, woran id gewennt was, was hir nich begäng', de Stuw' hadd en grotes, natürliches Finster. Ich fung nu dormit an, dat id dat richtige Licht sünm; aewer 't wull nich werden, bet taulekt den Inspektor sine Beddeck unnen an 't Finster tüdert würd. — Unglücklicher Wis' was de Herr Plazmajur en Flaskopp un hadd kein Ogenbranen — un id Unglücksworm hadd dat an de Mod' mit de Ogenbranen antausangen. — Wat nu? — Süs smerte id tauirft en por Ogenbranen hen un let de Näf' so lang oder so kort as sei just was, doranner bammeln. Aewer wat nu? Hei hadd kein Ogenbranen un id keinen Anfang, un sin Näf' was för en Maler of man so so. Ich hadd mi de Sat vermeten; aewer id was ganz ut de Richt; anfangen müßt id, un mit wat H o r i g s müßt id anfangen, dat hadd id mi tau dägern anwennt; id fung also mit den Snurrbort an.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für Ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bährow.

Jahrg. 9

Teterow, 19. Juli 1936

Nr. 14

## Schicksale Tessins im Jahre 1805.

Franz Wessel

Es ist nicht vielen bekannt, daß Mecklenburg schon im genannten Jahre in die Händel der Welt verwickelt war. England, Rußland und Oesterreich hatten sich gegen Napoleon verbündet. Oesterreich wollte 315 000 Mann, Rußland 180 000 und Schweden 12 000 Mann stellen. Der Erzherzog Karl von Oesterreich hatte einen Kriegsplan entworfen. Er zerlegte die österreichische Heeresmacht in drei Teile; der größte sollte in Italien angreifend vorgehen, ein zweiter unter dem General Mack an die Iller marschieren und auf die Russen warten, der kleinste in Tirol stehen. Eine vierte Armee, aus Russen und Schweden bestehend, sollte von Stralsund aus vorgehen. Ein Teil dieser Armeen kam auch durch Tessin.

Vom 20.—23. Oktober 1805 waren folgende Russen einquartiert: 2 Generale, die am Alten Markt Nr. 230 bei einem Frä. von Driberg wohnten, 2 Obersten, 3 Majore, 12 Kapitäns, 18 Oberleutnants, 12 Leutnants, 12 Fähnriche, 3 Adjutanten, 1 Chirurg und 1800 Unteroffiziere und Mannschaften. Am 23. 10. rückte das Regiment nach Schwaan ab und Tessin mußte zur Gepäcbeförderung 17 Wagen und 50 Pferde stellen. Eine kleine Abteilung von 3 Offizieren und 60 Mann kam am 28. 10. und zog am folgenden Tage nach Rostock weiter. Ihnen folgten von Sülze her 3 Kolonnen Schweden. Die erste kam am 5. Dezember, bestehend aus der Götha-Garde in Stärke von 1 Stabs-offizier, 12 Offizieren, 680 Mann und 22 Pferden und 2 Offizieren, 64 Mann und 60 Pferden Artillerie. Die Mannschaft erhielt abends und am 6. 12. morgens eine Mahlzeit, bestehend in Fleisch, 2 Pfund Brot und 1 Bott Bier, wofür den Bürgern 1½ Schilling gezahlt wurde. Jedem Pferd mußte 1 Maß Hafer, 3 Maß Häcksel und 9 Pfund Heu gegeben werden gegen 20 Schilling Entschädigung. Da man in Tessin die Nahrungsmittel knapp wurden, mußten folgende Dörfer nach hier Brote liefern; Reppelin 14, Riefrenz 9, Gublow 29½, Horst 3, Behrendorf 7½, Vietow 10½, Wohrendorf 11, zusammen 89½ Brote.

Ferner kamen an Mehl aus Dettmannsdorf (v. Bollins) 100 Pfund, Rölzow (Dugge) 100 Pfund, Zarnewanz (v. d. Lühe) 480 Pfund, Stubbendorf 129 Pfund, Schmendorf (Körper) 77 Pfund, Gnewitz (v. Strahlendorf) 187 Pfund, zusammen 996 Pfund.

Die 2. Kolonne in derselben Stärke wie die erste kam am 8. 12. und zog am 9. weiter. Für diese kam am 14. 2. 1806 folgender Zuschuß: Rustrow 250 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 6 Zentner Heu; Walkendorf 250 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 6 Ztr. Heu; Drüjewitz 125 Pfund Brot, 8 Scheffel Kartoffeln, — Zentner Heu; Renjow 250 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, — Zentner Heu, zusammen 875 Pfund Brot, 44 Scheffel Kartoffeln, 12 Zentner Heu.

Am 10. 12. 1805 rückten ein: Der Brigadeführer mit Stab und 1 Bataillon Infanterie mit 1 Oberst, 12 Offizieren, 9 Stabs-offizieren, 20 Unteroffizieren, 20 Spielleuten und 520 Mann. Dazu an Artillerie 1 Offizier, 4 Unteroffiziere, 1 Spielmann, 69 Mann und 57 Pferde.

Verpflegungszuschuß für diese Kolonnen kam am 3. 3. 1806 aus: Bütz 70 Pfund Brot, 4 Scheffel Kartoffeln, 14 Bund Streustroh a 20 Pfund; Selpin 210 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 42 Bund Streustroh a 20 Pfund; Walkendorf 280 Pfund Brot, 16 Scheffel Kartoffeln, 56 Bund Streustroh a 20 Pfund; Strietfeld 70 Pfund Brot, 4 Scheffel Kartoffeln, 14 Bund Streustroh a 20 Pfund; Thellow 140 Pfund Brot, 8 Scheffel Kartoffeln, 28 Bund Streustroh a 20 Pfund; Rietdör 210 Pfund Brot, 12 Scheffel Kartoffeln, 42 Bund Streustroh a 20 Pfund. Zusammen 980 Pfund Brot, 56 Scheffel Kartoffeln, 196 Bund Streustroh a 20 Pfund.

Diese kurzen Durchmärsche brachten trotz der Hilfe doch manche Sorge und Not, wie erhaltene Beschwerdebriefe bezeugen. Doch waren sie nur ein kleines Vorspiel der schweren Jahre von 1806—1815.



## Stillen un püßtern.

Von † † †

Dor keumen mal drei Studenten ut dei Unniversität, dei hadden kein Geld mihr un wullen tau Faut nanh Huis up Ferien wannern. Uennertwägens würd ehr aewer dei Lied lang, un dei ein säd: „Wat Hummenbädel un as bättan, soelen wi den krummen Weg rümlöpen, wi gaan schreegtau dörch den Goorn!“ Na, dei annern wiern dor all mit inverstaant. Sei kladderten denn jo aewer den Tuun. As sei ein lütt Ennen gaan hadden, seigen sei 'ne Frung sitten un weiden. Dunn wier Holland in Nood! Dewer dei Anförer wüßt wedder Raad. Sei güng up dei Frung tau, geiw ehr dei Hand un säd: „Garden Dag, Mudding. Na, Du heft of woll suer, wat? „Ja,“ meinte sei, „door münnen sich jo döchslaan, so gaud as't geit.“ „Ich will di nen garden Raad gäwen. Ich weit nen Bers, door kannst du all' dei Krankheiten mit stillen, dei dat gäwen deed un di väl Geld mit verdeinen. „Woans heit dei Bers denn?“

„Es kamen drei Studenten,  
Die sprangen übern Zaun.  
Der erste der war braun.  
Der zweite der war grau.  
Der dritte der war blau. Im Namen Gottes usw.

„Denn bedank ich mi of välmals.“ Dei Studenten güngen ehren Nichtweg wieder un hoegten sich oewer den Streich, denn brun brun, blaag un gries' Lüg hadden sei an.

Dei ein von disse drei würd Dokter un nen ganz fixen Pstietikus. Dei Lüd säden von em, hei künn den Dood möten. So würd hei oft un sien Kinner groot. Dunn kloop Hein Aanaaf of bi em an un smeit em upt leht Saager. Sien groot Kunst wier tau Enen, un anner Professors würden upsocht, oewer all' geiwten sei em up. Dunn keum sien Deinstdiern maal nah dat Bedd ran: „Herr Dokter, in mien Heimat is ne oll Frung, dei kann allens stillen, un allens kriggt sei wegdoktert. Sall ich dei maal Bescheid seggen?“ Dewer dei oll Herr vull von so'n Kuurfuscherie niz weiten. Endlich, as dei Dood em up dei Lung seit, geiw hei dat tau. Dei oll Mudder, krumm in dei Rügg, deip Runzeln in dat brunn Gesicht, würd von ehren Jung sienem grooten Soehn brächt, denn sei wier gegen nägentig un ehr Fäut allein nich mihr mächtig. Sei bädte den Text tau ehren Siemon an dat Krankenbedd, un dei Dokter hörte nipp tau. Sei hadd kuum „Amen“ seggt, lachte hei hell up un säd: „So, Mudder, mit dissen Bers heft du soväl Lüd trechtdoktert?“ „Ja, dat helpt.“ „Wonäwt weist den her?“ „Von drei jung Lüd, door hett dei ein mi den von seggt, as ich bör väl Jooren maal in mienenGoorn sitten un weiden deed.“ „Dat bün ich west, Mudder. Un kaamen is dat so —,“ un doormit vertellte hei den ganzen Kraam. Dei oll Frung kuum densüßwigen Dag nich wedder trügg-lamen un müßte nachts doorbliewen. Annern Morgen wier dei krank Dokter all hoch. So hadd sien Bers em of hulpen. „Mudder,“ säd hei, nu fast du nich mihr stillen. Ich will di nu tau läwen gäwen. Dat hett hei denn of daan.

Botau ich disse Geschicht, dei mien Grootmudder mi all vertellt hett, wedder breidpedden dau? Ich will doormit seggen, dat Stillen un Püßtern helpen deed, wenn door an glöwen.

In mien Heimaat giwvt dat noch väl oll Lüd, dei disse „Kunst“ verstaant, un so mag hier ne lütt Utwaal von all' dei väl Saaken ehren bescheiden Platz finnen. Väl Saaken heiv ich handschriftlich von oll Lüd, väl süßwen sammelt. Weck sünd plattdütsch, dei meisten hochdütsch, weck mit, weck ahn Niem, weck ahn un weck mit Gebierden, bi weck ward dütsch, bi annern latinsch bi noch annern Teifens schräwen,

un kaam ich denn ierst mang dei Herendokterie („Vorbeugung und Austreibung“), hett dei Stoff goor kein Ennen.

Erst: Stillen ahn Gebierden mit Niem:

Blutstillen:

„Blut stehe stille, dies ist mein Gottes Wille.“

oder: „Drei Blumen stehen in dem Himmel,  
Die erste Behmut,  
Die zweite Demut,  
Die dritte Gottes Wille,  
Blut steh stille.“

oder: „Glückselige Wunde,  
Glückselige Stunde,  
Glückselig ist der Tag,  
Da Christus geboren ward.“

oder: „Christus, durch die Wunden dein,  
Entreiß ich mich allem Unglück mein!  
Fünf Wunden Gottes helfe mir  
Und sei meine Arznei für und für.“

Stillen vor den Brand:

„Gott der Herr ging übers Land  
Und hatte einen Brand in seiner Hand;  
Brand brunn net, seng net, brenn nett,  
Gühr net, schwür nett!

oder: „Es gingen drei Männer übers Land,  
Gott der Herr segnet den Brand.  
Daß er nicht weiter fraß,  
Das zähl ich dir (Kranker) zu gut“.

Vor die Geschwulst:

„Es gingen drei reine Jungfrauen,  
Die wollten Geschwulst und Krankheit beschauen.  
Die eine sprach, sie beist.  
Die andere sprach, das ist nicht wahr.  
Die dritte sprach, es ist dann nicht,  
So komm unser Herr Jesu Christ“.

Vor die Darmgicht:

„Darmgicht, ich umstreiche dich,  
Darmgicht, ich umgreife dich!  
Ich gebiete dir aus diesem Fleisch,  
Behüt dich Gott und der heilige Geist“.

Vor die Gelfucht:

Dreimal gesprochen: „Wasser, laß dich fließen,  
Denn du wolltest mir sieben mal siebenzigerlei  
büßen“.

Vor die Rose:

„Rose Marie und Christi Blut  
Ist vor die Rose gut“.

oder: „Die Rose gebeut Gott zu deiner Buße;  
Du sollst nicht hizen,  
Du sollst nicht schweizen,  
Du sollst nicht gähren,  
Du sollst nicht schwären,  
Du sollst nicht wüthen,  
Du sollst nicht tödten,  
Das zähl ich dir (Kranker) zu gut“.

Gegen die Blattern in den Augen:

„Blatter vergehe und nicht zerbrich,  
Wie der Pfarrer das Evangelium spricht“.

oder: „Ich stand unter einer Liebesthür,  
Da schossen drei Blattern herfür,  
Die erste zerstoß,  
Die zweite zerfloß,  
Die dritte verschwand  
Unter der Frauen Liebesthand.  
Das zähl ich dir (Kranker) zu gut“.



oder: „Unser lieber Herr Jesus Christus bricht Zell und Blattern  
Durch seinen heiligen Athem,  
Der durch seine Seite ging,  
Da er am Kreuze hing“.

**Vor die Hitze in den Augen und anderen Wunden:**

„Jesus Christus ging übers Land  
Und hatte einen Brand in seiner Hand;  
Brand, brenn aus und nicht ein, tief ist die Wund  
Glückselig ist die Stund,  
Da meine hitzigen, schmerzen-brennenden (Augen)  
heilen mag!  
Gott der Herr heilte 5 Wunden in einer Stunde,  
Meine hitzigen, schmerzen-brennenden Augen sollen  
dabei sein“.

**Vor die Mutter:**

„Hebe-Mutter, Wehe-Mutter, Blähe-Mutter,  
Gebär-Mutter, Flatter-Mutter, Gerth-Mutter,

Rosen-Mutter, Kindes-Mutter, Fürfall-Mutter:  
Ich gebiete dir, daß du gehest in deinen vorigen  
Stand,  
Wo du lagest und klagest,  
Da du eine reine Jungfrau warest“.

**Vor den heißen und kalten Brand:**

„Unser lieber Herr Jesus Christ ging übers Land,  
Da sah er brennen einen Brand,  
Da lag St. Lorenz auf einem Rost,  
Unser lieber Herr Christus kam ihm zu Hülfe  
und Trost,  
Er hob auf seine göttliche Hand  
Und segnete ihm den Brand,  
Daß er heilt, daß er immer tiefer grub  
Und weiter um sich fraß,  
So sei der Brand gesegnet“.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Schloß Dargun, der geschlossenste Renaissancebau unserer Heimat.

Von Hans Belk, Lantow.

Wer in der Landeshauptstadt sitzt und ihre schöne Umgebung kennt, kommt leicht dazu, auf den Osten unseres Heimatlandes etwas herabzusehen. Was kann denn der Osten des Reiches bieten? Ja, die mecklenburgische Schweiz! aber sonst? Wir hier im Westen haben ja die Hansbauten in Wismar, haben die Dome von Rügenburg und Schwerin, haben die Schlösser von Schwerin, Ludwigslust, Gadebusch und den Wismarer Fürstenhof. Was kann da hinter Güstrow noch besonders locken und reizen?

Da verschlug das Schicksal den Verfasser kürzlich nach Dargun, und dessen schönes Schloß erweckten in ihm Staunen und Bewundern. Ist doch das Darguner Schloß nicht eine Nachahmung oder Verkleinerung irgend eines der anderen heimischen Schlösser, zeigt es doch seine ganz selbständige Schönheit in rein künstlerischer Beziehung.

Der sehr harmonische großzügige Renaissancebau ist zwar nicht von Herzog Ulrich allein erbaut worden (1585), sondern Herzog Hans Albrecht II vor dem 30jährigen Kriege und Herzog Gustav Adolf nach dem Kriege ließen stark weiter bauen. Der Gesamteindruck aber ist doch sehr einheitlich und von echter Renaissanceart; die barocken Zutaten sind sehr gemäßigt, meiden aufgeregte Schnörkel und passen sich der ruhigen Würde des Renaissancekunst an. Diese Einheitlichkeit hat kaum ein anderes heimisches Schloß, und vor unseren anderen heimischen Schlössern hat das Darguner manches voraus; in Schwerin ist vom Renaissancebau nur ein Teil erhalten, in Gadebusch und Wismar ist der für die Renaissance charakteristische Hof verschwunden, auch in Güstrow nur zum Teil erhalten, in Dargun aber hat man alles zusammen, was man bei einem Renaissancechloß erwartet.

Schon die ruhige edle Hauptfront mit ihren geschlossenen glatten Fensterreihen, mit den gleich monumentalen runden Ecktürmen, mit dem wichtigen Eingangstor, das die lange Front so symmetrisch gliedert, zeigt die ganze repräsentative Würde. Und daß rechts über das weltliche Gebäude hinweg breit und wichtig die Kirche herüberragt, das gibt dem ersten Eindruck nur Befräftigung, wenn man sich vergegenwärtigt, wie in Herzog Ulrich sich weltfroher Schönheitsinn des Staatsmannes mit tiefem lutherischem Glauben eng verband. Schloß und Kirche gehören geschichtlich also zusammen. Im Rahmen des schweren Einfahrtstores fällt der Blick über den Schloßhof hinweg

auf den gegenüberliegenden Turm mit gleicher schwerer Durchfahrt. Hell ist die Durchfahrt selbst, viel Licht auch im Schloßhof; stark leuchtet am Turm jenes Doppelwappen des Herzogs Hans Albrecht und seiner Gemahlin hervor.

Tritt man auf den Schloßhof hinaus, so ist man zunächst sprachlos über die harmonische Einheit, die sich bei diesem Bauwerk mit reicher Mannigfaltigkeit paart. Was zuerst auffällt, ist die klare symmetrische Gliederung, die in dem fast quadratischen Grundriß, aber auch in den 4 Türen in der Mitte der 4 Seiten mit den zu ihnen gehörigen Türmen oder Torbauten ausspricht. Im einzelnen sind Fassade, Tore und Türme verschieden gestaltet, aber diese Verschiedenheit ordnet sich der Gesamteinheit durchaus unter, sind doch selbst in Kleinigkeiten wieder Uebereinstimmungen der Teile enthalten, wie das Wappen des Herzogs Hans Albrecht und seiner Gemahlin am Westflügel dem obengenannten am Ostflügel entspricht.

Das zweite Bedeutungsvolle sind die in den Stockwerken umlaufenden Gallerien. Die Einheitlichkeit ist so groß, daß man diese zunächst in allen drei Stockwerken zu sehen glaubt, obgleich im dritten Stockwerk rechts und links nur Fensterreihen und nicht Gallerien durchlaufen. Die konstruktiven Teile, die durch die drei Stockwerke gehenden Säulen und Pilaster, bilden eine wundervolle senkrechte Gliederung, die in ihrer Harmonie das Auge sehr erfreut. Verschiedenartig sind zwar rechts und links Pilaster und schwereren Bögen, die durch zwei Stockwerke führen, verschieden von der dem Beschauer gegenüberliegenden Ostfront. Diese Ostfront weist in ihren Säulen, Balustraden und Bögen aus Götlander Kalk eine sehr feine Renaissancekunst auf, besonders in den Abmessungen, wie sie in solcher Feinheit etwa nur im Hof der alten Münze in München zu sehen ist: die Schwere der Säulen nimmt in jedem höheren Stockwerk ab, ebenso die Höhe des Stockwerks selbst. Leider ist gerade dieser edelste Bauteil vom Zahn der Zeit stark angegriffen, der Kalk ist sehr brüchig und rissig. Hier ist die Möglichkeit, aber auch die dringende Notwendigkeit, daß behördliche Stellen erhaltend eingreifen; dahingehende Bestrebungen scheinen schon im Gange zu sein.

Ich wünschte in unserer Heimat kein geschlosseneres und eindrucksvolleres weltliches Renaissancegebäude als dieses Darguner Schloß.



In dieses wundervoll gestaltete Gebilde greift in der südöstlichen Ecke der gewaltige Kirchenbau hinein, unten nur in einer Ecke, die als tragender heroischer Pfeiler gewissermaßen die Verankerung des ganzen Bauwerkes bildet, oben aber in einer wuchtig alles überragenden Größe, Breite und Höhe. Wenn hoch oben in lustigem Bereiche der Bierungsdachreiter in barocker Zierlichkeit diesen Teil abschließt, so bedeutet das wieder den Ausklang des Gewaltigen ins feinere Weltliche, das sich in den übrigen Teilen dartut. Stören kann dieses Ganze gar nicht, da, wie oben gesagt, es zur Persönlichkeit des Herzogs Ulrich hinzu gehört; hinzu kommt noch ein zweiter Grund: wir haben im Schloßbau Dargun gar keinen Neubau vor uns, wie es dem Neueren, wie es der großartigen Einheitlichkeit nach erscheint, sondern ein umgebautes mittelalterliches Kloster. Überall steckt in den Mauern der mittelalterliche Kern, überall das mittelalterliche Ziegelsteinformat; wo einmal der Putz abgefallen ist, treten gotische Spitzbögen und wuchtige Dicke der Mauern hervor. Der Baumeister, der die Verwandlung vom gotischen Kloster zum weltlichen harmonischen Schloßbau durchgeführt hat, ist ein wahr-

hafter Künstler und sparsamer Wirtschaftler zugleich gewesen. Wo im einzelnen innen und außen die gotischen Bauteile stecken, das interessiert nur den Forscher. Daß sie überall vorhanden sind, ist klar, sind doch vielleicht selbst die für die Renaissance charakteristischen Rundtürme an den Ecken der Hauptfront auf gotischer Grundlage errichtet.

Wo man geht und steht, mischt sich in den Eindruck erhabener Frömmigkeit und weltfroher Hoheit auch überall etwas verträumte Romantik. Weitab von den großen Verkehrswegen konnte sich dieses Baudenkmal so rein erhalten. Es kann trotz der Verwüstungen des 30jährigen Krieges und der Napoleonischen Zeit noch nutzbringenden Zwecken dienen: es ist von vielen Mietparteien bewohnt, und in echt nationalsozialistischem Sinn dient der Vorderflügel rechts unten unseren bäuerlichen Nachwuchs und damit der Heimat. Hier hat die ländliche Fortbildungsschule ihre Räume. So sind in schöner Weise mittelalterlicher Kirchenbau, weltlicher Schönheitsfimmel der Renaissance und zukunftsfrohe bäuerliche Kultur auf einem Erdensiedel vereinigt.

## Das ehrliche Handwerk.

Im Herbst, wenn die Scheunen und Speicher gefüllt sind, dann beginnt für den Bauern die Zeit der Erholung. Die Tanzvergüngen fangen an, und mit Vorliebe werden auch die Hochzeiten in den Herbst verlegt. Der Bauer liebt dann recht viele Musik. So kommt es, daß um diese Zeit die Dorfmusikanten sehr viel zu tun haben, so viel, daß sie oft darauf angewiesen sind, Kollegen aus den benachbarten Städten zur Aushilfe anzunehmen.

Ein fürstlicher Kammer-Musikus war von der Jugendzeit her mit einem Musiker befreundet, dessen Genie ihn im Gegensatz zu seinem berühmten Freunde, über den Stand eines ehrbaren Dorf-Musikanten nicht hatte herauswachsen lassen. Nun hatte dieser Dorfmusikant auf einer Bauernhochzeit zu spielen. Da aber im Herbst, in dieser Zeit fiel die Hochzeit, die Musiker, wie erwähnt, sehr rar sind, so wandte er sich in seiner Not an den Kammer-Musikus mit der Bitte, ihm beizuspringen. Der berühmte Virtuose hatte gute Laune, ging auf die Bitte ein und kam. Er bereute es nicht, denn er fand große Freude in dem herzlichen Vergnügen der Bauern. Er, der sonst in den höchsten Kreisen höfliche und oft langweilige Umgangsformen beachten mußte, konnte sich hier, unbekannt wie er war, so recht als Mensch unter Menschen fühlen und bewegen. Da er von Haus ein naturfroher Mensch war, munterte er die Ge-

sellschaft in jeglicher Weise auf und brachte durch seine lustigen Schmurren und Einfälle die beste Stimmung in das Haus. Es dauerte nicht lange und er wurde der Mittelpunkt der vergnügten Gesellschaft. Ein Bauer hatte ihn besonders ins Herz geschlossen. Er zog ihn des Abends gelegentlich zur Seite und sagte zu ihm: „Höör hei, id will em wat seggen! Hei gefällt mi, un id much wull Uemgang un Fründschaft mit em hebben, aver dat is to Schaad üm em, dat he keen eerlich Handwart leert hett!“

Gott verlett de Sinen nich.

Brachmeyer, en Röber, de de Lüüd bi Nacht de Lücht bröcht, dat het, dat he se berobed, wörr toleht doch faat-treogen un instelen. He künnt sik op sene Wies herutlögen, un so bröchten se em an den Galgen. Bevernd steeg he de Ledder op, un graad, as de Henker em de Glöpp över'n Hals trecken wull, do weit en wittes Dooft un man reep: „Gnade!“ — Brachmeyer dreite sik üm, foolt siene Hann un reep: „Gott verlett de Sinen nich!“

Darop leet he sik op Lebenstied an de Keed smeden.

Ernst Siforski

## Plumbüdel as Muskant.

Plumbüdel sitt von sin besten Fründ'n umgeben in ein Bierstuw un verfloort ehr dor sinen nieften Streich. Dei oll dickbusig Raembüddel stünn up den Disch un jeder hett 'n Büddel Bier un 'n Raemglas vör sik stahn. Unf Fedderbusch seggt, Minschen un Minners, dit wat 'n Hauptspäß. Hopfa seggt dei Türl, un spaelt mit sin Finger den Torgauer Marsch up dei Dischplatt dat dat man so knallen deit. Ja seggt nu Plumbüdel, so wat't makt. Dei Fleut wat vull Aienruß makt un ünner wat dei Fleut mit 'n Flittbohrer anbohrt un denn möt hei sin witt West anherwen un als geiht in Ordnung. Alles geiht in Ordnung, bölkens all un Fedderbusch haut sik up dei Küß, na, von desen Schlag harr 'n jöhrigen Bull in dei Knei säten. Wenn ihr künnt hei, wenn is hei hier, geiht dat fragen

los. Kann, kann nich mihr lang duern, denn mak die farrig, hest du dat Ding all hier. Is lang'n besorgt, seggt Plumbüdel, halt sik 'n ollen Notenständer un dat oll Klavinet. Dat oll Ding güng gon Hand tau Hand un von jeden wür dat liit Lock, weder Plumbüdel dor inbohrt harr, begautacht. Na, nu künnt jo losgahn. Fedderbusch müßt sik vör dat liit Finster, weder nah den Baden tau wiesen bet, stellen un uppaffen wenn dei Reisender kamen bet. Dit durt denn ol gornich lang'n, dunn güng dei Badendör up un rinn kem dei gaud Mann. Hei künnt, flüstert Fedder an sin Finster, hei künnt. Glick dorup wat an dei Dör kloppt un up den Türken sin „an tree“ kem dat Opfer nah dei Stuw rinn. Plumbüdel harr dat Klarinet ansett, sin Brill seht em börn up dei Näs, un so seg hei aewer dei



Seihmaschin nah ein Notenblatt rupp. Ach, Herr Plumbüdel, spielen sie auch Klarinette, was spielen sie denn dort? „Rechte Rose, seggt hei un knippt ein Og' tau. Spälen Sei nich of Fleut.“ „Ach ja,“ wat hei seggen, „es ist mein liebste Instrument. Wenn Sie gestatten, spiel ich Ihnen etwas vor.“ „Hopsa,“ seggt dei Türk un trummelt vör aller Gewalt mit sin lang'n Finger up den Disch. Fedderbusch klickt nah dei witt West un haut sich up dat Bein. „Dat könnens naher noch daun, irst will wie man uns' Geschäft afwickeln,“ seggt Plumbüdel. Na bie des' Arbeit müßt dei Berträter noch ein poor Kunden Naem un Bier springen laten, dei annern leien sich of nich lumpen un so wir'n sei bald in dei beste Stimmung. Aewer schließlich langt dei gaud Mann nah dat Klarinett un stellt sich in Positur. „Sei geiht all 'n bäten swer, aewer dorför hett sei 'n gauden Ton“ seggt Plumbüdel. „Oh,“ seggt dei Reisender, „meine Lunge ist noch gut,“ un wat nu jo för alle Gewalt nah dat Ding rinpusten. Fedderbusch stößt heimlich den Türken an, dei wedder Plumbüdel. Dit würr jo grotortig, dei Kienruß ut dei Fleut set binah all up dei witte West wo dei Mann doch so stolz up dei West wier. „So, seggens, nu ist woll mang, fünft können sei Schaden

nähmen. Aewer all wat recht is, bäter spält off Luther ut Ol Kalen of nich. Ne, ne meintens all, dit wier 'n Genuß. Dei Reisender verawschied't sich un Fedderbusch giwt em noch den Rat. „Wenn Sei in'n Hotel, wo Sei doch wahren, 'n gauden Gluck drinken willen, denn söddern Sei sich man 'n Lorbas.“ Unner uns geseegt, wir dit dei Defelnam för den Hotelbesitzer. Dei Berträter wat nu jo nah 'n Hotel nah 'n Abendbrotäten gahn. Dei Hotelwirt klickt em von inner bet haben an, dei Gäst maken all so'n vergnügte Gesicht. Wie dei Reis'unkel nu aewer noch einen Lorbas bestellt, dunn bößt dei ganze Gaststuw' vör Vergnügen los. Dei künmt von Plumbüdel, dat's so sicher as dat Amen in dei Mark. Dei Wirt schenkt em einen Bittern in un lett sich 50 Penning dorvör gaewen — dit wier för damalige Lieden väl Geld — un seggt dunn tau em. „Stahns doch mal up un bekifen sich in'n Speigel. Sei hemm woll bi Plumbüdel säten. Dei Reis'unkel kreg von sin Speigelsbild 'n bannigen Schreck, dat wier doch nich sin witte West? Sei hätt, wenn hei up sin Tour Riegentalen besöcht hett naher ümmer ne swart West anhatt, dor künn hei tau 'n Notfall ümmer einst Fleut mit spälen.

## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welken, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Sie lud am nächsten Tage den Rest Gotthmanns, welcher das Haus neben der Tante besaß, zu einem Bruckmahl mit einigen anderen Freunden ein. Der Tisch war herrlich geschmückt, vor jedem Gast stand ein mächtiger silberner Pokal\*), aus dem wir edlen Rheinwein tranken. Nach dem Essen unterredete sich Vater mit dem herzlichen Rat Gotthmann, bat ihn um seine Verwendung zu seinen Gunsten beim Herzog und ob er das Empfehlungsschreiben der Herzogin Sophie übergeben wolle.

Gotthmann sagte dies zu, er müsse doch am nächsten Tage Vortrag beim Herzog halten.

Wir warteten nun in Spannung in den nächsten Tagen der weiteren Entwicklung unserer Angelegenheit, der Vater besah mit mir inzwischen die Stadt Güstrow, den Dom, die Pfarrkirche und andere Gebäude.

Nach drei Tagen erschien bei Tante Marie ein herzoglicher Diener und überbrachte uns den Befehl, am nächsten Morgen um 10 Uhr beim Herzog im Schloß zu erscheinen.

Ich staffierte mich mit meinen schönsten Gewändern heraus, legte einen Degen an, wie dies für Studenten Gebrauch, und mein Vater schritt mir, nachdem wir beim Offizier der Schloßwache unseren Passierschein vorgezeigt und einen herzoglichen Diener zur Führung erhalten hatten, die breite Treppe zu den herzoglichen Gemächern empor, mir war ob all dieser Pracht und den bevorstehenden Empfang beim Herzog recht bekommen uns Herz. Im Vorzimmer nur ein Hofsunker, der uns bediente, wir mußten noch einige Zeit warten, es sei noch der herzogliche Hofprediger und dann der Jägermeister zum Vortrag.

Nach längerem Warten wurden wir endlich vorge lassen, der Hofsunker nannte unsere Namen, da begann

der Herzog sofort das Gespräch: „Ich habe das Empfehlungsschreiben meiner Frau Mutter gelesen, sie wollen Rechtswissenschaft in Rostock studieren?“ Ich stotterte: „Zu Befehl Euer Durchlaucht!“

Mein Vater bat nun in kurzen Worten den Herzog, mir die Aussicht eröffnen zu wollen, nach vollendetem Studium in seinen Dienst eintreten zu dürfen.

„Ich bin infolge der Empfehlung meiner Mutter hierzu wohl geneigt, wenn Sie ihre Zeit in Rostock fleißig benutzen und tüchtig lernen, aber das sage ich Ihnen, wenn ich höre, daß Sie die Jahre in Rostock nicht zum lernen, sondern zum saufen, fressen, raufen, fluchen, nächtlichem Toben od. Umhertreiben mit liederlichen Weibern vergeuben, wie dies jetzt leider, Gott sei's geklagt, so viele Studenten dort tun, dann kann ich sie in meinem Dienst nicht gebrauchen, bei mir sitzt der Herrgott im Regiment und nicht der Teufel.“

Der Herzog sprach dies heftig und erregt, ich versprach ganz verschüchtert, mich sicher davor zu hüten. „Nun, dann kommen sie wieder zu mir, wenn ihre Studienjahre um sind.“ Damit waren wir entlassen.

Ins Haus der Tante zurückgekehrt, äußerte diese und mein Vater: „Carl Heinrich, dein weiterer Lebensweg ist nun vorgezeichnet, wenn du den Worten des Herzogs folgst.“ Ich versprach es ihnen fest.

Am nächsten Morgen zogen wir dann weiter gen Rostock, in Schwaan hielten wir eine längere Mittagsrast, setzten über die Warnow, die hier schon viel breiter war, wie meine geliebte Elbe in meiner Heimat.

In Bölschow, es war ein sehr heißer Tag, merkten wir, daß die Pferde ziemlich müde waren, im Krüge noch eine kurze Rast zu halten, wir konnten einen Krug aber nicht sofort finden und fragten einen alten ehrwürdigen Mann mit langem weißen Haar, der wohl über 80 Jahre alt war, dem wir auf der Dorfstraße begegneten, nach dem Krüge, da lud er uns sehr freundlich ein, bei ihm einzulehren, der Krug sei nur für gemeine fahrende Leute.

\*) Anmerkung: Nach einer Urkunde im Jahre 1629 mußten wegen der Kriegsnot das Haus in Güstrow, die silbernen Pokale und der schöne Goldschmuck von Frau Maria von Welken verpfändet werden.



Wir folgten ihm auf seinen großen stattlichen Hof, wo er uns und unsere Tiere reichlich mit Essen und Trinken versorgte, und uns stolz seine schönen Pferde und seinen Viehstand zeigte.

Beim Abschied von ihm und seiner zahlreichen Familie lud er uns freundlich ein, doch wieder bei ihm vorzusprechen, wenn unser Weg uns wieder durch Bölschow führe, er sei der Hauswirt Heinrich Rehder.

Neu gestärkt erreichten wir gegen Abend Rostock, die große Stadt machte sich schon einige Zeit vorher bemerkbar, wir trafen viel Fuhrwerk, das Korn und Vieh zur Stadt hinein- und Kaufmannsgut herausbrachte, auch Scholaren, Gesellen, Arbeiter, Reiter und a. m. belebten die Landstraße und die Krüge.

Schon aus weiter Ferne sahen wir die mächtigen Kirchen, die wieder viel größer waren, wie die in Güstrow, mit ihren hervorragenden Türmen. — Meine Erwartung war hoch gespannt. Zuerst stießen wir beim Rosengarten auf einen mächtigen runden Festungsgraben, den Zwingger. Bald hinter dem Zwingger begann die starke Befestigung der Stadt, zunächst das feste hohe Steintor, dann mehrere Torgebäude hintereinander, die die befestigte Bogenbrücke über den Stadtgraben schützten, zu beiden Seiten standen berg hohe, Ehrfurcht gebietende Wälle, zwischen Stadtmauern und den tiefen Wallgraben.

Wie wir staunend diese mächtige Befestigung betrachteten, wurden wir von der Torwache angerufen und mußten uns über unsere Person, Zweck und Ziel unserer Reise ausweisen, dann erst durften wir ins Tor einreiten. So war ich nun am Ziel meiner Wünsche in der Universitäts- und Hansestadt Rostock angekommen, wo ein neues Leben für mich beginnen sollte.

Wir hatten unterwegs beratschlagt, wo wir in Rostock einkehren wollten. Mein Vater entschied sich dahin, zuerst bei seiner Schwester Lucie, die mit Casper Vieregge verheiratet war, vorzubereiten, sie war meines Vaters jüngste Stieffchwester.

Wir ritten die Steinstraße bis zum Markt hinunter, da lag nun das Rathaus mit seinen 7 Türmen und die gewaltige Marienkirche vor unseren Blicken, auf unsere Frage zeigte man uns links das dritte Haus als das Gesuchte.

Zu unserer großen Freude empfingen Tante Lucie und Onkel Caspar uns sehr freundlich und erklärten bestimmt, daß wir mit Pferden und Leuten bei ihnen bleiben sollten.

Am anderen Tage sagte Lucie, mit der ich mich sehr schnell angefreundet hatte, sie war nur 6 Jahre älter als ich: „Carl Heinrich, mein Mann und ich laden dich ein, während deiner Studentenzeit in unserem Hause zu bleiben.“

Das war für Vater und mich eine frohe Botschaft, es verringerte die Kosten sehr erheblich und ich hatte einen Familienhaushalt, der es mir erleichterte, dem wüsten Treiben der Studenten mich mehr fern zu halten und fleißig zu studieren, damit ich später meinen Lebensunterhalt in des Herzogs Dienst finden konnte.

Vater blieb noch zwei Tage und trat dann seine Rückreise nach Benthen an.

Des Onkels Haus war eins der schönsten hohen Giebelhäuser, wie sie der Markt zu Rostock so häufig hatte, da die Böden teilweise zu Zimmern ausgebaut, viele Räume. Ich erhielt zwei Treppen hoch ein Zimmer mit dem Blick auf den Markt. Der lebhafteste Verkehr aller Art fesselte mich in der ersten Zeit sehr, da ich mehrere Jahre dies Zimmer bewohnte, wurde es mir zur Gewohnheit.

Am Tage nach der Abreise meines Vaters ging ich zum Rektor magnificus, den Professor Johann Quistorp, um mich immatrikulieren zu lassen.

Sein Magnificenz hielt mir eine sehr ernste Rede, er warnte mich vor dem Eintritt in eine Nation \*), daß sei eine Stätte, wo die reißenden Wölfe, brüllenden Stiere und blutdürstigen Tyrannen ihr Wesen trieben, die ihre Opfer nicht nur in die öffentlichen Trinkhäuser schleppten, sondern auch auf das Scheußlichste mißhandelten und ausnützten.

Alle diese Ermahnungen hätten mich vielleicht doch nicht zurückgehalten, mich dem Studentenleben in die Arme zu werfen, dazu war ich zu jung, zu kräftig und lebenslustig wenn nicht die Sorge gewesen wäre, meiner Mutter damit Kummer zu machen, die durch den Niedergang der elterlichen Verhältnisse, der mir einen tiefen bleibenden Eindruck gemacht hatte, schon so schwer litt, wenn ich nicht befürchten mußte, erhielt ich keine Anstellung im Dienst des Herzogs Johann Albrecht, dann ganz in Armut und Not zu versinken, mit einer solchen Anstellung hoffe ich, später meinen Eltern hilfreich zur Seite stehen zu können.

Völlig wollte ich mich doch nicht von den anderen Studenten fernhalten, dazu war ich zu begierig, das Treiben kennen zu lernen und mir Freunde zu erwerben, ich schloß mich aber der Nation der Mecklenburger, die besonders mit dem Pommerischen Korps Freundschaft, als Hospitant an, besuchte zuweilen ihr Trinkgelage, aber ließ mich nie zu Dienstleistungen mißbrauchen und jede widerliche Rederei unterblieb mir gegenüber, übrigens schnitt ich jeden Versuch dazu auch sofort ab, ich war hervorragend kräftig, schoß und focht vorzüglich.

Meine Erfahrungen in dieser Art vom Studentenleben sind also gering, aber das kann ich bestätigen, die Art, wie die älteren Studenten mit den jungen umgingen, die sie Penalen nannten, war roh und entwürdigend, sie mußten Stiefel und Lichter putzen, aufwarten, einschenken, Geschirr abwaschen, unter die Bänke kriechen, wurden faß geschoren, mußten verdorbenes Bier hinuntertrinken, wurden geschlagen, gestoßen, auf ihnen geritten und schließlich mußten sie auch für ihre Peiniger die Zechen bezahlen, aber nicht allein in den Kneipen, sondern auf den Straßen, auf denen getobt und Unfug und Schlägereien verübt wurden, und in den vielfachen gemeinsamen Wohnungen wurde diese Quälerei der Penalen fortgesetzt. Dieses Treiben widerte mich so an, daß ich mich doch immer mehr davon fern hielt.

Die Vorlesungen der Professoren der Rechtswissenschaften besuchte ich ziemlich regelmäßig, doch muß ich bekennen, daß ein besonders großer Trieb zur Erlernung dieser Wissenschaft mir damals nicht innewohnte, so daß ich Einzelheiten aus diesem Unterricht nicht ins Gedächtnis behalten habe, lieber mochte ich reiten, jagen, rudern, segeln und hatte dazu, wie sich zeigen wird, gute Gelegenheit.

Nachdem ich mich einige Wochen in Rostock eingelebt hatte, führte ich doch den Wunsch meiner Mutter aus, und ritt durchs Petritor über den Petridamm und Dierkow nach Teutenwinkel zu ihrem Vetter Gebhard Moltke.

Da ich diese Verwandten bisher nicht kennen gelernt hatte, die eine hervorragende Stellung im Lande einnehmen und infolge ihren großen Reichtums ein großes Haus ausmachten, so war ich mir etwas bekommen zu Sinn bei der Frage, wie ich dort aufgenommen würde. Doch der Empfang durch den Onkel und die Tante war ein so herzlicher, daß ich sehr bald jede Schen verlor, und ihre mir angebotene Gastfreundschaft während meines Rostocker Aufenthalts oft und den Ferien lange Wochen ausnützen konnte, besonders war ich hoch erfreut, daß der Onkel Gebhard mir gestattete, auf seinem großen Jagd-

\*) Anmerkung: Studentenverbindungen nach Landschaften.



gebiet mit seinem zahlreichen Bestand an Hirschen, Sauen, Rehen usw., sowohl mit ihm persönlich wie mit seinen Jägern und auch allein zu jagen. So machte ich nun zu Pferde, von Georg begleitet, den Weg von Rostock nach Teutenwinkel oft, zuweilen ließ ich mich auch im Boot nach Gehlsdorf übersetzen und ging jagend zu Fuß nach Teutenwinkel.

In alter Erinnerung an Weisin segelte und ruderte ich auch sonst viel auf der Warnow mit den Fahrzeugen des Onkels Bieregge. Wie ich schon erwähnt, war ich zunächst bei diesen Ausflügen meistens allein, ohne Kameraden, aber im Laufe des Sommers suchte ich Bekanntschaft von zwei jungen Edelenten. Wir schlossen uns nach und nach sehr einander an, es war dies Kurt von Bernstorff aus Bernstorff, welcher als Kornat bei den herzoglichen Truppen in Rostock diente, und Henning von Messentin aus Pommern, den ich als Student und Mitglied des Korps der Pommerschen Nation kennen gelernt hatte. Ich führte beide sowohl im Hause des Onkels Bieregge, wie beim Onkel in Teutenwinkel ein. Wir waren jetzt, soviel es unsere Zeit erlaubte, zusammen, ritten, jagten, ruderten und segelten gemeinsam auf der Warnow, dem Breitling und kehrten oft in Warnemünde ein in einer Schifferkneipe und ließen uns von den alten Seeleuten von ihren Seefahrten erzählen, indes wir mit ihnen einen guten Trunk taten. Zuweilen wurden die Erzählungen recht unwahrscheinlich, aber wir hatten trotzdem unsere Freude daran, diese weit umhergekommenen alten Seebären anzuhören, hatten wir doch selbst zu wenig von der Welt gesehen.

Meine Eltern hatten bestimmt, daß ich die beiden ersten Jahre meiner Studentenzzeit nicht zu ihnen kommen sollte, sondern in Rostock bleiben, welche Anordnung mir zunächst hart vorkam, aber bei dem abwechslungsreichen, frohen Leben, welches wir drei Freunde führten, und bei der großen Freundlichkeit, mit welcher man uns bei den Verwandten begegnete, liefen die beiden Jahre schnell dahin, mein anfängliches Heimweh war bald überwunden. Ich fühlte mich sehr wohl und heimisch in Rostock, ich war gesund, kräftig, ich überragte meine beiden, auch nicht kleinen Freunde wohl um eine Kopfeslänge. Körperliche Anstrengungen ermüdeten mich nie, Geldsorgen drückten mich, dank der Fürsorge des Onkels Bieregge nicht, das Studium bereitete mir in diesen beiden Jahren wenig Kopfschmerzen, so verlebte ich frohe und glückliche Stunden.

Es nahen nun die Sommerferien des Jahres 1624, die ich in Benthen zubringen wollte, mein Freund Henning ging zu seinen Eltern, nach Pommern, nur Kurt mußte, trotzdem er Urlaub erhalten konnte, allein in Rostock bleiben, da bat ich die Eltern, ihn mit nach Benthen bringen zu dürfen. Nach einigen Zögern und Zweifeln, da unsere Häuslichkeit in Benthen doch nur einfach, gestatteten sie es.

So ritt ich nun in seiner Begleitung an einem schönen strahlenden Augustmorgen aus dem Steintor auf die Schwaanische Landstraße, begleitet von unseren beiden Dienern, denselben Weg zurück, den ich vor zwei Jahren mit meinem Vater gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

## Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung).

Dat is mi nich led worden, un wenn Einer von min Maler-Kollegen mal in so 'ne Lag' kamen süll, so kann hei mi drist folgen, denn dat wohte gor nich lang', duun säd de Inspekter, de mi aewer de Schuller fel, dat Bild würd sihr ähnlich, un de Mann wüßt dorup tau lopen, un hadd Inspekten in de Saß, denn hei hadd mi all oft taulesen un hadd sin Urteil an mine Stücker utbildt.

Woht di nich lang', duun was dat Gesicht farig, sihr schön; blot mit en beten gräunlichen Schin, woran dat gräune Poppir Schuld sin kunn. Nu kamm aewer de Uneform, blag mit en roden Kragen, un denn de goldnen Epolettz un de blanken Knöp. Wer dat seindag' noch nich maßt hett, de ward säd hellischen dorvör verstuken; so gung mi dat denn nu ok; id hadd Berlinerblag un Zinnober un Kromgel in minen Kasten, id gung also forsch d'rup los, un wil id mal lesen hadd: Beinwerke bei'm Portrait müssen mit einer gewissen flüchtigen Genialität behandelt werden, so ded id dat denn ok. Flüchtig naug was 't; aewer mit de Genialität blew id vullständich haden; denn as id dormit döörch was, säden sei all Beid', de Inspekter un de Plazmajur: ne! Dat wir nicks! Mit den berlinerblagen Rod güng dat notherwis' aewer de Epolettz un de Knöp, de segan so ut, as wenn sei in saeben Johr nich puht wiren, un de Kragen wir jo kein Plazmajur-Kragen, dat wir man en ganz gewöhnlichen preußschen Postmeister-Kragen. — Argern ded id mi niederträchtig; aewer woht was't, en beten gellerich sach hei ut, denn mit den Zinnober was id ogenschinlich anföhrt, dat was idel roden Mönning, un id hadd wedder mit den infamtigen Rothstein in de Schatten 'rümmer fuhrwarft.

Jed hadd all so vel von de Malerkunst lihrt, dat id mi nich verblüffen let, un dat id säd, id wull dat Bild mit mi nemen, un nah en por Dag', denn wull'n wi uns wider spreken. Un nu satt id von ein Licht in 't anner un puhte den Herrn Plazmajuren sine Epolettz un Knöp up, bei G . . . dat taulest jammern würd un hei mi säd, nu wiren sei blant naug. Aewer de Kragen! — Noch up Stunns, wenn id so 'n preußschen Infanterie-Kragen seih, fallen mi all mine Sünden in; dat würd nicks, un dat wull nicks warden! Taulest smet säd de Taufall in 't Middel; G . . . sin Karnalljenvagel spölteerte mi en Druppen Water up den Kragen, un up dit Flag würd hei schön schörlaken utseihn. — Wenn du em so mit 'ne Ort von Firniß anstriken dedst? dacht id. Aewer ne! de Firniß is tau ölig, dat kunn utseihn as en richtigen Fettladen. Mit Gummi arabikum? den hadd id aewer nich tau Hand. Jed sunn un sunn un versöhl taulest up Zucker. Dat geiht! Jed smöl'te mi also en por Stücken Zucker in Water un fung duun sauber an, de Saß irst an de Kanten mit en Pinsel tau probiren. — Wunderschön! Jed strek drist wider un durt nich lang', duun was min Kragen so, dat jeder Kaptehdarm em för en richt'gen preußschen Soldaten-Kragen anseihn hadd.

Gr . . . säd frilich, de Kragen wir tau blant gegen de annere Maleri; aewer wat verstumm Gr . . . von de Kunst? — Jed stellte minen Plazmajuren up den Dsch, säd mi up min Bedd un fel em bet 's Abends Klock negen an, bei de Schildwach: „Licht aus!“ röp. — 'T is maeglich, dat Raphael sine Madonna, as sei farig was, ok lang' anketen hett, aewer so verleiw, glöw id nich, dat hei in ehr west is, as id in den Herrn Plazmajuren. Jed lag noch lang'



un kunn nich slapen vör Freuden. — En preußschen Offizir in vulle Uneform, dat will wat seggen, mine Herr! Tau-  
lest slep ick in, slep aewerst of in den hellen Dag herin.

Un as ick upwaht — Gott in den hogen Himmel! —  
Gr . . . hadd ditmal nich as Gründ gegen mi handelt, hei  
hadd 't himmern künnt — dunn wiren dusend Fleigen  
dorbi un vertehrten den Herrn Plazmajur sinen Stragen  
un hadden dor of mit mang malt un hadden luter lütte  
swarte Punkte in mine schönsten Lichter sett't.

So wat nenn ick en Malür. — Un wat nu? — Dat  
Einzigste was, ick müßt em up 't Frisch wedder aewerlat-  
fieren un de Fleigen möten, bet hei ut mine Hänn' was,  
dorbö awjagt warden. Dat schach denn nu of ball; ick was  
min Matwart los. Wat aewer den Herrn Plazmajur sine  
leuwe Fru tau de Aehnlichkeit seggt hett, un ob de Herr  
Plazmajur sich mi tau 'm Andenken in sine Deinstwahnung  
uphängt hett, heww ick meindag' nich tau weiten fregen. So  
vel is gewiß, ick hadd mi bi em un bi den Inspektor ein'  
Stein in 't Brett sett't, un dat kamm nich mi allein, ne,  
uns allen schön tau Paß.

### Kapittel 9.

Aewer ein Umstand müßt nu noch dortaufamen, de den  
Utslag gaww un uns düttlich wist'e, wo widd wi all mit  
de Ausschaffung von de saubere Husordnung kamen wiren.  
Min oll Vader hatt mi schrewen, ick süll mi 'ne Mäntel  
maken laten, un eines Dags kamm de Inspektor nah mi  
'rüm un säd mi, ick süll nah sine Stuw kamen, de Snider  
wir dor un wull mi Mat nemen. Ich gung also in mienen  
Slaprod 'rüm. Nu wiren dor in de Stuw' äwerst twei  
Bild' de Ein' säch gor nich as Snider ut, de Anner äwer  
desto mihr; ick frog also desen, wat hei mi Mat nemen  
wull. Aewer ihre de Snider mi Antwort gaww, gung de  
Anner up mi tau un frog mi: wat ick ein von de politischen  
Gefangen wir. — Dat fun ick nich striden. — „Denn kennen  
Sei gewiß minen Brauder: ick bün de un de von 'n Rhein  
her un heit S . . . mann.“ — „Ja woll,“ segg ick,  
„kenn ick Ehren Brauder, hei sitt in den drüdden Stoc  
mit M . . . tausamen.“ — „Hei wullnoch wider reden,  
dunn kamm de Inspektor 'rin, un de Snider gung an sin  
Geschäft.“

Sei was noch nich dormit prat, as de Dör wedder up-  
gung, un de Husknecht ut de Stadt Prag mit en Korb  
vull Buddeln rinne kamm. De Inspektor make grote  
Ogen; aewer de Rheinländer let em kein Lid, Mulapen  
tau verköpen, hei namm de höflichste Min' von de Welt  
an säd in so'n frien, frischen Ton, as blot so 'n ollen lu-  
stigen Rheinländer kamm, hei hadd sich dat verlöwt, den  
Herrn Inspektor mit en Duzend Buddel Birundörtiger  
unner de Ogen tau gahn. — Ach, nu aewer de Inspektor!  
De Snider was dor, ick was dor — hei säd, hei künn 't  
nich, un dat wir tau vel, as set Einer unner sine Stuw-  
delen un regirt em von dor an en Band, as en Hampel-  
mann. — Wat aewer so 'n richtigen Rheinländer resol-  
virt sin kann, dat heww ick hir seihn; uns' Rheinländer  
freg mir nichts, dir nichts, en Proppentredler 'rut, make  
'ne Buddel up, namm en Waterglas, wat up den Disch  
stunn, schenkte in un let den Inspektor vör allen Dingen  
irst döran rüken. Dat hül! De Geruch paßte em, un hei  
freg nu of so 'n besondere Lust dortau, em tau probiren.  
Laureden helpt, un em würd tauredt; hei druck sin Glas  
ut. „Ich will nu Ehren Brauder halen, säd hei, „aewer  
. . .“ un dorbi tel hei mi un den Snider an. De Snider  
was en Mann von Bildung; hei verstunn den Wink un  
gung; ick wull em doch dorin nich nahstahn un wull of  
gahn; aewer de Rheinländer stellte sich dwaslings vör de  
Dör: „Sei bliwen hir! Nich wohr, Herr Inspektor, de  
Herr bliwwt hir? — Nu fung de entsamte Kirl unner de

Stuwendelen wedder an, an den Band tau tucken, un de  
Inspektor treckte mit de Schullern un hantirte mit de Hänn'  
un trippelte mit de Bein; aewer dat Enn' von 't Lid was:  
ick blew.

De Brauder kamm un spä den Brauder üm den Hals,  
un 't was en grotes Freu'n un en grotes Fragen, un wil  
dat de beiden Bräuder doch in ihre Freud' nich sittten kun-  
nen, sett'ten ick un de Herr Inspektor uns up den Sopha  
un drunken Rhinwin tau ehre Freud' un uns tau 'm  
Wohlgefallen un freuten uns of.

Un as de irste Hitt bi de beiden Bräuder verslagen  
was, dunn sett'ten sei sich of un hülpden uns bi uns' Ge-  
schäft, un de Herr Inspektor make den Rheinländer en  
Kumpelment: de Win wir gaud, de Win wir sihr gaud.  
„Denn dauhn Sei em of sine Jhr an,“ säd de Frömde un  
schenkte den Herrn Inspektor dat Birglas wedder vull;  
denn dat ein' hadden wi man.

Nu kann aewer jeder Minsch inseihn, dat ünner so 'ne  
Umständ' ein Birglas nich gaud langen deit, ick kamm  
also up den klauen Infall, ut mine Stuw' noch twei tau  
halen un wil de Herr Inspektor nich achter 'n Disch bequem  
'rutkamen kunn, namm ick minen Slaetel von 't Slaetel-  
brett un wull gahn, dreihete mi aewer irst noch üm un  
säd: „Aewer, Herr Inspektor, Gr . . . bring' ick mit.“ —  
„Ja,“ säd S . . . mann, „un ick hal of Gläs' un bring' M.  
mit.“ — De Herr Inspektor fung wedder an tau trecken  
mit de Schullern; aewer 't was nich mihr so utdrücklich as  
vörden, un taulegt nichte hei blot noch mit den Kopp.

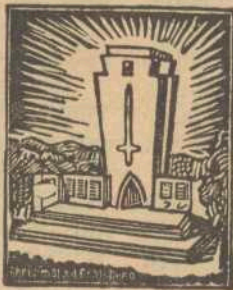
Als ick 'rute kamm, gung D . . . mann vör den Inspe-  
tor sine Dör up un dal, denn hei woll en beten horft, wat  
woll passiren ded, un as hei mi in sin Slaetel Amt fu-  
schen säch, wull hei mi baehnhafen un frog mi, wo ick dor-  
tau kem'. „Herr D . . . mann,“ säd ick, „Sei seihn, ick kam  
mit den Slaetel ut den Herrn Inspektor sine Stuw', un as  
Sei weiten, is hei binnen, un wat em paßt, ward Sei jo  
of woll passen. In 'n Aewrigen will ick sei raden, laten  
S' sich mit mi nich in 'n Bösen in, Sei weiten, wo wi mit  
enanner stahn; will'n Sei aewer vernünftig sin, denn will  
ick of dörvör sorgen, dat sei Ehr Deil von de Lustbarkeit  
astriegen.“ Oh, hei meinte of man, säd hei. Ich slot also  
up, halte Gr . . . un Birgläs'; S . . . mann kamm mit  
sinen Stuwkameraden M . . . antautrecken, un nu würd  
de Sak irst vullständig. Wi 'organisirten' uns, as sei dat  
nennen, nich blot binnen üm den Disch herum, ne of buten,  
dat uns Keiner aewer den Hals kamen kunn. D . . . mann  
müßt up den ündelsten Gang patrulliren un freg tau de  
Unnerhollung in sine Einsamkeit 'ne Buddel Win, un de  
Gefängnishtnecht M . . . würd up unsern Gang up en Disch  
stellt un müßt aewer den vördesten Hof fiken, ob de Plaz-  
majur woll kem'. Hei freg kein Buddel Win; aewer de  
Bifung, wenn em sihr sihr dösten würd, denn süll hei hau-  
sten. Hei hedde den Nahmiddag aewer wat Jhrliches tau-  
sam haust, un tau Schaden is hei dorbi nich wider kamen,  
as dat hei sich gegen Abend mit sammt den Disch umhausten  
ded.

Wi aewer seten binnen un hadden vulle fiv Johr ut  
unsern Lebenskalenner unstrecken un fungen bi den letzten  
Nummers, den wi in Jena un in Bonn mitmaht hadden,  
hir up den Inspektor sine Stuw' wedder an. De Herr In-  
spektor würd as Boß anseihn, un M . . . , wat de Delfst  
von uns was, aewernamm sich dat Amt, em in alle  
Swindigkeit en beten ut den Graewsten för den Kummang  
tautausitzen, vör Allen make hei em denn begriplich, dat  
en forschen Boß ünner funditus drinken müßt. De Herr  
Inspektor bewes' in dese Sak vele Insichten, un wil dat  
wi em doch mit gauden Bispill vörangahn müßten, so  
kemen wi bald in jenne Ort von Verfat, wo dat Singen  
lostaugahn pleggt.

(Fortsetzung folgt).



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Wg. zuzüglich Beleggeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 2. August 1936

Nr. 15

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
ROSTOCK I. M.

## Entwicklung des Heimatrechtes in Mecklenburg und im Reiche.

Friedrich Nähler, Laage.

Wenn ich in meiner Abhandlung das Wort „Heimatrecht“ gebrauche, so soll darunter das Recht des Einzelnen auf eine Stätte verstanden sein, wo ihm für den Fall der Hilfsbedürftigkeit Unterstützung zum notwendigsten Lebensbedarf gewährt werden muß. In älterer Zeit bestand in Deutschland wie anderswo eine gesetzliche Regelung der Frage, wie dem Unterstützungsbedürftigen zu helfen sei, nicht; er war vielmehr auf die Gnade seines Geburtsortes, vor allem aber auf kirchliche Organe angewiesen. Ein klassisches Beispiel, allerdings nicht aus Deutschland, sondern aus England bieten die Schilderungen in Dickens Roman „Oliver Twist“, wo ausführlich geschildert wird, wie die Unterstützung eines hilfsbedürftigen Knaben nicht bei einer staatlichen Behörde oder bei dem Leiter einer politischen Gemeinde, sondern bei Kirchspielangestellten in die Wege geleitet wird. Im älteren Deutschland bis in das vorige Jahrhundert hinein war das Heimatrecht als Recht so wenig vorhanden, daß es in einem so klassischen und ausführlichen Werke, wie der „Deutschen Rechtsgeschichte“ von Schröder überhaupt nicht erwähnt wird.

Die Ursache weshalb der Gesetzgeber sich mit Regelung der Heimatverhältnisse befaßte, war die Notwendigkeit, daß der Schutz gegen Bettler und umherstreichendes Gefindel, welcher früher im wesentlichen durch Gegendruck bekämpft wurde, vor allen durch Exilierung, nach den Freiheitskriegen nicht mehr durch bloße Gewalt möglich war. Ich verweise auf die trefflichen Schilderungen bei Witte „Kulturbilder aus Mecklenburg“.

In Mecklenburg setzte wie in andern deutschen Staaten, die Gesetzgebung in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein. Die Verordnung vom 18. Januar 1820 betr. Aufhebung der Leibeigenschaft war vorangegangen, auf diese basiert die unsere Materie betreffende „Allgemeine Armen-Ordnung“ vom 21. Juli 1821 welche als ihre Begründung anführt, daß nach aufgelöstem Bande der Guts-Untertänigkeit die Versorgung der Armen die besondere Fürsorge des Landesherrn erheische“ und in § 1 als ihren Zweck angibt, „bedürftige Personen vom Müßiggange und Bettelei, sowie von Belästigung anderer abzuhalten“. Der Grundgedanke dieser Armenordnung war,

daß zu einem Orte jede selbständige Person gehörte, welche  
a) mit ausdrücklicher Erlaubnis der Obrigkeit ihren festen Wohnsitz an dem Orte genommen, oder

b) an demselben zwei Jahre lang einen eigenen Herd gehabt oder ein eigenes Gewerbe betrieben, oder von ihrem Vermögen gelebt hat.

Der Grundgedanke des zweijährigen Aufenthalts zum Erwerb der Heimat ist also schon in der alten mecklenburgischen Verordnung enthalten. Er wurde aufgenommen von der Regierung des Norddeutschen Bundes als Vorläufers der Reichsregierung, nachdem in der Zwischenzeit die deutschen Einzelstaaten durch Heimatskonventionen die Verpflichtungen der Heimatsbehörden verschiedener Staaten untereinander geregelt hatten. Der Gedanke, daß die Ortsgemeinde, d. i. die politische, nicht mehr die kirchliche Gemeinde als Heimatsbehörde in Betracht komme, hatte sich schon überall durchgesetzt, als das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 in Kraft trat. Dieses Gesetz, welches im Anschluß an zwei andere Grundgesetze, nämlich das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 und das Gesetz über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- (Reichs-) und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 erlassen wurde, ist trotz späterer Abänderungen die Grundlage des deutschen Heimatrechtes geblieben. Es stellte zunächst das Institut auf und regelte die Verpflichtungen dahin, daß für Unterstützung von Personen, welche einen Unterstützungswohnsitz haben, der Ortsarmenverband, daß ist in Mecklenburg die Stadt- oder Landgemeinde, für solche, die keinen haben, der Landarmenverband, in Mecklenburg das Land, endgültig zuständig ist. Hiermit wurde der Begriff des Unterstützungswohnsitzes in das Gesetz hineingebracht. Der Unterstützungswohnsitz wurde erworben einmal durch Aufenthalt, nämlich wenn jemand nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre zwei Jahre lang seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt hatte. Gewisse Ausnahmen zu Gunsten von Krankenanstalten usw. will ich nur kurz andeuten. Bei unfreiwilliger Unterbrechung ruhte die zweijährige Frist in der Weise, daß die Zeitdauer nicht mitberechnet wurde (z. B. Freiheitsstrafen), ebenso ruhte sie für die Dauer einer von



einem Armenverbande gewährten Unterstützung. Daneben wurde der Unterstützungswohnsitz seitens einer Frau durch Verehelichung, seitens ehelicher Kinder durch Abstammung vom Vater, seitens unehelicher Kinder durch Abstammung von der Mutter erworben. Verloren wurde der Unterstützungswohnsitz entweder durch Erwerbung eines anderweitigen Unterstützungswohnsitzes oder durch zweijährige ununterbrochene Abwesenheit nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre, für die Berechnung der Frist galten ähnliche, z. T. dieselben Ausnahmen wie beim Erwerbe.

Die Vorschriften über Rechte und Pflichten der Armenverbände beginnen mit § 28: „Jeder hilfsbedürftige Norddeutsche (später „Deutsche“) muß vorläufig von demjenigen Ortsverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befindet. Die vorläufige Unterstützung erfolgt vorbehaltlich des Anspruchs auf Erstattung der Kosten beziehungsweise auf Uebernahme der Hilfsbedürftigen gegen den hierzu verpflichteten Armenverband.“ Letzterer war, wenn jemand einen Unterstützungswohnsitz hatte, der Ortsarmenverband seines Unterstützungswohnsitzes, wenn er keinen Unterstützungswohnsitz hatte, der Landarmenverband, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befand. Eine Ausnahme zu Lasten des Dienst- und Arbeitsortes will ich nur kurz andeuten. Der endgültig verpflichtete Armenverband konnte sich der Kostenersatzpflicht entledigen, wenn er die Ueberführung des Unterstützten auf seine Kosten in seine unmittelbare Fürsorge verlangte.

Der Unterschied des Unterstützungswohnsitzes von der alten Heimat mecklenburgischen Rechtes bestand im wesentlichen darin, daß bei Begründung des Aufenthaltes die obrigkeitliche Erlaubnis, der eigene Herd oder das eigene Gewerbe fortzuleben. Es war dies eine Folge der Freizügigkeit. Die Frage ist, wie dies sich auswirkte, im besonderen im Verhältnisse zwischen Land und Stadt. Zunächst werden sich große Unterschiede gegenüber dem früheren Rechte nicht gezeigt haben, da eine zweijährige Frist eine verhältnismäßig lange ist, innerhalb deren die Frage, ob ein Zugezogener allein imstande sei, sich und seine Familie zu ernähren, gewöhnlich schon akut wurde. Der Verlauf war dann der folgende: Die Gemeinde, gewöhnlich eine Stadt, in welche der Betreffende gezogen war, trachtete danach, ihm möglich schon Unterstützung zu gewähren, bevor die zwei Jahre abgelaufen waren, und forderte von derjenigen, von der er gekommen war, gewöhnlich einem Dorfe, die Erstattung. Dieses letztere prüfte, ob es ihm nicht billiger würde, den Unterstützten in eigene Fürsorge zu nehmen, kam meistens zu dem Resultate, daß dies billiger sei, und so wurde der Unterstützte in das Dorf, woher er gekommen war, zurückgebracht. Allerdings wurde auch hier Mißbrauch getrieben, indem unliebsamen Personen, welche man gerne los werden wollte, direkt animiert wurden, vor Ablauf der zwei Jahre um Unterstützung einzukommen, was im einzelnen Falle gar nicht nötig gewesen wäre. Ja, es werden noch von einzelnen Gemeindevorstehern Geschichten überliefert, welche es mit größter Affiniertheit verstanden, die Finessen des Gesetzes im Interesse der eigenen Gemeinde auszunutzen. Zum Beispiel: In einer Stadt ist eine Frauensperson mit einer Anzahl Kindern, welche in derselben ihren Unterstützungswohnsitz hatte, der öffentlichen Fürsorge anheimgefallen. In derselben Stadt lebt ein lediger Mann, welcher vom Lande gezogen ist, aber noch keine zwei Jahre da ist. Um seine Stadt zu entlasten, läßt der Bürgermeister die Frau und den Mann kommen und sagt ihnen: „Ihr bekommt sofort 200 Mark aus der Armenkasse, wenn ihr euch heiratet; damit könnt ihr machen, was ihr wollt!“ — Die beiden überlegen ein Weilchen, kommen zu dem Entschlusse, die 200 Mark verdienen zu wollen; durch die Heirat erwerben Frau

und Kinder den Unterstützungswohnsitz des Mannes, und der Besitzer des Gutes, von welchem der Mann zugezogen ist, ist der Leidtragende! Solche Fälle kamen vor, werden aber zu den Seltenheiten gehört haben und ob sie ein genügender Grund waren, das Gesetz zu ändern, will ich dahingestellt sein lassen.

Eine wesentliche Aenderung trat erst ein zu Zeiten des Bülow-Blocks, welcher sich außer andern Materien auch mit dieser beschäftigte. Durch ein Gesetz vom 30. Mai 1908 wurde die Möglichkeit, einen Unterstützungswohnsitz zu erwerben, vom achtzehnten auf das sechzehnte Lebensjahr zurückverlegt, und die zweijährige Frist beim Erwerb und Verlust desselben auf ein Jahr ermäßigt. Die Erleichterung der Möglichkeit, einen neuen Unterstützungswohnsitz zu erwerben, war im Verhältnis von Stadt und Land eine entschiedene Mehrbelastung der Städte. Jedenfalls war das Bestreben der Landbewohner an einen Ort zu kommen, der ihnen eine größere Bewegungsmöglichkeit gab, also in eine Stadt, größer wie das umgekehrte; und den Träger ländlicher Armenlasten wurde es in einem Jahre leichter, als in zweien, sich dieser Verpflichtung bei zweifelhaften Elementen zu entwinden, er förderte also deren Uebersiedelung in die Stadt in jeder Weise. Auch im Verhältnisse größerer zu kleineren ländlichen Ortschaften zeigte sich dieselbe Erscheinung.

Eine gründliche Aenderung setzte ein, als am 13. Februar 1924 das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz aufgehoben und durch eine Verordnung über die Fürsorgepflicht ersetzt wurde. In dieser wurden mit dem Unterstützungswohnsitz auch die Ortsarmenverbände aufgehoben und ihre Aufgaben den Bezirksfürsorgeverbänden übertragen, die Länder wurden aber für berechtigt erklärt, die Armenfürsorge auf die Gemeinden abzuwälzen. Hiervon hat man in Mecklenburg Gebrauch gemacht, die mecklenburgischen Ämter, später Kreise genannt, konnten und mußten die Armenfürsorge auf die Gemeinden abwälzen; allerdings behielten sie die sogenannte „außerordentliche Armenpflege“, d. i. die Fürsorge für Geistesranke, Krüppel, Sieche usw. zum größten Teil. Der wichtigste Teil der neuen Verordnung war der § 7, Absatz 2: „Zur Fürsorge endgültig verpflichtet ist derjenige Bezirksfürsorgeverband, in dessen Bezirk der Hilfsbedürftige bei Eintritt der Hilfsbedürftigkeit den gewöhnlichen Aufenthalt hat; ist ein solcher nicht vorhanden oder zu ermitteln, so ist derjenige Landesfürsorgeverband endgültig verpflichtet, dem der vorläufig verpflichtete Fürsorgeverband angehört.“ Die Frist von zwei Jahren, später einem Jahre, welche für den Ort, wohin der Unterstützungsbedürftige gezogen war, die Voraussetzung der endgültigen Unterstützungsspflicht war, war damit verschwunden, und die Gemeinde des neuen Aufenthaltes schloß der Verpflichtung, den Zugezogenen dauernd zu unterhalten, ausgesetzt, wenn nicht eine der Ausnahmebestimmungen in den folgenden Paragraphen, die ich nur andeuten will (uneheliche Kinder, Aufenthalt in Krankenhäusern, Strafanstalten, Arbeits- und Dienstort usw.) zur Anwendung kam.

Der Zweck dieser Aenderung war offenbar der, die Stellung der Unterstützungsbedürftigen insofern zu verbessern, als das Hin- und Herschieben derselben erschwert werden sollte und daß Streitigkeiten über die Zuständigkeit vermieden werden sollten. Daß der Zweck erreicht ist, muß ich nach meinen Erfahrungen sehr in Zweifel ziehen; gerade darüber, was unter „gewöhnlichem Aufenthalt“ zu verstehen ist, sind, wenn die Unterstützungsspflicht bald nach einem Zuzug akut wurde, häufig Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht, welche zu Prozessen führten, die aber so gut wie immer zum Nachteile des Zuzugsortes entschieden wurden. Ich möchte auch bezweifeln, daß die Stellung des Hilfsbedürftigen durch die Aenderung durchgehend



tatsächlich verbessert wurde. Jedenfalls ist es in den Fällen nicht zutreffend, wo der Ort, von welchem er kam, seine natürliche Heimat war, oder wo ein wohlwollender Arbeitgeber, welcher von derselben Heimat stammend und die Einwohner als eine große Familie fühlend, über das Maß des Notwendigen bei der Unterstützung hinausging, während die Stadt, welcher der Zuzug unbequem war, sich schon aus wirtschaftlichen Gründen auf das gesetzliche Maß beschränken mußte.

Zuerst wirkte sich die Aenderung wenig aus, weil die Verordnung zur Zeit der Wohnungszwangswirtschaft in Kraft trat, die ihrerseits ein Hemmnis gegen den Zuzug unerwünschter Elemente, insbesondere auch vom Lande in die Städte bot. Als aber diese aufgehoben wurde, waren dem Zustromen solcher Leute alle Schranken geöffnet; wenn sie nur ganz kurze Zeit, auch nur Tage am neuen Orte sich selbst erhalten konnten, hatte dieser sie für alle Zeit weg. Alle Kräfte wirkten hier zusammen, der natürliche Drang der Leute, in die Stadt, die so viel Schönes bietet, was man auf dem Lande nicht hat, zu kommen; der Trieb der ländlichen Besitzer und Pächter, diese Leute loszuwerden, ja sogar die Chance der Vermieter, die Konjunktur zu einer Mietssteigerung auszunutzen. Naturgemäß führte dieses zu einer ungesunden Mietssteigerung und Wohnungsnappheit in den Städten. Die Vertretungen der Städte haben deshalb verschiedentlich versucht, die Wiedereinführung des Unterstützungswohnhauses zu erwirken, aber ohne Erfolg.

Noch will ich erwähnen, daß die Bestimmung, welche noch die Verordnung von 1924 enthält, wonach Familienmitglieder von der Stelle unterstützt werden müssen, welche für ihren Ehemann und Vater zuständig ist, durch eine Novelle vom 5. Juni 1931 aufgehoben ist, für sie entscheidet also jetzt ihr eigener gewöhnlicher Aufenthalt und nicht der des Familienhauptes.

Der Nationalsozialismus hat, nachdem er am 30. Januar 1933 zur Macht gelangte, an den wesentlichen gesetzlichen Bestimmungen nichts geändert, vielmehr versucht er die Unebenheiten auf andere Weise zu beseitigen. Ich will zunächst dahin gestellt sein lassen, ob diese sich in anderen Ländern überhaupt so bemerkbar machen, wie in Mecklenburg, weil ja nicht das Reichsgesetz die Abwälzung der Armenlasten von den Bezirksfürsorgeverbänden auf die Gemeinden vorschreibt; wo diese den Bezirksfürsorgeverbänden verblieben ist, treten die Unebenheiten ja gar nicht so in Erscheinung. Der Nationalsozialismus will offenbar die Gegensätze zwischen Stadt und Land verwischen, die deutsche Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935 kennt solchen ja auch nur in der Bezeichnung. Die gesetz-

liche Fürsorge soll offenbar durch die freie Fürsorge abgelöst werden, hat doch die NS.-Volkswohlfahrt die Träger der Armenlasten schon sehr erheblich entlastet, und man kann wohl sagen, auch die Städte mehr entlastet, als es durch eine Wiedereinführung des Unterstützungswohnhauses und eine damit verbundene Rückwälzung der Lasten für Zugezogene auf das platte Land möglich gewesen wäre. Bei der Folgerichtigkeit, mit welcher der Nationalsozialismus sein Ziel verfolgt, können wir die Hoffnung hegen, daß es gelingen wird, die Härten, welche der bisherige Zustand mit sich bringt, in absehbarer Zeit ganz verschwinden zu lassen, insbesondere auch da durch einen umfangreichen Wohnungsbau die schlimmste Auswirkung nämlich der durch den Zuzug von Landbewohnern verursachte Wohnungsmangel in den Städten einem greifbaren Ende näher gerückt ist.

Und wenn man einer Aenderung der Gesetze näher treten sollte, so möchte ich annehmen, daß man weder die Idee des Unterstützungswohnhauses noch den der endgültigen Zuständigkeit des Aufenthaltsortes zum Prinzip erhalten, sondern dem alten Heimatsgedanken wieder näher treten wird. Kinder derselben Heimat fühlen sich instinktmäßig als ein engerer Kreis, als eine erweiterte Familie, wodurch zu allen Zeiten Schärfen abgeschliffen wurden. Die Begründung der ersten mecklenburgischen Armenordnung mit der Aufhebung der Leibeigenschaft besorgte hier viel: Bei allen Lichtseiten, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft an sich hatte, wird die Schattenseite ihr nicht abzustreiten sein, daß sie Zweifel über die Zuständigkeit für die Unterstützung eines Hörigen aufkommen ließ, welche die solange bestehende Gebundenheit an der Scholle von vornherein ausschloß. Seine Heimat konnte nicht in Zweifel gezogen werden. Auch nachher wird für diejenigen ärmeren Bewohner, welche in ihrer Heimat verblieben, die Unterstützung eine freundlichere Form angenommen haben, als in der Fremde, zumal wenn der Arbeitgeber dieselbe Heimat hatte und in der Unterstützungsbedürftigkeit des Arbeitnehmers nicht eine Last, eine Widerwärtigkeit sah, sondern in der Abhilfe eine Ehrenpflicht des wohlhabenden Heimatsgenossen, gewissermaßen des Hauptes einer größeren Familie. Daß sich dieser Gedanke in der Gesetzgebung durchsetzt, wird naturgemäß noch längere Zeit in Anspruch nehmen, bis die Erziehung zum Sozialismus im guten Sinne entsprechend vorgeschritten ist. Aber für Einzelheiten ist schon ein Anfang gemacht: Ich will nur auf das Heimatfluchtrecht aufmerksam machen, welches der § 30 des Reichserbhofgesetzes vom 29. September 1933 den Abkömmlingen eines Bauern gewährt, welche, wenn sie unverschuldet in Not geraten, gegen Leistung angemessener Arbeitshilfe auf dem Hofe ihre Zuflucht suchen können.

## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welkin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung).

In Bülchow begrüßten wir den Hauswirt Rehder und der alte, freundliche, gastfreie Mann lud uns zum Frühstück in sein Haus ein. Wir folgten dieser Einladung sehr gern, denn seine schönen Töchter hatten schon seit einiger Zeit unser besonderes Wohlgefallen erregt.

Schweren Herzens mußten wir leider nach kurzen Stunden Aufenthalt weiter, sonst konnten wir, unseren Reiseplan entsprechend, am Abend Güstrow nicht mehr er-

reichen, wo wir uns für die Nacht bei Tante Marie angemeldet hatten. Am nächsten Abend kamen wir wohlbehalten in Benken an, trotzdem die Landstraßen wegen des Krieges schon etwas unsicher waren, aber an so vier junge, kräftige Männer wagte sich so leicht keiner heran, natürlich waren wir bewaffnet, anders war die Reise nicht möglich.

Ich fand meine Eltern unverändert vor, aber meine Schwester hatte sich zu einem schönen Mädchen inzwischen entwickelt, oder hatte ich dies früher, wie ich täglich mit ihr zusammen war, nur nicht gesehen?



Schon am ersten Tage merkte ich, daß Kurt und Margarete Sophie Wohlgefallen an einander hatten, das sich sichtlich von Tag zu Tag steigerte, und, um dies hier vorweg zu nehmen, Kurt begleitete mich in der Folge noch mehrfach nach Benken und heiratete, nachdem er inzwischen Leutnant im Mecklenburgischen Leib-Rüfasser-Regiment, Compagnie von Ahlefeld, geworden war, zu unserer aller Freude im Jahre 1627 meine Schwester.

Im Herbst 1624 kehrten nur Kurt und ich nach Rostock zurück, wo wir Henning Mellentin schon vorfanden, so konnten wir unserm Freundschaftsbunde weiter nachleben, der durch die Liebe Kurls zu meiner Schwester noch enger geworden war.

Da die Gefahr immer näher rückte, daß der böhmische Krieg auch Mecklenburg berühren würde, so kam der Herzog 1625 nach Rostock, um sich von dem Zustande der Befestigungswerke und der Besatzungstruppen zu überzeugen.

Der Rat der Stadt veranstaltete dem Herzog zu Ehren einen Tanz der Geschlechter im Rathhause, wozu wir drei Freunde auch durch Vermittlung meiner Verwandten Zutritt erhalten hatten, Henning und ich waren frühzeitig gekommen und standen beieinander im Saal, da öffnete sich die gegenüberliegende Thür und eine größere Anzahl Gäste trat gleichzeitig hinein, darunter ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, in Begleitung eines älteren Herrn und einer Dame, offenbar ein Elternpaar, ich packte Henning an den Arm und rief:

„Henning, wer ist das schöne Mädchen?“

„Welche, Carl Heinrich?“

„Die große mit den blonden Haaren und den schwarzen Augen! Kennst du sie?“

„Gewiß, sehr gut, daß ist meine Cousine Emerentia Wopersnow<sup>\*)</sup>, die ist seit einigen Tagen hier, ja, die ist schön, die schwarzen Augen hat sie von ihrer Großmutter, die war eine Ungarin.“

„Henning, die muß ich kennen lernen!“

Wir gingen nun dorthin, ich wurde den Eltern und dem jungen Mädchen bekannt gemacht, war aber so benommen von deren Schönheit, daß ich kaum sprechen konnte, bat und erhielt jedoch die Erlaubnis, mit Emerentia tanzen zu dürfen, was sich am Abend noch mehrfach wiederholte, ich konnte meine Blicke nicht von ihr abwenden.

Ich verließ am Schluß das Fest völlig verzaubert und ging wie ein Nachtwandler nach Hause, ich hatte keinen anderen Gedanken mehr als Emerentia und wie ich meine Bekanntschaft mit ihr fortsetzen konnte, ich hatte bisher wohl an dieses und jenes Mädchen ein flüchtiges Wohlgefallen gehabt, das aber stets bald wieder verflog, nun war ich ganz in Liebe verstrickt durch die Schönheit und durch das einnehmende Wesen dieses Mädchens.

Tante Lucie merkte, mit der Klugheit der Frauen für solche Dinge, bald, wie es um mich stand und ließ mir stillschweigend ihren Beistand, wir besuchten zusammen den Domherrn, fanden freundliche Aufnahme, Tante Lucie forderte Emerentia auf, sie oft und ungezwungen zu besuchen, was diese auch tat, besonders schon deshalb, weil die Wohnung des Domherrn, welche er in Rostock vorläufig nur hatte erhalten können, nur klein und eng war. So sahen Emerentia und ich uns oft, da Onkel Bieregge viel Geschäftsabwesend war, Tante Lucie ihre Kinder und den großen Haushalt zu besorgen hatte, so waren wir, ich glaube fast, Tante Lucie tat dies absichtlich, oft allein, mein Herz brannte mir dann, Emerentia meine Liebe zu

gestehen und um ihre Hand zu bitten, aber ich wagte es nicht, weil meine Zukunft so ungewiß und ich mir auch nicht klar war, ob meine brennende Leidenschaft Erwidierung fand, ich hatte zu meinem großen Schmerz und mit rasender Eifersucht bemerkt, daß Henning seine Cousine ebenfalls liebte und sie stets freundlich zu ihm war, wie ich fürchtete, freundlicher als zu mir, so schwankte ich täglich zwischen Hoffnung und Mutlosigkeit hin und her, mein ganzes Denken war nur „Emerentia“, alles übrige hatte in dieser Zeit seine Bedeutung für mich verloren.

So verging der Winter 1625, da sah ich eines Tages, wie der Frühling erwachte, daß Henning mit seiner Cousine ausritt, sie war bei ihrer schönen Figur eine herrliche Erscheinung zu Pferde, ich war außer mir vor Eifersucht und wie ich nach einigen Tagen allein mit Emerentia im Biereggeschen Hause zusammentraf, vergaß ich mich und äußerte sehr erregt: „Wer es auch so haben könnte wie Henning, mit ihnen ausreiten zu dürfen, aber ich muß immer zurückstehen.“

„Ich verstehe sie nicht“, antwortete Emerentia, Henning ist doch mein Vetter, das ist doch nicht auffällig, wenn ich mit den ausreite, mit ihnen darf ich es aber doch nicht.“

Ich sann nun in nächster Zeit Tag und Nacht darüber nach, wie ich es ermöglichte, mit Emerentia, wenn auch nur einmal, in den schönen, erwachenden Frühling hinauszureiten, meine Freundschaft mit Henning litt sehr unter dieser Qual, da entdeckte ich mich offen Tante Lucie und bat um ihre Hilfe, sie hatte Emerentia bald für diesen Plan gewonnen, schwerer ging es mit den Eltern, durch freundliche Ueberredung erhielten wir endlich auch deren Erlaubnis, unter Begleitung von Georg nach dem Bülchow Walde zu reiten dürfen, ich war glücklich.

Freudig bewegt, da ich zu bemerken glaubte, daß in Emerentias Augen auch ein Strahl von Liebe und Glück schimmerte, ging unser Ritt am nächsten Morgen vor sich, in scharfer Gangart erreichten wir bald Bülchow, ich schlug vor, den alten Rehder, den ich verehrte, zunächst zu begrüßen, wir ritten auf seinen Hof, er kam uns freundlich und lächelnd mit den Worten entgegen:

„Guten Morgen, Herr Junfer, was haben sie für ein schönes Fräulein bei sich, es ist wohl ihre Braut?“

Wir saßen uns tief errötend an und wußten nichts zu antworten, sondern verabschiedeten uns bald und ritten in den Wald.— Wir stiegen ab, Georg führte verständnisvoll die Pferde weit abseits. Wir setzten uns ins Gras an einem Abhang am Ufer der Warnow. Es war ein berauschend schöner Frühlingstag, die Blumen zeigten ihr erstes Grün, Veilchen, Anemonen und Waldmeister blühten und dufteten. Die Vögel sangen ihr ewiges Frühlingslied von Liebe und Sehnsucht. Kein Lüftchen regte sich im Walde, leise rauschte der Fluß, kein Mensch war in der Nähe. Da strömte mein Herz über in Worten:

„Emerentia, wie ist es schön hier, aber wieviel schöner wäre das Leben, wenn das Wahrheit werden könnte, was der alte Mann gesagt.“ Sie sah stumm in ihren Schoß und eine Träne rann aus ihren Augen.

„Emerentia, kann es denn nicht Wirklichkeit werden, ich liebe dich grenzenlos!“

Da sah sie mich mit einem so liebevollen Blick an, daß ich sie in meine Arme schloß und heiß und innig küßte, was sie, sich anschniegender, duldet und erwiderte.

Wir wußten kaum was wir taten, und waren der Außenwelt ganz entrückt.

Stunde auf Stunde verrann, wir merkten es nicht.

Gegen Mittag machte sich Georg bemerkbar und kam mit den Pferden. Da erwachten wir aus unserem seligen

<sup>\*)</sup> Anmerkung: Der Domherr Joachim Jürgen Wopersnow auf Thurow bei Brül war wegen der unruhigen Zeiten nach Rostock übergesiedelt.



Traum von Glück und Liebe. Wir stiegen wieder zu Pferde und ritten stumm, aber uns oft selig anblickend, nach Rostock zurück, wir wurden mit einigen Vorwürfen über unser langes Ausbleiben empfangen, aber unsere Entschuldigung, wir hätten den alten Rehder besucht, fand Glauben.

Am andern Tage trafen wir uns bei Tante Lucie und entdeckten ihr unsere Liebe, sie riet uns, dieselbe zunächst noch geheim zu halten, bis meine Zukunft mehr geklärt sei. Jetzt warf ich mich mit großem Eifer auf mein Studium, um es baldmöglichst zu beendigen und eine feste Lebensstellung zu erreichen, die es mir ermöglichte, Emerentia heimzuführen, ich hatte in der Rechtswissenschaft viel nachzuholen, die Jahre vorher hatte ich das Studium nur lässig betrieben. Tante Lucie hielt weiter ihre schirmende Hand über unseren heimlichen Lebensbund.

Auch zwischen uns hatte die Tante Lucie manchen kleinen Zwist auszugleichen, Emerentia war, wohl infolge ihrer großen Schönheit sehr verwöhnt und anspruchsvoll und leicht verletzt und glaubte sich, da ich meine Zeit besonders dem Studium widmen mußte, oft vernachlässigt und war dann nicht leicht zu versöhnen. Aber trotzdem hingen wir mit inniger Liebe aneinander und konnten uns unsere Zukunft nicht anders vorstellen und ausmalen, wie miteinander vereint.

Endlich Ostern 1826 hatte ich mein Ziel erreicht und konnte die Universität mit guten Zeugnissen verlassen. Der Abschied von Rostock, wo ich soviel Liebe und Freundschaft genossen, wurde mir sehr schwer, vor allem der Abschied von Emerentia, aber ich nahm als Trost einen Schimmer von Hoffnung mit, daß ihre Eltern unseren Bund zugeben würden. Kurz vor der Abreise hatte ich beim Domherrn deshalb angefragt und er mir geantwortet, sobald ich eine feste Lebensstellung erlangt habe und meine Eltern damit einverstanden wären, könne ich wieder bei ihm vorsprechen. Emerentia versicherte beim Abschied in Tränen aufgelöst, „Was auch kommt, Carl Heinrich, ich bleibe dir treu“, so schieden Emerentia und ich nun voneinander, fest auf unsere gemeinsame Zukunft in Glück und Liebe bauend. Ende April des Jahres 1826 ritten Georg und ich wieder aus Rostocks Thor gen Güstrow, wo sich mein weiteres Schicksal entscheiden sollte.

### 3.

#### Eintritt ins Leben.

In Güstrow bei Tante Marie angekommen, eilte ich am nächsten Tage zu Rat Cothmann, legte ihm meine Zeugnisse der Professoren vor und bat ihn, mir meine Audienz beim Herzog zu verschaffen, um meine Bitte um Anstellung im herzoglichen Dienst, auf deren Gewährung mir damals Hoffnung gemacht war, nochmals persönlich vortragen zu können. Der Rat versprach mir wieder seinen Beistand in der Sache, er würde baldmöglichst dem Herzog Vortrag darüber halten. Trotzdem verging ein Tag nach dem andern, ohne daß ich eine Antwort erhielt, ich sprach mehrfach beim Rat Cothmann vor, einmal traf ich ihn nicht, ein anderes mal mahnte er zur Geduld, so schnell fiel die Entscheidung in einer solchen Sache nicht. Endlich nach 14 Tagen wurde ich zu ihm gerufen und er sagte:

„Mein lieber Junfer, der Herzog ist bereit, sie in seinen Dienst einzustellen, wenn sie zum Calvinismus über-

treten.“\*) Das war ein harter Schlag für mich. Zwar hatte ich über die theologischen Streitigkeiten bisher wenig nachgedacht, so daß ein besonderer Widerwillen gegen die reformierte, kalvinistische Lehre mir nicht inne wohnte und ich vom religiösen Gesichtspunkte aus nicht all zu viel Bedenken gegen diese Bedingung des Herzogs gehabt hätte, wenn ich nicht sicher hätte befürchten müssen, mir nicht nur allein die Feindschaft meiner ganzen Familie und Standesgenossen wahrscheinlich durch den Uebertritt zuzuziehen, sondern vor allen Dingen, die von Emerentias Vater, der als Schweriner Domherr die lutherische Lehre als die allein richtige ansah und ansehen mußte.

Aber ohne Amt in des Herzogs Dienst konnte ich weder meinen Lebensunterhalt verdienen noch hoffen, Emerentia heimführen zu können, da deren Vater nicht sehr begütert war, er hätte uns sicher einen Zuschuß zu unserm Haushalt gegeben, aber allein erhalten konnte er uns nicht, und in Venthen auf meines Vaters Anteil war sicher kein Platz für zwei Familien. Was sollte ich tun?

Cathmann und Tante Marie konnten und wollten mir nicht raten. Ich versiel daher auf den zunächst liegenden Ausweg, um Aufschub meiner Entscheidung zu bitten, um die Sache mit meinen Eltern zu beraten. Dieser wurde mir gewährt. So eilte ich nun nach Venthen zurück, um meine Not mit den Eltern zu besprechen.

Ich teilte ihnen die Bedingung des Herzogs und meine Liebe zu Emerentia mit, da trat zu meinem Schrecken ein neuer Widerstand gegen meine Lebenspläne auf, mein Vater sagte hart und heftig: „Carl Heinrich, wir kannst Du an eine Heirat mit einem Mädchen, das nur geringe Mitgift wie Emerentia Wopersnow hat, denken, wer soll denn Weisheit wieder einlösen? Im Dienst des Herzogs erwirbst du dazu nichts!“ „Vater, ohne Emerentia hat das Leben keinen Wert für mich.“ „Mein Sohn, an solchen Enttäuschungen stirbt der Mensch nicht, solche Wunden heilen in deinen Jahren bald.“

Ein Blick meiner lieben Mutter belehrte mich, daß sie hierin auf der Seite ihres geliebten Sohnes stände und mir schon helfen würde, ich gab daher scheinbar diesem Einwande des Vaters nach und fragte nun:

„Vater, wie soll ich mich aber zu der Bedingung des Herzogs stellen wegen des Uebertritts? ohne diesem bekomme ich ja kein Amt.“ „Ja, Carl Heinrich, da wird dir wohl kaum etwas übrig bleiben, als diese Bedingung zu erfüllen, wir wollen uns aber, da Bedenkzeit gestattet ist, die Sache zunächst noch reichlich überlegen.“

So vergingen nun einige Tage, ohne daß wir weiter über die Angelegenheit redeten, nur meine Mutter versprach mir, des Vaters Widerstand gegen meine Heirat mit Emerentia zu beseitigen.

Inzwischen war die Sache bekannt geworden, da kam zuerst der Pastor Cunibertus und redete mir und den Eltern ins Gewissen, ich dürfte doch um weltlicher Vorteile willen meinen Glauben nicht wechseln, das klang sehr schön, aber mein Schwanken hörte damit nicht auf, meine Lage war für meine ganze Zukunft zu bitterernst und entscheidend. Pastor Cunibertus suchte sich aber eine wirksamere Hilfe für seine Ermahnungen und fand diese auch in Onkel Below, der in höchster Erregung zu uns kam.

„Carl Heinrich, es ist doch wohl gänzlich unmöglich, was ich von dir höre, du willst deinen Gott und den Herrn Christus verraten um weltlicher Vorteile willen, glaubst du damit dein Glück im Leben zu begründen, wenn du deine ewige Seligkeit dafür hingabst, du bist wohl vom Teufel besessen?“

(Fortsetzung folgt.)

\*) Anmerkung: Der Herzog Johann Albrecht II von Güstrow trat öffentlich zur kalvinistischen (reformierten) Lehre über, erregte damit großes Aufsehen und Unruhe im Lande, er erbaute in Güstrow reformierte Kirchen, die Wallenstein später wieder abreißen ließ, die Ritterschaft seines Landes stellte sich in dieser Sache in scharfe Opposition gegen den Herzog.



# Stillen un püßtern.

Von † † †

(Fortsetzung.)

**Vor das Herzgespann bei den Kindern:**

„Weich' Rippen-, Kugel-, Herzgespann,  
Meine Finger rühren dich an“.

oder: „Weich' Rippen-Gerisch,  
Wie das Pferd aus der Krippe frist“.

**Vor Kopfwehe:**

„Christus geboren zu Bethlehem,  
Gefangen zu Jerusalem,  
Getauft am Jordan,  
Ist so gewiß, als mir der Kopf stand.“

**Vors Beschreiben eines Kindes:**

„Sei willkommen, Sonnenschein,  
Wo kommst du hergeritten?  
Hilf mir und meinem Kinde!  
Gott den himmlischen Vater bitte,  
Daß er meinem Kinde helfe,  
Und bitte den Sohn und den heiligen Geist,  
Daß er ihm gebe sein natürliches Blut u. Fleisch“.

**Feuer zu versprechen:**

„Feuer, du heiße Flamme,  
Dir gebeut Jesus Christus, der heilige Mann,  
Du sollst stille stehn  
Und nicht weiter gehn“.

**Vor Würmer und Darmgicht:**

„Herzwurm und Fuchtwurm und Darmgicht,  
Ich verbiete dir bei Gottes Gericht,  
Daß du dich sollst legen und nimmer regen,  
Bis die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn tut  
gebären“.

Stillverse heiv'n immer flechten Niem, oft ganz un gor  
feinen. Meistens is 't purer Unsinn, wat seggt ward. Dat  
wiesen am besten dei Verse ahn Niem. Ich nenn poor:

**Vor Schmerz bei einer frischen Wunde:**

„Unser lieber Herr Jesus Christ hat viele Beulen  
und Wunden gehabt und doch keine verbunden, sie  
gähren nicht, sie schwären nicht, es gibt auch keine  
Eiter nicht. Jonas war blind, sprach ich das  
himmlische Kind, so wahr die heiligen fünf Wun-  
den sind geschlagen, sie grimmen nicht, sie schwä-  
ren nicht, daraus nehme ich Wasser und Blut, das  
ist für alle Wunden und Schäden gut. Heilig ist  
der Mann, der alle Wunden und Schäden heilen  
kann.“

**Vor den Fluß in den Augen:**

„Aug' ich beschwöre dich bei Gott dem Vater,  
Sohn und dem heiligen Geist, Fluß ich meine dich,  
daß du verschwindest und nimmest ab, wie der  
Körper in dem Grab, und nimmest Tag und Nacht  
ab, wie der Körper in dem Grab“.

**Vor das Zahnweh:**

„St. Petrus stand unter einem Eichbusch, da sprach  
unser lieber Herr Jesus Christ zu Petro: Warum  
bist du so traurig? Petrus sprach: Warum soll  
ich nicht traurig sein, die Zähne im Munde wol-  
len mir verfallen! Da sprach unser lieber Herr  
Jesus Christ zu Petro: Petro geh in den Grund,  
nimm Wasser in den Mund und spei es wieder in  
den Grund“.

**Vor den Schwund.**

„Ich verstelle dir den Schwund, es sei an deinen  
Armen oder Beinen, vor uns sei Mark, Bein,

Fleisch und Blut, Flechsen, Alder und Händ, nimm  
wieder zu wie der Mond am Himmel, wie der  
Tag im Frühling, wie der Hopfen an den Stan-  
gen, sollst du dem Mark, Bein, Fleisch und Blut,  
Flechsen, Aldern wieder empfangen, das tut dir  
liebe Gott zu gut!“

**Wenn ein Kind beschrien ist.**

„Es waren zwei böse Augen, die dich übersahen,  
dreie waren, die dir das Gute widersprachen, sie  
haben dir genommen einen Blutschweiß, sie müs-  
sen dir wiedergeben dein Gewächse, deinen Schlaf  
und deine Ruh, daß du wieder nimmest zu.“

**Vor das Unkraut:**

Gürtel über dich, so helf dir der liebe Herr Jesu  
Christ! Gürtel, was willst du darin machen,  
Christum Leid machen? Gürtel, was sollst du  
darin machen, Gürtel, du sollst kein Blut lassen,  
Gürtel, du sollst kein Fleisch essen, Gürtel, du sollst  
hinaus in den Wald“.

**Für die Würmer beim Vieh:**

„Gott der Herr fuhr hinaus zu adern, fuhr drei  
Furchen, es waren keine Furchen, es waren drei  
Würmer, der erste sieht weiß, der zweite sieht  
schwarz, der dritte sieht rot, da sah ich die drei  
Würmer tot“.

**Vor das Lendenblut:**

„Gott der Herr ging hinaus in den Wald, brachte  
Ruthen, brachte aber keine Ruthen sondern der  
Worte waren gut für das Lendenblut“.

**Vor das kalte Fieber:**

„Unser Herr Jesus fuhr drei Aderfurchen, die eine  
weiß, die zweite schwarz, die dritte rot, so tut man  
die drei Würmer ausadern zu tot“.

**Fürs geschwollene Euter beim Vieh:**

„Es gingen drei Frauen über den Berg Sinai, die  
erste sprach: Meine Kühe hats heisch, die andere  
sprach: es kann sein, die dritte sprach: es kann  
sein oder es ist, o helf dir der Name Jesus  
Christ“.

**Für Zauberei:**

„Abt und Aebtin, Drach und Drachin, Zauberer  
und Zauberin, du sollst stille stehn, du sollst zu  
Gott deines Herrn Gebote gehn, du sollst mir  
mein Vieh weiden im Stall, und auf dem Felde,  
auf Heid und Meid, bis der heilige Ritter St.  
Georg vorüberreit“. Das verbiete ich dir bei dem  
lebendigen Gott, dazu helfe mir Gott.“

Oft ward ein Gegenstand, Boom, Siinn, Maan usw.  
anraupen, dei fall den Kranken dei Blaag awnähmen. Of  
dor poor Brauwen von:

**Gegen Nieten Nicht:**

Stell dich bei niedergehen Sonne vorn alten Weiden-  
baum un sprich:

„Wiedenboom, id klaag di,  
Dei Nieten Nicht dei plaagt mi.  
Nimm mi aw dei Nieten Nicht,  
Dat help uns' Herr Jesus Christ.“

**Vor Schwamm bei kleine Kinder:**

Stipp einen Finger in einen Eimer mit Wasser, feuchte  
den Mund des Kindes an damit und sprich:

„Hierut hüppt Pierd, Rauh, Radd un Hund,  
Hiermit still id di den Swamm ut den Mund.“

(Fortsetzung folgt.)



# Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

„M . . . , de all mal katholsche Preister west was, un de drei irsten Weihen kregen hadd, hadd in sinen früheren Stand von Amtswegen schön singen müßt, hei stimmte also mit sinen höchsten un schönsten Ton an: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt . . .“ un wi Annern föllen kräftig mit in, as — bauz in unsere Freiheit, die wir meinten, de Schildwach mit sinen Gewehrkolben gegen de Dör stödd: „Ruhig da drinne!“

De Inspekter flog tau Höcht, hei hadd ganz vergeten, dat de Schildwachen den Befehl hadden, Singen un Fläuten nich tau liden. — Dat was en stimm Stüd för mine Kameraden, de in sin Johr nich hadden singen dürt un nu so 'ne schöne Gelegenheit dortau hadden; aewer hier hülps . . . mann ut de Noth, hei ret de Dör wid up un röp den Musquetier, hei süll doch in de Stuw 'rinne fiken, un frog em, ob em dit as en Gefängnis vörkem? — Na, so 'ne Ort Gefängnis, mit so vele Buddeln un Gläs' up den Disch, hadd de jo denn woll noch nich seihn, hei meinte also: wi süllen 't nich aewelnemen, hei wir hir tau 'm irstenmal.

Dat was nu wedder so wid in de Reih; aewer uns' forsche Bos was ganz ut den Lim'. Uem Gotteswillen nich wider singen! — Ja, dat was licht seggt; aewer swer hollen. — Nah langen Prefademen mit den Herrn Inspekter würd denn nu utmakt, singen müßte warden, aewer sacht, g a n z sacht.

Dat was denn nu so, as wenn Einer seggt: wasch mi den Pelz, aewer mal mi nich matt; oder as wenn sei in de hillste Tid von de französch Revolutschon seggt hadden: köppt möt warden, aewer sacht, g a n z sacht.

De irste, de sid gegen dit nige Aftamen versünnigen ded, was de Herr Inspekter sülvst. Hei hadd 'ne Ort von Guitarren-Stimm, un hadd of 'ne Ort von Guitarr; aewer de Lider, de hei weiten ded, wiren 'ne Utwahl von olle verschatene sadenschinige Leitwslider, de hellschen up-kraht un utböft warden müßten, wenn sei hallweg passiren süllen. Un dat ded hei denn of, un hei frachte un böste denn of schön d'rup los. Un von uns Annern wull en Jeder nah so vel Johren doch girn hören, wo sid sine Stimm eigentlich utnem', un ob sei of ganz inrustert wir, un so durte dat denn nich lang', dunn gut 't wedder von Flässen.

Wer weit, vat de Sal för 'ne Endschaft namen hadd, wenn sid nich üm dese Tid, as id all seggt heww, de Gefangentnecht von den Disch herunne haust hadd. Hei föll recht mit Nahdruck mit den bullen Buckel gegen den Inspekter sine Dör, un as wi bi den Darm herute stört'en, lagg hei up de Ird' un de Disch lagg up em, as hadd hei dat Dischblatt för sin Newerbedd anseihn un hadd sid warm dormit taudeckt. — Nahsten säd hei, hei hadd mit hausten nich mihr dörrch unsern Gesang dörrchdringen kunnt. hei hadd 't dat mit kloppen versäulen wullt, hadd sid dorb tau wid up de Dischfant wagt, un hadd de Blansirung verluuren. — In desen Ogenblick säd hei nicks, hei was ganz still, un as wi em 'rute trecken un em upricht'en, was hei von den Fall oder von dat vele hausten ganz as düßig; aewer as de Inspekter up em infahren ded: hei süll sid wat schämen . . . , kreg hei doch so vele Besinnung, dat hei em rasch in de Red' föll un säd: hei glöwt, de Platzmajur kem'.

Na, dit was en schönen Hopphei! Gr . . . un id wutschten in uns' Lock, S . . . mann un M . . . sprungen de Trepp

heruppe, de Inspekter un de Rheinländer smeten bulle un leddige Buddeln un Gläs' in den Korr, un de Gefangentnecht slot uns in. So, nu kunn de Platzmajur kamen; aewer hei kamm nich.

Den annern Dag, as wi uns dat nahdenken deden, kamm uns dat binah so vör, as wir mit uns en assort't Spill dremen, dat wi man wedder utenanner kemen; aewer dat was egal: wi hadden en fröhlichen Nahmiddag hatt un hadden de schöne Husordnung gründlich verrungeniri; denn von nu an was alle Abend groten Besäuf, ball hir, ball dor. Wi vertellten uns wat, lesen wat vör, spelten Schach, of woll en beten Kortten, drunten en Glas Bir tausamen un leihnten enanner uns' Bäuler, denn dat was of verbaden.

Bäuler un Zeitungen wiren vör Allen de beiden Artikel, de wi am meisten missen müßten. Zeitungen wiren ganz verbaden, un Bäuler bet up de Fachbäuler binah of. As Bispiß will id blot vertellen, dat sid vör mine Tid mal Einer dat Brochu'sche Conversations-Lexikon, un en anner en Atlas von de olle Welt anschaffen wull, dat würd allens Beid's afflagen, wil, nah de Ansicht von den Grafen S . . . , dat Conversations-Lexikon revolutionäre Artikel enthöllt un Landkarten überall nicht zu gestatten seien, weil sie bei einem Fluchtversuche Vorschub leisten könnten. — Dat was von em 'ne sehr lustige, aewer för uns 'ne sehr harte Ansicht.

As un an kregen wi aewer doch von den Paster G . . . oder von den Stabsarzt Reiche oder den Inspekter, jo of männigmal dörrch en oll Zeitungsblatt, wo Kes' un Hering inwidelt was, en beten tau weiten, wo 't in de Welt hergung. Gegen den Harwst von dit Johr (1837) würd denn uns of vertellt, dat uns' Sal in den Staatsrat vörkamen süll, wat wi nich tau dat virtigjöhrlige Jubiläum von den König Friedrich Wilhelm III. begnadigt warden süllen. Dat gatw nu vel Reden un hoffen unner uns, weck hofften un weck streben dorgegen, un einer von de Lehtern brukte dorb mal den despektirlichen Utdruck: de olle Rülp's stats de olle König, dat fohrte aewer minen ollen Kapteihn, de nahsten mit mi in Gr . . . satt, so in de Kron, dat hei desen Majestätsbeleidiger up de Städ' up einen Gang krumme Säwel föddern ded, uttaufechten an den irsten Dag, wenn wi friskemen, wil dat hei sid an sinen König versünnigt hadd. — So 'ne Ort von Königsmürder wiren mang uns!

Na, wi hofften also wedder: wi müßten jo fri kamen! Aewer dat kamm anners, as mit de sel Fru; de Hertog Karl von Meckelnborg, as President von den Staatsrat, hadd sid gegen uns vernemen laten un hadd den Utslag gewen; wi müßten sitten. — Dat heft em denn nu grad nich vele frame Wunsch von uns indragen.

Korte Tid nahher kamm de Stabsarzt mal tau uns un vertellte uns, de Hertog Karl von Meckelnborg wird dod. „Dat weiten wi all,“ säden wi. — Dat wir nich maeglich, säd hei, hei kem' graden Wegs von den General Grafen S . . . her, un de hadd in sine Gegenwart de Depesch up-makt, wo de Nahricht in stahn hadd; un in keine Zeitung stünn noch dor wat von. — Dat wir maeglich, säden wi, aewer weiten deden wi dat all. — „Von wen?“ frog hei. „Von B . . .“ säden wi, „de heft uns dat hüt morgen vertellt.“ — „Von B . . . ? von B . . . ?“ frog hei un schüddelt mit den Kopp, „üm den sinentwillen id hüt hir-her kamen bin? Merkwürdig! Merkwürdig!“ un dormit gung hei ut de Dör.



3 . . . was en prächtigen un mächtigen Kirl, as id em up sine Dörchreis' in Jena kennen lührte; hei was de Größte un de Stärkste von uns Allen, of hir noch; hei was en ihrlichen un trugen Gründ tau mi — dat weit id, denn id heww nahsten mit em in Gr . . . up ein Stuw' tausamen seten — aewer sin Geist hadd leden. — Sei säden, hei hadd 't von den Ogenblick an fregen, as em dat Dods-urteil spraken würd. Id weit dat nich — tau mine Tid bilde hei sid dat in, hei künn prophenzeih'n un ut de Kreihn un Sparlings un Karnallenbaegel ehr Gebirden de Taufunft seihn. Alle Abend, vertellte hei, kamm 'ne schöne Fru in en swartsiden Kled tau em un sett'ie sid vör sin Bedd un säd em, wat scheihn würd. — Hei hett vel tausamenprophenzeiht, un nids is indrapen; aewer de Dodsnahticht von den Hertog Kork von Meckelnborg hett hei vörherfeggt, dat is Wahrheit! Un noch 'ne anner Sack hett hei mit de lüttsten Uemstänn' vörher wüßt — id ward sei an Art un Städ' vertellen.

De Kreihn wiren in sinen Ogen de stimmen Baegel, un de Karnallenbaegel, von de binah en Jeder weck hadd, wiren de gauden. Nu begaww sid dat sonderbore Wis', dat binnen eine Woch' binah all de Karnallenbaegel in den ganzen Huf' krank würden, sei fregen alltausamen, obchonst de Ein' so, de Anner anners fauderte, ein un de süßwigen Krämpfen un föllen för dod in ehr Burken üm, un weck stürwen würcklich doran. Dit hadd em nu in 'ne grote Upregung sett't, un de Stabsarzt müßt em in 't Lazarett nemen, von wo hei up dreiviertel Johr in de Charitee nah Berlin bröcht würd, üm dor furirt tau warden; aewer as hei von dorut, as gesund entlaten, uns nah Gr . . . nahkamm, was hei noch eben so krank, as hei west was. Doran, desen armen Minschen tau entlaten, den sei up so 'ne grugliche Wis' unschädlich maht hadden, was kein Gedank. — Tau mine grote Freud' heww id hört, dat de Freiheit em dat wedder gewen hett, wat em de Knechtschaft namm, un dat min oll Franzos' lewt un gesund is.

As id vötdem all seggt heww, let wi uns den Upentholt in 't Lazarett so tämlich ümgahn, un wil de Stabsarzt en minschenfründlich Hart hadd, un wi of Alltausamen so beschaffen wiren, dat hei 't mit gauden Gewissen verantworten kunn, wenn hei uns dorhen nem, so kamm denn mitdewil of mal an mi de Reih, un id erlewie dorin 'ne Geschicht, dede ganze Kummandantur ut den Tim' bröchte un för uns mit de Tid von dat größte Bedüden würd.

### Kapittel 10.

Uem dit ordentlich tau vertellen, möt id von de Uemstänn' reden, unner de wi dor wählten un von de Ort un Wis', in de wi dor lewten. — Wi wählten in twei Timmer; in ein lütt, wat vörn lag, stopen drei von uns, in ein grot, wat dor achter lag, söß bei acht, je nahdem. Wi fregen hir gaud Kost, kunnend des Dags aewer vir Stunn'n in de frie Lust spaziren gahn, un kunnend ahn alle Widrigkeiten mit enanner ümgahn. Tauslaten würd denn hir natürlich of; aewer mit de Tid hadd sid dat all so wid taurecht tagen, dat bi allerhand lütte un grote Freiheiten de Ogen taudrückt würden. De ollen Stamungäst von mine Kammeraden, de hir all Johr un Dag west piren, kunnend desen Unteroßfizirer un jennen Kumpani-Gregorius, sei wüßten, wen tau trugen wir, un vör wen sid Einer händen müßt, sei fregen un besorgten heimlich Breiw' un hadden sid bor Geld tau verschaffen wüßt, sei hadden Mittel funnen, sid annere Kledungsstücke, as de blag- un wittstriptigen Lazarett-Kleder antauschaffen, ja! vör mine Tid wiren sei männigmol tau twei un drei heimlich Nachts ut dat Lazarett 'rute gahn un wiren des Morgens irst wedder

taurügg kamen. — Wo sei dit all maeglich maht hadden, weit id nich un wenn id 't wüßt, würd id 't nich vertellen! — Genau! sei hadden allerhand Bekantschaften in de Stadt maht, hadden Geld un slicht würd nich lewt. Männig Potschon Braden, männig Buddel Moselwin un Rhinwin würd dor herinne mogelt, un wenn wi uns of alle Müß gewen, de vullen Buddeln 'rinne tau schaffen, so was dat Kuteschaffen von de ledigen doch tau beswerlich, un so würden sei denn all ungeheuer künstlich achter de Dör von unsern ollen groten Kamin tau Höchten stapelt un S . . . mann was as Bumeister bi desen gläsernen Babylonischen Thurm anstellt.

Nu begaww sid dat, dat de Cholera in de Stadt un in dat Lazarett utbrok, de Stabsarzt hadd also vel bi uns 'rim tau dauhn, hei kamm oft, un as em twei von uns, de Mediziner wiren, beden, hei süß sei mit tau de Kranken nemen, ded hei dat; denn hei was so fast dorvon aewertügt, dat dese Krankheit nich anstecken ded, dat hei süßwst sine beiden einzigsten lütten Jungs dor mit hennamn.

Ob hei in dese Meinung Recht hadd, weit id nich; id weit man blot, dat W . . . un R . . . sid nich dorvör grugten, un annern of nich; aewer as dese beiden Gesellen tau-letzt mit en Stück Lung' un Leber un Darm taurügg kemen un dorbi up so 'n hösternen Schinkenteller tau suiden un tau mantischen anfangen, dunn würden sei von uns ut de grote Stuw nah de vöddelste lütte Stuw' herute kumpelmentirt. Un dat hadden de Nachers man wüßt, as en Jeder ut den Verlof von de Geschicht seihn ward.

Eines Dags gah id buten spaziren, dunn geiht mi en Minsch in 'ne Uneform von en Kumpani-Gregorius vörbi, un, as hei mi so vörbi geiht, grint hei so, un as id em en beten nauer antiken will, wißt hei mi den Rücken un geiht graden Wegs nah unsern Timmer tau. — Gradaewer von uns, up den süßwigen Gang, wachte aewer of en Kumpani-Gregorius, un id denk also, 't is en Mitkolleg von em un besöcht em; id gah also wider, bet tauslaten ward. As id in uns' Stuw' herinner kamm, dunn sitt dor Rin, mit den Rücken tau mi dreiht, in Lazarett-Rittel frilich, aewer mit en kahlen Kopp. Nu hadden wi man Twei mit en Kahlkopp tüschen uns hatt, un de Ein', Biter, hadd all so velsmert un dahn, dat hei all 'ne Ort kort Lammwull wedder fregen hadd, un de Anner, Br . . ., was vör en Vierteljahr fri kamen. Wer was dit? — Id kamm neger — 't was Br . . ., de olle lustige, fidele Br . . ., de den Unkel Dambach so velen schönen Arger maht hadd, de för jede Stimme Sack immer 'n frischen Wis' hadd, un mal, as em sin oll Bader besöchte, tau un 'ranne sprungen kamm: „Denk Zug, min Oll hett nu of all en kahlen Kopp!“ — Ut Fründschaft hadd dese brave Kirl dat wagt, sinen ihrlichen Kahlkopp wedder in den Löwenrachen rinne tau steken; aewer so ganz unbesonnen was dat nich, sine Fründschaft hadd wat Anners in den Sinn.

Hei blew dese Nacht bi uns, un vel wüßte hei tau vertellen. Den annern Morgen gung hei strack un stramm as Kumpani-Gregorius wedder ut dat Lazarett-Dur 'rute.

As hei weg was, kamm W . . . nah mi 'ranne: „Charles douze,“ — dit was min Epitham', de Pommern un Meckelnbörger säden aewer immer Kork Duß — „Charles douze, haddst Du woll Lust von hir dörrtaubrennen?“ — „Worum dat nich?“ säd id. „Gor tau sibr, Herr Rolack!“ — „Kannst Du Geld anschaffen?“ — „Anners nich, as von minen Bader.“ — „Süll hei Di woll wat schiken?“ — „Weit nich,“ segg id, „bet up Stunns hett hei nids von 't Weglophen hören wüßt.“ — „Versöcht möt 't warden, seggt hei; „sett Di dal un schriw en Breif; besorgen will id em, un up de Person, de mi dorbi behüßlich is, kann sid Din Bader fast verlaten.“

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bähow.

Jahrg. 9

Teterow, 16. August 1936

Nr. 16

## Teterow und der Siebenjährige Krieg.

Dr. Hans W. Barnewitz.

### III.

#### 1. Das preussische Lazarett.

Am 15. Januar 1759 sind etliche 50 Mann franke Knechte vom Mehlfuhrwesen hergebracht und ein ordentliches Lazarett unter Leitung des Oberfeldscheers Betters nebst einigen anderen Feldscheers errichtet. Dafür hat die Stadt vier Häuser räumen müssen. Die Hauswirte bezahlt die Stadt, jedoch ist die Entschädigung mit insgesamt 15 Talern nicht zu hoch. Außerdem erhalten Oberfeldscher und Feldscheers besondere Quartiere. Die offiziellen Besprechungen mit ersterem werden meist im Gasthaus abgehalten; so kommen auch die Unkosten dafür in Stadtrechnung.

Für die Einrichtung wird sofort hölzernes und irdenes Geschirr angekauft, die Einwohnerschaft bringt über 70 Stück Bettzeug zusammen; da letzteres durch die ansteckenden Krankheiten ruiniert wird, muß es später mit 60 Talern von der Stadt bezahlt werden. Die Strohlieferung während der ganzen Zeit, in der das Lazarett am Orte ist, umfaßt 9 Schock, an Holz werden 36 Faden angefahren. Dieses wird teils aus dem Stadtforst beschafft, teils aus Kemplin, bezeichnenderweise werden nur die Fuhrkosten angesezt.

Die Aufwartung wird von mehreren Frauen aus der Stadt erledigt; drei sterben im Laufe der Zeit selbst an der Seuche, drei andere liegen lange Zeit krank.

Die Heilmittel sind in jenen Zeiten, ansteckenden Krankheiten gegenüber, noch nicht zuverlässig; so sterben auch eine Anzahl Fuhrknechte. Für ihre Särge bewilligt die preussische Armee nur  $\frac{1}{2}$  Taler je Stück; dafür wollen die Teterower Tischler sie aber nicht liefern, vermutlich mit Recht, so muß die Stadt auf den Sarg je 1 Taler zulegen. Aber schon Ende Januar werden drei vierspännige Wagen voll genesener Fuhrknechte nach Mederow, dem Ort ihrer Formation, hingefahren, und weitere Entlassungen folgen in den nächsten Wochen. Drei Tage nimmt eine solche Fuhr in Anspruch, je Wagen kostet sie mit Fuhr-, Futter- und Zehrgeld beinahe 3 Taler.

Mitte März verläßt der Oberfeldscher Teterow. Am 10. April werden die noch übrigen Kranken unter Leitung

eines Feldscheers in drei Wagen nach Mederow zu ihrer Armeeabteilung zurückgebracht. Die Interessen der Armee müssen wichtiger gewesen sein als der Gesundheitszustand des Einzelnen: kühl und sachlich berichten die Akten: „und es sein auf diese Weise noch etliche verschieden“.

Fast drei Monate hatte das Lazarett in Teterow gelegen. Etwa 350 Taler hat es der Stadtverwaltung allein an barem Gelde gekostet, die Lieferungen aus Stadtbesständen und die sonstigen Schäden gar nicht gerechnet. Man kann es verstehen, daß Teterow diese Gäste noch lieber als sonstigen preussischen Besuch endgültig scheiden sah.

#### 2 Tage.

In den Teterower Akten über Kriegsschäden 1758/9 befindet sich ein Verzeichnis der Preise, die für gelieferte Naturalien in Rechnung zu setzen sind. Das Aktenstück ist undatiert, aber durch den Vergleich der Preise mit den Angaben der Stadtrechnungen ergibt sich, daß es wohl aus dem Jahre 1758 stammt. Es ist während des Krieges nicht lange maßgebend gewesen — durch die hohen Anforderungen an Lieferungen und später und rascher durch die Verschlechterung des Geldes stiegen die Preise sehr — aber es hat seine Bedeutung vor allem durch die den Vergleich des Wertes, der für die einzelnen Tiere, für die verschiedenen Erzeugnisse der Land- und Gartenwirtschaft angesezt ist. Dazu beleuchtet es die Lebensweise jener Zeit überhaupt.

#### An Vieh.

1 Bauernpferd 12 Tl., ist es aber mehr wert, so wird es nach der Leute Angaben gerechnet, 1 Ochse 15 Tl., 1 Stier 8 Tl., 1 Kuh 8 Tl., 1 Starke 6 Tl., 1 gut fest Schwein 4 Tl., 1 mager Schwein 2,24 Tl., 1 überjährig Böck 2 Tl., 1 Sommerböck 32 S., 1 Ferkel 12 S., 1 Hammel 1,16 Tl., 1 Schaf 1 Tl., 1 Lamm 24 S., 1 Ziege 1 Tl., 1 (Kalkutischer) Hahn 24 S., 1 (Kalkutische) Henne 16 S., 1 Huhn 4 S., 1 Gans 12 S., 1 Ente 6 S., 1 Stock Zinnen 2 Tl.

#### An Korn.

1 Scheffel Weizen 1 Tl., 1 Scheffel Roggen 32 S., 1 Scheffel Gerste 32 S., 1 Scheffel Buchweizen 32 S., 1 Scheffel Erbsen 40 S., 1 Scheffel Fesobohnen 40 S.,

18. AUG. 1936

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
ROSTOCK I. M.



1 Scheffel Weiß-, Bund- und Raubhafer ohne Unterschied 24 S., 1 Scheffel Leinsaat 2 Ll., 1 Scheffel Wicken 40 S., 1 Fuder Erbsen, woraus 6 Scheffel zu hoffen gewesen 5 Ll., 1 Fuder Heu a 40 Bund 2 Ll., 1 Fuder Gras 1 Ll., 1 Ration Heu bis 15 Pfund 3 S., 1 Fuder Stroh 1 Ll., 1 Bund Stroh 6 Pf., 1 Scheffel Heckerling 2 S., 1 Oberoffizier-Mahlzeit 12 S., 1 Unteroffizier- oder Gemeinen-Mahlzeit 4 S., 1 Pfund Brot 9 Pf., 1 Brot a 8 Pfund 6 S. 1 Scheffel Mehl zu Klümpe 40 S., 1 Pfund Fleisch 2 S.,  $\frac{1}{2}$  Spickgans oder „gause Fliche“ 6 S., 1 Pfund Butter 5 S., 1 Pfund Schmalz 4 S., 1 Pfund Speck 4 S., 1

Scheffel Backbeeren Ll., 1 Scheffel Grütze 1 Ll. 16 S., 1 Tonne Sauerkohl 2 Ll., 1 Tonne Dörsch 5 Ll., 1 Tonne Hering 8 Ll., 1 Tonne Bier 2 Ll. 32 S., 1 Kanne Bier 2 S., 1 Kanne Brantwein 16 S., 1 Rute von 16 Fuß deterioriertes Hafelwert (Zaun verbrannt) 24 S., 1 Rute Knidzäume 16 S., 1 Rute kleine Zäume 8 S., Fourage für 1 Meile zu fahren, a Wagen 16 S., Lübecker Haberführer werden, weil die Leute mit ihrem Vieh so lange von Haus sein und zehren müssen, a Wagen per Meile gerechnet 32 S., 1 Fimme Keth (1 Fimm Dachrohr) 32 S., (Der mecklenburgische Taler zerfällt damals in 24 Schillinge a 12 Pf.)

## Ein weitgereister Mann.

Franz Weßel.

In Tessin am Alten Markt Nr. 199 wohnte um 1820 ein Kiemer (Sattler) K. Dengemann, der in seiner Jugend viel erlebt hat. Er war auf seiner Wanderschaft 1809 in die Abteilung des Herzogs von Braunschweig-Oels eingetreten, um mit gegen Napoleon zu kämpfen. Mit dieser machte er den Zug durch Deutschland mit, ging auf die englischen Schiffe und kam nach Gibraltar. In Spanien kämpfte er mehrere Jahre und nahm 1815 an der Schlacht bei Belle-Alliance teil. Während seiner Abwesenheit starb sein Vater und bei der Erbteilung wurde der Knochmacher und Lehrer Mik. Alwe für seinen Anteil als Kurator eingesetzt. Dieser hatte empfangen:

6 Stück Hemden, 8 Stück Bettlaken 1 dito 1 fl., 3 Stück Tischlaken heden, 2 Stück Pflechten dress, 3 Stück Sarvetten,

2 Stück Küssenbühren, 1 Stück weißen Tuch, 1 Stück weißbunten Tuch, 1 Stück Schwarzer roth Seiden Tuch, Handtücher, 3 Stück heden, 3 Stück Pflechten dress, einige feinen weißen Zwirn und Garn,  $11\frac{1}{2}$  Elle lanwandt, 2 silberne Schlüssel,  $1\frac{1}{2}$  Duzend silberne Knöpfe, 1 silbernen Schaufel, ein knip vom Buch nebst 8 fl. Schwedisch Corand.

1816 kam D. zurück und am 20. 11. 1816 lieferte Alwe ihm obiges aus in Gegenwart des Bruders Julius D. Doch war Karl D. scheinbar nicht zufrieden und beschuldigte den Bürgermeister Wehner, nicht ordentlich auf sein Erbteil aufgepaßt zu haben, bedrohte diesen mehrfach mit dem Beil, so daß er die Regierung um Hilfe anflehte. D. wurde streng verwahrt und scheint sich später beruhigt zu haben.

## Karl Heinrich von Welzin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welzien, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

„Und“ wandte er sich an meine Eltern, „ihr wollt ihn nicht daran hindern, habt ihr nicht schon Unglück genug im Leben, daß ihr nun auch leichtfertig Gottes Strafgericht auf euch herabrufen wollt. Carl Heinrich antwortete dem Herzog deutlich und klar auf sein unchristliches Verlangen, unser Herr Christus wird dich dann nicht verlassen und dir die Freundschaft aller gutgesinnten Gläubigen erhalten.“

So sprach er weiter auf uns ein, stellte uns vor, daß nach seiner Ansicht nicht nur Gott, sondern auch alle unsere Standesgenossen und Angehörigen sich von uns abwenden würden, so daß er uns endlich ganz weich machte. Da wir aber für mich keine andere Möglichkeit sahen, eine Tätigkeit zu erlangen, und meinen Lebensunterhalt zu bestreiten wie durch eine Anstellung im herzoglichen Dienst, so verfaßte ich nun unter Onkel Belows Beistand ein Bittgesuch an den Herzog: „Durchlauchtigster Herzog.“ schrieb ich, „Eure fürstliche Gnaden bitte ich demütig, mir fürstlichmüßig das versprochene Amt in Euer fürstlichen Gnaden Dienst zu verleihen, da ich doch den Befehl Euer fürstlichen Gnaden treu befolgt habe, dem bösen Treiben der Studenten in Rostock fern zu bleiben, und die Rechtwissenschaft fleißig studiert habe, wie mir die Professoren bezeugen. — Euer fürstliche Gnaden werde ich ein treuer und fleißiger Diener sein, auch wenn ich bei meinem lutherischen Glauben verbleibe.“

Nun erwarteten wir mit höchster Spannung die Ant-

wort des Herzogs, aber ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, eine Antwort erfolgte nicht. — Ich war in größter Verzweiflung, schüttete mein kummervolles Herz in einem langen Schreiben an Emerentia aus, welches Georg zur größeren Sicherheit nach Rostock bringen mußte. — Ihre Antwort richtete mich wieder etwas auf, sie schrieb mir, daß ihr Vater mein Festhalten am lutherischen Glauben mit Befriedigung vernommen habe und es sich überlegen wolle, ob er uns vielleicht in Thurow ein Heim schaffen könne, dann versicherte das liebe Mädchen mir, sie sei mir unerschütterlich in Liebe zugehen, was auch kommen möge.

Ach, es kam noch viel Schweres! Krieg und Not zogen sich in dunklen Wolken über Mecklenburg und unser Haus zusammen. — Eines Morgens kam in großer Aufregung ein Knecht gelaufen, der in Lübz gewesen war und rief ganz atemlos: „Die Dänen kommen und plündern!“

Dieser Schreckensruf fuhr in uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mein Vater beauftragte mich, so schnell wie nur möglich mit den Knechten und Mädchen Pferde und Vieh ins Holz zu treiben, wo sie in Sicherheit waren, und sagte: „Ich werde Gold und Silber vergraben unter dem Birnbaum hinter dem Viehstall.“

Wir eilten nun, dieses auszuführen, während meine Mutter mit der alten Magd Essen für die dänischen Landsknechte kochte, um sie möglichst zufrieden zu stellen.

Wie mein Vater mit dem Eingraben fertig war, merkte er, daß in der Gile ein wertvolles Fohlen in der Koppel zurückgeblieben war, er fing es und folgte uns damit ins



Holz, so daß nun meine Mutter mit der alten Magd allein auf dem Hofe war.

Bald darauf sind die Dänen gekommen, einige haben sich auf das halbfertige Essen gestürzt und Wein und Bier gefordert, andere haben meine Mutter angeschrien und bedroht, sie solle ihre Kostbarkeiten herausgeben.

Inzwischen lehrte ich, wie ich hörte, daß Mutter mit einer Magd allein auf dem Hofe sei, eilends zurück, um ihr zur Seite zu stehen. Ich hörte schon in der Ferne ein entsetzliches Jammern und Hilfschreien der Frauen, ich stürzte nun so schnell wie möglich dorthin und sehe, zu meinem Entsetzen, wie meine Mutter und die Magd von den Dänen mißhandelt und geschlagen werden, da packt mich eine furchtbare Wut, und ich schlage dem einen Scheufal mit einem Beil, das ich unterwegs ergriffen, den Schädel ein, sofort ließen die andern Soldaten von meiner Mutter und der Magd ab, wandten sich gegen mich, ich bekam gleichzeitig mehrere Säbelschläge über den Kopf und sank betäubt zu Boden. Wie ich nach Stunden wieder zur Besinnung kam, lag ich in meinem Bett mit verbundenem Kopf und meine Mutter sitzt davor und küßt meine Wunden.

Ich hatte vier schwere Säbelschläge über den Kopf erhalten. Meine Mutter erzählte mir, gleich, nachdem ich zusammengebrochen, sei von außerhalb ein Soldat angelaufen gekommen, habe den in den Hof eingedrungenen etwas zugerufen, was meine Mutter in ihrer Erregung nicht verstanden, und alle wären, Gott sei Dank, schleunigst davon geeilt unter Mitnahme des von mir erschlagenen Mannes.

Dann hatten meine Mutter und die Magd mich mühsam auf mein Lager getragen, entkleidet, vom Blut gereinigt und verbunden. Ich fiel vom starken Blutverlust und schweren Fieber wieder in Bewußtlosigkeit und schwebte monatelang in Todesgefahr, nur die Tag und Nacht nicht ermüdende Pflege meiner Mutter, — meine Schwester war schon verheiratet — rettete mein Leben.

In meinen Fieberreden hatte ich mich unaufhörlich mit Emerentia beschäftigt und nach ihr verlangt, wie ich nun wieder klar bei Besinnung war, wollte meine Besserung wegen der Sehnsucht nach ihr keine rechten Fortschritte machen.

Meine Mutter konnte diesen Jammer ihres Herzenssohnes, der fast sein Leben für sie geopfert, nicht mehr ertragen und bestürmte meinen Vater immer wieder und wieder mit Bitten, meiner Heirat mit Emerentia nicht mehr entgegen zu sein, aber mein Vater blieb zunächst hartnäckig bei seinem Ausspruch:

„Er muß eine Frau haben, mit deren Mitgift er Weisin einköfen kann, jetzt wo er kein Amt erhalten hat, ist dieses erst recht notwendig.“

Meine Mutter ließ aber nicht nach mit ihren Vorstellungen und endlich, wie mein Vater sah, daß ich nicht wieder zu Kräften kommen konnte, sagte er:

„Nun, dann schreibt dem Mädchen, daß sie uns einige Zeit besucht.“ Ich war glücklich, ich sollte meine geliebte Emerentia wiedersehen und war mir darüber ganz sicher, hatte sie mein Vater erst kennen gelernt, so würde er sicher keinen Widerstand gegen unsere Ehe aufgeben. Da ich noch selbst zu schwach war, zu schreiben, so schrieb meine Mutter an Emerentias Mutter und gleichzeitig an Tante Lucie und schilderte, wie schwach ich noch sei und mich nicht erholen könne, daher ginge ihre flehende Bitte als Mutter dahin, Emerentia möge zum Besuch nach Bentzen kommen, um mit ihrem heiteren Sinn durch ihre Anwesenheit zu meiner Erholung beizutragen.

Wir warteten nun mit Sehnsucht auf Antwort, aber diese kam nicht, sie war, wie wir später erfuhren, zwar abgegangen, aber bei den unruhigen Zeiten und mangelhafter

Verbindung verloren gegangen. Etwa ein bis zwei Wochen später ritten 4 Junker aus der Verwandtschaft und Freundschaft der Familie Wopersnow vor unser Haus und, wie mein Vater heraustrat, um nach ihrem Begehr zu fragen, meldeten sie: „Wir sollen ansagen, daß der Domherr von Wopersnow mit seiner Frau und seiner Tochter Emerentia zu einigen Stunden hier sein werden, um die Verlobung ihrer Tochter mit ihrem Sohn Carl Heinrich abzuschließen und zu feiern.“

Mein Vater war empört über diesen Ueberfall, wie er es nannte und wollte sofort heftig auffahren, bezwang sich aber auf eine stumme Bitte meiner Mutter hin und antwortete äußerlich ruhig: „Sagen Sie dem Domherrn von Wopersnow, ich wäre leider auf eine so große Zahl von Gästen nicht eingerichtet und könne sie daher zu meinem Bedauern nicht aufnehmen.“

Etwas verwundert ritten die Junker, nachdem sie nur einen Satteltrunk zu sich genommen hatten, mit diesem Bescheid wieder davon. Ach, wie gerne wäre ich ihnen nachgeeilt, um Emerentia zu sehen, dies Mißverständnis aufzuklären und das Verhalten meines Vaters zu entschuldigen, aber ich war noch zu schwach, um übereilt das Zimmer zu verlassen. So wie ich Emerentia kannte, sah ich nur Unheil für mich aus diesem Vorgange entstehen. Ich flehte meine Mutter an, sie möge doch sofort durch einen Brief durch einen reitenden Boten an Tante Lucie nach Rostock senden, damit die gute Tante versuche, Eltern und Tochter Wopersnow zu begütigen. Der Brief ging ab, die Antwort der Tante, welche nach langer Erwartung einige Zeit später eintraf, war für mich vernichtend. Die Tante schrieb: Den Domherrn und Frau habe ich ziemlich beruhigt, aber Emerentia hat mir scharf und bestimmt erklärt, sie würde nie in eine Familie eintreten, die ihr einen solchen Schimpf angetan habe.“

Kurze Zeit darauf heiratete Emerentia ihren Vetter Henning von Meßentin. Nun war all mein Glück dahin.

Sieh und Elend, ohne Amt, von der Braut verlassen! Meine Heilung wollte keine Fortschritte machen, wochenlang blieb sie aus, es hatte sich auch wieder Fieber eingestellt, an nichts, was um mich her vorging, nahm ich Anteil, alles war mir gleichgültig, mein Leben kam mir völlig zwecklos vor. Und es ereignete sich doch soviel! Der furchtbare Krieg tobte immer schlimmer in Mecklenburg. Die Herzöge traten zur evangelischen Partei über und wurden deshalb vom Kaiser abgesetzt, sie flohen aus dem Lande, und der Friedländer war unser Herzog geworden.

Endlich siegte meine Jugend und kräftige Natur, meine Wunden heilten, die Körperkräfte kehrten zurück, aber meine Schwermut blieb, ich kam mir völlig überflüssig auf dieser Erde vor. In dieser Zeit erhielt ich eine Botschaft von Onkel Gebhard Wolke, er wünsche mich in Güstrow zu sprechen, ich konnte mir nicht denken, was der Onkel von mir wollte, ritt aber schon in den nächsten Tagen zu ihm nach Güstrow. Er empfing mich mit den Worten:

„Karl Heinrich, ich bin in den Dienst des Herzogs von Friedland als Präsident seines Geheimen Rates, ich habe dies Anerbieten angenommen, damit Mecklenburg nicht völlig von Fremden regiert wird, seine Eigenart dadurch einbüßt und gänzlich zu Grunde gerichtet wird, ich wollte dich nun fragen, ob du mein persönlicher Sekretär werden willst? Nach einem Jahr Probezeit, wenn ich mit dir zufrieden bin, werde ich dich dann beim Herzog zur Anstellung in seinem Dienst empfehlen.“

Ich war sehr überrascht über diese Güte des Onkels und sagte freudig zu, indem ich dachte, wenn der kluge Onkel Gebhard es für richtig hält, in den Dienst Wallenstein zu treten, dann dürfen keine Bedenken kommen, auch war ich doch nur zunächst eine Hilfskraft für Onkel Wolke. Ich siedelte nun nach einigen Tagen nach Güstrow über,



die gastfreie Tante Marie hatte mir wieder ihr Haus geöffnet.

Jetzt gab es für mich viel Arbeit und ich hatte große Mühe, mich in diese ungewohnte Aufgabe hineinzufinden, einmal wollte ich Onkel Moltke zufriedenstellen, und dann fühlte ich, wie durch die Arbeit allmählich ein Druck von mir wich und ich wieder Freude am Leben hatte. Der Herzog von Friedland kam im Juli 1628 selbst nach Mecklenburg und nahm in Güstrow seine Residenz. Das war für diese Stadt eine Zeit des höchsten Glanzes wie sie nie vorher erlebt hatte, der Herzog führte nicht nur selbst einen höchst glänzenden Hofhalt, glänzender wie der Kaiserhof in Wien, sein Gefolge von Kavalieren bestand aus 20 Grafen und Edelknechten, sein Marstall umfaßte über 400 Pferde, sondern zog auch viele Fremde an seinen Hof und in die Stadt.

So weit es nur möglich war, beteiligte ich mich an diesem bunten Leben und Treiben, Onkel Moltke sah dies gern und zog mich, wo er konnte, heran. Aber so schnell wie dies alles gekommen, verschwand es auch wieder über Nacht wie ein Traum. Im Juli 1629 nach einem Jahr verließ Wallenstein Güstrow, ernannte einen Statthalter und kehrte nicht zurück. Ende des Jahres erklärte Onkel Moltke mir, daß er unter diesen veränderten Verhältnissen einer Hilfeleistung nicht mehr bedürfe und auch keine Gelegenheit wieder habe, mich zum Eintritt in den Dienst des Herzogs von Friedland zu empfehlen. Das war nun wieder eine arge Enttäuschung für mich, die sich später aber als ein Glück für mich erwies.

Wie der Herzog Johann Albrecht mit Hilfe der Schweden in sein Land zurückgekehrt war, wurde Onkel Gebhard

Moltke wegen Hochverrats angeklagt, aus dem Lande verbannt, und alle seine Güter eingezogen; von diesem Strafgericht blieb ich verschont.

#### 4. Soldat.

Da war ich nun wieder in Bentzen wie ein Jahr zuvor ohne Lebensberuf, aber doch ein anderer Mensch. Ich griff das Leben wieder frisch und tatkräftig an, in Bentzen nutzlos und tatenlos sitzen, das konnte ich nicht mehr ertragen. Jede Aussicht, im Staatsdienst als Beamter angestellt zu werden, war nunmehr geschwunden, unser Landbesitz war zu klein für zwei Herren, so blieb nur noch ein Beruf, ins Heer einzutreten.

Krieg und Beute war ja die allgemeine Lösung, so konnte auch ich hoffen, durch Beuteanteile soviel zu erwerben, um später mein väterliches Erbe Weisin wieder einzulösen zu können. Ich sah mich nun um, in welches Heer ich eintreten wollte und schwankte einige Zeit, ob ich im Wallensteinschen oder protestantischen Heere Dienste nahm, da war 1630 König Gustav Adolf von Schweden in Rügen gelandet und forderte durch einen öffentlichen Aufruf alle Mecklenburger auf zum Eintritt in sein Heer, um den Friedländer zu verjagen und die angestammten Landesherrn Mecklenburgs wieder in ihre Rechte einzusetzen. Nun war mein Entschluß gefaßt; wenn noch Wallenstein unser vom Kaiser eingesetzter Landesherr war, so zog mich doch die durch Jahrhunderte angestammte Liebe zu unserm alten Fürstenhause dahin, möge danach für mich kommen, was wolle, die Partei desselben, trotz aller Gefahr für mich, offen zu ergreifen.

(Fortsetzung folgt.)

## Stillen un püßtern.

Von † † †

(Schluß.)

### Vor die Zahnpein:

Sieh bei Vollmond den Mond an und sprich:

„Maan, Maan, id klaag di,  
Zähnweihdage plagt mi.  
Nimm mien Zähnweihdagean,  
Dat help Christ, dei grote Mann.“

### Wenn einer ein Gewächs bekommt:

Wenn solches noch wächst, so soll er unter freiem Himmel, wenn der Mond zunimmt, dreimal sprechen:

„Alles, was ich seh, nehme zu,  
Was ich greif und streich, nehme ab.“

### Wenn ein Kind beschrien ist:

So sieh mit dem Kind gegen die Morgensterne und sprich:

„Sei willkommen, Sonnenschein,  
Mir und meinem Kindelein,  
Gott den himmlischen Vater bitte,  
Helf mir bitten den heiligen Geist,  
Daß er wolle geben meinem Kinde  
Sein Blut und Fleisch.“

### Für die bösen Kälber:

Man nehme den Mehlsack alle drei heilige Abende und streiche den Rücken auf den Rücken hinaus und spreche folgendes:

„Alp,  
Du hast meiner Ruh gemacht ein böses Kälb,  
Du hast sie gemacht zur Schand und Laster,  
Der liebe Gott helfe, daß sie werden wieder zu Wasser.“

### Vor die Warzen:

Folge einem Totenwagen nach, bestreiche dabei kreuzweise die Warzen und sprich: „Nimm mit, nimm mit,“ so werden selbige mit des Toten Leib vergehen.

### Vor die Raupen:

Gehe am Charfreitage und am Ostertage früh vor der Sonne Aufgang hinaus und stoße an alle Bäume drei Mal † † † sprich: Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und des heiligen Geistes.

### Vor Bezauberung des Viehs:

Wenns beim Butterrühren nicht zusammen gehen will: Hole Dir eine Kessel und sprich zu ihr beim Haken:

„Grüß dich Gott, Kesselstrauch,  
Hast 50 Schüssel und ein Rauch,  
Gib mir den besten, laß mich aufschließen  
der Zauberin ihr Schloß,  
Daß ich kann rausnehmen Butterkloß.  
Das helfe mir Gott! † † †

Lege nun die Kessel und den Sandwisch unter das Rührfaß.

### Vor das Reifen:

Diese Buchstaben auf einen Zettel geschrieben, 9 Tage angehängt und ins fließende Wasser getragen, dem Wasser entgegen geworfen. † † † Id ESe Mddv Gdh Rn. aufa R. w f DGEdu — MmEn B Er Dendo an f chEM LEC Emederiade Bastia Fudwfü Buchstetn fddnd soh Mdr dshf Ghd Bdh GGGd ShG.

Emegeria Bastia

Rubbit † Rubbit † Rubbit †.



**Vor das Unkraut, wie man es ausschreibt:**

Die Worte werden 9 Tage angehängt und in fließendes Wasser getragen:

Apra † Nicolaus † † Alratorum † Aprunt †  
Apratur † Aprant † Apral † Alr † a cis

**Vor wütendem Hundsbiß:**

Werden auf Butterbrot geschrieben und demselben eingegeben:

Saga Maga Baga Saga Baga Saga Maga Baga.

Andere nehmen uch die Worte:

Satoraepo Tenet Opera Rotas.

**Feuer zu versprechen:**

Man soll die vier Buchstaben ins Feuer werfen:

A. B. C. D.

Wenn eine Kuh gekalbt hat, so muß man ihr gleich die Worte eingeben:

Sator arepo nennet opera Rotas.

**Ein Pulver für das Vieh, wenn es bezaubert ist:**

Schreibe an die Tür † † † folgendes:

S.

A. J. A.

S.

und ein Briefchen über der Tür:

Sct. Matthäus, Sct. Marcus, Sct. Lucas,

Sct. Johannes.

**Wenn eine Kuh Blut gibt, wie ihr zu helfen:**

Schreibe an dem Pfingsttag vor Sonnenaufgang an die Stalltür:

„Des Weibes Same soll dir den Kopf zertreten“.

**Für Zauberei:**

Man nehme einen Zettel und schreibe und lege ihn über die Tür des Stalles, wo es aus und eingeht:

„Totenkopf, ich verbiete dir mein Haus und Hof, meinen Kuh- und Pferde(ustw.)-Stall, daß du über alle Berge steigst und alle Zaunstecken zählst und über alle Wasser steigst so kommt denn der Tag wieder in dein Haus. † † †

**Bei Bauen:**

Nimm 99 kleine Zettels, einen Zoll lang und einen Zoll breit, mache auf jeden ein Kreuz † und werfe dieselben stillschweigend in den ersten Lubben mit Zement oder Kalk, so angerührt ist. Gut durchrühren. Wird keine Here dein Vieh aufhaden.

**Gegen Rattenplage:**

Schreibe am Abend vor Walpurgisnacht von innen an jede Stalltür:

„Medardurs bleib zu Haus,

Die Raten ziehen aus“.

† † †

## Der Grenzstein.

Von Wilhelm Lennemann.

Der Knecht des Bauern Widelschulte kam vom Rübenacker. Vor dem Geräteschuppen traf er den Bauern.

„Der Eggede will nächstes Frühjahr den Weg umpflügen!“

Der Bauer sah ihn groß an.

„Sein Knecht hat mir's eben zugerufen!“

In dem Bauern wurde etwas großend lebendig. Der Grimm sprang in die blauen Adern. „Welchen Weg, Matthes?“

„Wo am Gütersberge läuft zwischen seinen und unsern Feldern!“

Da wußte der Bauer Bescheid. „Da soll . . .“ Das übrige verkaupte er zwischen den Zähnen, ein heißer Born flammte in seinen Augen.

Den ganzen Tag ging der Widelschulte unwirsch umher. Nichts war ihm zu recht zu machen. Die Knechte und Mägde kannten das. Sie gingen ihm klüglich aus dem Wege. Gegen Abend erst wurde der Bauer ruhiger. Da war zwischen dem Unkraut seiner wüsten Gedanken scheu und schüchtern ein Rettungsblümchen aufgeblüht. Anfangs war er erschrocken, als er es gesehen und er hatte schnell darüber hinweggeblüht. Er ging hinter das Haus an den alten Mühlenteich. Mit seinem Hofe waren in alten Zeiten die Mühlengerechtsame verbunden gewesen, aber schon sein Vater hatte, da die Dampfmaschinen aufkamen, den kleinen Betrieb stillgelegt. Breitspurig, den Kopf vorgebogen, schritt er in langsamem Trott den Weiden entlang, die das Wasser umsäumten. Er arbeitete schwer. Aber wo seine Gedanken sich mühsam einen Weg gebahnt hatten, da stellte er sich auch gleich fest und sicher hin. So kam er Stücklein um Stücklein seinem Ziele näher. Und da er an des Weges Ende gekommen war, lösten sich seine Finger, die krampfhaft zur Faust geballt waren, wieder, seine Miene hellte sich auf, sein Kopf hob sich. Er fuhr sich mit dem roten Taschentuche über die Stirn . . . „Herrgott! — es

muß!“ Aber kein Wörtlein verriet weiter, was da mußte. Dann schritt er ins Haus, stark und steif, als sei da nichts gewesen, das die Wasser seiner Seele aufgewühlt hätte. Zum Abend ging der Bauer aus. Spät kam er heim, gegen Mitternacht erst. Tiefe Stille war, kein Sternlein leuchtete über dem schlafenden Hofe. Schwer ging der Bauer, als laste ein Korn sack auf seinen Schultern. Und war auch wohl dem Aehnliches, das er in seiner Kammer ächzend abtand und in einer Kiste verstaute, die er dann vorsichtig verschloß und unter das Bett schob. — Die Tage kamen und gingen, die Ernte ward eingebracht. Alle Hände hatten vollauf zu tun. Dann aber auch waren die Scheuern voll, und ruhige, winterliche Wochen rückten friedlich ins Land.

An einem Abend trifft der Eggede den Widelschulte im Krug.

„Daß Du's weißt, zum Frühjahr pflüge ich den Weg um, die neue Chaussee führt oben an meinen Aekern entlang, da hab' ich ihn nicht mehr nötig.“

„Da hätt' ich doch noch ein Wörtlein zu reden, s' ist mein Weg wie deiner, meinst, meine Karren fahren nicht aufs Feld!“

Der Eggede hatte Feuer im Leib. Seine Faust legt sich schwer auf den Eichentisch. Er braust auf: „Du willst doch nicht etwa sagen . . .“

„Ich will damit sagen,“ „daß wir beide von unsern Aekern einen Streifen zugetan haben zu dem Weg. Da hast Du kein Recht . . .“

„Der Donner soll drein schlagen!“ Der Eggede kann nicht mehr ruhig sitzen, er steht auf, seine Faust geht wie ein Dreschflegel. „Ja, so hatt' ich's Dir vorgeschlagen vor Jahrer 10, 15; aber, du hast's ja nicht gewollt! Aus Gutheit hab' ich Deine Wagen laufen lassen, und nun willst Du kommen und sagen: s' ist mein Weg so gut wie deiner! Scham di . . . Und umpflügt wird er, so wahr ich



der Eggede bin!" Seine Faust trumpte auf den Tisch.

Die übrigen Bauern im Krug sind zu den Streitenden getreten. „Das muß der Grenzstein ausweisen!" sagt ein Besonnener. — „Recht hast!" schreit der Eggede. „Der Stein steht auf Deinem Ader, hart am Weg, hab' schon drauf gefessen, wenn ich mein Besper zehrte!"

„Daß ich nicht wüßt!" sagt gemessen der Widelschulte, „wo er stand, haben wir ihn ausgerissen, sollten wir ihn etwa mitten im Weg stehen lassen!"

In dem Eggede gährt es gefährlich. Die blauen Adern liegen dick auf der Stirn. „Donner und Doria noch einmal! Hat ein Mensch . . ."

„Da streit euch doch nicht lang, das führt zu nix, da schaut doch zu!"

„Ein Wort, Nachbar, ein Wort!" schreit der Eggede. „He, Krüger, leih mir Deine Sturmlatern', gleich wird geschaut!"

„Mir soll's recht sein!" sagt gelassen der Widelschulte, „nachher sagst sonst noch, ich hätt' ihn diese Nacht abgescleppt!"

Durch Nacht und Schnee trotten die Bauern dem Hüdesberge zu. Der Eggede mit Ungestim und Hast voran.

„Ich will dir's weisen!" knurrt er.

Der Widelschulte stampft Schritt für Schritt im ruhigen Gleichmaß dahin, hinter ihm drein die neugierigen Zeugen.

Sie kommen auf dem Hüdesberge an. Da biegt der schmale Aderweg ab.

Der Eggede springt auf die eine Seite.

„Hier, hier!" ruft er und die Laterne schlenkert über den Boden hin, „da schaut . . ."

Aber dann steht er erschrocken, wortlos, als habe ihn ein Hammerschlag vor den Kopf getroffen. Und bückt sich wieder hin, stellt das Licht hin, wühlt mit den Händen im Schnee.

„Einen Eid tät ich leisten!" schreit er.

„Schwört nicht," mahnt der Widelschulte, „das schafft den Stein nicht auf den Fleck!"

Und er wendet sich an die übrigen Bauern: „Da, Nachbarn, schaut aufmerksam hin, da steht kein Stein; ich will hoffen, daß auch morgen keiner da steht. Und nun: ich mag nicht die ganze Nacht hier am Berge stehen; bin keine zwanzig mehr. Ich geh' heim!"

Nun hatte das Dorf wieder sein Geschwätz. Den andern Morgen schon flog der Streit wie ein Flugfeuer durchs Dorf. Die Bauern verhielten sich abwartend. Wer wollte sagen: Der Eggede hat recht! Wer wollte den Widelschulte einen Betrüger heißen!

Der Stein allein konnte zeugen! Und der Stein war nicht da! Mit Schaufel und Hacke hat der Eggede am Wegrain gewühlt und nichts gefunden!

Er hat auch die Mitte des Weges aufgerissen, aber auch hier fand sich kein Stein!

„Wenn ich's nicht so genau wüßt!" jammerte er.

„Da hat der Satan seine Hand im Spiele gehabt. Der hat's dem Widelschulte zugesteckt, da hat er den Stein beizeiten weggeschafft, das ist's!"

Und dabei blieb er. Und da er aus seinem Herzen keine Mördergrube machen konnte und seine ohnmächtige Wut sich irgendwie und irgendwo einen Ausweg schaffen mußte, so wußte bald jedermann im Dorfe: der Widelschulte hat den Grenzstein beiseite geschafft.

Da der davon hörte, bleibt er eine Zeitlang ruhig; dann aber packte er sich eines Tages den Eggede:

„Hörst, du hast nun genug geschwätzt im Dorf; ich denk', Dein Ager ist nun verbrannt; da laß doch jetzt genug sein, sonst weiß ich, wo die Gerichte sind!"

Und die ruhige und besonnene Art des Widelschulte nahm im Dorf für ihn ein; es waren nicht wenige, die im Eggede sich keine überzeugten Freunde und Anhänger zu schaffen wußte.

Aber der Eggede ließ keine Ruhe.

„Der Stein! Der Stein!" schrie er durchs Dorf; „er wird schon wissen, wo der Stein ist, da sind Gruben und Brunnen genug!"

Jetzt machte der Widelschulte Anzeige. „Ich hab' auch meine Ehr'" verteidigte er sich, „ich laß mich nicht von jedem Hund anbellern!"

Den Abend ging der Widelschulte in seiner Kammer unruhig auf und ab. Dann ging er über den Hof an den alten Mühlenteich. Da lag ein alter Kahn. Er löste die Kette vom haltenden Pflod, er trat prüfend auf die alten, morschen Bretter. Dann nickte er stumm, und ging wieder ins Haus. Hoch und still wölbte sich die blaueschwarze Kuppel über das Dorf; Sternlein glommen auf und glühten in Nacht und Ruhe. Tausend Wünsche und Träume zogen lautlos durch die Gassen und Kammern und warfen ihre goldene Saat. Und die Menschen schritten durch die blühenden Gärten ihrer Sehnsucht und glaubten sich den Göttern nahe.

Und auch Schatten huschten und zogen, und was in den Finsternissen brütete, das blieb Geheimnis der dunklen und bösen Nächte.

Glührot hob sich der Tag. Die Jungmagd stieß an die Kammertür des Bauern, einmal, zweimal, er gab keine Antwort; da sah sie schon hinein; sie sah das Bett aufgewühlt, den Bauern jedoch nicht in der Kammer. Man glaubte, er habe einen Frühgang gemacht. Da er gegen Mittag nicht heimkehrte, ward auch die Bäuerin unruhig. Man forschte im Dorf, man suchte. Keiner wußte von dem Bauern, niemand hatte ihn gesehen.

Da bemerkte einer den alten Kahn mitten auf dem Mühlenteich. Stumm weist er darauf. Die Bauern verstanden. Mit langen Stangen fühlten sie den Grund des Wassers ab.

„Ich weiß nicht", mutmaßt einer der Suchenden auf einmal, „mir ist . . . das könnt wohl . . ."

Anderer sind schon an die Schleuse gelaufen. In mächtigen Sturze fließt das Wasser ab. In wenigen Stunden ist der Teich bis auf einen kleinen Tümpel und das schmale Rinnjal des Bächleins geleert. Und nun zerren sie aus Schlamm und Morast hervor den toten Bauern und eine schwere Kiste, die monatelang unter seinem Bette gestanden. Sie tragen den Toten ins Haus. Mutmaßungen schiefen wie Unkraut auf, und schon sind sie zu einer Gewißheit zusammengewachsen.

Der Bauer ist mit der Kiste auf die Mitte des Teiches gefahren, hat sie überkippen wollen, dabei wohl das Gleichgewicht verloren und ist mit in das schwarze, nasse Grab gestürzt. Und was barg denn die Kiste, das aller Welt verheimlicht werden sollte und das nicht einmal mehr unter der Bettlade in Sicherheit ruhte! Man hebt die Kiste auf, man versucht sie zu öffnen, man schüttelt, stößt an sie. Da, da schlägt ein Bauer mit einem schweren Feldstein gegen das Schloß, daß es springt. Er reißt den Deckel auf. Ein Dutzend Augen brennen. Und finden und schauen nichts denn . . . einen alten grauen Grenzstein.



## Dei Steinhübel.

Von . . .

Weit ji, wat'n Steinhübel is? Na, jedenfalls is dat Ding ganz bannig swer. Jek will jug mal vertellen woans einer so'n Ding halt hett. Anschieteer Steeker säden wi immer tau em; hei was Kopmann un wahnte up ein Einn' von dei Stadt. Dei Melkwagens mühten immer an sin' Hus' dörbi, un mennigein fihrt dor of morgens bi em an, denn köfften sei ehr Wor dor, un dei Kopmann gew 'n Sluck un 'ne Zigarr ut, üm sück dei ganze Kundschaft tau erhollen. Mennig Melkführer köffte bi jeden Kopmann wat, un kreg so up 3 bet 4 Stellen sienen Sluck un 'ne Zigarr. Wi hebben eins utreken, dat ein Melkführer, dei besonders girn einen mücht, in sin fiesundörtig Johr, dei hei führt hadd, allein dörting (30 Fatt, jedes tau 100 Liter Inhalt vull Brammien utsapen hett. — Na, des' Melkführer kem of eins bi Anschieteer Steeker, un as hei sien Zigarr weg hett, seggt dei Kopmann tau em: „Frising, büßt Du woll eins so gaud un halst mi dei Steinhübel von mienen Kollegen Plumbüdel, id heff sei em gistern leih't.“ „Ja, ja,“ seggt Fris, un sett't sück all in Drass, hei wüßt, dor stünn 'n groten Wachtmeister up. Bi Plumbüdel richt hei jo sin Bestellung ut: „Weit, weit Bescheid, hei will woll Essig maken, un dormit dei nich fuer ward, möt hei sei jo brufen!“ Frising hört hoch up. „Ward dei Essig of fuer?“ „Ja, ja,“ seggt Plumbüdel, dei Lüberwurst ward doch of fuer!“ Na, hiermit wier Frising taufräden. „Läuf'n Ogenblick, id hal sei di rin,“ un dormit geiht hei nah

sinen Hoff, halt sück 'n ollen Sack un smitt dor stücke teihn grot Feldstein rint un künmt dor ganz sachte mit an. Frising harr sück in dei Tied rasch dei Tasch vull Ballnaet steeken, sei stünn'n jo of so handgerecht up den Abendisch. Wat hei nahher woll för'n Gesicht makt hett, as dei Dinger all holl wir'n. Plumbüdel harr sei nämlich all utäten un nahher mit Klister wedder tauhop bakt. — „Na, Frising nehm dei Steinhübel up den Nacken un staecht, wat sei swer wier. „Du, du dörffst sei aeber nich dassetten, denn kann sei explodieren!“ Auf' Fris ward ganz blaß un seggt: „Harr id dat wüßt, harr id dat Ding doch nich halt!“ un geiht nu Schritt för Schritt ganz vorsichtig ut dei Dör. Uennerwägs dröppt em noch so'n Spasvigel dei Bescheid wüßt un fröggt em, wat hei so swer dragen deit. „Ne Steinhübel“ seggt Fris un makt 'n ängstlich Gesicht. „Mensch,“ seggt dei Anner, „sett blot nich dal, dat is gefährlich!“ Fris künmt vör Angst halw dod bi Anschieteer Steeker an, un dei seggt: „Sett't man up dat Bund Stroh in'n Durweg, aewer langsam!“ Fris sett't den Sack ganz vorsichtig dal un makt ut Mügg furts einen Sprung von drei Meter von dei gefährlich Steinhübel weg. För dei Angst, dei hei utstahn hett, schenkt dei Kopmann em of 'n groten Wachtmeister in. — Jek weit nich, woans dat nahher wieder worden is, id güng den nächsten Morgen an den Läden dörbi, dunn hört id blot dat Frising lut seggen det: „Du büßt doch 'n richtigen Anschieteer!“

## Ut mine Festungstied.

Fris Reuter.

(Fortsetzung.)

Jek sett'te mi also dal un schrew en schrewen Breif an den Ollen, dat dat Weglopen mi sehr tau dräglich sin würd, dat id dat Ungeheuer sin insädeln würd, dat id en por richtige Mitkollegen dortau hadd, un dat uns kein Deuwel wedder frigen süll; id för min Part wull denn nah Sweden gahn, wull dor Landmann spelen, mi in Schonen en Gaud, wenn 't maeglich, 'ne lütte Grasschaft köpen un wull denn immer af un an heimlich nah Meckelnborg 'raewer kamen un em en beten besäufen; un tau all dese Herrlichkeit hörte wider nicks tau, as en por Hunnert Daler Geld, de süll hei dortau hergewen, dat Anner besorgte id denn nahsten.

W . . . nammin minen Breif un bröchte nah 'n acht Dag' richtig Antwort. — De Oll wull nich; id müßte jo bald fri kamen. — Jek kreg kein Geld un müßte also sitten bliven.

Den Namen von den Mann, de den Breif besorgt hett, weit id nich, un doch wir hei bi 'n Hor mit de Räs' an 't Fett kamen, de ganze Geschichte wir an den Dag kamen, wenn min Kraetending von lütt Schwester nich en verdeuwelten Zufall hatt hadd. — Jek möt de Geschichte hir inschumen.

Tau de süßwige Tid was B . . . von den S . . . barg weglopen, un de Plakmajur dor, wat en Meckelnbörger was, un mit minen Vader sück männigmal Breiw' schrew, klagte em sine Not, wo em dat güng, denn sei wullen em un den General von L . . . ut B . . . sin Utritschen 'ne Nab-lässigkeit in ehren Deinst nahwisen. Min Oll antwort't em wedder, hei hadd of en Breif von einen ganz unbekanten Mann kregen, de mi tau 'ne Flucht behülplich wesen wull, hadd aewer de Sack asleht. Desen Breif nimmt nu de Kommandant von den S . . . barg un schickt em an dat

gottgesegnete preußsche Ministerium, wenn 't so los güng, wenn de Lüde' butwärts von 'ne Festung sück all dormit afgewen de Gefangen fri tau maken, denn mügg uns de Dümel möten, hei för sin Part wull leiwerst Flöhghänden gahn. Dat preußsche Ministerium wendte sück nu an de meckelnbörgeche Regierung — denn dunntaumen hadden wi noch kein Ministerium in Meckelnborg — sei süll doch mal en beten nahhorken, wer woll den Breif an minen Vader schrewen hadd, un as min Oll eines Dags bi sin Widdageten sitt, künmt denn of richtig en großherzoglichen Kommissorius an, de nah den Breiw fragen ward. Na, nu schütt denn minen armen Ollen dat Blatt, un hei ward gewohr, dat hei sück in 'ne Daemlichkeit insaten hett. Aewer hei süll dor noch gaud naug 'rute kamen! Min lütt Kraet von Schwester süht, wo de Oll in de Klemm sitt, sei weit wo de dumme Breiw liggt, sei geiht also dritwens ut de Dör, söcht em sück, un geiht dormit in de Raek; dor brennt noch just en schönes Koffesüer, sei hößt den Breiw en beten an dit Füer, un as hei schön verbrennt is, leggt sei de Asch up en reinen Teller, künmt 'rin tau den Herrn Kommissorius: „Hir is de Breif!“ Je, wat nu? De Oll wüßt den Namen nich mihr, un min lütt Kraetending von Schwester hadd en braven Mann vör 'ne langjöhrlige Festungsstraf' reddt. Dit Stück hett mi immer sehr schön gefallen.

Aewer wo würd dat nu in dat Lazareth tau M . . . ? Jek wüßte jo ni, wo de Klocken lüdd'ten, un dat id för min Part in de Geschichte vullständig utspannt was. Dat Klaußte was nu, id kümmerde mi nich mihr üm de Sack, un dat ded id denn of.

Mit de Wil was frischen Nachschubb in dat Lazareth kamen, en por swor kranke Kammeraden wiren inbröcht worden, de Plak würd tau beengt un eines Dags ord-



nirte de Stabsarzt dat an, dat vir von uns, id of mit, nah 'ne lütte Stuw' in dat tweede Stockwerk bröcht worden süllen. Den sülwigen Abend kamm de Platzmajur, as all tauflaten was, let sich de Dör unnen upsluten un bröchte för Einen en Breif. In sine Gegenwart würd de Dör von den wachhabenden Unteroffizier wedder tauflaten, un sine Gegenwart würd de Staetel an den Lazareth-Inspetter afliwert, un den annern Morgen wiren W . . . un R . . . weg.

Wo sei dit farig kregen hewwen, weit id von eignen Ogenschin nich, un 't wüßt of Keiner von uns Allen nich; aewer nah un nah hewwen wi uns unner enanner dat befragt, un de Ein' wüßt dit, un de Anner dat, un taulegt kregen wi of den Breif tau lesen, den sei an den irsten Kommandanten Graf H . . . schrewen hadden, wo sei em dat utführlich vertellten, woans sei 't maht hadden. 'T was 'ne Ort von niderträchtigen Breif, un id red' dor noch wider aewer. Börlöpig dit.

De lütte Br . . . de olle lütte fidele Br . . . hadd ut reine Fründschaft för W . . . sine Frihit, de hei knapp hadd gezeiten kunnt, wedder waht, um sinen Fründ fri tau maken. Wat dat heit, kamm jedwerein inseihn, aewer vullständig kamm so 'ne Daht blot Einer taxiren, de nah Johren mal fri kamen is un weit, wo sänt denn de Friheit smecht. Hei verlet Vader und Vaderland, würd en Flüchtling in de Welt, sett'te sine ganze Tatkunst up 't Spill; aewer hei sett'te dat dörrch, hei mahte den Fründ fri. Em sall 't gaut gahn sin, hei sall Einer von de beleiwisten Schriftstellers in Wien sin, un dat freut mi recht von Harten, dat hei för gaude Daht gauden Lohn sinnen hett. Hei hadd sich bi sine Anwesenheit de Slaed in Was afdrückt, hei hadd mit 'ne Waschfru, de för den einen Kumpani-Gregorius waschte, Bekantschaft maht un hadd sei dortau bröcht, dat sei unner ehr Wasch en por Uneformen un wat dortau hürte, för de Beiden 'rinne smuggeln ded, un an desen Dag, von den id red', was hei ut Berlin kamen un was just dorbi west, de Dör uptaudidrichen, as de Platzmajur för den Einen von uns en Breif bröchte. — Knapp sall hei man Lid hadd hewwen, sich up de Retirad' tau retiriren, un dor sall hei denn so lang' seten hewwen, bet de Luft rein worden is; dat heit buten.

As de Platzmajur weg west is un Allens schön hett taufluten laten, hett hei de Dör wedder upslaten, de annern Beiden hewwen sich fix in 'ne Uneform smeten, un so sünd sei denn ganz gemächlich, de Ein' as Attolleri-Leutnant, de annern Beiden as Kumpani-Gregoriussen ut den Dur 'rute gahn; up den Mark hett 'ne Extrapost hollen, un dor mit sünd sei denn nah Hamborg kutschirt un nächsten tau Water wider nah Helgoland. — Dit allens vertell id blot von Hürenseggen, un 't kamm sich maegliche Wis' of en beten anners verholten hewwen; aewerst wat nu kümmt, heww id wedder sülwist mit anseihn.

Den annern Morgen würd dat unner uns in de grote Stuw' all sehr tidig hellschen lewig, un Ein von uns, de dat Maul nich recht hollen kunn un immer Hans vör allen Haegen was, de Bauhändler Cornelius ut Strassund, mahte unnen dat Finster up un röp nah uns, nah haben 'ruppe. — Wi lesen ut: „Wat?“ — „De sünd weg?“ röp hei. — „Wer!“ — „W. un R.“ säd hei. — „Na, denn lat sei, Schapskopp. Wat best Du hir tau raupen?“ säden wi un mahten dat Finster wedder tau.

Aewer 't mügg't jo doch woll noch wer Anners hürt hewwen, denn 't was noch lang' nich Lid tau 'm Upsluten, as de Inspetter all mit de Staetels lep. Un 't wohrte nich lang', dunn würd dat en Upstand un en Können un Lopen, Wachtmannschaften un Upwohrers un Inspetter un Unteroffiziers, Allens lep dörrch enanner, un mit de Wis' kamm denn of de Präses von de Lazareth-Kummischo,

de olle Oberstleutnant von H . . . ch, wat de öllste Offizier von de ganze preußsche Armee was, denn hei was all Leutnant bi den ollen Fritz west, herannewackelt, un unner uns würd dat nu sehr lud, denn de olle Herr towte för sin Deller nich slicht. As hei unnen farig was, kamm hei nah uns 'ruppe: „Meine Herren, zwei von Ihren Kameraden sind zum Deutwel gegangen.“ — „Schön,“ säden wi. — „Den Deutwel schön!“ säd hei. „Wenn id dat den General Grafen H . . . sage, denn trampelt er mir ja uf de Bene 'rum.“ — „Je, säden wi. wi können bi de Sa of wider nicks nich dauhn. — Hei kenne uns, meinte hei, wi wiren eben so, as de, de weglopen wiren, wi wiren mit-schüllig. — Dat wiren wi nich, säden wi. Sei fasttauhollen, dortau wiren wi nich sett't, un mitlopen wiren wi jo of nich. Wat uns de ganze Sa angüll? — Nu würd de olle Herr aewersten hellschen krazböstig: „Dat Mitlopen will id Ihnen woll verpurren: hier in de Stube werde id Ihnen Dag un Nacht 'ne Schildwacht 'rinner setzen.“ — Nu lep mi of de Lus aewer de Leyer. Hei künn dauhn, säd id, wotau hei en Recht hadd, hei künn uns buten Schildwachen hinnen un vören hensenzen; aewer in de Stuw' bruckten wi sei nich tau liden. — Na, nu aewer de olle Herr! Wo lodderte hei up mi los! Un wer weit, wat noch passirt wir, wenn nich de Stabsarzt kamen wir — of uier Pust un Atem. — De röp em tau: „Herr Oberstleutnant, Herr Oberstleutnant, übereilen Sie sich nicht! Die Sache ist schon in Wichtigkeit, ich habe eben dem General den Fall mitgeteilt. Alle Gefangenen bis auf drei, bei denen ein Transport lebensgefährlich wäre, werden heute abend ins Inquisitoriat zurückgebracht.“ — Na, nu gaww sich de oll Herr, denn nu bruckte hei jo nich mehr tau den General tau gahn un sich up sine ollen ihrwürdigen Beinen 'rümmertrampeln tau laten.

Mit de Wis' was denn nu of de Platzmajur un de Auditor kamen, un all uns' Kammeraden würden tau uns 'ruppe bröcht, dat de Herren unnen fri Feld behölten, an Urt un Städ' tau unnersäuen, wo de Kirks dat Stück anfangen hadden. Wi können aewer all ehre Unnerhollung mit anhören, ja of ehr Ges'wesen mit anseihn, wil de Baehn keinen Windelbaehn hadd, un de Delenrigen wit utenanner stummen. Id will bi dese Gelegenheit vertellen, dat unse drei dodranken Lüd' up dese Stuw' nahst blewen, of dunn, as unnen en Choleralazarett inricht' würd, un dat sei Dag un Nacht dat Staehnen, dat Gucken, de Krämpfen un dat Starwen von de unglücklichen Menschen hewwen mit anseihn un anhören müßt. Of en lüt Stüdschen von de Humanität!

Dat Erste worup sei versölten, was of dat Einfachste, nämlich sei wiren dörrch de Dör gahn, dorgegen stred aewerst de Platzmajur, wil dat hei den Abend vörher sülwist in Person bi 't Taufluten taugen wesen was; dat Zweite wiren de Finstern, aewer de ollen Finstergardinen wiren noch all vör, un tüschen dörrch kunn sich Keiner flemmen; dat Driidde was denn nu natürlich de Schostein. De Herr Auditor gung denn nu sülwist eigenhändig bi un mahte den Kamin up, was aewerst dorbi vel ungeschickter as min Fründ H . . . mann, denn knapp hadd hei em up, dunn schot em of de ganze künstliche Buddeltorm entgegen, un nu würd dat unnen en dull Lachen, blot de oll Oberstleutnant schull mit den Lazareth-Inspetter, wo dat hei so 'ne Unregelmäßigkeit hadd liden kunnt. Aewer of hir smet sich de Stabsarzt tüschen un mahte den ollen Herrn begriplich, dat de Buddeln jo all ledbig wiren, un dat 'ne ledbige Buddel keinen Schaden bi en Kranken anrichten kunn. Dat müßt de oll Herr denn jo of woll inseihn, un as sei taulegt in gauden Frieden utenanner gungen, dunn was en Jeder von ehr grad so klauf, as hei west was.

(Fortsetzung folgt.)



1325

# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 6. September 1936

Nr. 17

## Auswanderer aus Tessin.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
ROSTOCK i. M.

Dr. Weßel.

Wie im übrigen Deutschland sind auch aus Mecklenburg seit langem viele Menschen ausgewandert, getrieben durch politische oder schlechte wirtschaftliche Verhältnisse. So wird uns berichtet, daß in den Notzeiten des 30jährigen Krieges aus Tessin manche Einwohner nach Dänemark, Schweden, Polen und Rußland geflohen sind. Als dann im 18. Jahrhundert die Leibeigenschaft immer drückender wurde, wanderten viele Bauern nach Preußen, Polen und Rußland aus. Nach Amerika setzte die Auswanderung erst um 1830 in größerem Umfange ein, da man für die Menschen angeblich „kein Hüfing“ hatte. Leider sind über diese Zeit keine Listen geführt worden. Man war vielleicht froh, daß man sie los war. Niemand kümmerte sich um ihre Schicksale und so sind sicher viele von ihnen Betrüggern und Spekulant in die Hände gefallen. Es ist jammerschade um dies kostbare, fleißige und tatkräftige Menschenmaterial, das so dem deutschen Volke verloren gegangen ist und nur als Kulturdünger dem fremden Lande diente. Man lese mir, was allein die Vereinigten Staaten dem deutschen Mann zu verdanken haben.

Die Regierungen verstanden nicht, diese Menschen Deutschland zu erhalten. Später fehlten sie und ihre Stelle nahmen Schweden und vor allen Polen ein. Die Landwirtschaft und die kleinen Städte konnten nur einen kleinen Teil aufnehmen, eine Industrie besaß Deutschland damals nicht, geeignete Kolonien hatten wir nicht und an Binnen-siedlung dachte kein Mensch. So ließ man die Brotsuchen-den ziehen, statt die Riesengüter zu besiedeln. Ein Gut konnte nur eine bestimmte Anzahl Arbeiter gebrauchen und so mußten viele warten, bis durch Tod eine Wohnung frei wurde. 10 bis 15 Jahre war mancher Knecht verlobt, ehe er einen Hausstand gründen konnte. Wenn dann Kinder kamen, wetteten manche Prediger und alte Tanten beiderlei Geschlechts gegen die Unsitte der „niedereren Stände“. (Vgl. die Rede Kunstlerjahrs in Reuters „Hanne Nüte“ oder lese in „Kein Hüfing“ nach. Die kleinen Städte konnten oder wollten auch keinen Zuzug vom Lande. „Ich muß nach Amerika, ich kann keine Heimat finden.“ Mit dieser erschütternden Klage wandte sich einst ein Weber an Großherzog Friedrich Franz I.)

Als dann um 1850 eine zweite Welle der Auswanderung einsetzte, kümmerte sich die Regierung wenigstens um ordnungsmäßige Abmeldung, Ueberfahrt und um Schutz vor Ausbeutung im fremden Lande. Durch Verordnung vom 8. 6. 1852 wurden überall Agenten eingesetzt, die halbjährlich ihre Bücher den Magistraten vorzeigen mußten. In Tessin wurden bestimmt: der Kaufmann H. Nehls, der Protokollist August Schlie, 1861 der Kaufmann L. Dantwart und 1880 der Kaufmann Nährke. Am 21. 2. 1853 wurde die Firma J. J. Mansfeldt von der Beförderung wegen Betrügerei ausgeschlossen.

Am 3. 2. 1854 wurde bestimmt, daß Auswanderer, die sich trauen lassen wollten, dem Prediger beweisen mußten, daß sie aus dem Untertanenverband entlassen waren, den Heimatort aufgegeben, den Fahrpreis bezahlt und 50 Taler besaßen. Am 25. 8. 1875 warnte sie vor der Einwanderung nach Venezuela wegen des dort herrschenden tropischen Klimas.

Am 22. 2. 1853 wies sie auf Betrüger in USA hin. Die Auswanderer sollen sich an die „Deutsche Gesellschaft“ in New York, New Orleans, Baltimore und Philadelphia wenden. Aus demselben Grunde verbot sie die Einwanderung nach Brasilien am 37. 4. 1837 und warnte am 11. 9. 1880 vor einer Schwindelfirma „Kolonisations-Unternehmen“ der Herren: Julius Rossi, Francisco Fritsch und Guiltelmo Tupper, von denen wohl leider der zweite selber ein Deutscher war.

Leider wissen wir wenig über die weiteren Schicksale der Auswanderer. Auch ist die Liste wohl nicht vollzählig, da mancher Tessiner von anderen Orten ausgewandert ist und hier geführt wurde.

Liste der Tessiner Auswanderer seit 1865.  
(über New York.)

1865: Börn mit Familie, Arbeiter. Schröder mit Familie, Arbeiter.

1866: Groth, unverheiratet, Mädchen. Haenel mit Familie, Sattler. Strakmann, Karl, Sattler.

1867: Behner, Adolf, Kornhändler. Ballschmieter mit Familie, Maler. Buddenhagen, Johann, Arbeiter.

14. SEP. 1936



Schwarz, Wilhelm, mit Familie, Arbeiter. Zechlin, Karoline, unverheiratet, Mädchen. Bernhard, Doris, unverheiratet, Mädchen. Dammann, Schlossergeselle. Karl, Johanna, Mädchen. Brandt, Friedrich, Handlungsgehilfe.

1868: Ahrens mit Familie, Arbeiter.

1869: Tredopp, Paul, Zimmergeselle. Steinmüller, Arbeiter. Schmidt, Mädchen. Lüd, Karl, Maurergeselle. Papenhagensche Kinder. Groth, Heinrich, unverheiratet, Arbeiter.

1870: Gerwols mit Familie, Zimmergeselle. Lüd, Johann, mit Familie, Arbeiter. Zander mit Familie, Maurergeselle. Schröder, Th., mit Familie, Arbeiter.

1871: Niemann, Sophie, unverheiratet, Mädchen. Bauer, Theodor, unverheiratet, Arbeiter.

1872: Gebert, Karl, unverheiratet, Arbeiter. Schmuck, Fritz, unverheiratet, Maurergeselle. Waschow, Johann, unverheiratet, Maurergeselle. Buddenhagen, Sophie, unverheiratet, Mädchen. Rademacher, Küstler, ang. für 2 Jahre. Witt, Lisette, unverheiratet, ang. für 2 Jahre. Dickelmann, Karl, ang. für 2 Jahre.

1873: Paepcke, Fritz, mit Familie, Arbeiter. Möller, Christian, unverheiratet, Knecht.

1874: Kröger, Witwe.

1880: Friemuth, Karl, unverheiratet, Tischlergeselle.

1881: Werner, David, unverheiratet, Kaufmann. Gädig, Fritz, mit Familie, Arbeiter. Boldt, Karl, 17 Jahre, Malergeselle nach Elgin (Ill.) Buddenhagen, Witwe. Buddenhagen, Tochter, Mädchen. Reibel, Frau und zwei Töchter.

1882: Bieplow, Frau. Bick, R., und 1 Tochter, Arbeiter. Storm, Karl, unverheiratet, Knecht. Niemann, Joachim, Arbeiter (Frau und 5 Kinder). Schulz, Johann, Arbeiter (Frau und 4 Kinder). Müller, Christine, Mädchen. Karsten, Johann, Arbeiter (Frau und 1 Kind).

1883: Röggelein, Karl, Arbeiter. Strahl, Friederike, Mädchen, 24 Jahre, Ahrens, Friederike, Mädchen, 25 Jahre. Ahrens, Martha, unehel. Tochter, 4 Jahre. Grefmann, Hermann, Kaufmannslehrling, 17 Jahre (Chicago). Mührke, Fritz, Kaufmannslehrling, 19 Jahre. Stahlberg, Max, Maler, 22 Jahre. Töllner, Friedrich, Wollspinner, 30 Jahre.

1884: Ahrens, Sophie, Mädchen, 20 Jahre. Straßmann, Karl, Arbeiter, 59 Jahre.

1885: Schwaß, Karl, Arbeiter (Frau und 3 Jungen, 7, 5,  $\frac{1}{2}$  Jahre). Mührke, Bernhard, Kommiss, 17 Jahre. Mührke, Helene, Mädchen, 22 Jahre. Jahn, Karl, Hofgänger, 16 Jahre.

1886: Mührke, Margarete, Mädchen, 17 Jahre. Stahlberg, Caroline, Wirtschafterin, 25 Jahre. Thiel, Karl, Knecht, 18 Jahre.

1888: Becker, Konditor.

1893: Thiel, Karoline, Mädchen, 20 Jahre.

1904: Jenß, Bernhard, Arbeiter (Frau und 4 Kinder).

1908: Praeffe (Buddenhagen) Schlachter, 25 Jahre.

Im Kriege wurden die zwei Kellner Karl Düwel und Hermann Hoffmann (Barnekow) interniert und blieben dort.

## Die letzte Garbe.

Eine gute Ernte ist uns in diesem Jahre beschert worden, und der Landmann kann nach arbeitschweren Wochen jetzt mit dem Gefühl der Befriedigung und der Freude die letzte Garbe auf dem Felde binden, das ihm so reichen Segen gespendet. Die letzte Garbe ist ja in der deutschen Volkskunde von einem besonderen Zauber umgeben, und die reiche Fülle der Erntebrauch gipfelt gleichsam in den Vorstellungen, die sich mit diesem Schlußakt der Ernte verbinden. So glaubt man, daß die Erntedämonen, die während der Ernte aus dem Korn aufgeschauert werden und vor den Mähern flüchten, ihren letzten Aufenthalt in der Garbe nehmen, die zuletzt gebunden wird, und dort gefangen bleiben. Davon erhält die Garbe ihren Namen; sie heißt nach den verschiedensten Tieren, in denen man Erntegeister verkörpert sieht, bald Bock und bald Stier, bald Hahn oder Wolf, Kater oder Hase. Am häufigsten wird der Hahn, dies Sinnbild der Fruchtbarkeit, mit der letzten Garbe in Beziehung gebracht; sie erhält die Gestalt eines Hahnes, oder es wird ein Hahn in die Garbe hineingebunden, der dann nachher, als Erinnerung an einen alten Opferbrauch, getötet wird. Doch auch mit den menschlich gedachten Erntegeistern wird die letzte Garbe identifiziert: sie heißt die „Alte“ oder die „große Mutter“, in Erinnerung an die Kornmutter, die eine der bekanntesten deutschen Erntedämonen ist. Auch als „Kornjungfer“ wird die letzte Garbe bezeichnet oder als „Erntekind“. Man schmückt sie mit Blumen und bunten Bändern aus, und weil in ihr aller Fruchtbarkeitszauber gesammelt ist, wird sie recht groß gemacht, um dadurch die Masse und Gewicht des künftigen Ernteertrages günstig zu beeinflussen. Ja, man beschwert sie sogar mit einem eingebundenen Stein, um ihr auf diese Weise eine besondere Schwere zu verleihen. Ebenso wird die letzte Garbe mit allerlei guten Sachen ausgestattet, die man so den Erntegeistern opfert. In der Bayerischen Pfalz binden die Erntenden ihr 4-Uhr-Brot in

die letzte Hafergarbe; in anderen Gegenden muß das zuletzt fertiggewordene Mädchen ihr Vesperbrot für die letzte Garbe opfern; selbst Flaschen mit gutem Getränk werden hineingebunden. Um die letzte Garbe findet auch häufig eine kleine Feier statt. Man läßt sich in ihrem Schatten zu einem guten Gelage nieder und tanzt dann etwa eine halbe Stunde lang auf den Stoppeln um sie herum. Andererseits wird sie auch „geprügelt“, indem man mit Stöcken den in sie geflüchteten bösen Erntedämon zu vertreiben hofft. Die Vernichtung der bösen Geister bezweckt auch die im Erzgebirge heimische Sitte, die letzte Garbe zu verbrennen, während sie wieder in anderen Gegenden zum Ziel eines Wettlaufes genommen wird. Damit der Fruchtbarkeitszauber der letzten Garbe sich auswirke, läßt man sie noch einige Zeit auf dem Felde liegen; im Erzgebirge wird sie überhaupt nicht eingefahren, sondern „als Geschenk und Dank“ den unsichtbaren Geistern überlassen. Wird die letzte Garbe eingefahren, so erfolgt dies mit einer gewissen Feierlichkeit. So wird sie in manchen Gegenden von der zuletzt fertig gewordenen Binderin ins Dorf getragen. Vielfach wird sie ans Scheunentor genagelt oder auch im Hause aufgehängt; sie gilt dann als ein glückspendender Grundstock, von dem die neue Ernte ausgehen soll, und bringt Segen und Fruchtbarkeit herbei. In Langenbilau wird die letzte Garbe, die hier der „alte Mann“ heißt, sofort ausgedroschen, gemahlen und aus dem Mehl wird dann ein Brot gebacken, das große Heilwirkung besitzen soll. Dies Brot aus der letzten Garbe wird sorgsam aufbewahrt, und nur die Mitglieder der Familie, denen das Feld gehört, dürfen davon essen. Anderwärts schreibt man dem Stroh der letzten Garbe einen besonderen Segen zu. Man gibt davon dem Nachbarn auf die Tenne, während er noch drischt, und erhält von ihm eine Gegengabe, weil er dadurch eines besonderen Segens teilhaftig geworden ist.



## FAD. Scharbow bi Hagenow 1935.

Von Fredo Westphal.

De Tied is nu dor, dat de FAD. ut Scharbow geiht, wat vör 4 Johr siedelt is, um anner Siedlers to helpen, dei förtens irst anfangen sünd. Dor giwt dat bi uns in Medelborg naug dorvon, of bi dei wirklich Hülp nödig deit, denn siedeln is kein Kinnerpill.

Dat Geld allein deit't nich, dor hürt völe Krasch un völen Maut dortau un völ entfeggen möten. — Ein gaud' Hülp ward so männigein Siedler to deil dörch den FAD., den freiwilligen Arbeitsdeinst von de jungen Mätens.

Un de Scharbower Siedlers warden sich noch naug ümfleien, wenn de jungen Mätens von'n FAD. nich mihr kamen.

Nich immer is de Siedlers dat gliel ein Hülp weft, wenn 'n jung'n Mäten tau ehr kem, 't was doch of völ Unfrut mang. Newer Dirns, dei nicks dögen deden, sünd vör ehr Tied tomeist wedder afhaut. Ein was de Arbeit tau swer, de anner to dreckig, wedder anner wullen leiwer rümstierten. Wed wier dat Aeten bi de Siedlers nich sien naug, wed können dei Lust in'n Kauhstall un Swienstall nicht af, un wed herr'n Liebestummer.

Dat heit, aewer wed kreg de Arbeit wirklich inner, dat wieren lieferst gaude Dirns.

All de jungen Mätens in'n FAD., dei ut- und dörchhölen un de Zhrennadel von 'n Arbeitsdank ansticht kregen: „Strammgestahn vör ehr, dat sünd of Dirns!“

Un wenn sei to irst of nicks können, so lierten sei dat; dat Stubenschürn un Aetenkalen un Flicken un Knüften un Reiden un Kinnerworen un Kinnerhänden, un in'n Stall dat Melken, Swienafmessen un buten den Gorn trechtmaken un Messmieten un Lüstigenpflanzen un 't Hacken un Hüpen un in de Wisch dat Heuen, un in de Lusttied 't Binnen un Uphocken un Laden un Packen un tau Harst dat Lüffelraden un Brucken un Mäubenrutnahmen.

Un wunnern möt'n sich, wur de Mätens an de Arbeit rangahn, to mal de meisten Großstädter sünd: ut Rostock, Hamburg, Kiel, Flensburg, Bremen, Celle, Stuttgart, Dortmund, Breslau un noch wur her, un dortau völe Abiturienten sünd.

Wur säd mal Ilse Schmeißer, ein lütt Abiturientin ut Hamburg up de Frag, wüüm sei in'n Arbeitsdienst gahn is: „Wenn ich studieren wollte, müßte ich ein Vierteljahr im Arbeitsdienst sein. Aber studieren will ich nicht, um meinen Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen. Mein Vater ist bereits 65 Jahre alt und fährt bis heute in Hamburg ein eigenes Auto. Meine Mutter ist 13 Jahre tot.“

Wie lange wird mein Vater aber seinen Posten noch vorstehen können zum Lebenserwerb? Dann will ich ihm beistehen. Das werde ich können, wenn ich mich jetzt für den schönsten Beruf vorbereite, welchen ein Mädchen ergreifen kann, das ist Hausfrau zu sein. Und nirgends besser lernt man dieses, als im Arbeitsdienst. Denn außer der Arbeit beim Siedler wird im Lager viel gelernt auf allen Gebieten einer künftigen Hausfrau. Dann ist das Schönste beim Arbeitsdienst noch das frohe Beieinander mit Sang und Klang und Wanderung. Es sind unvergeßliche Stunden, die alle mitreißt. Wir Jugend brauchen solche Stunden und Zeiten um innerlich gefestigter wieder ins Leben zurückzuföhren.“

So denkt ein un so denken de meisten. Un wur denken dei Mätens aewer uns Medelborger un uns' Land? „Ne Rheinländer Abiturientin säd mal: „Wie ich herkam, wurde ich von Land und Leute angenehm enttäuscht. Fünf Wochen bin ich erst hier, aber es wird mir mal schwer fallen, von hier zu scheiden. Man hat sich so an die ländliche Stille und Einsamkeit gewöhnt und an den ruhigen Umgang der Bewohner, das tut uns Großstädtern so gut.“

Ein anner Abiturientin vertellte mal: „Wir Großstädter sind es gewohnt, täglich, ja stündlich was Neues zu sehen und zu erleben. Und nun plötzlich hier für's Auge immer dasselbe, daran gewöhnt man sich zuerst sehr schwer. Allmählich wird einem aber die große Bedeutung der Stille klar und in der ländlichen Einsamkeit findet man sich selber.“

So geiht dat de meisten Mätens, dat wir nich blot in Scharbow so, ne so is dat hüt noch in de FAD.-Lagers in Poggelow un in Wasdow bi Gnoien un in all de annern Lagers in Medelborg.

In dei Tied, wur de Arbeitsdeinst in Scharbow weft is, sünd völe junge Mätens kamen un gahn, un wenn sei gahn sünd, hett ehr of oft 'n jung'n Minsch weihmändig nahlesen. Denn dat verstünnen de von'n FAD. gaud, jung'n Lüd den Kopp 'n beten tau verdreih'n. Un 'n bunt Dank treckt immer noch. Wed meinten 't of ihrlich dormit. Wur säd doch mal ein tau ehren heimlichen Fründ bi 'n Abschied: „Es ist sehr schade, daß ich Dich hier so allein zurücklassen muß.“

Un dat was dat of.

Un dat de Arbeitsdeinst von de jungen Mätens ut Scharbow geiht, wur jammerschad.

## Zur Scholle zurück.

Karl Puls-Lank.

„Ist Post gekommen?“ „Ja. Auch ein Brief aus Heidehagen.“ „Heidehagen? Was wollen denn —?“ Hastig reißt Achim Wiedow den Umschlag auf, hastig überschlägt sein Blick die wenigen Zeilen, und ärgerlich fliegt das Papier auf den Tisch. „Was ist, Achim?“ „Unflugen Kram! Lies selbst, Grifa.“ Die Frau nimmt das von der Ortspolizei unterstempelte Schreiben zur Hand und liest: „Da der größte Teil Ihrer Buten-Gufe in Oedland liegt, werden Sie laut Landesgesetzes vom Soundsovielten einmalig aufgefordert, das Unland bis zum Herbst d. J. aufzuforsten, da es andernfalls auf Veranlassung der Behörde geschieht auf Ihre Kosten.“ „Was sagst Du zu diesem Heckmeck?“

„Je, was soll ich sagen —! Das beste ist, wir fahren in den nächsten Tagen selbst nach Heidehagen und nehmen persönlich Rücksprache mit dem Ortschulzen.“ „Nee, nee, meine Liebe! Dem ein gutes Wort gönnen, dem alten Hungerbauern? Er soll mich hier zufrieden lassen, ich tu ihm auch nichts! Aber denen da in dem Sandkaff ärgert bloß meine bessere Stellung! Mein Geld! Das wollen sie in die Wolle! Aber ich heiße Joachim Wiedow und bin nicht aus Dummerstorf!“ „Was willst Du man machen?“ „Garnichts!“ „Dann wird die Behörde rabiat und läßt den Acker bepflanzen und das wird teuer!“ „Allerdings. Die Arbeitslosen stehlen dem Herrgott den Tag auf unsere Kosten,



o, o!" „Ich meine doch, wir fahren!" „Ich will's mir überlegen, Erika." Dann geht's an die Erledigung der anderen Eingänge und an die praktische Arbeit auf Hof und Straße.

Jochim Wiedow, erster Spediteur der Mittelstadt, ist ein Sohn der Heide. Die väterliche Halbhuise lag, abgeschlossen von jedem Verkehr, inmitten der Staatsforst und war, von etwa vierzig Morgen Siednis abgesehen, unfruchtbarer Sand. Er war zweiter Sohn seiner Eltern, eine jüngere Schwester war als Kind verstorben, und sein älterer Bruder verunglückte während Jochims Kommißzeit in der Ernte. Wenige Tage später entstand auf ungeklärte Weise bei Nachtzeit Feuer im elterlichen Hause. Die Familie, vom Tagewerk schwer ermüdet, gewahrte erst das Unglück, als das Haus an allen Ecken und Enden lichterloh brannte: Das dürre Strohdach hatte die Ausbreitung des Elements begünstigt. Hilfe aus dem fernen Dorf war noch nicht da; die beiden Diensthofen retteten mit genauer Not das nackte Leben; der Bauer mit seiner Frau, Vieh und Fahrnis kam in den Flammen um. Vom Hauptmann beurlaubt, eilte der Sohn damals an die Stätte seines zerstörten Glücks, regelte alle schwebenden Fragen, nahm die Auszahlung der Möbelleihe in Empfang, verpachtete die Senke der väterlichen Huise und fuhr dann wieder zurück in die Stadt, mit dem Vorsatz, nie wieder den Ort zu betreten, wo er nur Arbeit und Not und Leid erfahren hatte. Briefe von Bekannten ließ er unbeantwortet, und die Pachtgelder wurden ihm per Post zugestellt, oder er ließ sie einziehen.

Während seiner Dienstzeit lernte er die blonde Erika, die einzige Tochter des Speditors am Orte kennen und lieben, und da er „Pferdeverstand" bewies und auch ein Stück Kapital sowie laufende Gelder aus der Pacht dem Gehöft zuführen konnte, war er dem Schwiegervater ein willkommenes Kind. Waren damals sechzehn Pferde vor acht Wagen, die Aktiven des Betriebes, so nennt Jochim Wiedow heute, wo die Schwiegereltern verstorben sind und er alleiniger Inhaber ist, zweiundvierzig Tiere sein Eigen, und vierundzwanzig Arbeiter haben durch ihn ihr Brot. — Diese Dinge gehen ihm wieder durch den Kopf, als er draußen ist und seine Anordnungen erteilt hat, aber einen klaren Entschluß vermag er nicht zu fassen. Und mittags, als er in die Stube tritt und Erika ihn fragt: „Na, hast es Dir überlegt?" wirft er kurz die Worte hin: „Wir fahren."

Gleich am nächsten Morgen werfen Jochim und Erika sich in Schild und Schale nach städtischer Mode, und als der Frühzug aus dem Bahnhof pfeift, sitzen beide apart in ihrem Abteil und hängen ihren Gedanken nach. Erst, als das Leben da draußen verstummt ist und grüne Acker und Weiden durchs Fenster grünen, wird der Mann gesprächig. „Es hilft ja nichts, Erika, ich muß ja — aber gern fahr' ich nicht!" „Kann's wohl verstehen, Achim, doch du mußt es überwinden." „Das sagst Du so — wenn ich die alte Armut seh', reißen alte Wunden wieder auf." „Es ist traurig. Andere Menschen freuen sich auf das Wiedersehen in ihrer Heimat, doch du —! Ich selbst muß sagen, ich mach' die Fahrt sehr gerne." „Warum das?" „Möcht' einmal die Landschaft von Angesicht kennen lernen, welche so prächtige Menschen, wie du einer bist, gefirmt hat!" „Willst mich wohl uzen?" „Durchaus nicht. Du weißt doch, daß jeder Boden sich seine Bewohner formt nach seiner Eigenart." „Du nennst mich „prächtig," meinst Du, die Heidescholle ist so verlockend gut?" „Der Begriff „gut" ist sehr dehnbar, Achim." „Weil wir doch davon reden, will ich Dir mal bischen von früher erzählen. Morgens Kloß vier, oft all um drei, wrangten wir raus aus den Posen. Im Winter wurde Korn abgefloßelt bis Kloß sieben, im Som-

mer draußen in Feld und Garten herumgemurkt. Mindestens zweimal in der Woche mausten wir in den Frühstunden Pinnen aus der Staatsforst." „Pinnen?" „Tannennadeln. Waldstreu. Stroh wuchs nimmer genug auf dem Buterhof. Der Roggen blieb kurz und fuffig, hatte Knigghären und gab schlechte Löhnung. Magerer Boden verlangt häufige Düngung, und daran haperte es. Uns fehlte das Grünland. Weiden und Wiesen. Wir hatten nie mehr als sechs Haupt Rindvieh. Davon bloß drei Milchkuhe. Diese wurden mit Waldstreu betreut, und damit wir möglichst viel Dung bekamen, wurde beim Ausmistern der Ställe der Dung noch einmal mit Pinnen vermengelt. Infolgedessen konnten wir jedes zweite Jahr das Feld bedüngen. In meinen letzten Jahren haben wir auch Lupinen und Seradelle als Gründünger angebaut: ein Jahr Brache, zwei Jahre Saat. Der Roggen wuchs gut nach dem Zeug. Ich wollte, hatte es Vater schon gesagt, nach meiner Soldatenzeit Kunstbündung säen, der soll nämlich auch wirksam sein, aber es war anders über mich bestimmt" — Der Zug fährt in eine Station ein, wo ein Herr und eine Dame zu dem Paar ins Abteil steigen, so daß Jochim Wiedow den Faden fallen läßt.

Es ist etwas nach neun Uhr, als der Zug in Lufow, der Bahnstation von Heidhagen, hält. Wiedow entledigt sich der Fahrkarten und meint draußen vor dem Empfangshaus zu seiner Frau: „Das beste ist, wir gehen von hier die lange Schneise durch die Forst schnurstracks nach dem Buterhof und lassen Heidhagen erstmal rechts liegen." „Wie Du meinst. Achim. Mit dem Bürgermeister können wir ja nachher noch reden." „Dann kommen wir zu mittag ins Dorf und treffen ihn bestimmt zu Hause an." Der Morgengang durch den stillen Kiefernwald ist für die Frau wie ein Gottesdienst. Der März sendet der armen frierenden Erde den ersten Frühlingstag von den schuldigen neun: warm tröstet die Sonne die jungen Föhren im Bestand. Das ermuntert Goldhähnchen und Tannenmeiseln zum Frühkonzert, und als das Menschenpaar durch den birkenbestandenen Dammsgrund schreitet, fällt der Birol mit wohlklingendem Geläute ein, daß Frau Erika ganz entzückt ist vom Zauber der Landschaft. In der Ferne trommelt der Specht; ein Häher scheckert, der Läufer gurr, und rechtsseitig, wo die Heidhagener Weiden die Forst begrenzen, hubbubbt der Wiedehopf. Der moosgepolsterte Weg ist mit dürrer Heidekraut verbrämt, und an lichten Stellen der Schonung blüht rötlich schon die hellgraue Tellerflechte. Die Jagen wechseln, und die Bestände auch. Bald geht's durch Kruptann, bald durch Stangenholz, bald durch alten Bestand, und jede Forstart atmet eigene Reize aus. So wird der sechs Kilometer lange Weg zu einem erhebenden Spaziergang.

Von unserm Turm trägt die Morgenluft den Schlag einer Turmuhr herüber. „Halbelf," sagt Jochim Wiedow, „wir sind am Ziel." Eine weite Lichtung nimmt die beiden auf, durch einen Feldweg in zwei Hälften eingeteilt, die wiederum in einzelne Stücke zerlegt sind. „Hier ist meine Huise. Dies hier ist der Feldweg und zur Rechten und Linken der Ruckacker. Weiter längs wird er ganz fied: da war ehemals unsere Weide und Wiese, und ganz unten etwas Bruch. Ich wollte es urbar machen, aber — —. Dort auf dem Hügel, wo nun der Roggen so grassig bladet, lag unser Gehöft. Der Pflug geht drüber hin. Rechts und links hinter dem Ackerland — kuck, hin und wieder ist in den Lunten ein Ausschnitt bestellt — ohne mein Wissen! Das war unsere Place, das ist hohes Land, und unsere Lurup. Zum Teil hat es sich von selbst besamt. Wir wollen mal den Hufenweg entlanggehen." Schweigend verfolgen sie die ausgeschlagenen Spuren der Ackerwagen. Die ehemalige Weide liegt in Umbruch. Die Wiese ist eingekoppelt.



„Das kleine Gehölz war unser Wissenrad, das heißt, Sumpfland. Es hat sich mit Erlen angesamt. Früher wurde es als Wiese genutzt. Das Futter war aber hart und wenig von Wert. — Laß uns nun über die Place zurückgehen. Ich will mal sehen, wieviel Acker in Schwarzbestellung ist.“ Auf dem Rückweg muß Jochim lächeln. Alle Senken sind nipp ausgesucht und besät. Das höherliegende Brachland ist vom Wind mit jungen Kiefern und Birken spattwählig wild angesamt und verhindert die Ueberflucht. Wieder am Gehöftshügel angelangt, meint Jochim: „Es können fünfzig Morgen sein, die in Schwarzbestellung sind. Weißt Du was, Erika?“ „Na?“ „Diese Selbstpächter müssen mir den hohen Boden für umsonst ansamen! Sonst bringe ich sie zur Anzeige! — Doch nun laß uns ins Dorf gehen. Es wird bald Essenszeit sein.“

Einige hundert Meter, und sie sind heraus aus der Lahn. Ein mit dicken Birken umsäumter Weg nimmt sie auf. „Dies ist mein alter Schulweg, Erika.“ „Da vorne liegen Häuser. Ist das Heidhagen?“ „Das Schulzengehöft. Karl Kludaß sein Wefewerk. Der uns geschrieben hat.“ „Bei dem müssen wir ja noch vorsprechen.“ „Nach dem Essen, Erika. Vor halb zwei zieht er nicht zu Felde. Muß ja erst füttern.“ „Das sind aber mehrere Häuser!“ „Nee, bloß eins. Aber drei Nebengebäude. Der Schulzenhof kann

sich sehen lassen.“ „Ist herrlich, wie sie so daliegt unter den alten Eichen!“ „Aber mit Schweiß werden auch dort die Kinder großgebörmt.“ Vor dem Hause hantiert ein Mann von reiferem Alter. „A Dag, Karl!“ ruft Wiedow ihm zu. Sachten dreht der Angerufene bei. „Achim, nu kief! Jochen, Du? Also mien Schriewen hett doch hulpen!“ „Du büßt 'n Nas!“ „Se, so'n mütt dat of gäwen, un oft sünd 't nich dei schlechten Lüd.“ „A Dag, Jochen.“ „A Dag — Dien Frug?“ „Ja,“ „Na, denn kommt man baten mit rin. Si äten Mid-dag bi uns.“ „Nana!“ „Na, Jochen, id hew mi so oft bi Juch dickfräten as Jung, un denn wullst Du —?“ „Jel bi Juch of, Karl.“ „Un so oft hew'n wi uns awnüscht. Weißt woll noch, eis üm dei beiden groten Kugels?“ „As Dien Vadder up taukamen un uns dat Ledder losmaken ded?“ „Un as wi dat Bülowneft utklunkt hadden —?“ „Un dei Schaulmeister uns bi awtante un ohne Noten versahle?“ „Un as wi Nahwer Lahn dei Elörerbirn awfrägen hadden?“ „Un hei uns uppakte un beid den Drs vull Striepen sleug?“ „Wie wieren böse Elögendriewers, nich, Jochen?“ „Aber, Herr Kludaß, so sieht mein Mann doch gar nicht aus!“ „'t wier Jungheit, un dei verwaßt. Weder in dei Jugend keinen Maud hett, ward of as Karl sien Dag nich hew'n.“ Damit treten die drei ins Haus.

Fortsetzung folgt.

## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welkin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Als Entschluß war diese Entscheidung leicht, aber die Ausführung war sehr schwer. Die Wallensteiner hatten alle Städte Mecklenburgs besetzt und verhinderten jeden Zuzug zu den in Pommern lagernden Schweden, es galt also mit großer Vorsicht vorzugehen.

Ich schrieb deshalb an Onkel Gebhard Moltke nach Güstrow und bat ihn, da ich die Verwandten in Wollow besuchen wollte, mir vom Wallenstein'schen Statthalter, dem Obersten Wengersky, einen Passierschein für diese Reise, die ich für mein ferneres Fortkommen unternehmen müsse, zu verschaffen, was er auch tat.

So ausgerüstet konnte ich es schon wagen, mit Georg zur pommerschen Grenze zu reiten, unsere Ausrüstung an Wehr und Waffen fiel nicht weiter auf, ohne diese konnte man sich nicht auf die unsicheren Landstraßen wagen. Mitte Oktober, an einem schönen, klaren Herbsttage ritt ich nun in Begleitung meines treuen Georg meinem neuen Leben und Schicksalsweg entgegen in großer, spannender Erwartung, wie sich jetzt alles für mich gestalten würde. Der Abschied von meinen Eltern war schwer, würden wir uns wiedersehen? Besonders meine Mutter war in Schmerz aufgelöst. Wir wählten denselben Weg, den einst meine Eltern als junges hoffnungsvolles Ehepaar gezogen waren, von ausgelassenen Freunden begleitet, was lag alles für unsere Heimat zwischen diesen Zeiten? Die erste Nachtkehrte ich bei Vetter Daniel in Sammit ein, den ich bei meiner Mutter in Güstrow so oft getroffen, wir hatten uns viel zu erzählen und viel zu besprechen, der böse Krieg, der nun schon 12 Jahre dauerte, hatte alle Verhältnisse in Land, Stadt, Verwandtschaft und Freundschaft von Grund auf verändert. Dann ging es über Krakow, Teterow, Neukalen, Dargun nach Wollow, wo wir mit Hilfe des Passierscheines auch fast unbelästigt nach einigen Tagen eintrafen.

Ich entdeckte nun den Bruder meiner Mutter, welchem jetzt Wollow gehörte, mein Vorhaben, ins schwedische Heer eintreten zu wollen. — Mein Onkel billigte meinen Plan, machte mich aber darauf aufmerksam, daß die Mecklenburgische Grenze scharf von den Wallensteinern bewacht würde, es als sehr schwierig und gefährlich sei und großer Vorsicht bedürfe, sie ungehindert zu überschreiten; würde ich dabei betroffen und meine Absicht, ins schwedische Heer einzutreten, zu Tage kommen, so würde man mir seitens der Wallenstein'schen Regierung sicher den Prozeß wegen Hochverrats machen. Also war höchste Vorsicht geboten!

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß die schwedische Armee zwischen Anklam und Stettin lagerte, wenn ich die Peene erst überschritten, dann hatte ich Aussicht, die Schweden sicher erreichen zu können. Wir suchten nun einen der Gegend kundigen Führer, der es übernehmen würde, trotz der großen Gefahr uns in der Nacht über die Grenze und über die Peene zu bringen, und fanden ihn in der Person eines Schäfers aus der Umgegend, der uns nach einigem Zögern gestand, er habe sich mit seinem Dienstherrn veruneinigt und wollte auch zu den Schweden. Ende Oktober, in einer nebligen, dunklen Nacht brachen wir auf, wir hatten die Hufe unserer Pferde mit Zeug umwickelt, um jedes Geräusch möglichst zu vermeiden. Zunächst durchzogen wir einen Wald, der bei Upst bis an den Fluß reichte, dort sollte es eine feichte Stelle geben, die wir durchwaten könnten, aber im Nebel hatte unser Führer die Richtung verloren, wir fanden die Fuhrt nicht, sondern gerieten in einen Sumpf, in dem wir zu versinken drohten. Georg und ich sprangen von den Pferden und retteten uns mit Mühe und Not auf festen Boden. — Unsere Pferde konnten wir natürlich nicht im Stich lassen, nur mit äußerster Anspannung aller Kräfte brachten wir sie nach mehrstündiger Arbeit aus dem Sumpf, wäre nicht der Nebel so dicht gewesen, hätten uns die Wallensteiner wohl sicher entdeckt. Wir ruhten nun, so gut es ging, einige Stunden, da



wir und die Pferde völlig erschöpft waren, aber die Not gebot wieder, noch in der Nacht aufzubrechen, wir irrten aber wieder im Walde umher, ohne die Furt zu finden, wie der Morgen anfang zu grauen, erklärte ich dem Führer, ich würde jetzt mit Georg zu Pferde die Peene durchschwimmen, er möge tun was er wolle, uns folgen oder zurückbleiben, den hellen Tag wollte ich hier nicht abwarten.

Er riet, wir sollten uns bis zur nächsten Nacht im Walde verstecken, das schlug ich aber ab, der Mann kam mir nicht mehr ganz zuverlässig vor. So ritten nun Georg und ich an einer möglichst schmalen Stelle in den Fluß, der Führer blieb zurück, bald verloren die Pferde den Grund unter den Füßen, jedoch nur für kurze Zeit und alles schien schon geglückt, aber kurz vorher, bevor wir das jenseitige Ufer erreichten, wieherte Georgs Pferd und machte dadurch den Wachposten auf uns aufmerksam, der sofort auf uns schoß, und Georg an der Schulter leicht streifte. Der Schuß alarmierte auch die Feldwache und es galt jetzt für uns die höchste Eile, das jenseitige Ufer zu erreichen, bevor sie uns folgen konnten. Zum Glück hatten die Pferde schon wieder festen Boden unter den Füßen und wir konnten sie zu größter Eile und äußerster Kraftanstrengung anspornen und entgingen so noch glücklich der Gefangennahme, die hinter uns abgegebenen Schüsse erreichten uns nicht.

Wir waren nun verhältnismäßig in Sicherheit, Georgs Wunde erwies sich zum Glück als unbedeutend, wir vermieden aber zur Vorsicht die größeren Ortschaften und fuhren in abgelegenen Schenken und einzeln stehenden Gehöften ein, so erreichten wir ohne weitere, besondere Vorfälle nach einigen Tagen das schwedische Lager. Wie wir auf den ersten Wachposten stießen, wurden wir angehalten und zum Vorposten-Kommandanten geführt, der mich eingehend ausfragte, meine Antwort, ich sei ein Mecklenburger von Adel, der in das Kriegsheer eintreten wollte, meldete er weiter. Nach einigen Stunden führte mich ein Offizier in des Königs Zelt, der mich wohlwollend betrachtete, mein Aeußeres schien ihm zu gefallen, meine Absicht, ins schwedische Heer einzutreten, lobte er und fragte, ob nicht bald noch mehr Zuzug aus Mecklenburg erfolgen würde, daß er doch von dem Tyrannenjoch des Friedländers wieder befreien wolle. Ich konnte darauf nur erwidern, daß sicher, sobald es möglich sei, viel Volk aus Mecklenburg dem schwedischen Heere zuziehen würde, aber es sei dies jetzt noch zu schwer und gefährlich wegen der Wallensteiner. — Der König entließ mich darauf sehr gnädig, nachdem er mich zum Leutnant in einem in der Bildung begriffenen deutschen Reiter-Regiment ernannt hatte. Nach einiger Zeit marschierten wir nun mit dem Heere nach Stettin ins Winterquartier, wo wir die weitere Errichtung und Ausbildung des neuen Regiments zu besorgen hatten.

Meine Kompanie stand unter dem Befehl des Rittmeisters von Bülow, auch ein Mecklenburger, der vorher bei den Dänen unter König Christian gefochten hatte. Es war sehr schwer, Ordnung und Gehorsam in die Truppe hineinzubringen, es war viel widerseßliches, wildes Volk dabei, aber der König hielt auf scharfe Manneszucht und jede Ausschreitung wurde unerbittlich streng, ja oft mit dem Tode bestraft. Mitte Januar 1631 zogen wir durch Pommern nach Mecklenburg und nahmen den Kaiserlichen Neubrandenburg ab, dort blieb nur Besatzung und der König rückte zur Belagerung von Demmin mit dem größten Teil des Heeres ab, wir nahmen diese Stadt und später auch Greifswald.

Während der Belagerung erhielt ich den Befehl, mit der Reiter-Kompanie, der Rittmeister von Bülow war erkrankt, gegen die Mecklenburgische Grenze vorzurücken, über die eine Abteilung Wallensteiner übergetreten war, um in

unserm Rücken durch Plünderung und Brandstiftung Höfe und Dörfer in Pommern zu vernichten, die für die Ernährung des schwedischen Heeres von Wichtigkeit waren, diese Abteilung aufzuheben, oder doch zu vertreiben. — Ich übernahm diesen Auftrag um so lieber, da mir seit dem Ueberfalle in Bentzen durch die Dänen, solche Raubzüge zu verhindern und die Bewohner von diesen Schrecken zu bewahren, eine willkommene Aufgabe war. Ich ritt mit etwa 100 Mann am nächsten Morgen ab, um die Wallensteiner baldmöglichst unschädlich zu machen, ihre Spuren entdeckten wir bald, niedergebrannte Höfe und Dörfer, deren Bewohner erschlagen und geflohen, zeigten den Weg.

Bei der großen Vorsicht, mit der ich mit meiner kleinen Truppe vorgehen mußte, stießen wir aber erst am dritten Tage auf den Feind selbst. Meine vorausgesandten Reiter meldeten, daß die Wallensteiner etwa vor einer Stunde in das Bauerndorf und den adligen Hof, welche in einiger Entfernung vor uns lagen, eingerückt wären, etwa in der Stärke von 150 Mann, teils Fußvolf, teils Reiter. Es galt also Eile, aber auch Vorsicht, da sie uns an Zahl überlegen, um sie zu überraschen, bevor sie auch diese Ortschaft ausgeraubt und vernichtet hatten. Von einem Walde, der rechts vom Wege lag, konnte ich mit meiner Truppe ungefahren bis auf kurze Entfernung dem Orte nähern, um die Feinde dann plötzlich zu überfallen. Da sie in ihrer Mord- und Raubgier auf diesem Zuge nicht gestört worden waren, so hatten sie keine Posten aufgestellt, ich beauftragte den Wachtmeister, mit 30 Mann das Dorf zu säubern, und ich drang plötzlich mit der Hauptmacht auf den Gutshof ein, da ich merkte, daß dort der größte Teil der Feinde sich befand.

Auf dem Gutshof standen die Pferde nur von wenig Leuten bewacht, diese Wachen wurden schnell beseitigt, und ich drang, nachdem wir abgesessen, mit meinen Leuten in das burgartige Herrenhaus ein, dort entspann sich ein wilder Kampf, Mann gegen Mann, ebenso im Dorf. Da aber die Offiziere wie ein großer Teil der Mannschaften sinnlos betrunken war, so konnten sie trotz Uebermacht von uns überwältigt, erschlagen oder gefangen genommen werden, auch ergaben sich viele im ersten Schrecken, da sie keines Ueberfalles gewärtig waren, so daß ich nach etwa einer Stunde Herr von Hof und Dorf war. Die Wallensteiner hatten sich zuerst über die Speisen und vor allem über die Getränke hergemacht und daher noch verhältnismäßig wenig zerstört, aber die Bewohner, welche Widerstand versuchten, gefesselt und teilweise auch erschlagen. Nachdem ich meine Aufgabe erfüllt, befahl ich, den Gutsherrn zu suchen, ob er noch am Leben sei, und ihn mir dann vorzuführen. Bald darauf öffnete sich eine Thür der Halle, in der ich mich befand, und hinein trat eine große, schöne Frau, offenbar die Gutsherrin und sagte im Eintreten: „Mein Herr, ich danke“ weiter kam sie in ihrer Rede nicht.

„Emerentia“ rief ich.

„Carl Heinrich, du, welches Wiedersehen! Wie soll ich dir danken für unsere Errettung.“

„Emerentia, ich will keinen Dank von dir, hätte ich gewußt, daß dies dein Haus, ich weiß nicht, ob ich dann meiner Pflicht so eifrig nachgekommen wäre! Du hast mich durch deinen Verrat zu schwer ins Herz getroffen.“

„O, Carl Heinrich, höre mich an.“

„Rein! Wie leicht könnte ich jetzt an dir Rache üben, aber dazu habe ich dich zu sehr geliebt.“

„Aber von Herzen danken dürfen Henning und ich dir doch!“

„Emerentia, wir wollen unser Wiedersehen enden, dein Ausblick ist mir zu schmerzhaft.“

Damit verließ ich tieferschüttelt die Halle, sammelte meine Leute und marschierte, ohne dort länger zu verweilen



len, mit den Gefangenen und den Beutepferden zurück zum schwedischen Heere. Lange zitterte diese Begegnung mit Emerentia noch in meinem Herzen nach.

Im Juni erhielt der General Tott den Auftrag vom König, dessen Heer nun durch Deutsche, darunter viele Mecklenburger, sehr verstärkt war, Mecklenburg dem Herzog von Friedland endgültig zu entreißen; dieser Heeresabteilung wurde mein Regiment zugeteilt. Schon Ende Juni konnten wir, ohne Widerstand zu finden, in Güstrow einziehen. Ich hätte gerne meine Eltern in Bentzen besucht, aber das war unmöglich, es ging unaufhaltsam weiter, Mecklenburg sollte in Gewalt der Schweden, und die Herzöge wieder in ihre alten Rechte eingesetzt sein, bevor die Wallensteiner neuen Zuzug erhielten.

Es galt jetzt zunächst, die Kaiserlichen aus Rostock zu vertreiben, wohin wir sofort abrückten, unterstützt von Herzog Johann Albrecht mit mecklenburgischen Regimentern, bei denen sich auch mein Schwager Curt Bernstorff befand. Auf dem Marsche gegen Rostock trafen wir uns unerwartet in Schwaan. Das war ein freudiges Wiedersehen, das wir in einem dortigen Wirtshause mit einem frohen Trunk feierten und uns die schönen in Rostock verlebten Zeiten in Erinnerung riefen, das wir jetzt belagern sollten. Es war leider ein letztes Wiedersehen, denn bei dieser Belagerung fiel mein Schwager und ließ meine Schwester als 26jährige Witwe mit zwei Kindern nach nur 4jähriger Ehe zurück.

Die weiteren kriegerischen Ereignisse ließen mir aber nicht viel Zeit, traurigen Gedanken nachzuhängen, mein

Regiment blieb nur kurze Zeit vor Rostock, es wurde wieder in Marsch gesetzt zur Belagerung von Wismar, welches die Kaiserlichen jetzt stark besetzt hatten. Während mir die andern Belagerungen, Gefechte und Märsche in ihrer raschen Reihenfolge und ziemlicher Gleichartigkeit nicht mehr recht im Gedächtnis geblieben sind, erinnere ich mich dieses Zuges genau. Wir lagen in Biesow im Quartier wie der Befehl zum Abmarsch eintraf, die auf der Straße über Doberan, Kröpelin, Neubukow nach Wismar endete; so ging unser Marsch am ersten Tage nach dem großen Bauerndorf Satow. Diese Gegend war bisher ziemlich verschont geblieben vom Kriege, so hatten wir gute Verpflegung für Mann und Pferd bei den Bauern, ich hielt stets strenge darauf, wie es der König befohlen, daß meine Leute nichts Unbilliges von den Wirten verlangten und sich jeder Gewalttat enthielten, ich wußte nur zu genau, wie schnell das sonst allgemeine Rauben, Plündern, Brandstiften, Notzucht und Mord folgten, ich habe mich stets gut dabei gefunden, die Befehle des Königs strenge auszuführen, denn sobald die Wirte merkten, daß ich auf Ordnung hielt, gaben sie mir, meinen Leuten und Pferden willig, was zur Ernährung und Unterkommen notwendig war; oft, wenn sie es konnten, darüber hinaus, waren wir doch Freunde. Leider verwichte sich dies bald völlig, Freund und Feind beraubten und mißhandelten die armen Stadtbewohner ganz gleichmäßig, nur noch die Beute war bei den Landsknechten der Grund für den Krieg.

(Fortsetzung folgt.)

## Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Wi, de wi gahn kunnen, würden gegen Abend All wedder in't Inquisitoriat taurügg bröcht, un hir — ach, du leiver Gott, wo hadd siet dat verännert! All unsere Er-rungenschaften, as sei dat hüt nennen, wiren fläuten gahn; de Herr Inspekter lei de Uhren hängen, as en begaten Budel, D... mann triumphirte, de Gefängnistuecht A... was wegjagt; denn Sr. Erzellenz, de Herr General Graf S... was in eigene Person kamen un hadd dor 'rümmer püst un towt, as en Dampwagen, de ut de Schinen gahn is un hadd taulekt an den Gefängnistuecht A... en afschredend Bispill statewirt. — Ku gung hir Allens up de Tehnen 'rümmer.

Zwei Dag' nah dit Weglopen begaww siet en lustigen Spaß tüschen den Herrn Auditöhr un den Herrn Platzmajur, den wi nahsten, as de Tiden wedder beter würden, schön warm tau weiten fregen. — De beiden Herren drapen siet bi unsern Inspekter, un de Auditöhr seggt: „Wieder-kriegen werden wir sie denn wohl,“ womit hei de Ut-knipers meinte. — „Das ist keine Frage,“ seggt de Platzmajur. „Wohin wollen sie groß, die Steckbriefe...“ „Ja,“ föllt em de Auditör in 't Wurt, „ich wollte Sie schon immer darnach fragen, wie Sie es mit den Steckbriefen eingerichtet haben.“ — „Ich?“ frögg't de Platzmajur. — „Ja, Sie!“ seggt de Auditör. — „Das ich ja Ihre Sache,“ seggt de Platzmajur. — „Den Teufel auch,“ seggt de Auditör, „das müssen Sie besorgen.“ Un as Gott den Schaden besach, wiren dese schönen Infangelbreiw' noch gor nich in Kurs sett't.

Nah föß — saeben Dag' hadd wi denn of all de tröstliche Nahricht, dat uns' gauden Frünn' richtig in Helgoland ankamen wiren; sei hadden dit fröhliche Ereignis den Herrn

General in einen ungeheuer lustigen un niderträchtigen Breif persönlich anzeigt, un wi fregen desen Breif den annern Dag all in 'ne saubere Affschrift tau lesen. — Wo dit maeglich was, weit id nich, un wenn id 't wüßt, säd id 't nich. — Woher is 't aewer! — Erzellenz wiren in helle Wut, un wat em am meisten argern ded, dat was dat, dat sei em vertellten, wo de Schildwachen ehr noch alle maeglichen Honnürs wegen den falschen Attollerie-Offizirer maht hadden, un dat sei unner de brüßlichen militörischen Thren ut dat Lazarett-Dur 'rute gahn wiren.

Dat was eigentlich en beten fatal för unsre Erzellenz — oder Pestilenz, as de Bur bi uns seggt — un fatal wiren em of de nüddlichen Näsen, de em von Berlin tauschickt würden, hei kamm also up den Infall, de ganze Sat unsern braven Stabsarzt in de Schauh tau schurwen: hei hadd gesunne Lüd' in 't Lazarett 'rinne namen. Aewer de Bosh was em tau klaut; de Stabsarzt was en Mann, de siet de Botter nich von 't Brod nemen lei; hei verlangte 'ne Kummischon, de den Gesundheitsstand bi uns unnersäufen föllt, un so kemen denn of eines Dags drei Herren bi uns an, de Generalarzt B., de Regierungsrat A. un de Ingeniür-Majur von L.

Gr... un id wiren de Frsten, bi de sei 'rinne kemen, wi wahnten an de Trepp. De Majur met siet dat Lock ut, hei met of dat Finster, un wo hoch dat von de Frd was. De annern beiden Herren fregen uns, ob wi aewer uns' Gesundheit tau klagen hadden. Gr... säd, hei led an de Lewer, de Generalarzt frog em, wat hei dorgegen bruken ded. — Hei drümt Quastian-Dee, säd hei. — De Regierungsrat frog mi, wat mi fehlen ded; id säd, id wir wegen swache Dagen von S. hirher versett't worden. — Hei sach siet üm, schüddelte den Kopp: „Hierher, wo Sie niemals ein direkter Lichtstrahl treffen kann, wo sie stets nur



ein schwach reflektiertes Licht trifft?“ Hei besach mine Ogen un gawir mi den Rath, mi nich bi 't Waschen den Börschopp so natt tau maken, as id dat an de Mod' hadd, id riskirte süs, dat id den swarten Stör freg'. — Sei probirten dunn noch uns' Drinkwater un gungen wider.

Up annere Flaeg' hadden sei sich de kostbare Lustheizung ansehn, un taulegt wiren sei nah den Hof gahn un hadden sich uns' Gnn, Spazirgang befehen. Dor hadden sei denn nu wat Sauberes raten: up unsern Hof wiren twei Kloaken, wo Allens dat tausam flöt, wat gegen 500 Minischen, de in 't Inquisitoriat seten, jichtens maken laenen, un links von uns, nah Westen tau, lag 'ne grote Fjengeiteri, von de wi den Steinkohlendamp ut de irste Hand fregen. — Dese frische Luft hadd ehr begripliche Wis' nich sihr tausseggt, un as ihrliche Lüid', de sei wirklich wiren, hadden sei ehr Gaudachten dorhen asgawen: „Den politischen Gefangenen im Inquisitoriat zu M. fehlt es an den drei notwendigsten Lebensbedingungen, an frischer Luft, an Licht und an Wärme; auch ist das Trinkwasser, da es Flußwasser von unterhalb der Stadt ist, nicht zu genießen.“

So! Dat was denn nun nah uns' virjöhriges Glend dat Urthel von drei ihrenwirte, satverständige Lüid'; dor wiren nu Minister un Generals un Obersten un Upseihers un Schinnerknechts bi herümmer gahn un hadden seihn un hört un raten, un keinen was infollen, dat wi, wenn wi dörtig Johr affitten süllen, doch of dörtig Johr lewen müßten.

Id will nids wider dorvon seggen, denn up Stunns noch, nah siwuntwintig Johr, kriwwelt mi de Gut, wenn id doran denk. Un denn wunnern sich de Lüid' noch, wo Einer Demokrat warden kann. As wi inspuunt würden, wiren wi 't nich, as wi 'rute femen, wiren wi 't All.

### Kapittel 11.

De Bericht von unsere Lag' un unsern Gesundheitsstand was denn nu an de hohe Ministerial-Kummission in Berlin inschickt, un obschonst de drei Herrn, de in dese Anstalt ehr Wesen bedrewen, de hartste Tucht för uns noch för 'ne Gnad' höllen, so mügg bi ehr doch woll in 'ne gaude Stunn', wo de Ein' von ehr an slimm Ogen, de Anner an ne Postbeklemmung, un de Drüdde an kolle Fäut led, de Gedank upstigen, dat sich ahn Licht un Lust un Warmnis man hellschen gadlich lewen lett, of müggten sei bedenken, dat so 'n laues, flaues un fläumiges Flußwater lang' nich so taudrällig för de Gesundheit is, as dat Gedränk, womit sei sich in ehren Geschäften stärken deden:

Der Herrn Minister Regiment  
Soll beim Burgunder sein.

Genaug, sei besloten uns annerswo intaumeiden. Id glöw aewer, dor wir of noch lang' nids ut worden, wenn sich nich noch en annern Umstand begewen hadd: de irste Kummandant, General Graf S. . . , sturw nämlich iim dese Tid, un mit em würd en gaud Deil Haß gegen uns begrawen. De tweede Kummandant, Oberst B., folggte sine Lit, verküllte sich dägern dorbi, un drei Dag' d'rup folgte hei sinen Börgefekten up den sülwigen Weg. Börher aewer, up sinen Dodenbedd hadd hei den Plazmajur tau sich raupen laten un hadd em dat up de Seel bumen, dat hei, de Plazmajur, dat utführen süll, wotan hei süllen sein Tid mihr hadd. Hei süll an de Herren in Berlin schriwen, dat, wenn nich bald 'ne Kennerung mit uns vör- gung, wi alltausamen vör de Hunn' gahn müßten. Dat geschach denn nu of, un dat Minister-Regiment mügg jo denn nu woll bedenken, dat wi doch eigentlich of Minschen wiren, wenn of man swart-rot-goldene; de Herrn maktten denn nu also of allmähliche Anstalten.

Dat taegerte sich aewer hellschen hen; denn so wat darw jo doch nich aewerilt warden, un so kamm dat denn, dat de interimistische Kummandant, de General-Leutnant von Th. . . I., de dat Armee fur Kummandiren ded, noch vull- up Tid behöll, unsere Bekanntschaft tau maken. De Mann kamm sülwit tau uns — sel Graf S. . . is seindag' nich mit seinen Faut bi uns west, hei hett seindag' nich de Kurage hatt, dat Glend antauseihn, wat sine Gefinnungen „mit Gott för König un Vaderland“ anstift hewwen. — Dese Mann kamm also tau uns, un wil dat Gr. . . un id dicht an de Trepp seten, wiren wi de Irsten, bi de hei vör- sprak; hei frog nah Allens: wo wi uns besünnen, wo uns tau Maud' wir, woans wi hollen un behandelt würden, un up all dese Fragen freg hei ein un de sülwige Antwort: „niderträchtig!“ Un as de Tappen man ist ut de Tunn treckt was, dunn prust'te dat of bi uns schön herute, un all de Gift un Gall, de de sel Graf in uns upspikert hadd, de kamm tau 'm Börschin. Hei säd nich bel; aewer as wi dorup femen, dat wi nich mal in den Gottesdeinst gahn dürwten, dunn rögte sich wat bi em, un hei säd: dat süll wi in dat wull hei up sine Kapp nemen; dat Anner müßt aewer so blirwen, bet en nigen Kummandanten instelt wir. Sei säden dunnmals, hei hörte unner de Framen, un wenn hei de Minschlichkeit in unsere Behandlung achter de Frömmigkeit stellte, so will id den Mann dorüm nich verachten, denn för uns was hei beter as de sel Graf, wat en Weltküten was un die Güter dieser Welt woll tau tagiren verstunn, indem dat hei des Morgens tau 'm Frühstück en ganzen Gaus'braden upet un denn tau sine leuwe Fru säd: „Mein liebes Kind, eine Gans ist doch ein sonderbarer Vogel, ist man eine zum Frühstück, so wird man nicht satt, ist man zwei, so verdirbt man sich das Mittagbrod.“ — So vertellten sei sich wenigstens.

Den Dag dorup fregen wi von den Herrn General-Leutnant Jeder en Gesangbauf un, wat beter was, einen Besäuf von den Divisions-Paster L. . . . Dit was en annern Mann, as de Preister, de uns 'ne Homilie up den Waschbaehn lesen wull un kein Tid hadd; dese Mann hadd Tid för uns un sett'te dat dörch, dat wi in de Kirch femen; frilich blot einmal un in de Gesellschaft von vele Schandoren, aewer dit einmal was beter, as süs hundertmal, un sine Red' klingt mi noch in mine Uhren, un id will hoffen, dat sei mi bet an min End in 'n Harten klingen ward.

Id hadd nu all so ungefähr en Johr in diese Spitzbauben-Anstalt von Inquisitoriat seten, un dat beten Lewenslust, wat sich noch hen un wenn in dat tausamschräute Mark von de Anaken vörfinnen ded, kunn nich mihr dörch den Jammerfram tau 'm Börschin kamen, as eines Abends in den Februwori 1838, wo de Snei vör beiden Dören lag, un dat buten Stein un Bein frür, de Plazmajur bi uns vörsprak un Lock bi Lock frog, wat sich nich wed von uns dortau verstahn wullen, sich den annern Morgen Klock vir up den Wagen tau setten un in Nacht un Küll nah 'ne anner Festung astaireisen. — Wohen? säd hei nich, dürwet hei of nich seggen. — Keiner wull. — De Meisten wiren krank, de Annern hadden bi so 'ne Küll nich recht wat von Tüg up den Liw', un ut all de Wollbachten, de uns de Herrn Ministers taudacht hadden, wir nids worden, wenn mi de Snieder nich dunn an den lustigen Dag 'nen nigen Mantel anneten hadd. Id aewersläd mi de Sak: en rechten warmen Schepertwohr-di hadd id, mit mine Gesundheitsümstänn' gung dat passabel, un im Newrigen dacht id: wat kann dor Grotz nal kamen? En Offen un en Fänder Heu möt Einer ut den Weg' gahn. Du büst nu all up vir, siß Flaeg' west, ball up en gaudeß, ball up en slichtes, un 't is jo maeglich, dat 't ümschichtig geiht, un slimmer as hir kann 't jo nich kamen.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Züler, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 20. September 1936

Nr. 18

## Besuch im Tessiner Heimatmuseum.

Im Jahre 1933 — dem Jahre deutscher Schicksalswende — steht unsere Heimat im Zeichen des „Heimatreffens aller Mecklenburger“. „Naamt all nah Huus!“ so rief die Heimat. War's richtig, daß die Heimat rief? Wir wissen heute, welche Freude dieser Ruf auslöste, wissen um den tiefen Wert jener Tage und Wochen. — Es ist ja eine eigentümliche Eigenschaft des deutschen Menschen, daß er leicht den Blick für das Nächste verliert und sich dem Fernen und Fremden zuwendet. Immer wieder erklangen darum die Mahnungen unserer Dichter und Führer: Löst euch nicht von der Heimat, vergeßt sie nicht, versenkt euch in ihre Schönheit, denkt darüber nach, was sie euch gegeben, daß ihr wurzellos im Lebenssturm steht ohne eure Heimat! Denn die Heimat ist ja unsere Segens- und Kraftquelle. Von ihr erhalten wir gleich einem Baume Nahrung und Kraft und Gesundheit. Die Bilder der Heimat füllen unsere Seele. Die Heimat gibt das Erbgut, bildet die Rasse, das Volkstum, formt die Sprache; wahrlich, was wir sind, das verdanken wir unserer Heimat; ohne sie sind wir nicht zu denken. Um so größer die Pflicht, unsere Heimat zu erhalten, sie zu pflegen und zu lieben, sie unsern Kindern zu vererben. Darum immer wieder der Ruf der Heimat!

Und so kamen auch unsere Tessiner Freunde wieder in ihre kleine Stadt im herrlichen Recknitztal, gingen durch die Straßen, fanden den Weg zum Friedhof, schritten durch Wiesen und Wälder und ein heimlich Klingen war in ihnen: Hier war ich Kind! Und sie suchten die „Heimatausstellung“ auf: lebhafter und greifbarer wurden die Erinnerungen in diesem Raum. Glashäute und Spinnrad, Haubenschachtel und Geldstrumpf, Zinningslade und Zinnkrüge, Familien-, Schul- und Stadtbilder zauberten die frühere Zeit herauf, einige vorgeschichtliche Funde lenkten den Blick Jahrtausende zurück. Ein lieber Tessiner, Lehrer Wessel, Parchim, der sich durch die Geschichte der Stadt Tessin sehr um sie verdient gemacht hat, gab die Anregung dazu. Und in der Person eines weiteren Tessiners fand sich der Mann, der mit Heimat und Volkstum aufs innigste verbunden, nun mit großer Liebe, vielem Eifer und Geschick sich dieser Ausstellung widmete. So konnte das Museum im Juli 1933 in Gegenwart der Ver-

treter von Behörde und Partei eröffnet und in die Obhut der Stadt gegeben werden.

Schwierige Raumverhältnisse zwangen zu mehreren Umzügen — die Sammlung wuchs von Tag zu Tag — bis endlich im neuen Rathaus, das im vorigen Jahr erbaut wurde, dem Museum schöne, würdige Räume gegeben werden konnten. Hier erst konnte der rührige Leiter des Heimatmuseums seine Pläne verwirklichen: Keine bloße Sammlung von „Altentümern“, sondern eine lebensvolle, sachlich getrennte Sammlung, in der sich eben das Leben, das tatkräftige Handeln des Menschen der Vergangenheit bis zur Gegenwart zeigt, in der uns der Mensch auf Schritt und Tritt begegnet, wie er gelebt und gearbeitet hat.

So betreten wir denn den schönen Rathausbau und verweilen einen Augenblick in der stimmungsvollen Eingangshalle, in der unserem unvergeßlichen Kämpfer „August Brackmann“ eine Gedenktafel gewidmet ist.

Der Ausgang zum Heimatmuseum zeigt dann Bilder, Radierungen, Stiche und Photographien der Stadt und ihrer herrlichen Umgebung.

„Nie erschöpf ich diese Wege,  
Nie ergründ ich dieses Tal,  
Und die altbetretenen Wege  
Rühren neu mich jedesmal!“

Bilder des alten Rathauses, mit Wappen, Fahne usw. leiten dann hinüber in die Vergangenheit.

Wir sind im ersten Raum, der der Vorgeschichte gewidmet ist. „Wie unsere Heimat wurde“, heißt ein kleiner Abschnitt, dessen Darstellungen, Skizzen und Schaustücke zeigen, daß unsere Heimat schon manches wunderliche Erlebnis hinter sich hat. Denn bald lag sie am Grunde eines Weltmeeres, bald glühte über ihr die heiße Wüsten Sonne, bald trug sie üppig blühenden Urwald, und bald war sie vergraben unter Nacht und Eis“. So sehen wir unsere Heimat vor Jahrtausenden und erleben ihre Geschichte.

Einen größeren Raum nimmt dann die eigentliche Vorgeschichte ein. „Die deutsche Geschichte beginnt nicht bei Karl dem Franken, sondern bei den Steinzeitgeräten unserer Ahnen“, lesen wir. Ein Uebersichtsblatt zeigt auf, daß unsere Gegend in der Steinzeit reich bestedelt war.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
ROSTOCK I M

9. OKT. 1936



Hier auf den Höhen des wundervollen Recknitztales, namentlich bei Jarnewanz und Snewitz, finden wir Hünen- und Hugelgräber in einer Anzahl, wie kaum auf einer Stelle unserer mecklenburgischen Heimat. Allzureichlich sind die Tessiner Funde ja nicht; denn viele waren in Privatbesitz und gingen in andere Sammlungen über, aber sie sind vortrefflich ergänzt durch Stücke aus der Sammlung des Pg. Lohrmann, Prangendorf, der Cammin und Robrow aufarbeitete.

Die Beile und Aexte, Bohrer und Schaber, Klingen und Dolche, Scherben, Gefäße usw. sind nun nicht tot aneinandergereiht. Hier eine Schäftung durchgeführt, dort ein Bild, wie man mit der Steinart arbeitete oder eine Nachbildung einer steinzeitlichen Säge oder Bohrmaschine zeigen, wie versucht wird, die Dinge viel und möglichst lebendig zu machen. Der Besucher mag auch das Beil in die Hand nehmen, um es praktisch in seiner Wirkung zu erproben. So führen uns diese Gegenstände in die Zeitferne, und wir sehen die Ureinwohner unserer Heimat dahinschreiten und arbeiten, säen und ernten, leben und sterben. Wir bewundern ihre Werkzeuge und die geschickten Hersteller. Die geistige Ueberhebung schwindet, wir sehen, wie verbildet wir waren, zu glauben, unsere Vorfahren wären Schwachköpfe gewesen, die vielleicht nur die aller-einfachsten Dinge herstellen konnten. Wir werden gehoben in der Selbstachtung und Minderwertigkeitsgefühle, die uns Deutschen ja immer noch anhaften, werden zerstreut.

So schreiten wir durch die Vergangenheit der Heimat über die Wendezeit zur deutschen Einwanderung und der Stadtwerdung. Stadtpläne aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert zeigen das allmähliche Wachsen des Ortes. Eine hübsche Uebersichtstafel bringt die wesentlichsten Ereignisse in Erinnerung auf. Die furchtbaren Jahre 1638, Tessin ist tot!, 1728 und 1741, Tessin in Asche! lassen uns die unsäglichen Nöte und Sorgen der Urbäter empfinden. Wir fühlen aber auch etwas von dem starken Selbsterhaltungstrieb unserer Art und „bekommen Antriebe zu neuem gesteigerten Willen zur Erhaltung unseres Volkes, unseres Volkstums und unseres Vaterlandes“.

Die Bedeutung des Handwerks für das innere Leben unserer Stadt erkennen wir an den vielen Stücken, die den zweiten Raum füllen. Schon um 1500 haben wir „im Schroder, hader und becker ampte“ (= im Schneider-, Kaufmann- und Bäcker-Amt) den durch wirtschaftliche Gründe bedingten Zusammenschluß der Handwerker zu „Aemtern“. Wir sehen Lehrling, Geselle und Meister vor der offenen Lade, bestaunen die alten Schriftstücke, die Amtssrollen, Protokollbücher, betrachten weiter die Zeugen der geselligen Zusammenkünfte: hübsch geformte „Röhrchen“, schlanke Rannen und große Willkomme. Auch in diesem Räume die lebendige Verbindung zur Gegenwart z. B. des Gesellenwanderns vor hundert Jahren. Auf einigen Karten ist der Wanderweg dargestellt, wie der eine hübsch in der Heimat die Runde macht, der andere aber die deutschen Lande um 1830 durchwandert, während ein dritter gar Europa und Uebersee aufsucht. Die alte Töpferei mit Mahlgang, Töpferscheibe, Glasurmühle usw. und handwerklichen Erzeugnissen bildet eine hübsche Ecke. So kann auch hier der Handwerker im Museum zeigen, wie die alten Handwerksgeräte praktisch in Gebrauch gehalten wurden. Weiter sind in diesem Räume Meister und Gesellenstücke untergebracht, und an den Wänden hängen die verschiedenen Handwerkszeichen. Ein Gedschrank soll die früher üblichen Gebäude Heidweden, Hierdsfemmel, Zwaan-schen Rauten usw.) aufnehmen. Alte Innungsfahnen schmücken und beleben den Raum. Ein Spruch faßt noch einmal den Raum zusammen: Ehre, deutsches Volk, und hüte treulich deinen Handwerksstand, als das deutsche Handwerk blühte, blühte auch das deutsche Land!

Der dritte Raum endlich ist der bürgerlichen Wohnkultur gewidmet und, da vorerst noch ein Raum fehlt, mußten auch Gegenstände der Bauernkultur hier untergebracht werden. Die Mitte des Raumes füllt der Webstuhl, der sogenannte „Frugensstuhl“. Um ihn gruppieren sich dann alle Geräte zur Flachsbearbeitung, wie Käpel, Schwingbock, Hechel usw. Auch hier alles zum augenblicklichen Gebrauch bereit. Bei Beschäftigungen kann das Spinnrad schnurren und der Webstuhl arbeiten. Immer wieder die Verbundenheit mit dem Ort: Der „Brackel-offen“ stand noch um 1870 gegenüber der Molkerei, Blaudruck wurde noch um 1890 getätigt“. Der noch freie Platz wird demnächst das Modell eines niedersächsischen Bauernhauses aus der Umgegend erhalten. Schon das Äußere dieses Hauses zeigt uns, wie die Vorfahren die Wohnstätte im Zeichen der geschnitzten Giebelbretter unter den Schutz höherer Kräfte stellten. Das Haus selbst aber ist uns ja ein Sinnbild echter Gemeinschaft: Unter einem Dach vereint Mensch und Haustier, Frucht und Gerät; an einem Tisch Bauer und Gesinde, vereint bei Arbeit und Erholung, Freude und Leid teilend! Schon das wenige hier liegende Werkzeug und Hausgerät, das die bäuerliche Familie an langen Winterabenden selbst herstellte, verrät den Sinn für schöne Formen und hübsche Farben. Das einfache Leinen genügt nicht und so werden die mannigfachen Muster auf dem Webstuhl eingewebt. Welche Seelentiefe war doch in alles gelegt, was getan und gearbeitet wurde.

Aus Urgroßvätertagen ist eine Kucheneinrichtung zusammengestellt. Der offene Herd mit Dreifuß, Grapen, Mörser usw., die „Kammurt“ mit altem Töpfer- und Porzellangeschirr und sonstigem Küchengerät machen uns die damalige Wirtschaft wieder lebendig. Eine weitere Ecke läßt uns einen Blick in die alte Wohnstube tun. Ueber dem Tisch, der allerlei Schreib- und Familienutensilien zeigt, hängen Bilder der früheren Geschmacksrichtung und eine besonders wertvolle Uhr. Die erste „Schienlamp“, Pfeisenbrett, Nähtisch, dazu eine heute schon recht einfach anmutende Nähmaschine dürfen nicht fehlen. Bezeichnend für das gemütliche und beschauliche Leben unserer im Vätermeier-Zeitalter lebenden Ahnen sind die vielfachen Arbeiten häuslichen, kunstgewerblichen Fleißes: Stickmuster, tücher, die Buchstaben, allerlei Muster und Figuren zu einem hübschen Gesamtbild vereinigen, Ketten und Ringe aus menschlichem Haar geflochten, Gürtel, Taschen, Bänder mit bunten Glasperlen bestickt waren beliebte Geschenk-artikel. Erwähnenswert vielleicht auch die Brautschuhe und weiter zwei Trachtenmützen, die uns so recht das „blau Mützenweder“ andeuten.

Schule und Kirche bilden eine weitere Gruppe. Und hier sind es namentlich die Klassenbilder, die stets das größte Interesse der Besucher erwecken. Aus der alten Apotheke mit dem verschiedensten Gerät erregen die handbemalten Stücke das besondere Interesse. Schließlich ist die alte „Schuttengilde“ mit Waffen, dem dazu gehörenden Hilfsgerät sowie einer kleinen Münzsammlung vereinigt. Zwei Spontons des Regiments von Dohna aus dem siebenjährigen Kriege fassen diese Ecke zu einer Gruppe zusammen.

Lassen wir den Blick nun noch einmal durch den großen Raum schweifen, so wird unser Blick durch die Tür gefesselt, und der Tessiner erkennt seine alte, wohl im Stile der Empire gestaltete Rathhaustür, die nun hier, vom Architekten äußerst geschickt hineingebaut, keinen würdigeren Platz erhalten konnte.

Dieser kleine Rundgang durch die Heimatsammlung zeigt gewiß, wie man in der kurzen Zeit bemüht war, ein stark heimatgebundenes Museum zu schaffen, das eine würdige Aufstellung der einzelnen Gegenstände und sachlich ge-



trennte Sammlungsgruppen gewährleistet. So ist das Museum ein stiller Werber für sich selbst geworden. Besucher entdecken so manches alte Stück bei sich zu Hause, dessen Wert sie nun erst zu schätzen wissen. Es bedarf wohl kaum noch der Erwähnung, daß das Tessiner Heimatmuseum nur Sachen aus der Stadt und der nächsten Umgebung sammelt, so den Charakter eines Ortsmuseums bewahrt und seine Daseinsberechtigung unter Beweis stellt. Denn aus dem Erlebnis der engeren und engsten Heimat, erwächst das Heimatgefühl, die Grundlage für ein

starkes Nationalgefühl, für die tiefe Liebe zu Volk und Vaterland. „Gerade in der Bereitstellung heimatischen Anschauungsgutes aus der Geschichte des heimischen Volkstums, aus Sitte, Tracht, Hausform und Volkskunst erfüllen die Heimatmuseen ihre zeitnotwendige Aufgabe“. Der Einheimische findet hier die Geschichte seiner Heimat anschaulich dargestellt, und der Fremde erhält ein lebendiges Bild der Landschaft. So dürfen auch die Tessiner mit Recht auf ihr Heimatmuseum stolz sein.

## Zur Scholle zurück.

Korl Puls = Lanf.

(Fortsetzung.)

Frau Kludaf ist sichtbar erfreut über den unerwarteten Besuch. „Mien Olsch,“ stellt der Schulze vor, „dit is mien Urtieter Jochen Wiedow von dei Butenhauw mit sien Frug.“ „Ut dei Stadt?“ „Ja.“ „Kann ‘n seihn an den Bubilopp. Hier is sowat nich Mand‘ worden. In dei best Stuw is nich inbött, wi bliewen in dei Döns. Dower noch ein Deil: Wann willen Zi wedder föhrn?“ „Mi röppt nix. Billicht irst morgen. Ich mütt hüt abend noch dei Döplüüd tausamenhewen.“ „Büft all rutwest nah Dien Land?“ „Ja. Dei Heidhagener sünd nich bang‘n.“ „Ich wull Di ‘t nich schriewen. Un von allein wierst jo nich kamen. Ich mein oewer: Recht fall Recht bliewen!“ „Wecker sünd dei Swartbuern?“ „Dien Pächters un Hinnick Buß. Dei hett dei groten Jungs tau Hus, dei soelen Arbeit hew‘n.“ „Ah so! Dei Arbeit will ich ehr all gäwen!“ „Woans meinst dat?“ „Sei soelen dorför mien Brakland upforsten.“ „So ist recht! Ich hew ehr mal warnt, oewer sei sünd jo klüner as oll Lüd. Dowerigens: Din Hauw is lang‘n nich so slecht, as Du denkst!“ „Manu!“ „Dei Pächters driewen dat mit Künstlichen, un Kurn austen sei —!“ „Ich günn ehr dat!“ „Dower Wildschaden hew‘n sei of oft.“ „Dat is ehr eigen Sat.“ „Ich mein nu man, Jochen — woväl Gör‘n heft Du?“ „Einen Jung.“ „Hett dei kein Lust tau’n Buer?“ „Lust wull sacht. Hei mütt man mien Geschäft anfat.“ „Du heft jo wull ‘n Fuhrgeschäft?“ „Zweiviertig Tiere.“ „Süh an! Autos of?“ „Mit dei Stinkwagens hew ich nix in’n Sinn.“ „Wardst Di oewer umstellen müten. Ein Auto schafft soväl as acht Pierd!“ „Kost oewer of ‘n Barg Geld! Un vör allen: Ich verstah dor nix von.“ „Müßt noch liern. Uemliern müten wi all.“ „Dor bün ich bald tau old tau. Un mien Jung — mit sien Lust an dei Pierd —?“ „Lat Di nich von dei Tied ünnerkriegen, Jochen!“ „Kein Bang‘n! Ich bün Herr aller Reußen! Einzig Geschäft in’n Uri.“ „Ich mein man —“

Am Rahmiddag geiht de Schulzenknüppel in Heidhagen rund und ladet alle Pächter der Sandhufe in den Krug. Tau Klock acht stellen sikk Wiedow und Kludaf mit ihren Frauen ein, welche beide schon Freundschaft geschlossen haben, ein. Die Gastdöns ist grau von Tabakrauch. Die Gäste werden etwas schwichtig, als sie Wiedow erkennen. Mit: „‘n Abend, Landslud!“ begrüßt er sie. Ein Gemurmelt antwortet uns, von dem Gattisch her ruft ein Gröhler: „Jochen, läwst of noch?“ „Ja, Hinnick, Du of?“ „Is dat Dien Olsch?“ „Ja.“ „Kottenstierten werden in Heidhagen nich dragen!“ „Ich glöw, Hinnick, In dragen noch mihr Kottenzwäng!“ Der ahnte wohinaus Jochim wollte, und schwieg benaut. Der Schulze begrüßte die Anwesenden, stellte Jochim Wiedow vor und erteilte ihm das Wort. Jochim räusperte sich und begann:

„Leiwen Landslud! Ich hew‘n Amtsbreif fragen, ich fall mien Brakland anpflanzen laten. Nu bün ich hüt mor-

gen hentwest nah mien Hauw‘ un mütt seggen, dat dei Hälfst man mihr brak liggen deb. Dat anner is all siet Johr un Dag ünner Plaug. Weder so nett west is un hett dat ahn mienen Willen bestellt, dat weit ich tworst nich, oewer dat is all rutaukriegen. Ich slah vör, dei moegen sich süßen mal mellen!“ „Na, Jochen, Du wullt doch woll keinen Stried mit uns maken?“ „Nee, Hinnick Buß, Zuch blot dei Kottenstierten awfnieden!“ „Na, ich bün’t west!“ „Woväl heft Du?“ „An dörting Morgen. Uter dat Pachtland.“ „Siet wann?“ „Wat siet acht, wat siet söß, dat lezt siet drei Johr.“ „So. Un wedder hett süß noch wat ünner Plaug?“ Sechs Mann mellen sich. „So, Lüd, dat is allhand. Weiten Zi, wat ich nu will?“ „Doch nich anzeigen?“ „Doch nich anzeigen?“ „Nee, Hinnick, un Geld of nich hew‘n. In’n Gegendeil: Zi soelen dit Johr gorkein Pacht betahlen!“ „Ranu?“ „Dorfor pflanzen Zi dat anner hog‘ Land mit Dannen tau, dei Planten besorgen Zi Zuch up mien Räkning. Jeder aewernimmt soväl Land tau Upforstung, as hei heimlich bestellt hett.“ „Denn friggst oewer noch nich allens tau!“ „Den Rest bringen Zi dei negsten Johr‘n in Bestand för dei Pacht.“ Ein Gemurmelt is dei Antwort. „Is dor einer nich mit inverstahn?“ Wieder Gemurmelt. „Also is dei Pott awmak! In’n September kam ich her un seih mi dat an. Wo Planten utgahn sünd, müten Zi up eigen Kosten anner Johr nahpflanzen. Inverstahn?“ Abermals Murmeln. „Schön, hett noch einer ‘n Wunsch?“ „Ich mügg mit Di allein mal snacken; meldet sich Busse. „In disse Sat?“ „In wat anners.“ „Gliek nahher. — So, ich bün klar, Schult.“ Vater Kludaf dankt den Leuten für ihr Erscheinen und schließt die Versammlung.

Nach alter Gewohnheit bleiben die Gäste noch auf ihren Plätzen. „Kloff, ‘ne Lag‘ Bier för all‘ up mien Kosten!“ ruft Wiedow. „Bravo Landsmann!“ Buß tritt heran. „‘n Abend, Jochen! Ich freu mi doch, dat Du oll Seel —!“ „Zuch mal awtaugt hew nich?“ „Ja, Du, ich hew dei groten Jungs, mit Arbeit wier’t slecht solang‘n —.“ „Ich weit, Hinnick, oewer immer geiht’t nich so!“ „Nee. Ich wull Di ‘n Börslag maken.“ „Na?“ Busse setzt sich dicht neben ihn und tuschelt ihm heimlich etwas ins Ohr. Wiedow zieht die Schultern. Busse wird eindringlich, erregt. Wiedow schweigt. Immer wieder redet Busse auf ihn ein, bis der Städter sagt: „Schön, Hinnick, ich will mi ‘t oewerlegen! Binnen acht Dag‘ heft Du Bescheid!“ Erst gegen Mitternacht geht es heim ins gastliche Schulzenhaus.

Auf der Heimfahrt am nächsten Tag sind Herr und Frau Wiedow zunächst wieder die alleinigen Insassen ihres Abteils. Die Frau ist ganz begeistert von den Heidelenten. „Prächtige Menschen, Achim! Ich bedauere nur, daß ich nicht eher mit ihnen in Verührung kam!“ „Vör allem mit Hinnick Buß, diesem Epikhuben!“ „Du meinst von wegen der Rattenschwänze? Die Leute sind wohl grob, aber gutmütig und herzlich. Berta hat mich beschworen,



den Herbsturlaub bei ihr zu verleben.“ „Berta und Karl sind ja auch einzigartig! Ich will's Dir nicht abschlagen, aber ganz auf anderer Leute Unkosten leben — als vermögender Städter —!“ „Wenn sie 's so haben wollen?“ „Der Bauer liebt das Geld! Wer ihn sich als Freund erhalten will, soll ihn nicht zu oft anzapfen!“ „Wenn wir in den Dorfkrug in Pension gehen würden, dann wäre Berta sicher erzürnt.“ „Ich denke an etwas anderes.“ „Wie denn?“ „Heinrich Busse machte mir den Vorschlag, ich möchte mein Gehöft wieder aufbauen — etwas zeitgemäß — dann wolle er es mir mit allem Ackerwerk gegen eine jährliche Pacht abnehmen für seinen zweiten Sohn. Ich hab' mir die Sache in letzter Nacht überlegt — der Plan ist nicht so übel. Geld haben wir genug. Meine Butenhufe bietet die Möglichkeit einer guten Kapitalanlage. Unser Geschäft geht zwar gut, aber Karl Kludaf hat nicht ganz Unrecht: Die Motorisierung bildet eine Gefahr für unsere Existenz. Ich müßte mich umstellen, ja, aber zu technischen Dingen fehlt mir Geschick und Lust: Der Bauer steckt mir zu tief im Blut. Und unser Junge? Ist das selbe in Grün! Einer scharfen Auto-Konkurrenz können wir nicht standhalten. Zwar haben wir die Postbeförderung und den Omnibusverkehr nach den beiden Stationen — aber übernächstes Frühjahr läuft der zehnjährige Vertrag mit der Post wieder ab — wer weiß, wie's dann kommen wird!“ „Also Du meinst, der Butenhof soll wieder aufgebaut werden?“ „Ich allein möchte es nicht bestimmen. Das Geschäft ist von Deinem Vater —.“ „Ich habe Heidhagen und seine Bewohner lieb gewonnen, Achim. Mir wäre nichts lieber, ich wollte Dir sogar den Vorschlag machen, wenn Du uns so eine Art Wochenendhaus für den Ferienaufenthalt auf dem Butenhügel erbauen ließe!“ „Kein Wochenendhaus, Erika, ein richtiges, vierschrötiges Bauernhaus mit Scheune und Stallungen. Wenn's darauf ankommt, auch mit Vieh und Fahrnis. Ich möchte bloß wissen, wie Du Dich als Bäuerin vorkommen wirst!“ „Fühle mich ordentlich geliebt, Achim — —!“

Die biedereren Heidhäger sind seit Wiedows Besuch nicht wieder zur Ruhe gekommen. Fast allwöchentlich gibt es Neues, und immer mehr gibt es zu raten im stillen Heidedorf. „Den heww id richtig in'n Arm nahmen,“ seggt eines Abends der alte Buß zu Krüger Koloff, „Stadtlüd hew'n oft 'n lütten Ticker, den mü't'n wohrnähmen!“ „Woher is't? Ist verstaht Jochen of nich!“ „All mien War! Heww id em all seggt!“ „Dat Gehöft upbügen woll, ja, un dat Inventor anschaffen of woll, oewer bei Infriedigung von dei ganze Feldmark, von 220 Morgen — dat kost 'n Heidengeld!“ „Hett hei all von mi! Is all för mienen Fritz!“ „Ist weit nich recht Sinnich! Disse Fienstangen in Beton mit twei Meter hogen Maschendraht dortwischen — dat kost binah so ebensoväl as dei ganzen Gebüde!“ „Mät oewer — dat Bild! Sogar dei Karnickels!“ „Hett hei Di den Hof up Johren verpacht?“ „Kümmt noch! Kümmt bald. Sei will noch mihr Geld rinstäken. Gornland rajolen, den Feldweg mit Awtbööm insaten, dei Kaufkoppel mit Eilen — hett hei all von mi! Is all för mienen Jung!“ „Wenn 't man nich för sienem is!“ „Dei geiht nich rut ut dei Stadt! Dei frigg dat grot Geschäft. Dei välen Pierd.“ „Buernblaud tracht trügg nah den Boden!“ „Is kein Buer mihr, is Sadtmensch. Dei Dlsch hett jo Rottenswanz — is kein Buerfrug“ „Willen awtärwen, Gründ Buß!“ „In'n Harwst will id den Pachtverdrag dichtmaken. Furts up 25 Johr. Denn is naug Geld rin nah dei Städ. Den Gorn will hei von'n Gärtner maken laten. Dei fall sien Sommerpark werden. Un dei Dldelswoehnung sien „Wochenend“, as hei dat nennen ded'. Kati un Thoma hett hei mi dissen Frühjohr liefert, Minsch, id künn't gor nich all up den Boehn dalkriegen! Wot keinen Stinkstoff. Sei jäd, irst müßt Kraft rin nah't Land, ihrer leut sief nix ruthalen.

Köpen dau id of keinen. Dat kann id immer noch. Un dreihunnert Zentner Stroh hett hei of liefert. All för mienen Fritz up mienen Börslag! Stadtlüd hew'n jo 'n Ticker.

Was Schulze Kludaf gesagt und Wiedow düster geahnt hatte, das traf ein: Zum 1. April war ihm der Postverkehr gekündigt worden, und zwei Kraftwagen wurden als Autobusse eingestellt. Damit war ihm der feste Verdienst des Pendelverkehrs endgültig genommen. Und nun, am 1. Mai, hat der Maschinenfabrikant Gusch zwei Lastautos und einen Möbeltransportwagen eingestellt: ihm die schärfste Konkurrenz. Zwar hängt die Mehrzahl der Geschäftsleute treu an ihm als dem älteren Fuhrmann, aber er merkt doch den Ausfall der Frachten. Außer den zwölf Pferden für den Pendelverkehr sind schon wieder sechs überflüssig geworden und müssen abgeschafft werden. Gusch besorgt die Frachten schneller als er und hat genügend Arbeit, ja heute morgen erzählte ihm Kaufmann Basow, Gusch hätte schon das dritte Auto gekauft! Sein Junge ist Ostern konfirmiert und sollte Chauffeur lernen, will aber nicht. Will entweder Fuhrmann oder Bauer werden. Sein Herz hängt am Vieh. Was soll er als Vater dabei machen? Den Jungen in einen Beruf hineinzwängen? Dann würde er aus der Lehre laufen oder zum mindesten es zu nichts Vernünftigem bringen. Jeder Mensch ist zu seinem Beruf geboren. Darum hat er, Vater Wiedow, den Sohn am 1. Mai zu Bauer Buhne in Bederow in Stellung gegeben als „jungen Mann“, oder, offen ausgedrückt, als Knecht. Er soll das Bauern praktisch erlernen.

Anfangs August. Frau Doris Buß sitzt in der Bohnlücke und schält Kartoffeln. Ihr Mann ist mit den drei Jungens auf der Butenhufe und bringt den letzten Roggen unters Dach. Heute abend noch soll daselbst der Haiserschlag angemäht und morgen mit der hochmodernen Maschine abgerasselt werden. So 'ne Maschine ist doch ein verdebeltzes Ding: Die zwei Pferde ziehen bloß die Last; das Getriebe läuft durch den kleinen Motor auf dem Maschinenwagen! Im ganzen Umkreis ist dies die erste Maschine dieser Art! Und sie, Wüdnier Bussen im entlegenen Heidhagen, haben sie in Gebrauch! Ja, man muß es nur verstehn! — Es pocht an die Tür. „Herein!“ „'n Morgen, 'n Brief.“ Hastig nimmt die Frau ihn an sich und bricht den Umschlag. Von Frau Wiedow. Und also schreibt sie:

Liebe Frau Busse!

Da etwas Flaute im Geschäft ist, komme ich in diesen Sommer schon etwas eher in Sommerfrische: Am 6. d. M. treffe ich morgens um neun Uhr in Ludow ein. Wegen meines Gepäcks bitte ich, mich per Wagen abholen zu lassen. Ich gedenke, bis Mitte September bei Ihnen zu bleiben, möchte aber kein unnützer Esser sein, sondern Ihnen auf jede Art behülflich werden. Vielleicht zeigen Sie mir, wie das Melken gemacht wird. Auch im Korn- und Heuladen, im Garbenbinden usw. möchte ich mich versuchen. Ich denke, Sie werden mit mir zufrieden sein.

Mit treuem Gruß!

Ihre Frau Wiedow.

„Denn man tau! Weder utnuht worden will, fall 't all hew'n!“ sagt Mutter Busse und griffelacht in sich hinein. Sie weiß es wohl, daß sie von den Dienstboten gemieden wird, weil die Leute ihr niemals genug Arbeit leisten. Daß sie als „Drachen“ verschrien ist wegen ihres losen Mundwerks. Daß die Leute sie „Mabaster“ nennen, die forsich zupackt und ihren Kram gut versteht. Und nun bietet sich so'n Stadtmensch von selber an! „Oewer sinnig,“ spinnst die Alte, „arbeiten laten, ja, oewer mihr noch bleschen laten! Wat sei för den Butenhof springen lett, kümmt mienen Jung tangaud. Denn kann hei in'n November sien Liesbeth heiraten. Dat beste is, id treed disse Monate nah'n



Butenhof hen — lat dei Dösch man dei grot Wochnung utmöbeliern, denn Liesbeth kann nich väl mitbringen! — denn kann ich ollig mit ehr warm werden un ehr bät up dat Hemd uttrecken! Liesbeth kann solang'n nah dei Bänderie herkamen. In ehrn Hüslerkaten is sei oewerflüssig."

Nun geht alles nach Wunsch. Frau Busse ist „gern“ bereit, „aus Liebe zu Sie“ Frau Wiedow anzuleiten, aber sie möchte gern immer um sie sein,“ damit es Sie gut bei mich gefallen tut!“ „Das ist ja sehr, sehr lieb von Ihnen, Frau Busse! Vielleicht kann ich Ihnen auch mal einen kleinen Dienst erweisen?“ „Ach, wenn's das man is — ich muß ja bei Sie da buten slafen, aber in mein Bett ahlt sich die Liesbeth, was meine Swiegertochter werden will, können Sie nich bißen von Möbel und Bettwerks reinstellen in die große Wohnung? Das soll ja gern bei die Stelle bleiben, aber da is ja nix —.“ „Aber gern, Frau Busse! Eiche, massiv, poliert — ich werde es heute noch bestellen. Kann Ihr Sohn mich wohl zur Stadt fahren?“ So wird die Wohnung mit erdgebundenen, massiven Bauernmöbeln ausgestattet. Nur die Nebenräume über der Wohnung im Dachgeschoß bleiben leer. Beim Melken, Buttern, Laden, Binden, Heuen usw. zeigt Frau Wiedow sich sehr geschickt, und immer wieder lobt Frau Busse: „Wie Sie das anstehen tut! Als wie 'ne Bauerfrau!“ „Frau Busse, sprechen Sie doch bitte plattdeutsch mit mir! Ich möchte es auch erlernen!“ „Nee, Sie zu Ehren snacke ich hochdeutsch. Merken Sie das nicht?“ — Und sie ist auf dem Draht, die Alte: Der Garten ist wie geleckt. Wo noch etwas fehlt, muß Frau Wiedow es kaufen. Die Zimmer werden gewienert. Das Vieh erhält Kraftfutter und Hafer extra zu der Weidekost; die Pferde sind rippenblank, und drei tragende Jungfrauen westfälischen Schlages sowie einen Eber muß der Gast noch extra bewilligen. Ebenso eine eingetragene Starke. Mitte September trifft ihr Mann ein, um sie heimzuholen, aber einige Tage will auch er sich beurlauben. Will bei der Einbringung der Winterfaat behülflich sein und

die Funktion der neuen Drillmaschine ansehen. Dabei wird es Oktober:

Da, der letzte Roggen ist eingedrillt, kommt am dritten Oktober der Junge Fritz Busse zu Jochim Wiedow: Ob er ihn mal sprechen könne? — Ja, man zu. — Nee, drinnen in der Stube. — Auch das. Was denn los sei? — Von wegen des Pachtvertrages. Er, Fritz Busse, wolle den Butenhof pachten. Möglichst gleich auf zwanzig Jahre oder noch länger. — „Dat glöw ich di, mien Jung. In Ordnung is hei. Wat wullst Du denn woll gäwen?“ „Wat wullen Sei hew'n?“ „Wat kannst Du gäwen? Segg, wat dachst Du woll?“ „Achthunnert Mark.“ „Dat glöw ich di, Fritz. Dower hür mal: Ich hew dei Gebüdde upstellt. Dei hew'n mi 65 000 Mark kost. Ich hew den Lun makt. Dei kost 15 000 Mark. Dat Inventor räken ich blot — 3 Pferd, 8 Melkflüh, 6 Kopp Jungveih, 4 Soegen, 1 Newer, 40 Hähner, 8 Gänse, 6 Schap, all dei Maschinen — 20 000 Mk.; dat maken tausamen 100 000 Mark. Disse würden sich int Geschäft mit 8 Prozent, bi jede Bank mit 4 Prozent vertinsen, also bröchten sei immer 4000 Mark. Kannst Du dat gäwen, Fritz?“ „Nee. Dat bringt dei Städ nich in.“ „Se, sübst Du! Ich heww dat wüßt. Dorüm heww ich mien Geschäft verköfft — mien Jung hadd dor nich Lust tau — un will nu wedder Buer spälen. Dösch Dien Kurn man aw bet tau'n 15. Oktober; dei fetten Swien un Kälwer hürn di, dat anner bliwvt up dei Städ. Wenn Du dat oewer leiwert wist, denn gäw ich di 2000 Mark för dei Zwinning, un dat Kurn is mien. So, nu weißt Du Bescheid. Nu gah man nah Hus un verdütsch dien Vellern dat of.“ Eine kleine Stunde später kommt Vater Busse selbst zum Buten-Bauer: „Jochen, wat spälst Du mi för'n Streich! Ich denk, ich hew den Hof in Pacht!“ „Du wäst em pachten, Hinnick! Dower nu will ich nich mihr! Nief mal, mien Frug hett ehr Rottenswänz' wassen laten un di hew ich 'f awsnäden. So sünd wi beiden quitt.“

## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welkin, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

Von Satow rückten wir nach Neukloster, wo ich mit meinen Leuten in den Gebäuden des alten Klosters Unterkommen fand und von dort nach Hohen-Bicheln an der Nordspitze des Schweriner Sees, wo sich ein größeres schwedisches Lager befand. Wir standen dort in Reserve für die eigentliche Wismarsche Belagerungsarmee, die die Stadt völlig eingeschlossen hatte und jede Zufuhr abschnitt.

Unser Lager lag am See, dessen weite Wasserfläche bei Sonnenschein und Mond zu uns hinüberglänzte. Einige Tage nach unserem Eintreffen erhielt ich den Befehl, drei Mühlen um Wismar abzubrennen, welche sich noch in der Gewalt der Kaiserlichen befanden, eine andere Abteilung, die der Rittmeister von Zülow führte, sollte drei andere Mühlen vernichten, wir machten uns bei der Dunkelheit auf und, da die Einwohner uns führten, so erreichten wir unbehelligt vom Feind unsern Zweck, so daß die Not in Wismar immer mehr um sich griff.

Die Kaiserlichen machten Mitte September einen größeren Ausfall aus Wismar, um sich etwas Luft zu verschaffen und sich mit Nahrung für Mensch und Vieh zu versehen. Da unsere Vortruppen wichen, so wurde mein Regiment mit andern zur Hilfe gesandt, aber die Kaiserlichen

waren zu stark, wir wurden zerstreut, und uns mehrere Gefangene abgenommen, darunter leider auch der Rittmeister von Zülow. Ich erhielt die Führung der Reiterkompagnie. Der General beschloß, am andern Tage die Schlappe wieder gutzumachen und befahl uns einen erneuten Angriff mit frisch herangezogenen Truppen, die Kaiserlichen wurden nun völlig geschlagen und fast gänzlich vernichtet, soweit sie an dem Ausfall beteiligt waren. Leider konnten wir die Gefangenen vom Tage vorher nicht befreien, ich wollte aber alles versuchen, um meinen Rittmeister wieder zu erlangen und so machte ich gegen Abend nochmals einen Angriff gegen die mit den Gefangenen eiligt nach Wismar zurückgehenden Wallensteiner, dies wurde mir zum Verderben. Wie ich auf die Feinde einhieb, erhielt ich aus nächster Nähe einen Schuß, der mein linkes Bein zerschmetterte, und auch mein Pferd wurde getötet, die Feinde zogen nun unbehindert ab, mein treuer Georg hob mich auf sein Pferd, und brachte mich so zu den Meinigen, spät in der Nacht erreichten wir das Lager bei Hohen-Bicheln.

Am andern Morgen kam der Feldscheer, er erklärte, er müsse das Bein abnehmen, sonst würde es brandig und ich müsse sterben. Ich erklärte aber bestimmt, daß ich diese



Abnahme des Beines nicht wolle. Georg brachte mich nun aus der schlechten Luft des Lazarets, welches in einer Scheune eingerichtet war, in ein Bauernhaus nach Hohen-Bicheln, reinigte und verband mit Hilfe einer alten Bauernfrau nach Möglichkeit meine Wunde und sie legten mir eine Holzschiene an, da sich der Feldscheer nicht mehr um mich kümmern wollte.

Da lag ich nun tagelang in hohem Fieber und ohne Bewußtsein, eines Morgens weckte mich eine bekannte Stimme, in einem lichten Augenblick sah ich, daß mein Vater an meinem Lager stand, Georg hatte es in seiner Sorge und Angst um mich fertig gebracht, Nachricht nach Benthen gelangen zu lassen, darauf war mein Vater sofort zu mir geeilt.

Mein Vater beschloß, mich nach Benthen zu überführen in die sorgsame Pflege meiner Mutter, die schon einmal mein Leben gerettet hatte, er überredete den Bauern, in dessen Haus ich lag, sein Fuhrwerk zu dieser Fahrt zu geben, der Bauer tat es sehr ungern, die Landstraßen, besonders hinter der Armee waren unsicher, er gab aber dem Bitten meines Vaters nach und sah es auch als eine Erleichterung für sich und seine Frau an, wenn der schwerkranke Offizier aus seinem Haus fortgebracht würde.

Im ersten Morgenrauen des nächsten Tages begann die Reise. Ich lag in Stroh gebettet, mein Vater ritt neben dem Wagen, Georg saß beim Bauern, der selbst fuhr. Die Fahrt ging über Briel, Sternberg und sollte möglichst weit noch an dem Tage fortgesetzt werden, aber die von den Fuhrwerken des Heeres tief ausgefahrenen Wege und viel unbrauchbar gewordenes Heeresgerät, gefallene Pferde, Nachschub an Mannschaften, Viehherden und sonstige Nahrungsmittel fürs Heer, niedergebrannte und verlassene Dörfer und andere Hindernisse ließen die Fahrt zeitweise nur sehr langsam vor sich gehen.

Durch das Rütteln und Stoßen auf dem Wagen litt ich furchtbare Schmerzen und mein Fieber erreichte eine bedenkliche Höhe. Wie wir am Nachmittage in Sternberg eintrafen, war mein Zustand derartig schlimm geworden, in meinem rasenden Fieber war ich nur mit größter Anstrengung daran zu hindern, vom Wagen zu springen, daß mein Vater einsah, wir könnten jetzt nicht weiter fahren. Wenn ich Benthen lebend erreichen sollte, müßte die Fahrt auf — 2 Tage unterbrochen werden, aber wo solange mit mir bleiben? Wir fragten bei den nächsten etwas größeren Häusern in der Stadt an, aber vergeblich und immer wieder vergeblich, bald hieß es, „Wir haben keinen Platz“ oder: „Wir haben selbst einen Kranken im Hause“ oder: Eine solche Last können wir uns nicht aufladen, wir haben schon so viel gelitten“ und dergl. mehr. — So waren wir wohl schon eine Stunde und länger umhergeirrt, da trafen wir zufällig auf das Haus des Bürgermeisters, der lehnte zwar auch mit einiger Verlegenheit meine Aufnahme ab, riet aber meinem Vater, es bei den Pressentins auf deren Ritterbesitz zu versuchen.

Mein Vater hatte hieran auch schon gedacht, er war sogar mit Cuno Helmuth von Pressentin, der dort wohnte, verwandt, hatte aber bisher den Gedanken verworfen, weil dessen Ehefrau Elisabeth die Schwester von Emerentia von Wopersnow war, und in seiner Not griff er doch zu diesem letzten Auskunftsmittel, ohne viel Hoffnung zu haben, daß es glücken würde. — Am Ritterföhl angekommen, erschien Cuno und fragte, wie er meinen Vater erkannte: „Nun, Joachim, was willst du bei mir?“

„Besser, um Christi Barmherzigkeit willen, nimm meinen armen Jungen, dem vor Wismar das Bein zerschmettert wurde, einige Tage bei dir auf, wir können nicht weiter, er stirbt sonst unterwegs.“ Pressentin schwankte schließlich, die Sache war ihm nicht angenehm, da trat ein junges Mädchen aus dem Hause und sagte: „Über Onkel, wir

können doch nicht den armen Verwundeten auf der Landstraße sterben lassen, das geht doch nicht. Er hat doch auch Emerentia vor der Plünderung bewahrt! Ich lauf zu Elisabeth und bespreche es mit ihr.“

Nun erschien auch die Hausfrau und nach einigem Zögern stimmte sie zu, mich bei sich aufzunehmen, bis ich weiter reisen könne. Mit vereinten Kräften brachten sie mich ins Haus auf ein Lager, es wurde ein Arzt geholt, der ein Beruhigungsmittel gab, meine Wunde, die stark eiterte, untersuchte und mir einen regelrechten Verband anlegte. Ich versiel nun in einen totenähnlichen Zustand vor Erschöpfung und Bewußtlosigkeit, wie ich daraus nach einigen Tagen erwachte, saß Georg bei mir und erzählte mir, da ich verwundert fragte: „Wo bin ich und wie komme ich hierher?“ den ganzen Hergang meiner Ueberführung, von dem ich nichts ahnte.

Mein Vater war wieder nach Benthen zurückgekehrt, das er nicht solange verlassen konnte, und wollte auch dort für mein Eintreffen die erforderlichen Anstalten treffen. Ich erklärte nun dem Vetter Pressentin, ich danke ihm sehr für seine Freundlichkeit, aber ich wollte ihn nicht länger belästigen, Georg solle mich nach Benthen bringen, aber der Arzt — es war inzwischen auch rauhes Herbstwetter geworden, Stürme und Regen hatten eingesetzt — erklärte, die Weiterfahrt würde auch jetzt noch mein Leben in Gefahr bringen.

Wie wir hierüber noch verhandelten, und ich eigensinnig auf meinen Willen bestand, es war mir ein so niederdrückendes Gefühl, die Gastfreundschaft von der Schwester meiner früheren Braut anzunehmen, erschien wieder das junge Mädchen — es war Johanna von Bischwang, eine Nichte des Cuno Helmuth von Pressentin — und redete mir mit so freundlichen Worten zu, daß ich meine Bedenken aufgab und um weiteres Verbleiben auf dem Ritterföhl bat. Es war für mich die Rettung, denn ich lag den ganzen Winter hilflos im Bett, Fieber und starke Schmerzen lehrten immer wieder zurück und zehrten meine Kräfte auf. Leider mußte Georg, der noch im schwedischen Sold stand, mich bald verlassen, da übernahm Johanna hauptsächlich meine Pflege und ich stand mich sehr gut dabei, ihre weichen kleinen Hände konnten so lind und sanft pflegen, wo sie ging und stand, verbreitete sie Sonnenschein und Frohsinn um sich, nie ließ sie den Mut sinken, Tag und Nacht erlahmte sie in ihrem Vienenfleiß, mit dem sie auch der Hausfrau emsig zur Seite stand, nicht einen Augenblick, trotzdem sie nur mittelgroß und von zierlicher Gestalt, hatte sie große Kraft, wenn sie mit ihrem reichen, braunen Haar und ihren freundlichen braunen Augen an mein Schmerzenslager trat, dann fühlte ich schon Erleichterung und das Leben erschien nicht mehr so entsetzlich trübe. Es war nämlich zu meinem körperlichen Leiden und Schmerzen in diesem Winter noch ein tiefer, tiefer Kummer hinzugekommen. Durch den Krieg waren alle Verbindungen unterbrochen, so hatte ich von meinen Eltern lange keine Nachricht, da schrieb im Januar des Jahres 1632 mein Vater:

„Lieber Sohn! Ich muß Dir die traurige Mitteilung machen, daß deine liebe Mutter Anfang Oktober an der Pest gestorben ist, die furchtbare Krankheit wurde von Lübz hierher eingeschleppt, eine junge Dirne, deren Liebster aus Lübz sie besucht hatte, wurde zuerst befallen, kein Mensch wollte sich ihrer annehmen, da pflegte deine liebe Mutter sie, nach drei Tagen waren beide tot, deine Mutter hat fürchterliche Schmerzen aushalten müssen. Nach ihrem Tode flohen alle unsere Leute, nur die alte Sophie, du weißt, die dich damals auch mit pflegte, ist bei mir geblieben und am dritten Tage kam der alte Knecht Christian zurück, er hatte nirgends ein Unterkommen gefunden, mit diesen beiden alten Leuten versuche ich nun die Wirtschaft



weiter zu führen. Ich bin sehr unglücklich und einsam, deine Schwester kommt in nächster Zeit zu mir, wird aber wohl nicht lange bleiben, die Herzogin Sophie will sie für ihre kleine Enkelin nach Schwerin als Hofmeisterin haben und das kann sie nicht abschlagen.

Nun muß ich dir noch mitteilen, daß deine Mutter heute am 4. Januar noch nicht begraben ist, kein Mensch will Pestleichen bestatten.

Meine liebe, gütige Mutter! Mein armer verlassener Vater! Und ich konnte ihm nicht zur Seite stehen! Da wurde ich an dem Wallen eines gerechten Gottes irre. Ich wäre völlig in Verzweiflung geraten, wenn nicht Johanna nun mit meiner körperlichen Pflege auch die Pflege meines Gemütszustandes übernommen hätte. Sie gewann dadurch einen solchen Einfluß auf mich, da ich mir ein Leben ohne Johanna nicht mehr denken konnte, aber ich wagte nicht, einen solchen Gedanken ihr gegenüber zu äußern. Ein armer Mann, vielleicht ein Krüppel, was hatte der zu bieten?

So verging langsam der Winter, vom Vater hörte ich nichts mehr, und der Frühling zog, trotz allen Elends und Sammers bei den Menschen, strahlend ins Land.

Ich durfte endlich das Bett verlassen, aber wie? An Krücken, ich war ein Krüppel! Meinen Dienst im schwedischen Heer mußte ich aufgeben. Mit der größten Geduld und Freundlichkeit stand Johanna mir bei, sie führte mich ins Freie, damit die schöne Luft meine vom langen Liegen und Fieber so sehr gesunkenen Körperkräfte wieder heben sollte. Langsam, sehr langsam besserte sich dadurch mein Zustand. Als meine Gesundheit sich hob, konnte ich nach Monaten zu meiner großen Freude die eine Krücke fortlassen, später auch die zweite, und dann mit Hilfe eines Stockes wieder mühsam eine kleine Strecke gehen, auch versuchte ich zu reiten, was, allerdings nur mit großen Schmerzen, gelang auf kleine Strecken. Leider brach meine Wunde öfter wieder auf, es eiternten Knochen splitter heraus, das gab böse Rückschläge.

Nachdem zunächst im Frühjahr schönes Wetter war, wurde es dann wieder kalt und regnerisch, da kam mir zuerst der Gedanke, zu meinem Zeitvertreiber die Geschichte meines Lebens niederzuschreiben. So ward es Sommer, ich war schon fast 10 Monate auf dem Rittersitz, so sehr ich anfangs gedrängt hatte, fortzugehen, so schwer wurde mir jetzt der Entschluß dazu, aber länger als durchaus erforderlich, durfte ich doch die Gastfreundschaft der Pressentin nicht in Anspruch nehmen, auch wollten sie zur Ernte nach Woiendorf, das ihnen auch gehörte. Auch mußte ich, nachdem ich nun wieder etwas leistungsfähiger war, daran denken, zu meinem verlassenen Vater zurückzukehren, ob meine Schwester jetzt bei ihm war, hatte ich nicht in Erfahrung gebracht. So kam der Tag der Abreise, mir wurde der Abschied von Johanna bitterschwer und ich merkte deutlich, daß sie auch darunter litt, wie gerne hätte ich gesprochen und versucht, sie fest an mich zu binden, aber es gebrach mir an Mut und Selbstvertrauen, meine Lebenslage war zu verworren und unsicher.

Wie würde ich Venthen vorfinden? War meine Schwester mit ihren Kindern noch dort, und wenn sie blieb, wir könnten doch nicht sämtlich in dem kleinen Haus wohnen

und uns auf dem kleinen Gute ernähren. Geld, um Weislin einzulösen, hatte ich nicht erworben, die nicht sehr erheblichen Beuteteile waren durch Arzt, Medizin usw. aufgezehrt worden.

In letzter Stunde hatte das Ehepaar Pressentin uns allein gelassen, auch sie nahmen wohl an, daß ein entscheidendes Wort zwischen uns fallen werde. Ich dankte Johanna mit Tränen in den Augen für alle Sorge. „Johanna, ich hoffe sicher, wir sehen uns wieder.“

„Carl Heinrich, daß ist auch meine große Hoffnung“, antwortet sie.

Mit diesem Trost zog ich nun einsam meine Straße, für mein letztes Geld hatte ich mir ein Pferd gekauft für mein in der Schlacht erschossenes.

## 5. Heimkehr.

Mehrere Jahre fehlten mir Zeit und Lust, meine Lebenserinnerungen weiter niederzuschreiben, jetzt 5 Jahre später will ich diese liebe Beschäftigung fortsetzen und aufzeichnen, was ich inzwischen erlebt habe.

Wie ich im Sommer des Jahres 1633 hierher zurückkehrte, fand ich Vater und Schwester zwar gesund hier vor, auch die Mutter war inzwischen bestattet, aber wie öde und einsam war das Haus ohne sie und wie fehlte sie mir, um ihren Rat über Johanna und meine Zukunft erbitten zu können. Die Wirtschaft war in der traurigsten Verfassung, von Pferden und Vieh war nur wenig vorhanden, das andere hatten Soldaten geraubt, kaum das Nötige war bestellt, der Rest diente als Weide für einige Schafe.

Soweit es meine immer noch schwachen Kräfte und mein lahmes Bein gestatteten, half ich nun wieder Ordnung zu schaffen, leider fehlte es Vater an Geld und leihen konnte er nichts mehr, dazu war das Gut schon zu überschuldet, der Krieg hatte Vater immer mehr zu neuen Anleihen gezwungen. Wir quälten uns nun soeben weiter, so gut oder schlecht es ging, arbeiteten mit auf dem Felde, und in Haus und Hof und schränkten uns in jeder Richtung ein.

Im Frühjahr 1934 erhielt meine Schwester ein Schreiben, aus dem sie uns mitteilte, daß jetzt der Vertrag mit dem Schweriner Hof abgeschlossen sei und sie in einigen Wochen dorthin als Hofmeisterin übersiedeln werde.

Nun fehlte uns die Hausfrau, da sprach ich mit meinem Vater über meine Liebe zu Johanna Bischwang, die treu und ungeschwächt in meinem Herzen fortgelebt hatte. Mein Vater hatte keine Bedenken gegen meine Heirat mit Johanna, er kannte den Vater und seine guten Vermögensverhältnisse und hoffte wieder mit Hilfe der Mitgift könne Weislin wieder eingelöst werden.

So hoffnungsvoll in dieser Hinsicht war ich aber nicht, ich war froh, wenn es mir gelang, unseren Anteil Venthens von seinen drückenden Schulden zu lösen. Wir baten dann die Cousine Anna unter der Hand beim Vater und bei Johanna anzufragen, ob sie einer Werbung von mir keine Bedenken entgegensetzen würden. Da die Antwort zustimmend lautete, so reiste ich darauf nach Rörchow wo die Bischwangs wohnten, und brachte meine Werbung an:

(Fortsetzung folgt.)

## Ut mine Festungstied.

Fritj Reuter.

(Fortsetzung.)

Jå såd also tau den Plakmajur, id för min Part wir parat, un hei meinte jo, wenn wi man noch Einen dortau hadden, denn kunn de Reis' losgahn, un dese Eine kunn sîd denn of. — Min oll Fründ, de Kaptein, dacht ebenso as

id, un denn hadd hei of 'ne Mantel un tworsten ein mit saeben Stockwerk ümmer ein aewer 't anner; sei sâch man gris ut, un of dese Farw' was all en beten verschaten, aewer Jedwerein kunn 't ehr ansehn, dat sei unner 'ne unschinliche Butensid en wollädig Gemäut hadd, un dat



sei in ehren langen Zewen an ehre velen Herrn vel Schutz un vel Warmnis veraffolgt hadd. Up dese olle Fründin verlet sich de Kaptein, un den annern morgen Klock vir seten wi tausam up den Wagen un führten mit twei Schandoren in den kollen Wintermorgen herin. Wohen? Dat wüßt blot de leiw' Gott un de allmächtige Ministerial-Kummischon.

Heiw is nu eben de Mantel beschrewen, denn möt id doch of woll en por Würd von den Kirl seggen, de derinne satt. — De Kaptein — eigentlich heit hei anders — verdeinte sinen Namen mit Recht, un wat sin militörisches Utseihn anbedrapen ded, so hadd hei eigentlich „Oberst“ näumt worden müßt, blot dat hei bi de slichte Kost, de wi fregen, sich nich de päbliche Bälligkeit von so 'n Regimentskummandär up de Rippen schafften kunn. Sei was man hellschen drög; aewer schadt em nich, süßwst bi dese wenigen Mittel wüßt hei dat Militörische, wat in em satt, so herute tau führen, dat de Schildwachen, wenn hei in sinen grisen Mantelg un 'ne olle Soldatenmütz spazieren gung, immer nich recht wüßten, süßen sei 't Gewehr antrecken, oder nich. Sei hadden 't dahn, sei hadden 't, der Deutwel hal! dahn, wenn hei sinen gelen Snurrbort noch hatt hadd, de em in gauden Ziden, as hei tau Hall as Füseler sin Johr asdeinte, inner de Räs' dal hung; aewer den hadd em de sel General Graf S . . . affcheren laten, nich up Staatskosten, ne! up sine eigenen, grad as uns Newrigen All. Denn de sel Graf dachtso: kannst du de entamten Bengels nich an Kopp un Kragen kamen, fast du tau 'm wenigsten mit den Bort vörleiw nemen, un so was denn nu tau de annern Schererienok noch de Bortschererie kamen; aewer man twei mal up de Woch, weswegen wi sitw Dag' up de Woch as de Stachelswin' herumlopen müßten. Keiner von uns argerte sich aewer dese Schurigeli düller as min Kaptein, wi Annern verklären man blot en beten unbedüßendes Studentenbortwarls un müßten allerdings dortau noch de Kosten dragen; aewer hei verfür einen vullständigen in einjöhrligen Frivilligen-Deinst utgebildeten Militär-Bort, un dat will en ganz Stück mihr seggen. Sei smet also tau sinen natürlichen Gefangen-Haß noch en separaten Militär-Haß up den General un säd, achteihnhunnert drütheihn hadden vele Lüüd' in de Grabens 'rümmer seten, un wat hei noch süs wider för unbedachtsame Anspelingen vörbröchte. Un as hei mal en Breif von de Kummandantur freg mit de Upschrift: An den Demagogen Sch . . . , dunn freg hei den Offen bi 't Hürn tau faten un schrew an den Herrn Kummandanten: hei verbed' sich dat; „Demagog“ wir en Schimpwurt, un dat wull hei nich för sin Bull hewwen. Un de General schrew em wedder hei wir en „Demagog“, un hei würd em immer so nennen; un de Kaptein antwurt' em wedder: hei wir kein Demagog', un de General schrew tau-rügg: hei wir doch en Demagog', un so schrewen sei sich 'ne Hand vull Breiw' mit allerlei Andüdungen un Upklärungen, de Kaptein noch uterdem mit Spiken, un de General mit Growheiten, bei des' taulegt sich de ganze Schriweri verbed. Dunn gung min oll gaud Kaptein an sinen Kuffert un halt en tausamgewickeltes Poppir herute un läd dat up den Tisch un sett' sich dorbör un folgt dat utenanner un sel lang' dat an, wat doriinne wickelt was, bet de hellen Thranen em in de Ogen stünnen un herinne fößen in den Bort, denn sin Frivilligen-Militär-Bort was in dat Poppir wickelt un lagg vör em up den Tisch, un hei hadd trotz sine Kriegsdeinsten ein hellisch rührsam Hart behollen. Un ut Rührsamkeit aewer den Verlust von den horigen Fründ, den hei in betern Ziden, wenn of nich an't Hart, doch unner de Räs' dragen hadd, kamm hei in helle Wut aewer de Ridetracht, de em erst in Schaden von wegen den Bort, un dunn in Schimp von wegen den Demagogen bröcht hadd, un hei swur en sworen Eid, hei wull jede Ge-

legenheit benutzen un all sin Kraft tausam nemen, dat hei mitdewil wedder wat unner de Räs' un de Herr General wat in de Räs' freg'. Dat Erste gung nu nich so up en Slump, so 'n Bort wull Tid hewwen tau wassen, vörnemlich up so 'n jung' Rad'land, un wenn hei of mal einen Balbirdag 'ne lütte Schonung glücklich dörchbröcht, dat negste Mal müßt sei doch wedder reglementsmäßig fallen, un hei künn nich dorför sorgen, dat sin Räs' wedder unnerwärts mit militörische Thren umgewen würd, hei müßt mit den zweiten Deil von sinen Swur begnügen, nemlich dat den Herrn General sin Räs' ehr Recht geschach. Sei sett' also hen un schrew en dicken Breif an dat Kammergericht un schickte sinen ganzen schriftlichen Schormügel mit den Herrn General mit in un verlangte stats „Demago“ den Titel, de em von Rechtswegen tausamm. Richtig! hei sett' dat dörch, den Herrn General würd von habenwärts 'ne lütte nüdliche Priß' in de Räs' rewen, un min gaud Kaptein kamm dat negste Mal up den Hof sprungen un höll in grote Freuden en Breif von den Herrn General in de Höcht, worin de em schrew, von jetzt an würd hei sine Breiw' nich mihr an den Herrn Demagogen Sch . . . adressiren, sinuern an den Herrn politischen Verbrecher Sch . . . , wat ogenschinlich en groten Unnerscheid is, denn en politischen Verbrecher is vel mihr, as en gewöhnlichen Demagog'. — De Kaptein hadd 't dörchsett', nich allein för sich, ne, of för uns, un wi freuten uns denn sihr tau desen langen Titel un bedankten uns bi den Kaptein un höllen en langen Rat, wat wi nich doriim inkamen wullen, dat sei uns of noch den Titel „geheime politische Verbrecher“ verstaten wullen, wil dat wi doch nu of all Johre lang in 't Geheime seten; dor würd aewer nids mihr ut, denn de Herr General sturw glük nahher.

Dit hadd de Kaptein richtig dörchsett', aewer sinen Militär-Bort sett' hei nich dörch, un dit was eigentlich de Grund, weswegen hei sich versetten let. Dat Klima in M . . . säd sine Bort-Constitution nich tau.

Ut dese lütte Vertelllung kamm Einer ungefihr utnemen, wat för 'ne Ort Minsch min oll Kaptein eigentlich was. Von butwennig was hei en staatschen Kirl mit gele Hor un en gelen Snurrbort — dat hei jetzt noch nich, irst nahsten — vull militörische Anstalten un in 'ne grise Mantel mit saeben Kragen; aewer man mager; von binnen was hei en braven Mann vull Jhr un vull Redlichkeit, mit 'n Hart tau sihr rührsam Hart un mit 'ne Inbillung besetzt, Se immer up Jenseid von de Festungswäll spazieren gung. In dor „die Eine“ söcht, de hei sich för 't Zewen tauleggen wull, ball was 't 'ne Blonde, ball was 't 'ne Brune, Ball was 't 'ne Swarte, süßwst de Roden let hei nich. — Na, wi warden 't jo ball seihn. —

### III. Berlin un de Husvagtei.

(Nicht tau'm irsten, ne! tau 'm annern Mal.)

#### Kapittel 12.

Wedderseihn! Wedderseihn! Wer kennt nich dit leiw, truge Wurt? Wer kennt nich dese handgripliche Gewißheit, von de uns de Hoffnung Johre lang vertellt hett, up de sei uns verträßt hett? Wer hett nich sine Brut mal wedder seihn, wer nich sine ollen Dessern, wer hett nich sinen Fründ ut jungen Johren (Karl Krüger, Fritz Beisers) an 't Hart drückt? — Un wenn sich 't Einer of nich se marken lett, wil dat hei mit de Tid of olstfränisch worden is — warm ward 't em doch im 't Hart, denn de, de em de ollen trugen Gesichter vör de Ogen rückt — uns' Herrgott — de steiht denn ganz dicht bi em up de Neg', un hett sei noch an sinen Faden: „Süh dor! Freu Di!

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pf. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Jüller, Teterow. Unter Mitarbeit von Dr. Hans W. Barnewitz, Bützow.

Jahrg. 9

Teterow, 4. Oktober 1936

Nr. 19

## Zauberei und Hexenprozesse in Ostmecklenburg.

Von C. Beyer.

Die folgenden Ausführungen sind den „Austurgeschichtlichen Bildern aus Mecklenburg“ des verstorbenen Laager Pastors, des bekannten Verfassers der mecklenburgischen geschichtlichen Romane, entnommen. Für die Abdrucksgenehmigung danken wir auch an dieser Stelle dem Sohne des Verstorbenen, Herrn Studienrat Dr. Beyer, Friedland, ganz besonders.

Die Schriftleitung.

Gnoien, den 8. September 1610. Magistrat klagt, daß das Zauberrunwesen dort so stark eingewurzelt, so daß man Greißwald überlaufen muß (nämlich um Universitätsgutachten zu erhalten). Eine Zaubersche, Anna Varentins, ist 1608 gerichtet, und nunmehr steht man davor, zwei Weiber, die Barnefische und die Berndesche, zu rechtfertigen. Diese beiden haben nun noch vorher freiwillig auf zwei andere Weiber, die Klutische und Ilse Abrechts ausgesagt, auch in der Konfrontation (Gegenüberstellung). Die Klutische ist aber auch schon von obiger Anna Varentins besagt. Beide nunmehr belasteten sind schon früher viele Jahre verdächtig gewesen. Ilse Abrechts ist von vielen Leuten hier und in Malchow, wo sie gebürtig, öffentlich als Zauberin gescholten, ohne sich dagegen zu defendieren. Man könnte andere Indicia gegen beide genug schaffen, wenn man sich nicht scheute, die Fakultät mit weitläufigen Akten und die dürftige Gemeinde allhier mit großen Unkosten zu beschweren. Bitten um Rechtsbelehrung, ob man gegen die beiden Weiber mit Tortur vorgehen kann.

Erkenntnis: Alle Aussagen sind den beiden Angeklagten mitzuteilen, ihre Antwort darauf ist zu hören und in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen zu verzeichnen, worauf ferner zu ergehen hat, was recht ist.

Neufalen, den 20. November 1610. An die Greißwalder juristische Fakultät werden Akten übersandt mit Bitte um Rechtsbelehrung über folgende Punkte:

1. Cheill Peters hat seine Zauberei bekannt, Urgicht und Bekenntnis, auf welche er leben und sterben will, belasten ihn. Es steht zur Frage, was weiter mit ihm zu geschehen hat.

2. Die Eggebrechtsche ist gerichtet worden. Diese hat ihrer Urgicht nach auf Frau Duvesche als Zauberin ausgesagt. Man hat weiter nachgeforscht und Zeugenaussagen aufgenommen.

Cheill Peters hat auf seine eigene Schwester, Jochim Weidenpennings Hausfrau, ausgesagt, daß er sie die Zauberei gelehrt. Ueber diese sind auch Nachforschungen angestellt und Zeugenaufnahmen vollzogen. Beide Frauen sind nach geschehener Konfrontation eingezogen. Es fragt sich, ob man nicht gegen beide mit der Tortur vorgehen soll.

3. Cheill Peters und die Eggebrechtsche haben beide auf die Ehefrau des Cheill Peters ausgesagt, daß sie in Zauberei unterrichtet sei. Es ist bekannt, daß sie den Leuten viel Schaden getan, sie ist sehr berüchtigt. — Sie sieht stündlich ihrer Entbindung entgegen.

Cheill Peters hat auch seine Mutter als Zauberin bekannt. Nach aufgenommener Zeugenschaft ist sie wegen Zauberei lange in bösem Geschrei gewesen, hat nun aber schon etliche Jahre meistens zu Bett gelegen und ist vor Alter fast in Kindheit verfallen.

Es fragt sich, was mit diesen beiden zu beginnen sei.

Erkenntnis: Da aus Cheill Peters Urgicht sich ergibt, daß er sich gegen seine Taufe und seinen christlichen Glauben dem Teufel abscheulich ergeben hat, Leuten Schaden durch jenen zugefügt und da er bei solchem Bekenntnis beharrte, ist er mit dem Feuerstode zu bestrafen.

Ueber die Duvesche und Weidenpenningsche sind noch Erkundigungen einzuziehen, dann später, falls sie nicht bekennen wollen, sind sie mit der scharfen Frage zu belegen (zu foltern).

Die Mutter ist gütlich zu befragen. — Wenn die Peterssche wieder zu ihren vollen Kräften gekommen ist, so soll dieselbe gleichfalls gütlich befragt werden, ob sie mit der Zauberei Leuten Schaden zugefügt habe. Wenn solches geschehen, ergehe ferner, was recht ist.

Laage 1671. Im Jahre 1671 wurde in Laage ein Mann namens Michel Mohses, offenbar ein Fremder, vielleicht ein Jude, aufgegriffen und der Zauberei angeklagt. Bald war sein Urteil beim Hofgericht fertig. Im Mai kam

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
ROSTOCK I. M.

-6. Okt. 1936



der Befehl vom Herzog Gustav Adolf zu Güstrow, daß der Pastor allen Fleiß anwende, damit der Angeklagte zur wahren Reue und Buße über seine Sünde gebracht würde, und darauf wurde derselbe in Laage verbrannt. Im Juli 1671 wurde Anna Holzmänn, Joachim Voets Witwe, dem Pastor Erasmus zur „Seelenkur“ überwiesen und dann verbrannt. Im Oktober waren zwei Weibspersonen, die Schrödersche und die Heikendorfsche, wegen des abscheulichen Lasters der Zauberei in gefängliche Haft geraten. „Wann denn dieselben solche Uebeltaten umständlich bekannt und zugestanden, und desfalls nunmehr dem Recht nach abgestraft werden sollen,“ so werden sie dem Pastor Erasmus „zur Seelenkur“ überwiesen. Im November traf das Votum der Justizkanzlei über die Elisabeth Moltke (auch die Bülowische) genannt ein, im Dezember wurde Samuel Mellendorfs Witwe, Anna Witke in Laage, wegen Zauberei vom Leben zum Tode gebracht.

Wie mit diesen armen Frauen umgegangen wurde, wie das ungeheuerliche Urteil zu Stande kam, und wie die Angeklagten zum Geständnis ihrer Schuld gebracht wurden, beweist uns am besten der Fall der Anna Rohde, Peter Schmidts Witwe, die den Richtern von Mitte 1671 bis ins Jahr 1672 hinein zu schaffen machte, vielleicht nur, weil sie von etwas besserer Konstitution war. Wegen

Hexerei verdächtig wird sie eingezogen, hat die Tortur bis zum dritten Grad bestanden und erklärt, daß sie von der Langeschen, als der Lehrmeisterin das Hexen gelernt habe; am folgenden Tage widerruft sie und nennt statt der Lange einen Lehrmeister Jakob Rogge in Kavelstorf auch bezichtigt sie die Bülowische (vgl. oben) anfänglich, widersteht, als sie ihr gegenübergestellt wird, und sagt, sie habe sie auf dem Blocksberge nicht gesehen. Als sie ohne Tortur befragt wird, lacht sie viel, und es fragt sich, ob infolge geistiger Störung oder aus Spöterei oder Frechheit. Sie sagt, sie habe in Güte und gegen den Prediger nichts befehlen wollen, weil sie den Prediger nicht verstanden habe. Man beschließt sie noch einmal durch geistliches Zureden stärken zu lassen, und zwar durch zwei Pastoren, Erasmus und sein Freund Hane in Radeburg beginnen ihre Seelenkur. Jetzt antwortet sie, sie habe von jenen drei früher bezeichneten Anstiftern, und zwar zu verschiedenen Zeiten gelernt: „die Mellendorfsche (s. oben) hätte ja von ihr gewußt, aber sie selbst wußte nicht, ob sie hexen könne, obwohl sie einen Haufen böser Geister unter ihrem Bett in der Zeit ihres Gefängnisses gesehen habe. Sie wußte nicht, ob sie gelacht hätte,“ lacht aber den Pastoren noch einmal ins Gesicht, „unzweifelhaft auf des Satans Antrieb“.

## Die Peene, ein norddeutscher Strom zwischen Wiesen.

Was geographische Schriftsteller darüber berichten.

Von Karl Demmel.

Pommern ist ohne seine Peene überhaupt nicht zu denken. Sie gehört für immer zu diesem Lande, wenn auch ihre Wiege in Mecklenburg zu finden ist. Und über diesen Strom ist im Laufe deutscher Geschichte und vor allen Dingen geographischer Wissenschaft sehr viel zusammengeschrieben worden, was im einzelnen sehr interessant zu lesen ist. Wenn man aber nur einige dieser Weisheiten über die Peene einander gegenüberstellt, dann wird einem sehr klar, wie abweichend voneinander diese geographischen Weisheiten sind, wofür allein schon die verschiedenen angegebenen Länge des Stroms ein Beispiel ist. Daneben sind es aber auch noch andere Dinge, die in den Quellen manchmal ganz entgegengesetzt lauten. Wir wollen nun hier mit verschiedenen Schriftstellern von der Peene sprechen, und zwar vom Rokoko bis auf unsere heutige Zeit, was heimatgeschichtlich von einem besonderen Wert sein dürfte.

Da befragen wir zunächst mal den Magister Caspar Abel, der 1735 zu Leipzig und Gardelegen eine „Preussische und Brandenburgische Reichs- und Staats-Geographie“ herausbrachte, heute ein vertrockneter Pergamentwälzer, die nur noch sehr selten herangezogen wird. Und was weiß Herr Abel von unserer heimatlichen Peene zu sagen? Dieses: „Die Peene, welche gemeinschaftlich mit den Schweden und die Gränze beider Länder macht, wird durch die Tollense und Trebel verstärkt, vereinigt sich mit einem Arm der Oder, behält aber ihren Namen, bis sie in die Ostsee fällt“.

In Basel kam 1740 das heute ebenfalls nicht mehr benutzte „Historisch und Geographisches Lexikon“, dessen Herausgeber J. Pfelin war, der auch unsere Peene darin nicht vergaß, wenngleich seine Weisheit darüber nicht sehr groß ist. Wir lesen da: „Die Pene, lateinisch Panis, ist ein Fluß, welcher in dem Mecklenburgischen Gebiete entspringt, sich mit dem westlichen Arm der Oder, welcher den Namen Pene annimmt, vereinigt, und unweit Wolgast in die Ostsee fällt“.

Das ist alles noch sehr wenig, was diese alten Geographen wissen und genügt unseren heutigen Ansprüchen nicht. Eine winzige Kleinigkeit mehr berichtet dann im Jahre 1780 das „Reale Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon“ von Johannes Hübnert über unser Gewässer, zugleich auch etwas über die Peenemünderschanze, was hierbei mit aufgenommen sein soll. Zunächst also die Peene: „Die Peene ist ein ziemlich großer Fluß, welcher im mecklenburgischen Fürstenthume Wenden, nicht weit von Grubenhagen, entspringt, durch den machinischen und cumerowischen See geht, und endlich bei der Peenemünderschanz in die Ostsee fällt“. Und weiter lesen wir dann: „Die Peenemünderschanz ist eine gute Fortresse auf der Insel Usedom, im preussischen Vorpommern, am Ausfluß der Peene. Sie ward 1711 von den Sachsen mit Sturm erobert, darauf von dem Könige von Preußen 1713 sequestrirt, 1715 von Schweden recuperirt, in selbigem Jahr aber von dem König von Preußen wieder eingenommen, welchem sie auch im Friedensschluß 1720 abgetreten worden. Im Jahr 1757 wurde sie von den Schweden, und 1758 von den Preußen erobert, welche den dabei befindlichen Hafen, zum Nachtheil der Handlung des schwedischen Vorpommerns versenkten“.

Bisher wissen wir noch nichts über die Länge des Stroms, worüber auch Professor Dr. Stein in seinem Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon (Leipzig, 1811) nichts sagt, sondern nur diese wenigen Zeilen schreibt: „Die Peene ist ein Fluß in Pommern, entspringt in Mecklenburg, macht die Gränze von Schwedisch- und Preussisch-Pommern, wird von Demmin an schiffbar, durchfließt das frische Haff und ergießt sich beim Dorfe Peenemünde in die Ostsee“.

In der Biedermeierzeit ist dann Dr. Eugen Huhn in der seinem „Lexikon von Deutschland“ (Hildburghausen, 1845) beigelegten Bundeskunde schon wieder eine Kleinigkeit ausführlicher, und zwar weiß er folgendes über dieses Gewässer zu berichten: „Die Peene tritt nach kurzem Laufe



in den schönen malchiner See, welcher sich in Richtung von Südwest nach Nordost  $5/4$  Meilen lang erstreckt und  $1/4$  Meile breit ist. Am nordöstlichen Ende verläßt die Peene diesen See, fließt  $5/4$  Meilen in breiter Wiesenniederung und tritt in das südwestliche Ende des  $1\frac{1}{2}$  Meilen langen und  $1/2$  Meilen breiten Kummerowischen Sees, welchen sie am nordöstlichen Ende verläßt. Von hier bis zur Mündung gleitet die beträchtlich breite, von Demmin abwärts für Seeschiffe fahrbare Peene zwischen Wiesen hin und ergießt sich in das Haff. Die Peene ist sehr reich.

Es ist sehr aufschlußreich, aus den noch folgenden Angaben über die Peene zu beachten, wie die Schriftsteller immer ausführlicher werden und den Lauf des Stroms immer eingehender schildern, wovon die „Statistik des Zollvereins und nördlichen Deutschlands“ (Berlin, 1858, bei Georg Reimer) ein sehr gutes Beispiel in diesen Zeilen gibt: „Die Peene kommt aus dem Malchiner See, am nördlichen Abhange des Mecklenburgischen Landrüdens, fließt durch den Kummerow-See bis Voitz gegen Nordost, wendet sich alsdann ganz gegen Ost und mündet so in zwei Armen in einem ungemein breiten Thale in den Peene-Strom, den westlichen Ausfluß des Haffs unterhalb Anklam beim Jahnfenort. Die Peene nimmt auf ihrer rechten Seite bei Demmin die Tollense auf. Diese kommt von dem mecklenburgischen Landrücken oberhalb Brühlwitz herab, durchfließt den Tollense-See, hat erst eine nördliche Richtung und wendet sich dann mehr gegen Westen bis zu ihrer Mündung. Bei Klempenow mündet der Landgraben in dieselbe ein, welcher die Verbindung mit der Zarow herstellt. Von der linken Seite mündet die große Trebel nahe unterhalb Demmin ein, in südlichem Lauf, und mit der kleinen Trebel vereinigt. Von dieser aus findet nochmals eine Verbindung mit der Redenitz statt, welche bei Damgarten nach nordwestlichem Laufe in den Binnensee einmündet“.

Die „Geographie des Preussischen Staates“ von Gustav Neumann (Eberswalde, 1868) hat auch einige neue Weisheiten zu verkünden, und zwar lesen wir neben der schon bekannten Tatsache, daß die Peene durch ein breites, sumpfiges Wiesenthal fließt, daß diese auch sehr tief,  $11\frac{1}{3}$  Meilen schiffbar (mit kleinen See- und Dampfschiffen bis Demmin und mit Flußlähnen bis Malchin) sei, ferner, daß eine Sandbank vor der Mündung großen Schiffen das Einlaufen nicht gestatte und daß weiterhin das Gefälle der Peene nur schwach sei. Als weiterer Nebenfluß der Peene wird hier noch die Ziese genannt.

Aus dem Jahre 1868 haben wir noch eine weitere Quelle, und zwar die „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände“, die uns hier als die ausführlichste Quelle begegnet, und die wir deshalb auch ganz zitieren wollen, da uns da wirklich allerlei über unsere liebe alte Peene verraten wird. Hören wir:

„Die Peene ist ein linker Nebenfluß der Oder oder vielmehr des Stettiner Haffs, dessen westliche Ausmündung gleichfalls Peene benannt wird, entwickelt sich aus zwei diesen Namen tragenden Bächen, Abflüssen kleiner Seen, in der Nähe von Grubenhagen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Nur erst  $1/4$  Meilen lang, tritt der Fluß in den  $5/4$  Meilen langen und  $1/2$  Meilen breiten Malchiner See, dessen malerische Umgebung als Mecklenburger Schweiz gerühmt werden, vereinigt nahe unterhalb Malchin, wo er fahrbar wird, von der rechten Seite her eine dritte Peene mit sich und ergießt sich dann in den  $1\frac{3}{8}$  Meilen langen und  $1/2$  Meile breiten Kummerowsee oder Berchen-Kummerower See, in den er erst 1309 durch Herzog Otto I. geleitet wurde, und der von Westen her eine vierte, mit dem Teterower See in Verbindung

stehende Peene aufnimmt. Aus dem Kummerowsee tritt die Peene als 100 Fuß breiter Fluß bei der sogenannten Alsbude unweit Berchen hervor. Nach einem weiteren Laufe von  $1\frac{1}{2}$  Meilen und nachdem sie schon vom Kummerowsee an die Grenze zwischen Mecklenburg und der preussischen Provinz Pommern gebildet, wendet sich der Fluß ganz nach Pommern und strömt hier, den Stettiner von dem greifswalder Regierungsbezirk oder dem ehemaligen schwedischen Vorpommern trennend, über Demmin und Voitz, von da an aber nicht mehr, wie bisher, gegen Nordosten, sondern ostwärts über Jarmen und Anklam. Etwa eine Meile unterhalb Anklam, nach einem, die kleinen Windungen ungerechnet, 15 Meilen langen Laufe, verbindet sich die Peene mit dem westlichen Mündungsarme des Haffs, welcher, ursprünglich der Hauptarm, zwischen dem Festlande und der Insel Usedom sich  $5\frac{1}{2}$  Meil entweit gegen Norden wendet, nach kurzer Verengung in der Peenestraße sich bald meerbusenartig ausdehnt, das tief in Usedom einschneidende,  $2\frac{1}{4}$  Meilen lange und bis  $1/2$  Meile breite, durch die beiden Halbinseln Gnit und Pieper-Winkel theilweise zu einem Binnenwasser abgeschlossene, sehr fischreiche Achterwasser, dann noch die Krumminsche Wiek und den Großen Strummin bildet und bei dem Dorfe Peenemünde auf Usedom und der ehemals berühmten, 1763 geschleiften Peenemünder Schanze sich, der kleinen Insel Ruden gegenüber, in die Ostsee, am Eingange in den Greifswalder Bodden, ergießt. Nachdem die Peene nahe oberhalb Demmin recht die aus dem Tollense-See oder Tollensee bei Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz kommende, in nassen Jahren sehr wasserreiche und wegen ihres theils sehr starken, theils außerordentlich geringen Gefälles interessante Tollense und nahe unterhalb Demmin von links her die Trebel aufgenommen, die mit dem in den Ribnitzer Bodden einmündenden schiffbaren Küstenflusse Rednitz in Verbindung steht, verändert sie völlig ihre bisherige Beschaffenheit. Ihr oberhalb Demmin noch rascher Lauf wird unterhalb dieser Stadt langsam und schleichend. Der Fluß ist so entschieden in das Tiefland eingetreten, daß er bis zum Haff hin kaum einige Fuß Gefälle hat und schon bei mäßigen Nordostwinden durch den Rückstaun aus dem Haff nicht unbedeutend ansteigt. Auf preussischem Gebiet ist die Peene, abgesehen von dem Mündungsarme des Haffs,  $11\frac{1}{2}$  Meilen weit und schiffbar. Bis Demmin wird sie mit großen Ockelähnen und kleinen Seeschiffen, bis Anklam von solchen befahren, die 7—10 Meter Tiefgang haben“.

Da hat uns die „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände“ wirklich allerlei über unsere heimathliche Peene zu berichten gewußt! Die heutigen Handbücher dieser Art können in solcher Ausführlichkeit nicht mehr auf die einzelnen zu behandelnden Gegenstände eingehen, was wir nachher an den Beispielen aus „Meyers Lexikon“ und dem „Großen Brockhaus“ noch erleben werden.

Für die Verkehrsverhältnisse der Vorkriegszeit macht das „Orts- und Verkehrs-Lexikon des Deutschen Reiches“ von Dr. E. Uetrecht (Leipzig, 1913; Bibliographisches Institut) auch einige Angaben über die Peene, die wir an dieser Stelle einschalten wollen, und zwar: Die Peene ist ein Fluß in Mecklenburg und Pommern, entspringt bei Grubenhagen, durchfließt den Malchiner- und Kummerowsee und mündet in den Oderarm Peene bald nach dessen Austritt aus dem Haff. Von 130 Kilometer Länge sind schiffbar (Schleppdampfer, Segler, Kanalschiffe) ab Malchin 104, für Seeschiffe von Demmin ab 76 Kilometer. Bei Malchin mündet, die Kiepeene benutzend der Dahmensche Kanal (6,5 Kilometer bis Malchiner See schiffbar), ferner rechts die Kleine- oder Ost-Peene, im



Kummerowsee die vom Teterowsee kommende, 2,3 Kilometer schiffbare Kanal-Beene (später, ab Neufallen) Neufallenscher Kanal genannt, weiterhin der Darguner Kanal 2 Kilometer, bei Demmin rechts die Tollense (11 Kilometer lang, ab Welkin 43 Kilometer für Zillen schiffbar und flößbar) und links die Trebel (entsteht aus Kleiner und Großer Trebel, nimmt den von der Rednitz kommenden Prähmigraben auf, ist auf 40 Kilometer Länge schiffbar und mündet bei Demmin). Flößerei ist auf der Beene nur vereinzelt.

„Meyers Lexikon“ (Band 9, 1928) gibt die Länge des Beenestroms mit 156 Kilometer an, wovon 104 Kilometer schiffbar sind. „Der kleine Herder“, der einige Jahre vorher herauskam, verzeichnet eine Länge von 130 Kilometer. „Kürschners Universal-Lexikon“ wieder eine solche von 180 und endlich gibt auch noch der „Große Brockhaus“ eine andere Zahl innerhalb dieses Abfasses: „Die Beene ist ein Fluß in Norddeutschland, entsteht in Mecklenburg nordöstlich von Waren, durchfließt den Kummerower See, der vom Teterower See her die kleine Beene empfängt, nimmt

bei Demmin die Tollense und links die Trebel auf und mündet 112 Kilometer lang, 7 Kilometer unterhalb von Anklam in den gleichnamigen Mündungsarm der Oder“. Und über diesen Mündungsarm hat das gleiche Handbuch auch noch eine entsprechende Notiz, die so lautet: „Die Beene ist der westliche Mündungsarm der Oder, fließt zwischen dem Festland und der Insel Usedom 40 Kilometer weit nach Norden, bildet nach kurzer Verengung das 16 Kilometer lange und bis 3 Kilometer breite, sehr fischreiche Achterwasser und mündet bei dem Dorfe Peenemünde (auf Usedom), der kleinen Insel Rügen gegenüber, in die Ostsee“.

Damit haben wir unseren kleinen Exkurs über die Beene von der Kolonialzeit bis auf unsere Tage abgeschlossen, der uns mancherlei Verschiedenheiten der Angaben über unseren heimatischen Strom deutlich werden ließ, und der uns hier und da auf Dinge aufmerksam gemacht und hingewiesen hat, die man sonst weniger beachtet, da die Leute der Heimat sich ja bekanntlich alle weniger mit den Dingen der eigenen Heimat beschäftigen!

## Karl Heinrich von Welkin.

Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Verfaßt in seinem 80. Lebensjahr von General von Welken, dem langjährigen Kommandeur der Mecklenburgischen Landesgendarmarie, geb. 1843, gest. 1931.

(Fortsetzung.)

„Carl Heinrich, du törichte Mann, hast du denn damals nicht gemerkt, wie ich dich liebe?“ war Johanna's Antwort.

„Johanna, was konnte ich dir bieten, ich durfte doch nicht fragen.“

Wir baten den Vater, die Mutter lebte nicht mehr, die Hochzeit bald feiern zu dürfen, da habe ich meine innig geliebte Johanna im Sommer 1634 als meine Hausfrau nach Bentzen gebracht. — Wie atmete ich auf von all dem Leid der früheren Jahre, wie Johanna mit ihrem heitern Sinn, großem Fleiß und Umsicht in mein Haus eingezogen war. Mein Vater, wohl im Hinblick auf seine eigenen Erfahrungen als junger Ehemann, verließ Bentzen gleich nach der Hochzeit und ging nach Gottesgabe, indem er äußerte: „Zwei Hähne taugen nicht auf einem Mist, vorläufig gehe ich zum Vetter, um mir von dort eine andere Tätigkeit zu suchen.“ Johanna und ich griffen nun die Wirtschaft kräftig an, es wurden wieder genügend Pferde und Vieh beschafft, Gesinde angenommen, und alles gedieh sichtlich unter Johanna's Händen, die stets bei aller Arbeit mit gutem Beispiel voranging und dadurch zu höchster Anstrengung anspornte, der Acker konnte wieder richtig bestellt werden, zwar erlitten wir öfters Rückschläge durch schwere Einquartierung, die nicht allemal sanft mit uns verfuhr, aber trotz aller Kriegsnot, schwerer Arbeit, ja selbst Zeiten des höchsten Mangels fühlte ich mich wohl und zufrieden, denn in meinem Hause herrschte Frieden und Sonnenschein. Vollkommen wurde unser Glück, wie uns eine Tochter geboren wurde, die wir nach meiner lieben verstorbenen Mutter Elisabeth nannten. Bei seinem Glückwunsch zur Geburt der Enkelin teilte mir mein Vater brieflich mit:

Endlich ist es mir geglückt, eine Kompanie beim Regiment des Oberst Dörwaldt zu erhalten, nun habe ich begründete Aussicht, Weisin wieder einzulösen zu können, nur der Soldat gewinnt heute Geld und Reichtum.“

Wir erschien es etwas bedenklich, daß mein Vater in seinem Alter noch Kriegsdienst nahm, ich hielt es nicht für möglich, daß er die Beschwerden derselben noch aushalten würde und hatte nur zu richtig geurteilt, denn nach einem Jahr kehrte er zu uns zurück, krank, niedergedrückt. Meine liebe Johanna pflegte nun mit unermüdlicher Sorgfalt meinen Vater, er blieb einige Monate bei uns, sobald er wieder kräftig, erklärte er eines Tages: „Ich muß Geld schaffen, um Weisin wieder einzulösen.“ Dieser Gedanke wurde zum Verhängnis seines Lebens. Gewiß, es wäre gut gewesen, wenn die Einlösung möglich, denn inzwischen war auch unser lieber kleiner Joachim geboren, aber für den Preis des Lebens und der Gesundheit meines Vaters wollte ich es nicht wieder besitzen.

Es kam noch trauriger wie wir gedacht, wir hörten vom Vater nach seinem Fortgange von Bentzen nichts ob er noch lebt, ob er im Kriege gefallen, wann, wo und wie er gestorben, wir haben es nicht erfahren, aber tot ist er sicher, wir hätten sonst irgend ein Lebenszeichen von ihm erhalten.

Fortsetzung 1638.

Ich habe wieder längere Zeit nicht meine Lebenserinnerungen aufgezeichnet, unsere Tage verliefen in Arbeit und Sorge ums tägliche Brot, aber trotz Kriegsnot und schwerer Zeiten doch glücklich für uns, unsere beiden lieben Kinder gedeihen und werden sicher einst die Freude und der Trost unseres Alters sein. Die Ernte ist in diesem Jahre glücklich beschafft, sie war viel lohnender, als wir erwarteten, das wird uns gut weiterhelfen, wir sind keine reichen, aber glückliche Menschen, möge Gott uns seinen Schutz verleihen, dann wollen wir dankbar und zufrieden sein und fleißig und getrost weiterarbeiten.

Wer Liebe und Frieden im Hause hat, der überwindet alles Schwere leicht.

Zwei Monate später standen Johanna und ich eines Morgens am Fenster, es war ein trüber nebeliger No-



vember tag, da packte mich Johanna in höchster Erregung beim Arm: „Carl Heinrich, was tauchen da im Nebel für Gestalten auf?“ „Mein Gott, da kommt schon wieder so eine Rottte verlumpfter Landsknechte, wir müssen schnell das Vieh bergen!“

Es war zu spät, sie drangen schon ins Haus, wohl 50 Mann und mehr. — „Verfluchte Hunde, gebt heraus was ihr habt“, schrie der Anführer, „ihr sitzt hier ja noch schön im Fett und wir hungern.“ — Damit begannen sie die Speisekammer zu erbrechen, ich wollte ihnen Widerstand leisten, da setzten sie mir eine Pistole auf die Brust und drohten mich zu erschießen. Johanna flehte mich an:

„Carl Heinrich, es hilft nichts, sieß sind zu sehr in der Uebermacht, schone dein Leben.“

Der Anführer befahl, sie sollten uns in unserer Schlafkammer, vor deren Fenster Eisengitter waren, einsperren. Wohl ein Dutzend Kerle fielen nun über mich und meine Frau her und zerrten uns gewaltsam unter Stößen und Schlägen in dies Zimmer, stießen die kleine Elisabeth dann auch hinein, und schlossen ab, Joachim lag in seinem Bettchen und schlief. Wir mußten nun mit ansehen, wie sie alles ausplünderten. — Vor unsern Augen trieben sie unser Vieh aus den Ställen, holten die Pferde, der alte Knecht Christoph wollte dies nicht leiden, da stach ihn ein Landsknecht nieder, sie spannten unsere Pferde vor unsere Wagen, und beluden sie mit unserm Korn und sonstigen Vorräten.

Da drang ein klägliches Geschrei um Hilfe an unser Ohr: „Carl Heinrich, sieh, da schleppen sie Marie, unser junges Kindermädchen in den Stall, mein Gott wie sie schreit!“ „Johanna, ich muß hinaus, ich kann den Greuel nicht mehr ruhig mit ansehen.“

Ich versuchte die Thür zu erbrechen, aber vergeblich! „Johanna, wo bleiben unsere Knechte, will uns denn keiner helfen?“ „Die haben sie alle gebunden, sieh' nur.“

„Das Mädchen ist nun still.“ — „Da, nun werfen sie sie auf den beladenen Kornwagen, sie haben ihr den Mund verstopft.“ Nach Stunden höchster Angst und Qual für uns zog das Raubgesindel endlich ab. Vieh, Pferde, Ernte, Vorräte, an Speise und Trank, alles war dahin!

Ein Junge, der sich verkrochen hatte, löste den Knechten die Stricke und so wurden auch wir aus unserer Gefangenschaft befreit und übersahen nun die Größe des Verderbens. Den alten Christoph hatte die Liebe zu seinen Pferden den Tod gebracht, das Kindermädchen war geraubt, und alles war zerschlagen und zerstört.

„Johanna, Johanna, wie soll das nun im Winter werden?“ „Carl Heinrich, wir beide und unsere lieben Kinder sind unverletzt geblieben, vielleicht helfen uns unsere Nachbarn durch den Winter, wir wollen nicht alle Hoffnung sinken lassen, Gott wird uns schon weiter beistehen. Vielleicht hilft uns, wie früher schon einmal, der Vetter Daniel mit Geld aus.“ „Ja, Johanna, wir wollen in Liebe miteinander aushalten, dieser furchtbare Krieg muß doch endlich ein Ende nehmen, dann wird für uns und unsere Kinder hoffentlich eine bessere Zeit eintreten.“

Jetzt galt es, sich vom Unglück nicht niederdrücken zu lassen, sondern der Lage klar und ruhig ins Auge zu schauen und durch Arbeit meine Familie dem drohenden Hunger zu entreißen.

Johanna und ich besichtigten nun die Reste der uns verbliebenen Habe, es fand sich doch eine ziemliche Menge ungedroschenes Korn in den Scheunen, Gemüse und Obst in den Kellern, und einige Schafe, die während der Plünderung auf dem Felde gewesen waren. Am dringendsten war es, Milch für die Kinder zu beschaffen. Ich machte mich also schon am nächsten Tage mit einem Knecht auf den Weg nach Weßlin zum Erbjungfernhof, während die andern Arbeiter Korn dreschen mußten, dort wohnte jetzt

Tante Anna Sophie mit ihrem Gemahl Wido von Barner. Die Verwandten schenkten mir für meine Kinder 2 Ziegen, die ich sofort nach Benthen schaffen ließ und liehen mir ein Pferd zur Fortsetzung meiner Reise, die mich zunächst nach Datschow zum Hofmeister von Dessin führte, der mir zwei Ochsen und etwas Korn lieh, damit ich die Saatbestellung weiter beschaffen könne. Meine Haupthoffnung und Hilfe setzte ich jedoch auf eine Anleihe beim Vetter Daniel Welkien auf Sammit, dessen glänzende Vermögenslage dies gestattete.

Ich ritt also am folgenden Tage zu ihm und freute mich trotz aller Not und Trübsal, den lieben Vetter, von dem ich lange nichts gehört, wiederzusehen, auch war ich sicher, daß er mir beistehen würde. Wie ich in Sammit eintraf, hatte ich einen furchtbaren Anblick! Das Dorf war niedergebrannt, fast ausgestorben oder doch verlassen. Die Kirche durchwühlt. Die Burg zerstört und ausgeplündert.

Ein alter Mann, der verzweifelt unter den Trümmern umherirrte, sagte mir, daß der Vetter Daniel nach Pommeren zu den Verwandten seiner Frau vor den plündernden und mordenden Schweden geflohen sei.

Welches Elend! Welche Enttäuschung! Wie sollte ich nun Geld beschaffen? Diesen Gedanken wälzte ich unaufhörlich in meinem Kopf umher auf meinem Heimritt nach Benthen. Bei meinem Eintreffen kam mir Johanna aufgeregter und weinend entgegen: „Carl Heinrich, denke dir, Elisabeth ist krank, sie fiebert und weint über Schmerzen, ich fürchte, sie wird ernstlich leiden.“

Das war eine doppelt traurige Rückkehr, selbst Johanna wurde jetzt mutlos, wie ich sie mit den Zuständen in Sammit bekannt machte.

### 3 Tage später.

Was sind das für Beulen auf dem kleinen Körper von Elisabeth?

Johanna bringt Joachim zu Cunibertus, wir können jetzt so wenig für ihn sorgen.

Elisabeth's Zustand wird immer schlimmer, sie windet sich in Krämpfen.

Die Pastorin bringt Joachim wieder, er weint Tag und Nacht, sie können ihn nicht behalten.

Elisabeth ist tot! Es ist kein Zweifel mehr, die Landsknechte haben uns die Pest gebracht, Gott stehe uns bei!

Nun windet sich Joachim auch in Krämpfen.

Joachims Zustand wird immer schlimmer.

Joachim ist tot! Gott erhalte mir nur meine Johanna.

Gott hat mein Flehen nicht erhört! Die furchtbare Krankheit raubte mir auch das Glück und den Sonnenschein meines Lebens, meine Johanna. Womit habe ich das verdient?!

Das ist Karl Heinrichs letzte Aufzeichnung!

Mit dem Erbe Karl Heinrichs wurde im Mai 1639 sein Onkel Balthasar belehnt.

### 50 Jahre später

steht in einer Eingabe an den Herzog: „Carl Heinrichs Haus ist verödet und verfallen. Seine Aecker sind wüst und leer!“ —



### Mein Mecklenburg.

Gedenk ich dein, so rollt das Blut mir schneller,  
Land meiner Väter, du mein Mecklenburg!  
Bei deinem Namen glänzt mein Auge heller,  
Dir bleib ich treu mein ganzes Leben durch. —  
Wohl hab' ich manch Gebirge froh durchmessen,  
Wohl stieg mein Fuß an manchen fernen Strand,  
Doch, wo ich war, nie hab ich dein vergessen.  
Du meiner Kindheit Hort, du mein Heimatland!

Wie dämmert's grün in deinen Buchenwäldern,  
Die bald das Meer, bald leis' ein See bespült,

Wie wogt die Saat auf deinen weiten Feldern  
Von feuchtbewegten Winden sanft gekühlt,  
Wie lacht, umrahmt von leichtgewellten Hügeln,  
Aus schwankem Schilf hervor der Seen Blau,  
Der Flüsse Silberstreif, die widerspiegeln  
Wehrhafter Städte türmerreichen Bau.

Dort wohnt, wie auf den Dörfern, auf den Schlössern  
Ein starkes, zähes, trotziges Geschlecht,  
Dem Alten treu, nicht rasch geneigt dem Bessern,  
Doch fest im Wollen, im Empfinden echt!

(E n d e.)

## „Familien-Nachrichten“

gesammelt von Joachim Christian Friedrich Baeder, Doctor der Rechte und Canzlei-Advokat.

Erster Theil.

Rostock 1886.

### Euphrosyna Sibrand.

Tochter des Landessyndicus Heinrich Sibrand und der Catharina Deutschen (siehe Seite 169) ward am 8. März 1641 zu Rostock geboren. Sie wurde am 25. Sept. 1660 an den Doctor juris Johann Bued (siehe Seite) verheirathet, welchem sie folgende Kinder gebar:

1. Johann Heinrich, geboren am 9. August 1663, welcher als Fahrenträger in Kaiserlichen Diensten bei der Eroberung einer Stadt in Ungarn blieb.

2. Georg Friedrich, geboren am 12. September 1664, welcher am 29. April 1700 Anna Catharina Jonassen geheirathet hat, Advocat wurde und einen Sohn hatte Namens Johann Christoph. Er starb am 18. Januar 1774.

Euphrosyna Christina, geboren 24. Dezember 1665, welche Habichtsthorst in seinem Rostochium literarum Seite 231 die Sonne der Jungfrauen nennt. Sie wurde im Hause des Bürgermeisters Liebeherr erzogen (siehe Seite 149) und in den §§ 8, 12 und 14 seines Testaments bedacht. Verheirathet ward sie am 18. April 1695 an den Doctor der Medicin Jacob Bartholomai, (siehe Seite 187) und starb im Monat 1705 mit ihrem einzigen Sohne in Dresden.

4. Joachim Christian, geboren am 27. October 1668, gestorben zu Rostock am 19. Februar 1729 als Kaiserlich Russischer wirklicher Generalmajor und General-Kriegskommissarius in Mecklenburg, als die Russische Armee mit den Dänen und Chursachsen in Pommern gestanden und den Krieg gegen Schweden fortgesetzt. er war verheirathet mit Regina Rebecca von Wesemann mit der er zwei Kinder hatte, von denen das Aelteste früh verstarb. Er war Besitzer der Güter Kleinen Russowitz und Finkenbergh im Jahre 1716, die er für 12 500 Taler gekauft hatte. Seine Creditoren aber, unter denen die Witwe des Professors Georg Radow mit 3000 Taler, erwirkten 1716 bei der Justiz-Canzlei zu Rostock, weil er sich Schulden halber abenthielt, daß sie in den Besitz der Güter gesetzt wurden.

5. Anna Catharina, geboren am 12. Juni 1667, gestorben 1667.

6. Catharina Elisabeth, geboren am 22. Juni 1670, verheirathet an den großen Materialisten Jacob Christian Weiß in Danzig. Nachdem derselbe ihr im Tode vorangegangen, starb sie in Rostock am 27. April 1741. Sie wurde im Bürgermeisters Liebeherr Hause erzogen (siehe Seite 149) und hatte einen Sohn Namens Johann Jacob Weiß.

7. Anna Barbara, geboren am 11. April 1672, gestorben am 21. April 1672. — Euphrosyna Sibrand starb im

Kindbette am 12. April 1672 und wurde am 22. April mit ihrem Kinde zusammen begraben. Siehe St. Jürgen Kachel und Kirchenbuch Seite 119. Ihr Leichenprogramm schrieb Hermann Beder.

Johann Christian Bued hat das später unter der Firma C. F. Bued geführte Geschäft gegründet. Nach einem großen Brande, dem das ganze Viertel, worauf das Bued'sche Haus steht, zum Opfer fiel, wohnte angeblich ein Schmied in dem neubauten Hause. Bei diesem mietete Johann Christian eine Stube für 30 Taler und richtete diese zu einem Laden ein. Einige rohe Bretter dienten Anfangs als Ladentisch.

Johann Christian verheiratete sich am 11. October 1799 mit Demoiselle Sophie Catharine Odel, Tochter des wail. Pastors Nicolaus Andreas Odel zu Hohen-Mistorf und ist anscheinend auch in Hohen-Mistorf getraut worden. Er starb am 19. 1. 1808 an Schlagfluß auf dem Wege von Schorssow nach Carlshof. Nach Ausweis des Sterberegisters des Bülow'schen Kirchenbuches des Jahres 1808 ist:

„Der Kaufmann Johann Christian Bued aus Teterow, einige 40 Jahre alt, am 19. Januar des Jahres 1808 in Schorssow gestorben und am 22. desselben Monats beerdigt worden.“

Als Ursache des Todes wird nach angestellter gerichtlicher Untersuchung Schlagfluß angegeben und bemerkt der damalige Prediger hinsichtlich der näheren Umstände dieses Todes noch folgendes:

„War tags zuvor in Schorssow auf der retour von Grubenhagen gewesen, geht um 7 Uhr abends gesund weiter; erst andern Tages um Mittag wird er zwischen Schorssow und Carlshof gefunden — nach Schorssow gebracht erstarrt; ohngeachtet erst angeschiebener Hoffnung doch verstorben. (Schriftstück vom 15. Dezember 1881, unterzeichnet W. Erich. B. (Siegel der Kirche zu Bülow). Johann Christian ist in Bülow beerdigt worden.“

Johann Christian hat bei Herrn Jacob Caspar Ahrends, Kaufmann und Handelsmann in Wismar, gelernt. Sein Lehrcontract lautet wörtlich:

„Im Rahmen der hochgelobten Drey Einigkeit. Amen“ Demnach untergezeichnet dato, ein unwiederruflicher Lehr-Contract zwischen Herr Jacob Caspar Ahrends, Kaufmann und Handelsmann zu Wismar einem Theil, und Herr Joachim Hinrich Bued zu Rostock anderem Theile, wegen seines Sohnes geschlossen worden, folgender gestalt: Es verspricht Johann Christian Bued, als Bursche, Sieben nacheinander folgende Jahre, welche sich auf Oftern dieses



1781 Jahres anfangen und 1788 endigen, bey Herr Jacob Caspar Ahrens zu dienen, gelobet und verspricht, während seiner Lehr-Jahre, Gottesfürchtig, Getreu, willig, gehorsam, verschwiegen und redlich sich zu erweisen, und mit unermüdeten Fleiß seines Herrn Handlung und Bestes, nach äußerstem Vermögen zu befördern, es sei in oder außerhalb der Stadt, seines Herrn Handlung und Correspondenz in allen verschwiegen zu halten, und Keinen etwas davon zu offenbaren, auch verspricht er gleichfalls, während seiner Dienstjahre keine eigene Handlung noch Comission sich anzumachen, in diesem Fall, bey Betreffung derselben er gleich bestraft werde. Zugleich auch in so ferne er von anderen bey sich habenden Bedienten im Treulosigkeit ersiehet, oder gewahr wird, solches, verpflichtetermaßen getreulich seinen Herrn anzeigen oder davor, gewissermaßen als Selbstschuldner hafte. Auch nicht während seiner Lehr-Jahre ohne seines Herrn Wissen und Willen aus dem Hause zu gehen, auch kein Geld bey sich zu tragen, so daß, in so ferne ihm Etwas von Jemand, er sei wer er wolle, verehrt oder geschenkt wird, solches gleich seinen Herren in Verwahrung zu geben schuldig ist, damit kein Verdacht auf ihn komme, alles sogleich anzeige. Ueberhaupt muß er von seinen, von ihm sich verbindlich gemachten Versprechens während seiner Lehr-Jahre nicht abweichen, es sey unter welcher Gestalt es wolle. Für einige Untreue, so Gott in Gnaden verhüten wolle, des ihm überführt werden könnte — da der Lehrbursche keine Kaution stellen kann — wird er sogleich ohne alle Vorbitte von seinem Lehr-Herrn gelassen, und was ihn von selbstigem während der Zeit gegeben, daß er bey ihm gewesen, wieder zurück genommen. Alles Fluchen und Schwören muß er sich möglichst enthalten und seine Rede Ja und Nein seyn lassen.

Gingegen verspricht Herr Jacob Caspar Ahrens während der Burschen-Lehr-Jahre, ihm in seiner Handlung, so er führet, getreulich zu weisen und Unterricht zu geben, auf ihm zu Gottesfurcht anzuhalten, und stets an seinem Tische speisen zu lassen, damit er aller Verführung, so Gott in Gnaden verhüte, seine Herrschaft nicht zur Last legen könne, und zwar daß ihm Gelegenheit zu dergleichen Bösen gegeben worden sei. Auch verspreche und gelobe, für mich, meinen Erben und Erbnehmern ihm während der Lehr-Jahre mit allen nöthigen Kleidungsstücken und Wäsche zu unterhalten und nach geendigten Lehr-Jahren, gewöhnlichermaßen, ihm das Gesellen-Kleid pp. zu geben.

Auch ist noch anzumerken, wenn des Burschen Lehr-Jahre verlossen, und er sodann anderwärts zu dienen Lust findet, solches seinen Lehr-Herrn  $\frac{1}{2}$  Jahr vorher anzuzeigen verbunden, ein gleiches sein Herr ihm anzuzeigen verspricht, daferne ihm als Gesell nicht behalten will, da er aber sodann, nach seinem besten Vermögen ihm zu recommandieren schuldig ist.

Zu mehrerer Versicherung und Festhaltung ist dieser Lehr-Contract in dublo ausgefertigt, und von Gehörigen eigenhändig unterschrieben und von Jeden ein Exemplar zu sich genommen. So geschehen Rostock und Wismar Termino Ostern 1781.

Christian Friedrich Bued, geb. 10. Dezember 1779 in Rostock, gest. 22. Mai 1838 in Teterow, verheiratet mit Elisabeth Amalie Henriette Beutell, geboren in Malchin 6. November 1784, gestorben in Teterow 29. September 1842, Tochter des Pastor Beutell (in Mistorf Cantor copuliert) 19. Februar 1784 verehelicht, gestorben 6821 in Malchin und dessen Ehefrau geb. Dorothea Hotter (anderswo (?) genannt Sophie Dorothea Elisabeth) gestorben 1805 in Malchin. Dorothea Hotter war die Tochter des Rektor Hotter, gestorben 1798 in Malchin und dessen Frau, geb. Michelsen, gestorben 177 in Malchin.

Kinder des Christian Friedrich Bued und Elisabeth Amalie Henriette Beutell. 1 Sohn Otto Paul Christian Beatus Bued, geb. 27. August 1817; 1 Sohn August Johann Wilhelm, geb. 26. März 1819; 1 Sohn Ludwig Heinrich Friedrich, geb. 13. Sept. 1820; 1 Tochter Lisette, geb. 9. Oktober 1823.

Christian Friedrich Bued hat bei C. F. Lüth u. Evers in Schwerin gelernt. Sein Lehrzeugnis lautet:

„Vorzeiger dieses, Meoussieur Christian und Friedrich Bued aus Rostock gebürtig, hat bey uns seine Contractmäßig bestimmten Lehrjahre geendiget, so daß wir uns, durch seine treue Rechtschaffenheit und Dienstteifer bewogen gefunden, ihm das noch fehlende Ein Jahr zu schenken, mithin Meoussieur C. F. Bued seines Lehrstandes zu entbinden. Diesem zu folgen, ergeht unsere ergebenste Bitte an alle Handlungsfreunde und Genossen, dem Vorzeiger dieses, alle ersprießliche Dienstleistungen angedeihen zu lassen indem wie es zugleich versichern; bey ähnlichen Gelegenheiten solche aufs reellste zu erwidern.

Zu mehrerer Gewißheit haben wir obiges durch unsere Firma Unterschrift, und dem dabei gewöhnlichen Pottschafft besiegelt.

So geschehen: Schwerin, d. 1. Oktober 1799.

C. F. Lüth u. Evers.

Christian Friedrich hatte außer dem Geschäft noch eine Landwirthschaft. Es wurden gewöhnlich 10 Kühe gehalten, 12—16 Gänse wurden fett gemacht und eingeschlachtet. Ebenso 2 Schweine. 2 Pferde. Er kümmerete sich hauptsächlich um die Landwirthschaft und vernachlässigte mehr und mehr das Geschäft. Seine Kinder, hauptsächlich Ludwig Bued, mußten sehr viel im Ader helfen. Eggen, pflügen, staken, harken. Zu Hause Häckelschneiden usw. Mit den Knechten war meistens Streit. Oft wurde der Knecht mitten in der Ernte fortgejagt und dann mußte die ganze Arbeit alleine bewältigt werden.

Zu seinen Kindern war er sehr strenge. Er war in Teterow als ein durchaus rechtschaffener braver Mann bekannt und geachtet und galt für ziemlich reich.

Vor seinem Tode lag er noch  $\frac{1}{2}$  Jahr auf dem Krankenbette.

Lisette Bued starb nach einem Besuch bei Albertine, wo sie unreife Pflaumen gegessen, an der Ruhr nach 4tägigem Krankenlager.

Otto Paul Christian Beatus Bued, geb. 27. August 1817, gestorben 9. Juni 1888, verehelicht am 30. Juni 1842 mit Lucie Anna Charlotte Schliemann, geb. 12. Juli 1813, gestorben 16. April 1872.

Otto Bued lernte ebenfalls Kaufmann.

#### Zeugnis:

Auf Verlangen des Herrn Otto Bued, Teterow, bezeuge ich demselben, daß er während seines engagements als Handlungsgehilfe bey mir in den Zeitraum von Michaelis 1835 bis Ostern 1838 Treue, Fleiß und Aufmerksamkeit bewiesen, wie es einem jungen Mann seines Standes gebühret und Ehre macht, so daß ich ihm dies Zeugnis mit der Versicherung meiner Freundschaft überreiche und ihm Glück zu seinem ferneren Unternehmen wünsche.

Malchin, den 18. April 1838.

H. C. Scherzer.

Während des Krankenlagers seines Vaters kam Otto Bued als Geschäftsführer nach Teterow. Nach dem Tode von Christian Friedrich wurde alles, wie Ader, Wiesen,



Scheune, Pferde und Gerätschaften auf öffentlicher Auction verkauft. Lisette Bued übernahm Haus und Geschäft und Otto blieb Geschäftsführer. Kurz vor dem Ableben seiner Mutter übernahm Otto, der sich damals gerade mit Charlotte Schliemann verlobt hatte, das Geschäft.

Am 6. Oktober 1851 wurde das Haus 43 mit 2675 Thaler, der Speicher mit 2000 Thaler, Stall etc. 150 und der

Hausanbau mit 625 Thaler bei der Brand-Assekurations-Gesellschaft der Meckl. Städte versichert.

Infolge des so überaus günstigen Geschäfts am Königschuß 48, in welchen Tagen in der Bude 18 Mann bedienten, wurde der Speicherbau in Angriff genommen. 1. Aug.) Das Weinlager etc. war zu dem Nachbar Reppert verlegt worden. Am 4. Oktober schon wurde der Speicher gerichtet.

## Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Wer hett nich de Städen wedder seihn, wo mal en großes Glück, en grot Hartied em bedrapen? — Ach, de Städen! — Worüm stigen ut dese Städen, ut Busch un Wald, ut Gras un Blaumen, ut Lauwen un Gräwer so vele stille, schöne Wesen up un lachen uns an un weinen in unsere grisen Hor ehre Thranen, un wi saenen sei nich seihn! — Ja, schön is dat Wedderseihn, of bi de Städen; aewer wenn einer up en Flag kümmt, wo sin Hart mal mit Fäuten peddt is, wo nicks, rein gor nicks von Gottes-Segen un Minschen-Gründlichkeit up em sollen is, denn frempt siel sin Hart üm, un denn is dat Wedderseihn Gift, un de Wesen, de dor upstigen, sünd bleike, grise Späufels, de in ehre Hänn' Rad un Galgen dragen un en unverständlich Bauk: Preußisches Landrecht; Titel: Conat des Hochverrats.

Oh, id heww Di velmals wedderseihn, Du olles grises Hus up den Schinkenplatz tau Berlin. Dat letzte Mal was 't verleden Sommer, as ut ganz Dütschland de frischen Grisjaden un Widbügen tau 't Turnerfest in Berlin tau samen kemen, as de swart-roth-gollnen Fahnen ut alle Finstern weiheten, un süßwst de wirklichen Herrn geheime Räte „Gut Heil“ ut dat Finster röpen. — „Kumm mit, Fritz!“ röp mi en ollen Gründ an den irsten Dag tau, „wi führen hüt All nah Spandau. De Stadt Spandau spandirt hüt, de Magistrat hett virhunnert Daler tau uns' Bewillkennung utsett't.“ — „Ja dank velmal!“ säd id, „de Weg von Swart-roth-gold nah Spandau is mi gaud naug bekannt.“ un gung nah Hus un namm min gaude Fru unner den Arm un säd: „Dat saenen wi neger hewwen.“ Un id bröcht ehr nah den Schinkenplatz vör dat olle trurige Hus un säd: „Süß, dor hewwen sei mal üm min Lewensglück spelt, un sei hewwen gewunnen.“ — Un schreg aewer weihete 'ne swart-roth-gollene Fahn ut en Finster 'rut, un id namm mine leuwe Fru faster in den Arm un säd: „Ja heww 't betahst, mihr as betahlen kann de Minsch nich; ward of nich von em verlangt.“ — Un as sei so fründlich un still tau mi tau Höchten sel, säd id: „Min leiw' Döchtling, Einer sall Gott för Allens danken. Wenn id hir nich seten hadd, wer weit, wat id Di denn fregen hadd.“

Den annern Dag sett'te id mi up de Fierbahn un fährte tau Hus, lei Turnerfest Turnerfest sin, dat Wedderseihn hadd mi 't Hart ümkrempt.

Aewer mine Geschicht!

De Kapteihn un id seten also in en Wagen un fährten mit twei Schandoren, de Slot un Aeden in ehre Patronentaschen as nothwennige „Bedürfnisse“ för uns mit siel fährten, nah — Berlin. — Hir kemen wi in de negste Nacht, Alock halw twölwen, bi dat lütte, unschintliche grise Hus up den Schinkenplatz, de Husvagtei, wedder an, von wo wi unsen nigen Lewenslopp hadden antreden müßt, un wo de Herr Kriminalrat Dambach, uns' würdige Unkel, inwahlen ded, aewer mit en högern Titel, denn hei was förre de Tid Kriminaldirekter un Husvagt worden, wil em dat so schön gelungen was, ut uns dummen Jungs de

swönstigen politischen Verbrekers herute tau unnersäuen, de allseindag' den preußischen Staat un den leiven Bundesdag bei dicht an den Agrund bröcht hewwen.

As wi vör de Dör fährten wiren un klingelt hadden, kamm de Herr Entspekter mit dat süßwige dröge Knakengerüst un den süßwigen fettigen Schappels tau Rum', mit den hei uns vör sin Johren alle Morgen un Abend de Fhr andahn hadd, siel nah uns ümtauseihn. Hei was sihr in Verlegenheit, wat hei mit uns upstellen süß, wil wi — as hei säd — em nich ordnungsmäßig anmeldt wiren, un hei kein Loek för uns in dei Reih' hadd. Wi müßten also ut de bitterliche Küll in de Wachtstuw' herinne un dor in Qualm un Dunst un 'ne Hitt von 24 Grad (unnerdem deidt dat kein preußische Wachtstuw' bet gegen Alock twei sitten. Nem dese Tid kamm de Herr Entspekter taurügg un melste uns: „nun wäre Alles fertig,“ un wi süßen kamen.

As wi aewer den ollen bekannten Hof gungen, wo id so männigen Tritt liegen hadd, de en vulles Johr hendorch mine ganze Welt utmafen ded, schot mi so allerlei dörr den Sinn, id müßt stahn bliwen. — Dummals un jüst! — Dummals, herute reiten, ut dat schöne, junge, frische Studentenlewen, üm achter Bledkasten, Slot un Kiegel jeden Sünnesstrahl von Leiw' tau vermissen, üm as 'ne Dreihörgel, de dagdäglich mit twölw Gröfschen in Pust un in Gang hollen würd, de Melodie uptauspelen, de de Herr Kriminalrat Dambach vör 't hochpreußliche Kammergericht singen wull, dormit hadd hei sin beten Furtkamen finnen wull. Hei hadd 't dörrsett't, hei was up de Kosten von uns, von aewer dusend junge Lüüd', de irste Kriminal-Beamte in Preußen worden, hei hadd 't farig fregen, ut uns, de wi in de unschüßligste Uprichtigkeit nich blot säden, wat wi dahn, ne, of wat wi dacht un wat wi säht hadd, siel Leddertramen tau sniden, dat hei doran tau sine jüstige höchste Stellung heruppe klattern künn. — Dummals! — Wir de Leiw' of nich begäng', blew de Hoffnung doch bi uns. Hadd hei doch süßwst tau mi seggt — den Kriminaldirektor mein id —: „lassen Sie sich immerhin auf die Festung abführen, Sie müssen entschieden in Ihr Vaterland ausgeliefert werden,“ un nu? Fij Johr binah hadd id seten un keinen Schritt vörwärts!

Den Herrn Kriminaldirektor hadd id von früher her kennen lüht, un id dacht so bi mi: 't is en legen Aiel, id süß em aewer doch noch beter kennen lühen; hei was nich seg, hei was niederträchtig! De por Dag', de wi dimal in Berlin blewen, hewwen mi dat utwis't. Na, id will 't vertellen. —

De Inspekter bröcht uns in en Gefängnis 'rin. Merk-würdig! in dat süßwige, wo id früher mal setten hadd. Dor was de süßwige Bledkasten vör 't Finster, de süßwigen Ritzen in de Wand, up de id so oft minen Blick richt't hadd, de süßwigen Delen, wo id so oft in unrauhige Qual herümmer gahn was, dor was de Städ' noch, wo id mi mal heimlich en Keinspohn ut de Delen sneden hadd. Ut desen Keinspohn hadd id mi 'ne Schriwtedder maht, versteiht siel von süßwst, heimlich!

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 18. Oktober 1936

Nr. 20

## Pferdezucht in Mecklenburg.

Etwas über die in Mecklenburg eingeführten Wettrennen und die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde, als Beförderungsmittel der besseren Pferdezucht.

Den vorliegenden Artikel „Pferdezucht in Mecklenburg“ haben wir der Nr. 25 des Dritten Jahrganges der „Zeitung für Pferdeliebhaber“ aus dem Jahre 1828 entnommen, er vermittelt uns ein interessantes und lezenswertes Bild über den Stand der mecklenburgischen Pferdezucht vor hundert Jahren.

(Eingefandt.)

Wo etwas Neues, bisher noch nicht Gesehenes entsteht, oder von auswärts eingeführt wird, da finden sich sowohl Tadler, welche ohne genaue Erwägung der Umstände, unter welchen eine Sache relativ, nicht nützlich oder schädlich seyn kann, ein absprechendes Urtheil fällen, als auch exaltierte Lobredner, welche auf der andern Seite wiederum einseitig dieselbe Sache beurtheilen, und durch Leidenschaft aufgeregt, selten im Stande sind ein ruhiges, unbefangenes, den Gegenstand ergreifendes Urtheil zu fällen; das ist etwas gewöhnliches, und darf nicht Wunder nehmen. Dies ist nun auch der Fall mit den seit einigen Jahren in Mecklenburg eingeführten Wettrennen, die von Manchem bitter getadelt, von Anderen wiederum bis in die Wolken erhoben worden sind. Da nun Ihr geschätztes Blatt der Hauptschauplatz ist, auf dem diese verschiedenen Ansichten zum Vorschein kommen, oder ihrer doch Erwähnung geschieht, so erlaube ich mir, Ihnen auch meine Ansichten darüber mitzutheilen, mit dem Bemerkten, daß wenn Sie es der Mühe werth halten, es Ihnen frei steht, das Ihnen Mitgetheilte in Ihrer Zeitung für Pferdeliebhaber aufzunehmen.

England, das Land, wo das Pferd für jeglichen Gebrauch des Menschen am leichtesten und vollkommensten erzogen und gebildet wird, hat hiebei zum Muster gedient, und den Engländern hat man sowohl die Wettrennen, als die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde nachgemacht. Gegen diese Maßregel nun sind verschiedene Schriftsteller aufgetreten und haben es bitter getadelt, daß man den Engländern dieses nachgeahmt, wobei sie ihre Meinung mehr oder minder durch Gründe unterstützten. — Wenn man die verschiedenen Aussagen der-

jenigen, die in neuerer Zeit England besucht haben vergleicht, so scheint es kaum zweifelhaft, daß in der letztern Zeit die Zucht der Pferde in England, nicht die Resultate mehr geliefert, wie in früheren Zeiten und, daß namentlich Vollblutpferde nicht mehr, im allgemeinen, so stark, groß und fehlerfrei sind wie früher, obgleich wir von andern Seiten wieder hören, daß dem bei weitem nicht so sey, wie es von manchen Schriftstellern vorgestellt worden. Uebrigens ist die Zucht des Vollblutpferdes in England nicht allein in den Händen der eigentlichen Pferdezüchter, denn angezogen durch die großen Gewinne, welche durch einen einzigen glücklichen Lauf zu erringen sind — größere Summen als bei uns ein Pferdezüchter in einer Reihe von Jahren kaum mit Fleiß, Mühe und Glück gewinnen kann — beschäftigen sich gar viele Personen mit Zucht der Vollblutpferde, die nicht mehr von der Pferdezucht verstehen, als der Esel vom Lautenschlagen; ja, Leute jedes Standes halten eine, oder mehrere Vollblutstuten, lassen diese von berühmten Kennern decken, die sie nur dem Namen nach kennen, in der Hoffnung ein eminent schnelles Pferd zu ziehen und mit diesem eine große Summe zu gewinnen; unbekümmert übrigens, ob der Beschäler zu der Stute passe oder nicht. Daß durch eine solche Operation sonderbare Producte zum Vorschein kommen können, will ich nicht in Abrede stellen, und daß diese, wenn sie auf den verschiedenen Rennplätzen erscheinen, keine vortheilhafte Ansicht von englischen Pferden gewähren, kann ich mir denken. Ich glaube indeß, man muß in England, so gut wie überall, einen Unterschied zwischen verständigen und unverständigen Leuten machen, und diese Art von Speculationszucht von der eigentlichen Pferdezucht wesentlich unterscheiden, die gewiß größtentheils von verständigen Leuten geleitet wird; denn wie sollte es kommen, daß die Engländer, die von allen Nationen gewiß den am meisten practischen Sinn haben, und ihre Vortheile genau — auch auf die Zukunft — zu berechnen wissen, so gegen ihren eigenen Nutzen handeln und im Allgemeinen mit Grundsatz Thiere erziehen sollten, von denen sie einsehen müssen, daß sie am Ende zu nichts mehr brauchbar sind. Zu glauben, daß die Verschlechterung der englischen Pferderassen,



und vorzüglich der Vollblutpferde nicht in dem Maaße statt findet, wie von vielen versichert wird, kann ich um so weniger anstehen, da die Engländer bekanntlich ihre Vollblutpferde nicht allein zum Rennen und zur Zucht von Rennpferden, sondern auch zur Zucht ihrer übrigen Gebrauchspferde, Jagd- und Wagenpferde benutzen, und die Leistungen der ersteren, auch in neuerer Zeit, nach dem was man darüber erfährt, nicht unbedeutend, und denen der früheren Zeit nicht nachstehend, angenommen werden können. Wenn man auch wirklich zugestehen wollte, daß in England jetzt Individuen von der Vollblutrassie vorgefunden werden, die den Anforderungen, welche der Reiter an ihnen macht, nicht entsprechen, und mehr solche Individuen als früher, so muß man bedenken, daß in der letzteren Zeit sich die Zucht dieser Pferde sehr vermehrt hat, und — was freilich zu bedauern — oft von Leuten betrieben wird, die der Natur der Sache nach nicht die Kenntniß davon haben können, die allerdings unerläßlich dazu erfordert wird. Daß indeß die ganze Vollblutrassie verderbt, und so voller Fehler seyn sollte, wie man uns von manchen Seiten glauben machen will, ist kaum glaublich, und beweisen das Gegentheil zum Theil, die in neuester Zeit aus dem Continente gekommenen vortrefflichen Vollblutpferde von denen namentlich eine nicht unbedeutende Zahl, in Mecklenburg eingeführt ist, auch von welchen die Königl. Preussische Gestütsdirektion sehr ausgezeichnete erhielt.

Sollte nun auch wirklich die englische Pferdezücht in dem Grade zurück geschritten seyn, wie behauptet wird, so müssen wir uns dennoch mit dem Gedanken trösten, daß zur Vervollkommnung unserer Pferdezücht, uns kein anderes Mittel übrig bleibt, als die Züchtung mit englischen Vollblutpferden; denn was auch manche Schriftsteller über die Züchtung mit arabischen Pferden sagen mögen, so bleibt dabei noch immer manches zu bedenken. — Wenn es möglich wäre einen arabischen Hengst, dessen ganze edle Abkunft (Röthchli) zu erweisen wäre, aus dem Morgenlande zu bekommen, und man diesen mit großen, starken und leichten englischen Vollblutstuten paarte, so will ich nicht in Abrede stellen, daß etwas Vorzügliches hieraus hervorgehen könnte. Indeß wie schwierig, ja, ich möchte sagen, fast unmöglich dies ist, wird mir jeder eingestehen, der nur einiger Maaßen mit der Geschichte der arabischen Pferde, die aus dem Morgenlande zu uns gekommen, bekannt ist. Von denen in neuerer Zeit ins nördliche Deutschland gekommenen Arabern, ist die edle Abkunft von keinem, soviel mir bekannt ist, nachzuweisen; selbst nicht einmal von dem, gewiß ausgezeichnetesten, den wir je in dieser Gegend bekommen, dem Turcmainatti. Bei dem betrügerischen Sinn, den die Araber, besonders im Pferdehandel anwenden, ist es auch, bei einem Stammregister sehr gewagt, ein solches für richtig anzunehmen. Der beste Beweis, wie schwierig es ist, wirklich edle Araber zu bekommen, bleibt immer der, daß nach England sowohl als nach dem Continente, so wenig Araber gekommen sind, die eine ausgezeichnete Nachkommenschaft hinterlassen haben. Viel Ruhmens wird von einigen arabischen Hengsten gemacht, die in neuerer Zeit in das südliche Deutschland und Ungarn eingeführt sind, indeß habe ich bis jetzt keinen Pferdekennner, der sie gesehen, darüber vernommen, und wird die Folge lehren, was ihre Zucht leisten wird. Selbst über die nubische Pferde, welche neuerdings ins Königreich Württemberg eingeführt sind, und von denen man sich Großes versprach — da das nubische Pferd, nach Aussagen der Reisenden, die uns darauf aufmerksam machten, mit dem Typus des Adels des arabischen Pferdes, Größe des Körpers und Stärke der Knochen verbinden sollte — hört man doch auch jetzt ganz verschiedene Urtheile, und sollen sie sich doch bei weitem nicht so edel gezeigt haben, als man den Beschreibungen der Reisenden nach, hätte glauben sol-

len, die sich leicht auf andere Dinge besser, als auf edle Pferde verstanden haben mögen.

Wenn es nun auch wirklich möglich seyn sollte, arabische Hengste und Stuten edler Abkunft aus dem Oriente zu bekommen, so ist dennoch mit solchen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, daß diese von Privatpersonen nicht leicht beseitigt und bestritten werden dürften, und die Anschaffung dieser Thiere, würde nur Aufgabe einer Landesregierung seyn. Die Erfahrung hat uns aber gelehrt, daß sowohl das arabische Pferd selbst, als auch dessen Nachzucht der ersten Generationen, selten für unsern Dienstauglich ist. Der Araber von kleinerem und schwächerem Körperbau braucht nicht ein so großes, starkes Pferd zum Reiten, als der größere, und schwerere Nordländer — Wagenpferde gar nicht. Wenn nun das englische Vollblutpferd von eben so edler Abkunft als das arabische Pferd, da es von diesem abstammt, durch Auswahl, Klima und Behandlung größer und stärker gebildet als das arabische Pferd ist, so möchte es sich für Privatgestüte namentlich wohl besser zur Veredelung und Verbesserung der Pferdezücht eignen, als das arabische. Ich will keineswegs hierdurch in Abrede stellen, als ob es auch uns nicht gelingen könnte, wie es den Engländern gelungen ist, wenn wir eben so zu Werke gehen wie diese, durch Fleiß und fortgesetzte richtige Paarung, vermittelt arabischer Pferde, auch solche Pferde zu züchten, als sie für unsern Gebrauch passend sind, d. h. große, starke und leichte Reit- und Wagenpferde. Indeß ist hiezu eine längere Reihe von Jahren erforderlich, als wie ein Privatmann, der gewöhnlichen Dauer eines Menschenlebens nach, daran setzen kann; nicht zu gedenken der großen pecuniären Mittel, die dazu erfordert werden, und nicht allemal zur Disposition des Privatmannes stehen. Landesherrliche Gestüte dürften dem oben gesagten zu Folge, die Zucht mit arabischen Pferden, können sie auf irgend eine Weise in Besitz ausgezeichneten Individuen dieser Rasse kommen, eher unternehmen jedoch dieselbe mehr Versuchsweise betreiben, die Zucht mit englischen Vollblutpferden nicht verschmähen. Warum sollen wir nicht die Vorarbeiten benutzen, die andere schon gemacht, warum nicht das englische Vollblutpferd lieber zur Zucht verwendend wie das arabische Pferd, welches offenbar dem Dienst, wozu wir unsere Pferde gebrauchen ferner steht? So wie wir jetzt wohl schwerlich Schaafböcke aus Spanien werden kommen lassen, um durch Zeit und Fleiß das jetzt offenbar feinere und sanftwilligere Electoralschaafe zu züchten, obgleich dieses von jenem abstammt; da es uns frei steht dasselbe aus Sachsen usw. in seinen eigenthümlichen Eigenschaften selbst zu erhalten, so scheint es mir allerdings zweckmäßig, das englische Vollblutpferd vorzugsweise zur Veredelung und Verbesserung unserer Pferde zu verwenden; indem dies als der kürzere Weg zum Ziele erscheint. Wer kann zum Beispiel bei einem Gewichte von zweihundert und mehreren Pfunden ein arabisches Pferd auf die Dauer reiten. Welcher Kürassier- und Manenoffizier, würde sich zur Parade und zum Exerzieren auf ein kleines, noch so edles arabisches Pferd 4'11" bis 5' setzen? Wo findet man die Nachkommen erster Generation von dieser Pferderasse — einzelner Ausnahmen nicht zu erwähnen — die zu diesem Gebrauch verwendet werden könnten? Eben so wenig möchten zu den edlen Wagenpferden, für den Dienst wie wir ihn von ihnen verlangen, taugliche Individuen darunter gefunden werden.

Von vielen Seiten, und den Gegnern des englischen Vollblutpferdes wird behauptet, daß dasselbe sich nicht zum Reitpferde eigne. Indeß glaube ich ohne Grund. — Daß ein Pferd, welches mit dem dritten oft zweitem Jahre auf die Rennbahn gekommen ist, und hier bis zum vierten, fünften Jahre gelaufen hat, nicht mehr die Gewandheit und Biegsamkeit hat, die wir von einem Reitpferd ver-



langen, gebe ich zu, denn ein Rennpferd muß ganz anders hinsichtlich der Reiterei behandelt werden, als ein Reitpferd. Hiezu kommt noch die Art der Reiterei wie sie in England ziemlich allgemein ist; indem der Engländer, auf seinem Rosse sitzend, meist gerade ausreitet und keine Seitenbewegungen und schnelle Wendungen von seinem Pferde fordert. Daß man also wenige nach unsern Begriffen gut dressierte Vollblut- oder andere Pferde, in England findet, ist wohl gewiß; sehr gewagt ist es aber auf der andern Seite, dem englischen Vollblutpferde die Fähigkeit ein gutes Reitpferd werden zu können, abzusprechen. Ich selbst habe Vollblutpferde gesehen und besessen, die sich sehr gut ritten. Indes sind sie oft difficile im Reiten, und es gehört eine stete Hand, ein ruhiger Sitz dazu, sich recht angenehm auf ihnen zu befinden, wie dies aber bei allen kräftigen, lebhaften Pferden der Fall ist. Dafür haben sie aber auch Eigenthümlichkeiten und Unannehmlichkeiten

im Reitedienst welche augenblickliche Unannehmlichkeiten, die, ich wage es zu behaupten, oft Schuld des Reiters sind, aufwiegen. Wenn ein guter Reiter ein noch nicht verdorbenes Vollblutpferd zur Dressur bekommt, so glaube ich, daß er daraus ein eben so gutes Reitpferd bilden kann, wie aus jedem anderen, wenn gleich diese Dressur vielleicht später beendigt wird, als bei einem milder kräftigen Pferde; dafür ist aber hernach dies dressierte Vollblutpferd, durch seine Kraft und Ausdauer, für den Reiter angenehmer und dienstfähiger wie jedes andere. Ob das englische Vollblutpferd sich vorzugsweise zum Schul- oder Bahnpferd eignet, will ich dahin gestellt seyn lassen, diese Leistungen sind aber auch nicht die allgemein nützlichen, und können also bei Beurtheilung eines Pferdes, als nur einseitig, nicht in Betracht kommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Bemerkungen auf einer Reise durch Mecklenburg, über Landstraßen usw.

Entnommen dem Jahrgang 1821 des „Freimüthigen Abendblattes“ in Schwerin.

Im Monat August dieses Jahres machte ich mit eigenem Wagen und Postpferden eine Reise durch Mecklenburg, und berührte die Städte Schwerin, Wittenburg, Gadebusch, Greismühlen, Wismar, Neubukow, Kröpelin, Rostock, Bülow und Sternberg. Da ich diese Reise schnell zurücklegen mußte, so erlaubte meine Zeit nicht, ausführliche Beobachtungen anzustellen, und beschränkte ich mich daher nur auf einzelne Bemerkungen über die Wege, weil gegenwärtig das Bestreben der Landesregierung sowohl als der Mitter- und Landschaft dahin geht, den vielen Beschwerden über die Unvollkommenheit derselben wesentlich abzuheben, auch schon auf mehreren Stellen der Anfang dazu gemacht worden.

In frühern Zeiten habe ich, sowohl auf der Mecklenburgischen ordinären Post, als mit Extrapost, die vielen vexationen der Postbedienten und Postillons sattfam kennen gelernt, um so überraschender war es mir nun, die Postanstalten wesentlich verbessert zu finden. Ich wurde mit solcher Schnelligkeit befördert, daß ich oft, obgleich es in der Erndtezeit war, keine halbe Stunde auf Pferde warten durfte, dabei waren Fuhrgehalt und Nebenkosten möglichst billig und genau bestimmt, auch hatte ich das Glück größtentheils vernünftige Postillons zu erhalten, die selten anders als in der Mitte der Station ankehrten. Nur einmal, und zwar auf der Station von Sternberg bis Schwerin, hatte ich Ursache auf meinen Postillon zu zürnen, indem es mir der übeln Folgen wegen bedenklich schien, diesem noch jungen Menschen, der schon beim ersten Krüge ankehrte, auch beim zweiten die Brantwein-Beche zu bezahlen. Bald bemerkte ich indeß, daß grade das, was ich durch meine Vorsicht verhindern wollte, eher befördert wurde, denn aus dem Fahren ward es mir ersichtlich, daß der Postillon die Stärke meines Wagens auf die Probe stellen wollte. Da die Achsen aber neu und der Wagen unbelastet war, so widerstand er jedem Versuch bis zur Fähr, vor Schwerin; hier verließ der Postillon den zu einem solchen Probestück sonst auch wohl tauglichen Damm, wodurch bei mir einige Hoffnung entstand, unbeschadet durchzukommen, nun aber jagte er ohne auf mein Zurufen zu hören, so lange unter den überhängenden Weiden fort, bis er seinen Zweck erreichte, und eine davon in den Chaiselasten griff, ihn zurückbog, das Holz zerbrach und das Leder zerriß. Das Benehmen dieses Menschen, der zu seiner Entschuldigung nichts zu sagen wußte, als daß er

nicht daran gedacht, einen Chaise-Wagen hinter sich zu haben, überzeugte mich vollends, daß er vorsätzlich gefehlt habe. Gegen Malice der Art kann ein Reisender nur durch gute Auswahl der Fuhrleute oder strenge Vorschriften geschützt werden. Alle Postillons legten übrigens in der bestimmten Zeit ihre Meilen zurück, und sie würden noch schneller gefahren haben, wenn es die Wege oder vielmehr die noch in demselben umherliegenden Steine und Felsen erlaubt hätten. Es ist mir unbegreiflich, wie man diesem so fühlbaren Uebel stets so ruhig hat zusehen können, da dessen Abstellung doch nur mit wenigen Schwierigkeiten verknüpft seyn kann. Man sollte denken, daß jeder, der einen Weg zu erhalten hat, aus Menschenliebe und zu seinem eignen Nutzen bemühet seyn würde, die in demselben einzeln und ohne allen Nutzen umherliegenden Feldsteine an die Seite zu schaffen; allein ich muß es zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß ich auf meiner Reise keinen einzigen, von diesem Uebel völlig freien Weg antraf; selbst auf den von Schwerin nach Hamburg neu angelegten, sind mit der Erde einzelne Steine hingeworfen. Ist es denn wirklich so schwer, diese Steine fortzuschaffen? Ich möchte behaupten, daß im Durchschnitt die Reinigung einer Meile von diesen einzelnen Steinen, nicht über fünf Rthlr. zu stehen kommen kann. Viele Steine sind von beträchtlicher Größe, ragen mit den Spitzen nur hervor und müßten gesprengt werden. Die meisten aber sind von der Art, daß sie auf einen Wagen, Schieffarren oder eine Schlenke geladen, transportirt werden können. Nun ist aber die zweite Frage, wo bleibt man mit den Steinen? auf den Acker darf man sie nicht werfen, und soll man sie weit transportieren, so wird die Arbeit zu kostbar. Ich erwiedere man kann die Steine in die Borte der Seitengräben einlassen; dies hat den Nutzen, daß die Gräben besser stehen und daß die Steine wieder zu erhalten sind, wenn man sie zu bessern Zwecken verwenden möchte. Fehlt es den Wegen aber an Gräben, so bilde man längst denselben eine kleine Mauer, wenn auch nur eine Reihe von Steinen, wie damit an einigen Stellen der Anfang gemacht ist, nur muß man keine halbe Arbeit machen, sondern die Steine sämmtlich, groß und klein, aufsuchen und an die Seite schaffen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich einer vermeintlichen Wegeverbesserung erwähnen, die darin bestehet, daß man in Pfützen und sumpfige Stellen die Felssteine Fuderweise



schüttet, und es alsdann den Reisenden überläßt, sie fest zu fahren. Dies ist keine Wegeverbesserung, sondern eine Verschlechterung. Soll diese gutgemeinte Arbeit zweckmäßig gemacht werden, so muß man die sumpfigen Stellen in der trocknen Jahreszeit einige Fuß tief ausgraben, die Steine einschütten, sie eben ausbreiten, ihnen durch größere Steine an den Seiten eine feste Stellung geben und sie fest stoßen, alsdann aber einige Fuß hoch mit Sand und Kies bedecken. Hierzu darf man aber, bis auf die Seitensteine, nur kleine nehmen. Die Engländer legen ihre Landstraßen auf ähnliche Art an, und indem sie denselben durch kleine Steine eine feste Unterlage geben, veranlassen sie, daß der Thonboden überträgt und man zu jeder Jahreszeit rasch überfahren kann. Wenn diese Wege zweckmäßig angelegt werden, so sind sie den Stein-Chausséen vorzuziehen, und in Mecklenburg fehlt es an Steinen zu einer festen Unterlage nicht, denn alle Aecker sind damit, wenn auch nur mit Feuersteinen, reichlich versehen. Allein auf der Oberfläche des Weges, so weit die Räder eindringen, dürfen keine Steine geduldet werden. Zu einer schnellen Beförderung der Posten und der Reisenden gehört auch ein guter Weg.

Ein anderes Uebel unserer Landstraßen entspringt aus der übertriebenen Breite derselben. Es ist nämlich zuweilen die Fläche an der einen Seite hoch, an der andern niedrig gelegen, gewöhnlich sind es zwei Geleise, zwischen denen ein Absatz ist; fährt man in der Mitte, so muß man ohne Gnade umwerfen. Wie gefährlich für einen Reisenden mit eigenem Fuhrwerk bei Nacht! Auf diese Weise bilden sich oft in einem Wege zwei, drei andre, oder man fährt in derselben Landstraße hin und her, in schlängelförmigen Biegungen, um den Hügeln, Löchern und Felsen in der Straße bequem ausweichen zu können. Wozu nützt eine solche Verschwendung von Grund und Boden? Ich habe Stellen gefunden wo 4, 5, ja mehrere Ruthen der Breite dem Spielraum der Wagen frei gelassen waren, da doch zwei Ruthen für einen Landweg, und anderthalb für einen Kommunikations-Weg genügen.

Der Unfall mit meinem Wagen beweiset, wie nachtheilig die unmittlbar am Wege stehenden Weiden für den Reisenden seyn können, und muß man daher öfter gute Sommerwege vermeiden und den schlechten Steindamm in der Mitte vorziehen, wie z. B. zwischen Doberan und Rostock.

Ich halte mich überzeugt, daß die Mecklenburgischen Wege ohne zu große Kosten in guten Zustand gesetzt werden können, wenn man nur die Hindernisse an die Seite räumt, und die kleinen Fehler, die sich erzeugen, sogleich verbessert. Hierzu gehört eine gute Aufsicht; und es leidet wohl keinen Zweifel, daß, wenn die Kosten der Verbesserung und Unterhaltung der Wege aus einer Generallasse bezogen würden, als wenn diese den Besitzern der Grundstücke überlassen bleiben. Die Wege gehören zu den öffentlichen Anstalten, und haben sich große Herrscher dadurch Ruhm zu erwerben gewußt, daß sie gute Landstraßen anlegen ließen. Dies einzelnen Grundbesitzern aufbürden zu wollen, scheint mit der Billigkeit in Widerspruch zu stehen.

Auf meiner Reise bemerkte ich ferner, daß in mehreren Gegenden große Tannenkämme an beiden Seiten der Landstraße angelegt sind. So lobenswerth die Holzbesamungen auch seyn mögen, so bleibt es doch für den Reisenden eine ängstliche Sache, dergleichen Dickigte zu passiren, aus welchen er so leicht überfallen werden kann. Weniger gefährlich sind die an den Wegen befindlichen lebendigen Hecken. — Die Sicherheit auf den Landstraßen in Mecklenburg verdient übrigens alles Lob. — Eine große Verbesserung haben die Landstraßen durch die Wegweiser erhalten. Es wäre nur zu wünschen, daß man sie nicht bloß an den Landstraßen, sondern auch an den Kommunikationswegen aufstellte. Die Namen fand ich überall mit Velfarbe geschrieben, da diese aber in wenig Jahren erlischt, so möchte das Einschneiden der Namen ins Holz, vor dem Anstreichen, wie dies zwischen Rostock und Ribnitz zum Theil geschehen ist, um so mehr vorzuziehen seyn, als man so dann auch im Dunkeln vermögend wäre, den Namen zu fühlen. Auf mehreren Wegweisern fand ich nur den Namen des nächsten Dorfes — es fehlte die entfernte Stadt. (Vielleicht waren es nur Nebenwege, die nicht weiter führten.) — Durch diese Wegweiser ist der Anfang gemacht, den Reisenden das Reisen zu erleichtern; die Bereitwilligkeit, womit sie überall errichtet seyn sollen, läßt hoffen, daß man ernstlich fortfahren werde, die Straßen selbst zu bessern.

Die Steindämme bei und in den Städten und Dörfern sind größtentheils schlecht erhalten und übel angelegt, doch findet man auch sehr gute Dämme; wie zum Beispiel bei Wismar, Rostock, Schwaan &c. Im Sommer sind sie gewöhnlich zu entbehren, im Winter aber unentbehrlich, weßhalb man an den Stellen, wo sie erforderlich sind, einen Sommerweg neben dem Damm lassen müßte. Wenn die Steindämme gut gelegt werden sollen, so muß man zuerst den Boden in einem flachen Bogen abrunden und die Erde recht fest stampfen, alsdann senkt man an beiden Seiten große Steine ein, um eine feste Widerlage zu erhalten, den innern Raum dämmt man aber nur mit Steinen mittler Art aus und zerschlägt die größern. Wenn auf diese Art die Wölbung so dicht wie möglich mit Steinen auf der hohen Kante ausgefüllt ist, werden sie mit einer Handramme, die ein Mensch heben kann, gelinde gestampft, und dadurch dem Ganzen die gehörige Form gegeben, alsdann kann man die Zwischenlöcher mit Grittsand ausfüllen und nun den Damm mit einer großen Ramme für vier Menschen völlig feststoßen.

Wenn man nun für Reisende, die Pferde und Wagen haben und bezahlen können, durch gute Wege forset, so möchte es wünschenswerth seyn, auch für die größere Menge Menschen, die zu Fuß gehen muß, gute Fußsteige anzulegen, die durch den Auswurf zweier Gräben die nöthige Erhöhung erhalten und an den Seiten mit Bäumen bepflanzt werden könnten. Hierdurch würden alle Klassen der Einwohner begünstigt und es wäre auch für diejenigen gesorgt, deren Arme und Kräfte zur Verbesserung der Wege unentbehrlich sind, und die jetzt durch Dick und Dünne wandern müssen.

## Ueber die Not geringer Leute, eine Wohnung zu erhalten.

Wohnungsnot der armen Bevölkerung vor 100 Jahren.

Die Konstitution vom 21. Juli 1821 verpflichtet jeden Ort, seine Armen zu ernähren, und deshalb sucht jedes Domanialamt, jeder Gutsbesitzer und jede Stadt zu vermeiden, daß nicht ein Einwohner aufgenommen werde, der vielleicht in der Folge unterstützt oder gar ernährt werden muß. Daraus sind mancherlei Nachtheile entsan-

den, die ich aufzuzählen mich bemühen und dann einen Vorschlag versuchen werde, wie ihnen möchte vorgebeugt werden können. Zu den nachtheiligen Folgen rechne ich:

1.) Wenn jemand hekrathen will, so muß er durch einen Schein der Obrigkeit beweisen, daß er einen Wohnort sich verschafft habe. Diesen Schein zu verweigern hängt ganz



von der Willkür der Obrigkeit ab, denn die Fälle sind gewiß höchst selten, wo die höchste Landesregierung den obrigkeitlichen Konsens supplirt hätte, und der Klagenende hat also noch eine Menge Kosten, die für den geringen Mann oft sehr drückend sind.

2.) Daraus folgt häufig Immoralität mit allem, was sie in ihrem Gefolge hat; namentlich verfrüheter Beischlaf, uneheliche Kinder, die nun niemand ernähren kann und will, und das wilde Leben der Brautleute, die sich gern heirathen wollten, aber nicht durften. Daher die traurige Wahrheit, die der Staatskalender ergibt, daß unehelich geborene sind 1821 — 1367, 1822 — 1448, 1823 — 1535, 1824 — 1489, 1825 — 1573, 1826 — 1593, 1827 — 1613, 1828 — 1600, 1829 — 1589, 1830 — 1627. Das 9te Kind ist also ein uneheliches, und da es bekannt ist, wie wenig Sorgfalt für dergleichen Kinder verwendet wird, so ist es nicht zu verwundern, daß im Jahre 1821 nur 7749 Menschen, im Jahre 1830 aber schon 9266 gestorben sind. In den Jahren 1827, 1828 und 1829 war die Sterblichkeit noch größer, aber wir haben auch wieder den Trost, daß diese Sterblichkeit aus der unehelichen Geburt allein nicht abzuleiten ist, sondern aus der größeren Volkszahl von selbst folgt.

3.) Wer auf dem Lande oder gar im Auslande geboren ist und ein Handwerk erlernt hat, der wird — mit Ausnahme höchst seltener Fälle — in keiner der kleineren Landstädte angenommen, eben weil er nicht darin geboren ist. (Die beiden Seestädte denken darin liberaler.) Einzelne dieser Städte, z. B. die hiesige, nehmen doch noch darauf Rücksicht, daß sie denjenigen annehmen, der die Tochter eines Einwohners aus der Stadt heirathet. Andere kümmern sich aber auch um diese ihre weiblichen Eingebornen gar nicht, und so macht jede Stadt einen Staat im Staate. Wenn also auch ein Ausländer, z. B. ein Berliner, wo die Gewerbe rationeller, mit Benutzung neuer chemischer und mechanischer Erfindungen, betrieben werden, sich hier etabliren wollte; wenn das Gewerbe durch einen solchen Mann in größern Flor kommen, und das Publikum sein Fabrikat viel besser und wohlfeiler erhalten; wenn der Besitzer eines Hauses seine Wohnung an einen solchen Mann besser vermieten und die arbeitende Klasse besseren Verdienst durch ihn haben könnte: so hilft dies alles nicht. Der Grundsatz: Kein Auswärtiger wird aufgenommen! muß festgehalten werden, mag auch das Gewerbe nie in Flor kommen, mag das Publikum schlechte Fabrikate theurer bezahlen müssen, mögen Miethswohnungen leer, möge der Tagelöhner ohne Arbeit bleiben, die Regel bleibt ohne Ausnahme! — Und wer gar auf dem Lande geboren ist, wer also selbst den Reiz eines Ausländers nicht einmal hat, kann nie und nie in einer kleinen Landstadt sich etabliren. Wo bleibt er denn am Ende? Das weiß Gott! Ich kenne mehrere solcher Handwerker, die auf dem Lande geboren sind und den Ruf großer Geschicklichkeit haben; aber vergebens haben sie durch alle Instanzen in mehreren Städten ihre Aufnahme zu bewirken gesucht und nur Kosten von ihren Bemühungen gehabt.

4.) Wenn Handwerker in den Domänen heirathen wollen, so erhalten sie ohne Schwierigkeit zwar den Wohnortsschein; aber sie können da nicht wohnen, wo schon ein anderer desselben Handwerks ist, können wenigstens ihr Handwerk nicht treiben, und die Pächter nehmen in der Regel einen solchen Handwerker gar nicht ein, weil ihnen mehr um Tagelöhner zu thun ist. Ihr Bestreben um einen Wohnort hat also schon gleich Anfangs große Schwierigkeiten. Hat ein solcher Handwerker aber auch auf einem Dorfe eine Wohnung gefunden, so wird diese dem einen oder andern doch endlich einmal gekündigt, und nun ist seine Verlegenheit noch weit größer, weil schon Frau und Kinder hinzugekommen sind, und weil eben die geschehene

Kündigung den Agwohn erregt, der Mensch müsse doch wohl einen Mafel haben, denn warum wäre er sonst gekündigt. Der Gekündigte verläßt seine Arbeit und läuft Tag und Nacht hier hin und dort hin, um eine andere Wohnung wieder zu erlangen. Vergebens. Er will so gern in der Nähe bleiben, weil er einmal seine Kunden dort hat, die er in der Ferne vielleicht nicht wiederfindet; aber diese Mühe ist noch mehr vergebens. Keine Stadt, kein ritterschaftliches Gut, kein Hof in den Domänen, kein anderes Domänialamt, kein Dorf, wo schon einer seines Handwerks wohnt, will oder kann ihn aufnehmen, und in der Ferne geschieht dies am allerwenigsten, weil man ihn nicht kennt, und weil man argwöhnt, daß doch etwas dahinter stecken möge. Unterdessen kommt die Umzugszeit heran, der Vermietter muß die Räumungsklage anstellen, das Gericht wirft den Miethsmann auf dessen Kosten aus und die Obrigkeit bringt ihn in eine Wohnung wieder ein. Aber was heißt das? Es ist ein heizbares Zimmer, zuweilen ein schnell zur Stube noch im späten Herbste aptirter Stall, ohne Garten, ohne Stallraum, ohne Feuermaterial, ohne Futter und Weide für eine Kuh, die ohnehin vielleicht schon für die Kosten weggeht oder doch nun aus Noth wohlfeil verkauft werden muß, und so sind Frau und Kinder schon dadurch ohne Nahrung. Sie sind es aber noch mehr, weil der Mann nun gesetzlich Tagelöhnerarbeiten thun muß, wozu er das Geräthe, die Uebung und die durch Uebung entstehende Kräfte nicht hat. Vielleicht ist er gar noch mit einer andern, in gleicher Lage befindlichen Familie zusammengesteckt, und so entstehen in einem feuchten Lokale Feindseligkeiten, Unreinlichkeiten oder gar ansteckende Krankheiten! — O möchten doch die, welche helfen könnten, den kummervollen Blick sehen, womit ein solcher Mann seine Leidensgefährtin betrachtet! Möchten sie die Jammerthränen sehen, die beide Eltern über ihre Kinder vergießen! — Der Mann will sich gern ernähren, kann sich auch ernähren, aber er darf nicht!

Man glaube nicht, daß ich zu grelle Farben auftrage; ich kann alles mit Akten beweisen. Darum glaube ich auch, daß es Pflicht ist, dies in einem einheimischen Blatte zu sagen, damit die gesetzgebende Gewalt, die hier im Lande gewiß so väterlich gesinnt ist, als irgendwo, die schon vorläufig gewünschte Abänderung dieses Zustandes desto eher zu Stande bringen und die Thräne so manches Unglücklichen abwischen könne.

5.) Doch nicht bloß die Handwerker allein, sondern auch die Tagelöhner auf dem Lande sind in gleicher Bedrängniß. Sie lassen sich manche Beschränkung ihres sauren Verdienstes gefallen, wenn gleich ich rühmend erwähnen muß, daß sie auf manchem ritterschaftlichen und Domänial-Gute sehr wohlwollend behandelt werden. Ihre Kuh wird gut geweidet und gefuttern, sie haben hinreichend Kartoffel- und Flachsland, und kurz, die Menschenfreundlichkeit ihrer Herrschaft begegnet ihnen auf allen Schritten; aber es ist nicht allenthalben so, und wo es nicht so ist, da sind häufig auch die schlechtesten Leute.

Wird an einem guten Orte ein Tagelöhner gekündigt, so ist die Vermuthung gegen ihn, und wäre die Ursache der Kündigung auch nur, daß er alt oder kränklich ist. Und ist die Kündigung an einem Orte geschehen, wo die Leute nicht so gut gehalten werden; so ist die Furcht, daß er schon arm sei oder sonst nicht tauge, noch größer. Mag er aber auch seyn an welchem Orte er will, so ist jeder außerordentlich vorsichtig bei der Aufnahme eines Menschen, und mancher läßt lieber die Wohnung leer stehen, als daß er einen Menschen aufnehmen sollte, den er vielleicht nicht wieder los werden kann, sondern früh oder spät ernähren muß. Erhält aber ein Tagelöhner keine Wohnung wieder, so ist sein trauriges Loos zur Umzugszeit dasselbe, wie ich unter Nr. 4.) bei den Handwerkern



geschildert habe, nur daß er sich doch noch eher mit Handarbeiten helfen kann, wenn er vielleicht alt, kränklich oder mit vielen kleinen Kindern gesegnet ist.

6.) Am aller traurigsten aber ist das Schicksal der Holzländer, Müller, Schmiede und verheiratheten Schäfer, die keine Pachtung wieder bekommen. Sind sie auch nicht arm, so zehren sie doch ein und werden allmählich arm; daher diese Leute am allerwenigsten eine Wohnung wieder erhalten können. Man denke sich die unglückliche Lage dieser Menschen, die an ein besseres Leben gewöhnt und zu Tagelöhnerarbeiten durchaus unbrauchbar sind. Ich habe einen Müller gekannt, der muthig mit den Tagelöhnern in die Mergelgrube ging. Sein starker Körper magerte bald ab, aber zugleich schwanden die Kräfte so, daß die andern ihn nicht mehr in ihren Afford aufnehmen wollten, und in weniger als 2 Jahren schlug seine bessere Stunde; er hatte sich buchstäblich zu Tode gearbeitet.

Was ist denn aber nun zu thun?

Es würde mich sehr freuen, wenn ich ein ausführbares Mittel anzugeben so glücklich wäre; aber ich will auch recht gern zufrieden seyn, nur den guten Willen gehabt zu haben, wenn ich nur veranlassen kann, daß ein Anderer ein besseres Mittel vorbringt. Die hauptsächlichste Furcht eines jeden besteht darin, daß er den angenommenen Miethsmann nicht wieder los wird. Und das beste Mittel muß also seyn, diese Besorgniß wegzuräumen. Sehen wir die Konstitution vom 21. Juli 1821 an, so enthält sie im § 3 die Bestimmung, daß rücksichtlich der Versorgung jeder Verheirathete dem Orte angehören soll, wo er mit obrigkeitlicher Erlaubnis wohnt, oder ohne diese 2 Jahre gewohnt hat. Frühere Gesetze enthielten andere Bestimmungen dieses Anrechts, namentlich den Geburtsort. Theils aber schienen die früheren Gesetze nicht deutlich, und daher entstanden manche Streitigkeiten, theils aber war der Ort im Laufe der Jahre nicht leicht auszumitteln, und das gab abermals gerichtliche Weiterungen. Die jetzige Bestimmung beruhet also nicht sowohl auf Nothwendigkeit, als vielmehr auf Abkürzung des Verfahrens, wenn man den pflichtigen Ort ausmitteln will. Man kann also eben so gut einen andern Ort, als zur Unterstützung verpflichtet, gesetzlich bestimmen, wenn er nur eben so leicht auszumitteln ist. Deswegen erlaube ich mir noch einige Worte, theils über den verpflichteten Ort, theils über die Art, ihn auszumitteln, hinzuzufügen.

A. Den zur Unterstützung verpflichteten Ort betreffend, so schreift die Gesetz die entfernt und deren Eintreffen nicht wahrscheinlich ist, und wenn man also auch nicht den Geburtsort eines verheiratheten Menschen als denjenigen annehmen will, der zu seiner Hilfe verpflichtet seyn soll, wenn er dereinst Hilfe bedürfen sollte, so kann man doch ganz füglich denjenigen dafür erklären, wo er sich verheirathet hat. Es ist offenbar gleichgültig, welchen Ort man im Gesetze annehmen will, denn frühere Gesetze hatten ja auch einen andern Ort bestimmt, und etwaige Inkonsistenzen gleichen sich überdies im Laufe der Zeit immer von selbst wieder aus. Es ist also durchaus kein Nachtheil damit verbunden, wenn man den Verheirathungsort des Mannes als denjenigen bestimmt, von dem er und seine Wittve, oder seine unverheiratheten Kinder — in sofern der § 6 der Konstitution auf sie paßt — sollen Hilfe erwarten können, wenn sie dergleichen in der Folge nöthig hätten. Verheirathet die Wittve einen Andern, so wird der zweite Verheirathungsort nunmehr der Verpflichtete.

B. Aber wie soll man diesen Ort finden? — Nach meiner Meinung ohne Schwierigkeit, wenn Die n s t b o t e n b ü c h e r eingeführt werden. Das ist ein Buch wie das Wanderbuch eines Gesellen, welches jeder Diensthote, männlich oder weiblich, erhalten muß, sobald er nach der Konfirmation zuerst in Dienst tritt, und das in der Regel bei dem Brotherrn in Verwahrung seyn muß. Hierin wird die Vermietzung, Aufkündigung, anderweitige Vermietzung schriftlich vom Brotherrn bemerkt. Verheirathet sich ein Mädchen, so schreibt die Obrigkeit oder der Prediger in dessen Buch, wann, wo und an wen dies geschehen ist, und dann bleibt dies Buch bei dem ihres Mannes, bis endlich ihr Witwenstand oder der Tod wieder darin von dem Prediger oder der Obrigkeit bemerkt wird. Auch in des Mannes Buch wird dessen Verheirathung und Tod von dem Prediger oder der Obrigkeit geschrieben, welcher erstere es im Todesfalle aufbewahrt. Die Geburt und der Tod der Kinder würde darin von dem Prediger zu bemerken seyn. Solche Diensthotenbücher würden nicht nur den zur Unterstützung verpflichteten Ort nachweisen, sondern auch bei etwaigen Untersuchungen den ganzen Lebenslauf; und sie würden Pässe, Mieths- und Kündigungscheine überflüssig machen. Alles Uebrige der Konstitution vom 21. Juli 1821 bliebe in seinem Bestande. Die Verheirathung aber müßte auf keinen Fall erschwert werden dürfen.

Neubukow.

C. F. Michelsen.

## Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Tau Wihnachten hadd id en por Wallnaet fregen, id hadd de Raetschellen brennt un mi dorut 'ne Ort Tusch maht, mit de hadd id schrewen, natürlich heimlich! Nicks Böses hadd id schrewen, nicks wat gegen de Husordnung was, blot Gedichte — slichte Gedichte, worin de But utbrof, worin de ganze Bitterlichkeit von mine Lag 'ludhals' schreg, worin id dat beten Welt in Grus un Mus tausamlagen un mi demnastien as Herrgott der zweite up desen Schutt etabliren wull. Tau 'm Glück för de Welt is dit Allens verluken gahn, un tau 'm Glück för mi klingen dese Gedichte in minen Harten nich mhr wedder, sülvst de Fedder, de Kleinspohn, mit de id dit Allens schrewen heww, un de id Johre lang as Andenken uphegt heww, is von Mariken Gramfows in Treptow mal as en gewöhnlichen Spohn tau 'm Anbäuten in en Aben vernuht worden. — Wenn mi aewer Einer mal besäufen süll, denn kann id

em doch wat Schriftliches ut dese Tid wisen: „die Tochter Jephthas“ von Byron, de id ut den Gedächtniß dal schrewen heww. — Byron was tau dunmalen min Mann.

In dit Gefängnis kemen wi in dese bitterkollte Nacht herin. Allens noch as süs, aewer kolt, kolt, bitterkolt! Allens was noch so as süs; aewer up dat Beddgeste, hadd en Strohsack legen, de sehlte ditmal. — „Na, Kapteihn, denn helpt dat nich!“ — Wi ladden uns up de Delen, en Stück Dings unner den Kopp, mit den Mantel tangedeckt, un stats tau slapen, früren wi de Nacht hendörch, denn dat Loek was lang' nich döchwarmt. Den annern Morgen slot de Entspekter de Dör up un frog recht fründlich, woans wi slapen hadden, wi deden, as wenn wi fine spöttische Reden nich markten, un verlangten för den Fall, dat wi noch 'ne Nacht hir bliwen süllen, en Bedd, tau 'm wenigsten doch en Strohsack. Doraewer, meint hei, künn hei nich bestimmen, hei wull 't aewer den Herrn Kriminaldirekter Dam-



bach seggen; im Aewrigen hadden wi däglich siw Süßvergröschén tau vertehren. — Jä antwurt't em, wi wiren doch up de Reif, un immer so 'ne Uemstänn' wir dat doch Saz, dat wi twintig Süßvergröschén fregen. — Dat hadd de Herr Kriminaldirekter so bestimmt, säd hei un gung dormit ut de Dör. —

As hei weg was, kam denn de Slüüter un frog, wat wi geneiten wullen. Wi wiren dörschfrozen bet up de Anaken, un lepen in unsen Kasten 'rümmer, as de willen Dir, blot iim warm tau warden; wat was denn nu natürlicher, as dat uns nah 'ne warme Laß Koffe verlangen ded? Also twei Pötschonen Koffe! — Wi fregen den Koffe, aewer de Pötschon kost'te vir Süßvergröschén, uns blew noch en Süßvergröschén för den ganzen aewrigen Dag. Wat süllen wi dorför löpen? Natürlích Brod. Also en Brod tau 'm Süßvergröschén för Jeden, un wi wiren mit uns' siw Süßvergröschén dörsch.

As wi gegen Abend of mit uns' drög' Brod dörsch wiren un in 'n Düstern herümme hulten, kamm de Herr Entspekter wedder, iim uns gaude Nacht tau wünschen. — Dat was denn nu nids wider, as de nichtswürdigste Spott, id let mi dat aewer nich marken, wo ingrimmig dat in mi towte, un frog em, ob wi denn of dese Nacht noch ahn Bedd oder Strohsack slapen süllen; wenn uns von wegen de Husvagtei-Verwaltung kein Lager geiven warden künn, so hadd is noch 26 Thlr. un de Kapteihn noch 21 Thlr. Probat-Geld, wat de beiden Schandoren ut M . . . mitbröcht un hir asliwert hadden, un dorvon künnen jo de Kösten för en Bedd bezahlt warden. — De Entspekter makte mi en höflichen Diner un säd, dat wir Allens recht gaud, aewer de Herr Kriminaldirekter hadd bestimmt, wi süllen uns irst von uns' siw Süßvergröschén so vel tausamen-sporen, dat wi uns en Bedd meiden künnen. —

Dat was denn nu doch apenbore Riederträchtigkeit, wenn wi däglich von uns' erbärmlich Traktament einen Süßvergröschén asstödden, denn mühten wi dörtig Dag' up de blanken Delen liggen von des Abends Alost siwen bet des Morgens Alost achten in 'n Düstern, ihre wi den Daler tausam hadden, den dat Bedd för 't Monat kosten ded, mühten Hunger un Kummer liden, un weswegen? Hadden wi up't Frisch denn wedder wat verbraken, dat sei so mit uns in 't Gericht gahn künne? — Jä verlangte denn also den Herrn Kriminaldirekter persönlich tau spreken. — De Antwort was, de Herr Kriminaldirekter sei sic iim dese Tid nich spreken, un dormit würd de Dör wedder tauslaten, un wi legen de Nacht wedder up den Hautboden un früren.

Den annern Morgen dat Süßwige: wedder warmen Koffe un en Süßvergröschénbrod. — Jä wull nu den Herrn Kriminaldirekter spreken, as Husvagt was dat sine antliche Schülligkeit, Klagen von de Gefangenen antaunemen, un wi hadden tau klagen. De Antwort was: de Herr Kriminaldirekter wull uns aewerall gor nich spreken. Jä sett'te mi also dal un schrew an em, id verlangte einen Protokollführer, wil dat id mi aewer em bi 't Kammergericht besweren wull. — Jä freg kein Antwort. — Den Abend wedder den fründlichen Gaude-Nacht-Wunsch von den Entspekter un dat harte Lager up de Delen.

De drüdde Morgen kamm un bröchte dat Süßwige, aewer hei bröchte einen Dag, an den ward id tidlebens denken, denn uter dat anner Ungemach, wat uns all so mör makt hadd, bröchte hei 'ne nige Angst un en niges Glend. Min oll Kapteihn würd krank. 'Ne grote Unrauh, 'ne jagige Hast kamm aewer em, hei grep hir hen un dor hen. 'Ne Bibel sag in uns' Gefängnis, hei namn sei, hei les' hei smet sei weg, hei les' wedder, hei smet sei wedder weg un lep in 't Gefängnis 'rümmer, roth, blauroth, in 't Gesicht, un smet sic denn wedder up de harten kollen Delen

dal. — Jä weit 't, hir hett hei den Grund tau en por swere Zungenkrankheiten leggt, de em nächsten in e in Johr up de nige Festung besöllen. —

'Ne Bibel in en Gefängnis is 'ne schöne, minschenfründliche Saz, un de Mann, de tauirst dorför sorgt hett, hört tau jenne uterwählten Minschen, de nich allein dat swacke Minschenhart, ne, of unsern Herrgott sine allbarmherzige Affsichten richtig verstahn heiwven. Männig steinern Hart mag weil worden sin vör Gottswurt; männig Verbreker mag dordörsch tau de richtige Insicht un tau Gott kamen sin; aewer wi wiren keine Verbreker, wi wiren Sünner alltaumal, eben so 'ne Lumpenhunn' as de, de up ehre twei Beinen fri herümmerlepen, aewer in unsen Fall hadden wi nids verbraken, un dorin stunnen wi rein vör Gott, un nich uns' Herrgott drop uns hir mit Jammer un Glend, ne! de Riederträchtigkeit von Minschen, de ehr grausam Gefüht an uns utlaten wullen, de nids mit unsen Herrgott, desto mihr aewer mit den Dürvel tau dauhn hadden.

„Dat dat Bauf liggen, Kapteihn, uns' Herrgott drop Di nich, sin lichtes Afbild hir up de Jrd' hett Di blot en por Stein' in den Weg smeten! Dat dat Bauf liggen, Kapteihn, mal Di nich tau 'm Mitschuldigen von de Gotteslästerer, de mauthwillig Glend aewer de Lüd' bringen un denn Gottswurt tau 'm Trost dosör henleggen!“

Jä kloppte an de Dör un würd up den Gang herute laten; dor drop id en ollen Kammergerichtsbadén, de mi ut frühere Tiden bekannt was, Heubold heit de Kirl, hei sall nächsten wegen Unnersleif up de Festung kamen sin, wat id aewer nich verbürge kann. Wenn hei dorhen kamen is, denn hett 't de Hallunk allein all för den Hohn verdeint, den hei mi mit sin grinziges Gesicht entgegen-smet, as id em frog: „Heubold, wissen Sie nicht, wie lange wir hier noch bleiben müssen?“ — Dor stunn hei vör mi mit dat olle weise, witte, upgedunsene Gesicht, it dat olle flappe Lachen iim dat breide Mul, mit de olle vossige Perük, un langsam kamm de Antwort herute: „Sie bleiben immer hier. Glauben Sie, daß der König alle diese großen Gebäude hier leer stehen lassen will? Nein, Sie bleiben hier und Ihre Kameraden kommen alle nach.“

De Schuft wüht dat beten: hei wüht recht gaud, dat wi wider reis'ten, hei wüht recht gaud, wo elendiglich wi hir hollen würden, hei wüht recht gaud, wo vull Sorgen uns tau Maud was; aewer 't fettelte den Hallunken doch, uns of noch en Hauttritt mit up den Weg tau geiven; Einer kunn em de entsamtige Lust von 't Gesicht herunner lesen, mit de hei sprok: „Nein, Sie bleiben hier.“

Jä kamm 't un will 't nich striden, dat id mi von de gründliche Gemeinheit von desen Kirl in 't Budshurn jagen let — so 'n Gefangenen is gor tau zag, un drei Dag' Water un Brod, dat liggen up den Hautboden un de bittere Küss maken grad of nich vel Kurasch' — id glöwte, hei redte de Wohrheit un id versirte mi dägern doraewer, vel mihr as dunmals, as sei mi min Dodsurteil spraken hadden. Dat was en Ogenblick Saz, un dit was 'ne lange, allmähliche Dodquäleri. 'T giwvt man wenig Minschen in de Welt, de en Begriff dorvon heiwven, wat dat heit, wenn Einer up Staatskosten langsam tau Dod' quält ward. Maeglich was 't, de Anfang was jo all makt, un worüm süllen sei de Saz nich wider bedriwen. — Ach! mi was slicht tau Sinn; aewer dat vulle Unglück süll irst losgahn: min olle leuwe Kapteihn hadd de ganze Geschicht anhört, un wat för mi 'ne jammerbülle Qual was, kunn för em tau en döddlich Gift warden.

As wi wedder inslaten wiren, felen wi uns einanner in de Arm, un lang' maegen wi woll so stahn un Schutz un Trost an einanner söcht heiwven — wo lang' weit id nich mihr — aewer dat weit id noch as hüt, dat min oll brav' Kapteihn strack un stramm in dat Loch herümmer



gung un sine Krankheit aewerwunnen hadd, un dat in mi en allmächtigen Troß upbegehrte: De Düwel müßt mit den Düwel verdreuen werden.

Jed kloppte an de Dör; id wull en Protokollführer hewwen! Jed wull mi bi 't Kammergericht besweren! — Richtig! nah en por Stunn'n kamm en Kirl herinner, so 'n oll binnen un buten smeriges Worm von Referendarius, von de Ort, de ehr Richtereexamen nich farig frigen kaenen un ehr Leiven lang as Schauhpußer bi de höhern Gerichte vernuht worden.

„Sie wollen sich beim Kammergericht beschweren? — „Ja!“ — „Am besten wäre es denn wohl, wenn Sie selbst Ihre Beschwerde aufsetzen.“ — „Ne, säd id, dat wull id nich, hei wir dortau jett't, un hei müßt dat, hei müßt mi dat of bettügen, dat wi all drei Nacht up de blanken Delen legen un den Dag aewer von Water un Brod lewt hadden. Mit Hängen un Wörgeu kamm hei dortau; aewer de Redensorten, de id aewer den Herrn Kriminaldirekter makte — sin wiren sei just nich — de wull hei nich in sin Protokoll upnemen.

Natürlich müßten wi dese Nacht noch wedder up den Fautboden slapen; wi legen tausam, min oll brav' Kapteihn lag in minen, id in sinen Arm; dat Unglück smäd't de Minschen hellschen dicht tausam.

Den annern, d virten Morgenümmer dat Süßwige! Min oll Kapteihn blew still up sin hart Lager liggen, id gung up un dal un stellt mi endlich vör den Blecklasten hen, wo de grage Wintermorgen twei Hänn' breit von baben herinne sach. — Leiwer Gott! un hir noch siw un twintig Johr!

Min oll Kapteihn was upstahn, hei grep wedder nah dat Bibelbuck. „Dat dat Buck liggen, Kapteihn! Uns' Herrgott helpt blot den, de sich süßwen helpt. — Wi will'n uns wehren, Kapteihn!“

Ach, du leiwer Gott! wi stunnen tausamen in en halvdüster Lock, inslaten, nicks up un nicks in den Liw', un wulsen uns gegen de Welt wehren!

Maeglich, dat mi Einer von de sogenannten Framen deswegen verachten deiht, dat id dat Bibelbuck taurügg smeten heww, id kann ehr aewer de Versicherung gewen, dat en helles, frisches Gottvertruen ahn Bibellesen un Beden aewer mi kamen was, un tau 'm Pris un Ruhm von unsen Herrgott will id 't hir seggen: „Dat hett mi nich be- dragen!“

De Dör würd upslaten, un in de Dör stünn de Schandor Ref', de mi vör siw Johren so oft tau 'm Verhür bi den Herrn Kriminalrat bröcht hadd. Hei was en ollen, langen, drögen Mann, sin Gesicht was von Pockenoren terreten un von Sommersprutten bemalt, en kümmerlich griß' Hor hung em von baben dal, un ut jeden Näs'loch hung em „Friedrich Wilhelm der Dritte“ as en grises Talglicht herute — hübsch was hei nich, aewer dennoch! — wenn mi einmal uns' Herrgott in mine Dodsstunn en Erlösungengel schicken will, denn sall hei mi den ollen Schandoren Ref' schicken.

Dor stunn hei in de Dör in sine königlich preussische Engelsuniform un röp herinne in uns' Jammerlock: „Meine Herren, machen Sie sich bereit; in einer halben Stunde reisen wir.“

Ach, Kapteihn! Charles douze! Wat was 't för 'ne Freud! — Weg! — Weg! Wohen? — Wi wüßten 't nich; aewer man weg! Weg von den Kirl, de sine Freud doran hatt hadd, uns ahn Ursal bet up 't Bland tau quälen!

Aewer, ward Männigein seggen, dat hewwen doch anner un bel beter Lüd' noch düßler uthollen müßt. — Denkt doch an de Landwehren von achtheinhunnertdrütheihn! — Ja, 't is wohr, aewer de Lüd' hewwen nich blot leden, sei hewwen nich blot leden, sei hewwen of wat dahn.

Un dat is de Sa! — Wi jungen Lüd', in de jede Athentog von Dauhn un Wirken redte, wi süßen blot von Liden un von Dulden reden; wi süßen uns von so 'n Graf S... un en Kriminaldirekter Dambach nah Gefallen tau Water riden laten? —

Ja, Schandor Ref' un uns Herrgott erlösten uns dun- mals ut dese Qual, un id will den Herrn Kriminaldirekter Dambach dat nich anreken, eben so as id aewer sine annern Quälereien, de hei in den Unnersäufungsarrest gegen mi ut- ämw't hett, of en dicken Strich maken will; aewer in eine Hinsicht sall hei mi Red' stahn — hei is all dod, up dese Jrd' kann hei 't nich mihr — aewer up Jenseid sall hei sich verantwurten, worüm hei minen ollen Vader, de grad in desen Tagen in sine hartliche Leiw' för sinen einzigsten Saehn nah Berlin kamen was, um wat för sin Frikamen tau dauhn — worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängnis nich wiß't hett, dat de Saehn doch an Vaders Post sich mal utweinen künn. — Dorför säst Du mi Red' stahn! —

### Kapittel 13.

„Meine Herren, machen Sie sich bereit, in einer halben Stunde reisen wir.“ — Je, wat was dor grot bereit tau maken! Uns' Auffserts wiren pakt, de Mäntel legen noch von dat Taudeden aewer Nacht up de Delen, un Affschid bruckten wi, Gott sei Dank! narends tau nemen; de Kapteihn namm also sin grotes Burken mit de Karnallen- vaegselbeck unner 'n Arm, de hei mit up Reisen namm, un de hei bi de Küllümmer sorglicher mit sinen Grisen tau- deckt hadd, as sin eigen arm Anei- un Beinwarfs. — Wat sät sin oll lütt Volk dor plußtrig! Keinen Ton hadd 't wilen de ganze Tid tau 'm Besten gewen. — Jed söcht uns' Pipengeschirr ut de vir Eden tausam, siet dat halwe an- anbraken Pund Toback in de Tasch — un nu kann 't los- gahn, Schandor Ref'! — Aewer Ref' kamm nich. —

Wenn Einer up en Wagen luren möt, dat hei girn nah en anner Flag hen kamen mügg't, so is dat all 'ne häßliche Unrauh; aewer bel düßler is 't, wenn Einer luren möt, dat hei man von en Flag weglamen mügg't.

Na, 't müßt jo doch of en Enn' nemen, un 't namm jo of en Enn'. Schandor Ref' kamm mit en annern Kam- meraden — hei heit Brüh' un was en lütten frischen, fründlichen Kirl — un halte uns af; uns' Saken würden upladen, wi of, un nu vörümmer Adjüs, Gusbagetei! Jed heww Di woll von buten wedder seihn, aewer nah Din Binnensid verlangt mi nich wedder! —

'T was mitdewil Dänweder worden, 't hadd twei Dag' regent, un de Snei was weg; de irste leiwe Frühjohrsfünn schinte hell up de düßtere Jrd' un hell in uns' düßter Hart, un wenn sei of noch nich warmen künn, denn versproß sei dat doch, un sei hett ehr Wurt hollen: de flimmsten Liden legen achter mi, un von nu an süß't beter werden. — De Kapteihn slog de Slipp von sinen Grisen von dat Burken taurügg un sett'te sine Baegel in de Sünn, un ut de ollen plußtrigen Dinger würden lütte schöne, glatte Baegel, de lustig hen- un hersprungen un pipten, wenn s' of grad nich sunnen.

Ach, wat was dat anners worden förre 'ne Stunn! Min oll Kapteihn was ebenso updäut, as id; oll Batter Ref' vertellte Geschichten von den Unnersäufungs-Arrest her un röp uns de ollen Frönn' in 't Gedächtniß; de lütt Brüh' sorgte as 'ne Mutter för uns: „Tänwen S', hir is noch 'ne Deck, de will'n wi uns aew'r Fäut legen. — Stelen S' Ehr Beinen doch hir dösch, denn sitten Sei bequemer.“ — Un Allens wir gaud west, wenn mi nich twei Ding' in den Magen legen hadden, irstens de Ungewißheit, wo wi hentemen, un tweittens en ganz entsamtigen Hunger. — Aewer of hirsör süß Rath werden.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



STADTBIBLIOTHEK  
STOCK i. M.

Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Jüller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 1. November 1936

Nr. 21

## Pferdezucht in Mecklenburg.

Etwas über die in Mecklenburg eingeführten Wettrennen und die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde, als Beförderungsmittel der besseren Pferdezucht.

(Fortsetzung.)

Daß übrigens die Engländer, denen im Allgemeinen die Kunst der Reiterei, nach unsern Begriffen, fremd sein mag, ihre Pferde sehr zweckmäßig zu behandeln wissen, davon hat mir die englische Cavallerie mehrere Male Beweise gegeben. Ich erinnere mich eines Vorfalls den ich, da er etwas charakteristisches an sich trägt, bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen will. Als ich noch bei der in Frankreich nach dem Frieden von 1815 zurückgelassenen alliierten Armee diente, sollte eine große Revue der englischen Cavallerie bei Cambrac unter dem Herzog v. Wellington, der jene Armee in Frankreich befehligte, stattfinden. Da es jedem Offizier freigestellt war, selbige mit anzusehen, so begab auch ich mich, aus besonderem Interesse für diese Waffengattung dahin. Am Tage der Revue, der ein großes Manöuvre folgen sollte, sah ich 1 bis 1½ Stunde vor der bestimmten Zeit schon einzelne Cavalleristen ausrücken und zum Tore hinausreiten. Auf mein Befragen, in der Meinung, daß vielleicht die Stunde des Manöuvres verändert sei, sagten mir mehrere englische Offiziere, daß dies nicht der Fall, diese Cavalleristen ritten nur ihre Pferde erst ab, um sie zur Revue und dem Manöuvre thätiger zu machen, und hiezu habe ein jeder Cavallerist die Erlaubnis, wenn er ein Pferd habe, welchem diese kleine Vorübung nöthig sei. Wenn gleich ich nun hierüber etwas staunte, und mir dies Verfahren keinen großen Begriff von der einzelnen Dressur der englischen Cavallerie beibrachte, so sah ich dennoch von ihr hernach, mit der größten Präcision und Ruhe, die schwierigsten Manöuvre ausführen, und zwar in so raschen Tempos und so anhaltend daß freilich hierin sich so leicht keine Cavallerie mit der englischen dürfte messen können. Leider konnte ich nun einzelne Reiterei der englischen Cavallerie nicht beurtheilen, da sich mir hiezu keine Gelegenheit darbot, allein aus den Leistungen, die ich von derselben im Ganzen auf dem Exercierplatze gesehen hatte, mußte ich schließen, daß auch diese nicht vernachlässigt sei.

Wenn nun die Engländer ihre Vollblutpferde auch auf der Jagd reiten, wie dies außer Zweifel ist, und worüber uns in Nr. 5 Jahrgang 3 der Zeitung für Pferdeliebhaber

von Jemand Belehrung gegeben wird, der gewiß nicht ohne Kenntniß von der Sache schrieb, und wir berücksichtigen, was von einem englischen Jagdpferde gefordert wird, so können wir gewiß nicht mit Grund behaupten, daß das englische Vollblutpferd nicht zum Reitpferde zu gebrauchen sei. Ich bitte doch einen jeden deutschen Reiter auf seinem nicht englischen Pferde, das den Engländern gleich zu thun, was sie auf der Jagd im Reiten mit ihren Pferden leisten. Obgleich nun auch nicht alle Jagdpferde in England Vollblutpferde sind, so sind sie doch unbezweifelst alle von Vollbluthengsten gefallen, und beweiset auch dies schon, dünkt mich, daß sie nicht so fern vom guten Reitpferde sein können als wie behauptet wird.

Sollten nun alle Vollblutpferde wirklich so schlecht, oder vielmehr verschlechtert sein, als man hört, so würde uns dies allerdings eine traurige Perspektive in die Zukunft eröffnen, und man müßte es vorziehen, lieber Maultiere als Pferde zu ziehen. Indes kann man sich vorläufig bei dem Gedanken beruhigen, daß wir doch bei allen dem kein besseres Pferd kennen als das englische; und es ist doch nicht anzunehmen, daß die Engländer uns das Beste geben, das Schlechte hingegen für sich behalten werden, da eigentlich wohl das Gegentheil anzunehmen, und es namentlich bekannt, daß von guten Jagdpferden gar keine zu uns kommen, theils weil wir sie nicht bezahlen können, theils weil die Engländer sich auch nicht von ihnen trennen.

Ich frage jeden Reiter und Pferdeliebhaber, ob das beste Pferd, dessen Besitzes oder Gebrauchs er sich erinnert, nicht, mit wenigen Ausnahmen, ein englisches Pferd gewesen ist.

Gegner der Vollblutpferde haben angeführt, daß namentlich in den Mecklenburgischen Gestüten, so viele dergleichen auch früher eingeführt worden, diese dennoch nicht die erwarteten Resultate geliefert hätten. Dies ist indess keineswegs wunderbar, im Gegentheil würde es mir so erscheinen, hätten diese angeführten Vollblutpferde wirklich bedeutende Resultate gegeben. Die ersten englischen, damals Racepferde genannt, wurden in größerer Anzahl und für Mecklenburgs allgemeine Pferdezucht, durch den Herrn von Kleist auf Sprichhusen nach Mecklenburg ein-



geführt, und ist es unzweifelhaft, daß unter vielem Mittelmäßigen er auch gewiß manches Gute aus England brachte. Der Name, den man damals diesen, zum Theil gewiß von edlen Eltern und Voreltern abstammenden Pferden beilegte — „Racepferd“ — war eben so vague als die Begriffe darüber. Ein Pferd mit feinen Beinen, schönen äußern Formen ward damals als das non plus ultra der Vollkommenheit angesehen, ohne daß man auf Abstammung, Reinheit des Blutes und ob es sich in England auf der Rennbahn schlecht oder gut genommen, Rücksicht nahm. Ein englisches Pferd, war ein englisches Pferd, gleichviel in welchem Grade es von edlen oder unedlen Voreltern abstammte. Man glaubte genug gethan zu haben, es nur hinsichtlich seiner äußern Formen zu beurtheilen, und leider war der Geschmack der damaligen Zeit auf feine und hochbeinige verfallen.

Von diesen Pferden nun wurden, vor dem Kriege des Jahres 1806, der eine totale Störung und Stockung in Mecklenburgs Pferdezücht hervorbrachte, wozu unter andern Ursachen, die ein so langwieriger und verheerender Krieg stets mit sich bringt, die Hinführung des Jvenerischen Gestüts durch die Franzosen vieles beitrug, in nicht unbedeutender Zahl in Mecklenburg durch den Herrn von Kleist eingeführt. Derselbe verkaufte sie an Pferdezüchter dieses Landes, die sie in ihren zum Theil nicht unbedeutenden Gestüten anwandten. Indes im Allgemeinen, einige Ausnahmen natürlich ungerechnet, kann man wohl annehmen, daß diese Verwendung nicht mit Geschick und Glück geschah, denn die eigentliche Züchtungskunde — die Paarung passender Individuen um ein vorgestelltes Ziel zu erreichen, die Reinerhaltung der Race, ohne welche die edelste zurück schreitet — diese Lehre, worin die Engländer so große Meister sind, und durch welche sie große Resultate erreicht haben, war damals eigentlich gar nicht unter Mecklenburgs Pferdezüchtern bekannt. Wenn auch mancher einiger Maßen eine Ahnung hiervon hatte, so waren die Begriffe darüber nicht ins Reine gebracht und konnten deshalb keine nachhaltigen, günstigen Resultate gewähren. Den so sehr einsichtsvollen und klar vorgetragenen Ideen und Grundsätzen des Staatsrath Thaeer (besonders über Schaafzüchtung) und der praktischen Anleitung der Herren von Viel, welche sich außerdem das große Verdienst erwarben, daß sie eine große Anzahl ausgezeichnete Vollblutpferde aus England kommen ließen; verdanken wir es, daß, im Allgemeinen, in der Thierzüchtungskunde ungemessene Fortschritte gemacht worden sind. Es ward früher dem Zufall überlassen, was für ein Product aus der Paarung zweier, oft ganz verschiedener Individuen entstand. Mancher Pferdezüchter der, indem er einen englischen Hengst, unbekümmert ob er von edler oder unedler Abkunft sei, und auch wohl einige dergleichen Stuten, für oft große Summen kaufte, sein Gestüt für wohlbegründet hielt, mag sich freilich sehr gewundert haben, daß seine Nachzucht keiner seiner Erwartungen entsprach, nicht bedenkend, daß theils die zur Fortpflanzung verwendeten Thiere gar nicht diejenigen Eigenschaften besaßen, um ein Product, wie er es sich in seiner Phantasie vorgestellt, hervorzubringen, theils daß, um nicht Rückschlüsse der unedlen Voreltern zu erwarten, diese von unbezweifeltem edler Abkunft seyn müssen. Endlich kam zu allen diesem noch eine ganz unrichtige Behandlung der allerdings oft edlen Pferde hinzu. Man glaubte nemlich, daß das eigentliche Wesen dieser Behandlung darin bestände, daß man die jungen Thiere recht hungern ließ. Dadurch entstanden nun freilich jene feinen, spärlichen, oft fehlerhaften Thiere, die trotz dem, besonders in der ersten Generation, den Adel ihrer Abkunft nicht verläugnen konnten, und hieraus schloß man, freilich irriger Weise, daß alle Racepferde und deren Nachkommen durchaus eben so fein, spärlich und fehlerhaft seyn

müßten, und verwarf die Zucht derselben als ganz unbrauchbar. Ich erinnere mich aus jener Zeit, daß in einem Gestüte, in dem unbezweifelst viel edles Blut war, und aus welchen manches gute Pferd hervorgegangen ist, in einem Frühjahr, wo das Stroh etwas knapp war, die Dächer abgedeckt, und die Füllen mit diesem Stroh gefüttert wurden, welches natürlich die Folge hatte, daß die meisten davon starben.

Aus dem eben Gesagten und besonders aus dem Umstande, daß man gar nicht darauf sah, das empfangene edle Blut in seiner Reinheit zu erhalten, sondern rücksichtslos Vollblut mit Halbblut und Landpferden paarte, und deren Nachkommen wieder zur Zucht nahm, kann es nun nicht wunderbar erscheinen, daß die Zucht mit Vollblutpferden, wie sie früher getrieben, keine große Resultate gegeben hat, und daß das edle Blut, welches wirklich ursprünglich vorhanden, am Ende ganz verschwinden mußte; obgleich sich, trotz dem, dennoch manches Edle und Vortreffliche aus jener Zeit erhalten hat, was aber allerdings rein zufällig ist.

Ich komme nun auf einen andern Punkt, dessen in der Ueberschrift dieses Aufsatzes Erwähnung geschehen, nämlich auf die Pferderennen.

Ohne mich auf Discussionen über den Nutzen oder Schaden der Rennen, sowohl in Hinsicht auf die Pferdezüchtung als auch auf die Moralität der Menschen weiter einzulassen, indem ich andern Erfahrenenen und Geübteren dieselben pro und contra auszumachen überlassen will, sey es mir nur erlaubt, einige Worte darüber zu sagen.

Englands Wettrennen wurden eingeführt, ursprünglich wie uns berichtet wird, um dem unruhigen Volke unter der Regierung Carls II. Zerstreuung zu geben, und seine Aufmerksamkeit auf andere als politische Gegenstände zu lenken. Wäre dies der einzige Zweck gewesen, so würde dieser mit der Ursache dazu aufgehört haben; indes sah man ein, daß diese Wettrennen, als wesentliches Beförderungsmittel der Pferdezüchtung auch noch andern Nutzen als den der bloßen Volks-Belustigung und Beschäftigung hatten, und statt sie wieder eingehen zu lassen, wurden sie immer allgemeiner, wie dies hinlänglich bekannt. Daß nun Englands Pferdezücht ihren blühenden Zustand hauptsächlich den Pferderennen zu danken hat, kann wohl nicht geleugnet werden. Ihnen allein hat es die Reinerhaltung seiner Vollblutpferde und alle die glücklichen Resultate zu danken, die hieraus hervor gegangen sind. Um hierüber nur kurz zu sehn, so stelle man den Zustand von Englands Pferdezücht gegen den aller übrigen Länder, in denen nicht auf diese Weise zu Werke gegangen, und man kann, ohne partheiisch sehn zu wollen, nicht leugnen, daß dieser Vergleich zum Vortheil der englischen Pferdezücht ausfallen wird. Ohne Wettrennen scheint es mir nicht möglich, die edle Pferderace dauernd in ihrer Reinheit zu erhalten. Denn wie leicht könnte nicht ein Pferdezüchter, im Besitz einer reinen Vollblutrace, aus Laune oder aus Geschmack, dieselbe mit Unedlen paaren, diese nun für Vollblutpferde verkaufen und so den Käufer, dessen Absicht es war, reines Blut zu kaufen, hintergehen. Sehen wir indes die Leistungen dieser Nachkommen auf der Rennbahn, so werden wir leicht den Unterschied gewahr werden. Denn man mag nun sagen was man will, zu einem Lauf auf längerer Distance mit nicht zu leichtem Gewicht, gehört Kraft und Ausdauer, und beides sind verschiedene Vorzüge des edlen, vom orientalischen Pferde abstammenden Vollblutpferdes. Deshalb wird, so lange man keinen bessern Kraftmesser angegeben hat, die Rennbahn, unter obigen Bedingungen, immer noch der richtigste bleiben, wie dies auch von den Engländern seit Jahrhunderten erprobt und bewährt gefunden ist. Alle bis hieher vorgeschlagene Mittel, die Kraftmessung mit der



Fähigkeit des Pferdes, ein gutes Reitpferd abzugeben, zu verbinden, scheint mir nicht genügend. Hieher gehören, Caroussel, Quadrille, Dschirittspiel und dergleichen. Ich bin überzeugt, daß deutsche oder selbst holsteinische Pferde, die Bewegungen im Caroussel und in der Quadrille, auf nicht zu lange Dauer und nur nicht in zu raschem Tempo, besser machen werden, wie ein englisches Vollblutpferd, und daß die Dressur dazu ungleich leichter seyn wird, ohne ihnen deshalb einen Vorzug in Kraft und Dauer einzuräumen. Daß zum Dschirittspiel nicht kraftvolle Pferde erforderlich sind, davon hat mir ein mit dem letzten Transport Araber angekommener Hengst in Neustadt, der, wenn ich nicht irre, Nischy hieß, den deutlichsten Beweis gegeben. Dieser Hengst — ein Schimmel — mit übrigens sehr edler Vorhand, war das jäbelbeinigste Pferd was ich je gesehen, und glaube ich sehr wohl, daß er mit diesen von der Natur oder durch Anstrengung sehr gebogenen Beinen, die Paraden und kurzen Wendungen in diesem Spiel mit Leichtigkeit und Agrement für den Reiter ausgeführt hat, ohne daß er hiedurch große Kraft verrathen hätte und als Beschäler sehr ausgezeichnet gewesen wäre. Die Gestütsdirection erkannte das Nichtvorzügliche dieses Hengstes, trotz seiner Gewandtheit im Dschirittspiel, auch dadurch an, daß sie ihn baldmöglichst los zu werden suchte. Finden dergleichen Uebungen unter Umständen, z. B. unter Offizieren in den Garnisonen statt, um die Gewandtheit

ihrer Dienstpferde zu üben und zu probiren, so läßt sich dagegen nichts einwenden, und es ist gewiß sehr lobenswerth und zweckmäßig; indeß die Kraft und Ausdauer eines Pferdes zu beurkunden und daraus dessen Befähigung zur Zucht verwendet werden zu können, zu beweisen, dazu sind sie nicht ausreichend, indem sie diesen Beweis nicht liefern. Parforcejagden, bei denen das Pferd oft mehrere Stunden im raschen Tempo weg laufen, über Gräben und Jäunen wegsetzen, schnell parieren, Terrain-Hindernisse durch rasche Wendungen vermeiden muß, und alles dies mit Sicherheit, und Annehmlichkeit für den Reiter, sind schon eher geeignet die Kraft und Ausdauer eines Pferdes zu erproben: indeß können sie auch nicht *à t t* der Wettrennen hiezu als Beweis dienen, indem das Halten einer Parforcejagd nur Sache reicher Leute ist, und sie mitzureiten, nur jungen, gewandten Reitern Vergnügen gewährt, weshalb der Antheil an selbiger hiedurch bedingt wird, dem Pferdezüchter, als solchem, also öfters benommen würde daran Theil zu nehmen, und die Eigenschaften seiner Pferde zu erproben. Richtig ist es wohl, wenn beides neben einander besteht, und wo, wie in England, in beiden so vorzügliches geleistet wird, kann man wohl nicht umhin auf einen hohen Grad von Vollkommenheit zu schließen, auf welchem sich die Pferdezücht befinden muß.

(Fortsetzung folgt.)

## Woans dei Düvel den Engel befehrt hett.

Ein lustig Kraugvertelles ut Mätelborg.

Dor wiern eins in 'n Buurdörp twee Kräugers, dei lävten as Katt un Hund. Dei ein von dei beiden, dei den hübschen Namen Engel dröög, künn nich seihn, wenn sien Konkurrent Alm dei Stuw vull Gäst harr. Wenn dat aever doch öfters so wier, söch hei sif sinen Arger mit „Volenblaut“, as hei sien Spezial-Mischung von Rostoder Staem un Kirschwater döfft harr, daaltauspäulen. Un wenn hei nu von dit Gedränk ierst 'n ollig poor achter dat Halsdauf gaten harr, argerte hei sif nich blots mehr aever sinen Kräugerkollegen allein, ne, denn harr hei sif mit dei ganze Welt, vör allen aever mit all dei Lüüd, dei dat nah sien Meinung bäter güng, as em sülvst, vertürnt, un Wier, as „Bradenfräters“, „Dickbü“ usw. flögen man so rümm.

In dissen Lauftand aever keem hei denn meistens bi den annern Kräuger, wo hei sif süß aeverhaupt nich seihn leet, an un möß Larm in dei Raef.

Dei aever wier ut ganz anner Holt. Alm rög keinen Stuch an un schimp up all dei Lüüd, dei Staem un Bier drünken, obglief hei doch dorvon läven wull. Hei wier 'n Philosoph mit 'n Hafensaut in dei Tasch.

Wenn in 'n Frühjohr dei Gärtner langs dei Straat fährte un Kohlpflanzen utröp, möß hei lies dat Finstern up un süng nah buten: „Laat dat man ierst Nägen warn!“ Un as einmal Schaupen Vadder, dei süß immer bi Engel löff, bi em in dei Stuw keem un 'n Paket Preistertabat hebben wull, leef hei em smusig von dei Siet an un sār: „Zühmal an, dor is einer verbistert, hei hett nah den Engel wullt un is nah den Düvel kamen!“

Dormit aever harr hei sinen Namen weg. Hei hett tieltävens as Düvel in dei Welt rümlöpen mößt.

Doch nu tau dei Befehrungsgeschicht.

Eines Abends seet Düvel, as wi em nu of mal tituliren willn, mit den Reifeunkel Heisterbach un sinen Kutscher in dei lüüt Stuw, dei nävt dei groot Gaststuw leeg, bi 'n Staat, as dat in dei Gaststuw, wo sien Fru bedeinte,

'n groden Larm geev.

Dei Engel wier wedder mal indrapen.

Läuv, denkt dei Düvel, hüt abend fall em dat doch mal begriesmulen. Hei tuschelt 'n Ogenblick mit Heisterbach un den Kutscher, un denn geiht hei nah dei Gaststuw rinn.

Engel harr dei Schimperien up den Düvel all in sien eigen Lokal achter sif bröcht un wier nu bi dei „Bradenfräters“ un „Dickbü“ antamen. Dor aever bröch dei Düvel em nu ierst richtig in den Togg. Hei geev feste mit up un hülp em nu up dei „regirenden Häupter“, as dei Engel immer sār. Dat aever wier Water up den sien Maehl.

Hei schimp gottsjämmerlich up dei „Hoheiten“ un „Hooch- un Wohlgeburen“, as dei Stuvendör upgüing un en Kierrl in Offiziersuniform vör den verbaasten Engel stünn, dei jüstement so utseeg, as wenn dei Grootherzog in eigen Person indrapen wier. Achter em aever stünn 'n Wachtmeister mit Helm un Sävel.

Kein Minsch in dei ganze Stuw künn ein Wurt seggen, blots dei Düvel möß 'n deipen Bückling un stamerte: „„Ho—heit, Ho—heit.““ Wider aever keem hei nich, dor güng dei „Hoheit“ up den Engel tau un sār mit Dunnersümm:

„Sei sünd jo ein ganz gottvergätner Kierrl. It heff mi Sei Ehr Beseidigungen all von buten ne tietlang mit anhürt un mütt seggen, dat mi so'n Näden noch ni nich tau Ohren kamen sünd. Wat daun Sei noch immer dei anständigen Minschen! Sei gehören in 't Luchthuus. Wachtmeister,“ un dormit leef hei achter sif, „verhaftens den Kierrl. Dormit hei aever ierst sinen Brand utdaest, sparrens em för disse Nacht in dat Sprüittenhuus. Morgen warn wi wider seihn!“

Dor künn sif dei Engel, dei von den Schreck all dreiviertel nüchtern worrn wier, nich länger hollen. Hei süng fürchterlich an tau jammern von wägen sien Fru un Kinner.



Neuer dei „Hoheit“ harr för so'n Gewinsel kein Verstaht. Dei Wachtmeister möß den Jammerlappen bi 'n Kragen frigen un nah dat Sprüthenhuus bringen.

Dei annern Gäst aever harrn sit bilütten all ut dei Stuub drückt, so ehrlich harrn Heisterbach un sien Kutscher ehr Rullen in den Düvel sien Theaterkledajen späät.

Sei seten nah dat Spillwart wedder mit den Düvel in dei Klitt Stuub un griffachten sit bi ehren Skaat aever den gelungen Streich.

„Nu ward hei mi, dei Bradenfräters un dat Polenblaut woll in Rauch laten,“ meint taufräden dei Düvel un spät 'n Grand mit Biren.

Dei Engel in dat Sprüthenhuus is, as hei ganz nüchtern worden wier, bilütten doch achter den Swinnel kamen. Sei is ut dat Finster klattert un as 'n begaten Pudel nah Huus släfen.

Siet dei Nacht aever hett hei Naem un Bier nich wedder aever dei Lippen bröcht, un dei Düvel un dei Bradenfräters hebben ni nich wedder aever em tau klagen hatt. R. G.

## Die Feiern auf dem Dorfe.

Wenn auf dem Lande nach der arbeitsreichen Zeit des Sommers die stille Jahreszeit beginnt und die Arbeit auf dem Felde nicht mehr so drängt, kann man daran denken, durch gemeinschaftliche Veranstaltungen — sei es in Gestalt von Dorfabelnden oder Festen größeren Maßes, — einige Stunden in froher und auch ernster Gemeinschaft zu verbringen, um durch echte und wahre Freude wieder Kraft zu neuem Schaffen zu gewinnen.

Die Durchführung eines Dorffestes ist heute durch die Mitwirkung der nationalsozialistischen Gliederungen um viele Möglichkeiten reicher geworden. Bei der praktischen Vorbereitung des Dorffestes muß zu allererst Klarheit darüber sein, was man will. Besonders bedächtig muß man in der Auswahl des zu bietenden Stoffes sein. Jede Darstellung muß erstens dem bäuerlichen Kulturempfinden entsprechen und zweitens im Dorfe echt wirken. Eine gute Gelegenheit ist hier, den Talenten im Dorf

anz Licht zu helfen, damit sie da ihr Können entfalten, sei es durch Musik, Tanz oder durch Lieder, und vielleicht kann sogar ein größeres Spiel aufgeführt werden. Wichtig ist aber vor allen Dingen das Maßhalten. Es soll nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel gebracht werden.

Nicht die Fülle der Darbietungen soll den Ausschlag geben. Eine Veranstaltung auf dem Lande soll Abwechslung bringen und keine Ueberfütterung sein. Es soll immer eine gutabgestimmte Mischung von Ernst und Heiterkeit werden und jeder, ob Mitspieler oder Zuschauer, soll bestrebt sein, durch sein Benehmen beizutragen zum Gelingen des Festes, das Erholung bringen soll. Dazu ist vor allem notwendig, seine Alltagsorgen daheim zu lassen und sich ganz der Erwartung an die schönen Stunden hinzugeben, die das gemeinsame Feiern im Kreise des Dorfes mit sich bringt. Dann wird es zu frohem Erleben und jeder wünscht immer dabei zu sein.

## Wünsche für Rostock am Schlusse des Jahres 1830.

Aus dem „Freimüthigen Abendblatt“, Jahrgang 1831 entnehmen wir folgende recht interessante Schilderung der Wünsche für Rostock am Schlusse des Jahres 1831.

Irthum verläßt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfnis immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan. Goethe.

Welch ein merkwürdiges Jahr nahet sich seinem Ende! Mit welchen ersten Gefühlen blickt der Menschenfreund auf die nächste Vergangenheit, wie auf die nahe Zukunft, die die Gegenwart im Keime trägt! Die außerordentlichsten Begebenheiten häufen sich mit jedem Tage; das nie Gelaubte, das nie Geahnte tritt ins wirkliche Leben, und nicht bloß in politischer und moralischer, nein, auch in physischer Hinsicht sehen wir die größten Ereignisse in unserm so viel bewegten Europa. Die schreckliche morgenländische Brechrühr (Cholera morbus), fürchterlicher als die Pest und das gelbe Fieber, die seit 1817 fast ununterbrochen in Decan und Hindostan wüthete, ursprünglich erzeugt in den südlichen Küstengegenden Indiens, Persiens und Chinas, hat sich allmählich über die ganze Südhalbkugel von Asien, von China bis Arabien, von den Moluden bis zum Himalajagebirge verbreitet, und ist in der merkwürdigen Richtung von Südost nach Nordwest uns immer näher, nach Archangel, Tiflis, Orenburg, Simbirsk und Moskau gekommen, um einen bedeutenden Theil des Menschengeschlechts zu vernichten (in Ostindien raffte sie 1824 und 1825 über 4 Millionen Menschen hinweg); und da das Uebel durch die Luft, wie Pufeland bewiesen, fortgepflanzt wird, so steht zu befürchten, daß sie, was Gott

verhüten wolle, auch uns heimsuchen werde. — Welch zahlreiche Opfer sind im Kampfe für Freiheit und Recht gefallen, und wie viele Tausende wird das Schwert nach der Wahrscheinlichkeit und bei den trüben Aussichten noch dahin rafften, ehe wieder ein neuer Jahresring sich schließt?

Was bleibt uns bei solchen traurigen Aussichten zu thun übrig? Wir wollen auf Gott vertrauen, uns in den Schutz des Himmels begeben, Recht und Wahrheit lieben, und, um alle Reaktionen bei uns zu verhüten, durch Aufdeckung der Mängel und Gebrechen jeder Art, durch Beleuchtung der Zeitbedürfnisse dazu beitragen, daß allmählich vorgenommene weise Reformen jene so traurigen Reaktionen im Keime ersticken und überflüssig machen. — Referent will hier nur einige Wenige jener Wünsche, Verbesserungen und Abänderungen, die eine Menge der achtbarsten Männer unserer Stadt hier und da öffentlich laut werden läßt, mittheilen, hoffend, daß nicht allein die, denen die Gewalt in die Hände gegeben, sie mit Bereitwilligkeit abändern, sondern daß auch andere Referenten Rostocks alle uns unbekannten Wünsche zu gleichem Zwecke im fr. Abendblatte bekannt machen werden.

1) Unser Zeitalter und seine Tendenz neigt sich — es ist ein erfreuliches Zeichen — bedeutend zum Religiösen. Ueber unsere pietistischen Zirkel schweigt Referent, so wie über die frivolen Lieder, die schadenfrohe Menschen darüber auf einzelne, gewiß sehr achtbare Mitglieder gereimt haben. Man lasse doch jedem Menschen seine Freiheit, urtheile nicht lieblos über Dinge, die man nicht genau kennt, sondern sehe lieber auf die Handlungen der Menschen und sei tolerant — Daß aber die Kirchen jetzt fleißiger als sonst bei uns besucht werden, ist Thatsache. Da nun unsere St. Johanniskirche nächstens abgebrochen werden soll, so



ist es ein zeitgemäßer Wunsch, daß, besonders für die immer zahlreicher werdenden Vorstädter des Stein- und Kröplinertors, auf dem St. Georg eine zweckmäßig große Kirche erbauet werde, weil unsere übrig gebliebenen vier Hauptkirchen die jährlich zunehmende Zahl unserer Einwohner, vorzüglich bei außerordentlichen Gelegenheiten und an hohen Festtagen, nicht mehr fassen kann, wovon wiederum die hohe Miethe der Kirchenstühle (man zahlt 3. B. jährlich für einen zweisitzigen in der St. Jakobikirche 8 Gulden) die Folge ist.

2) Allgemein ist der Wunsch um Wiederherstellung der Frühpredigten an Sonn- und Festtagen in unsern vier Hauptkirchen; ihn spricht besonders die beträchtlich große Zahl unserer armen Einwohner aus, die wegen ihrer dürftigen Kleidung sich enthält, die Hauptpredigt zu besuchen, und nun gewissermaßen ausgeschlossen bleibt. Referent hat deshalb bei frommen Gemüthern unserer in Dürftigkeit Lebenden schon manche Thräne fließen sehen.

3) Sehr mißfällig wird auch die nur in der Nikolai- und Petrikirche seit mehreren Jahren vernachlässigte Haltung des Hochgottesdienstes bemerkt, welcher doch während der Amtsführung unserer unvergesslichen, im schönen Andenken gebliebenen Prediger Stever und Genzen so rühmlichst besucht wurde. — Die Herren Prediger werden sich der Verpflichtung No. 2 und 3 um so bereitwilliger unterziehen können, da in neuern Zeiten ihre Einnahme durch bedeutende Gehaltszulagen äußerst angenehm erhöht worden ist.

4) In der Nikolai-Gemeinde beklagt man sich sehr laut über den Geiz, der bei der Feier des heil. Abendmahls mit dem Weine getrieben wird, da doch bekannlich das Blut Christi für seine Erlösten reichlich geflossen ist.

5) Gerechten Unwillen erregt die polizeiwidrige Benutzung des ohnehin kleinen Kirchhofs bei unserer St. Nikolaikirche, wo unsere Freunde, Verwandte und Brüder im Grabe schlummern, zum Bau- und Arbeitsplatze für die Zimmerleute. Fast immer ist derselbe mit Bauholz belegt und der Boden wird dadurch so fest gestampft, daß die Todtengräber Mühe haben, mit ihrem Spaten in die Erde einzudringen, sobald einer dieser Gemeinde das Zeitliche gesegnet hat.

6) In polizeilicher Hinsicht wäre zu wünschen, daß bei dem häufig zu sehr beeengten Raume auf dem Neuenmarkt, einem Theile der Wagen, welche die Lebensbedürfnisse zur Stadt bringen, besonders die, welche mit Holz, Butter und Garten- und Feldfrüchten beladen, das Mühlen- und Petritthor passiren, der alte Markt zum Aufenthalte angewiesen würde, desgleichen auch den Fischwagen, welche vorzugsweise im Herbst und Winter, auf der sogenannten Fischbank in der Nähe der Hofapotheke, zu nicht unbegründeter lebensgefährlicher Besorgniß der Käufer in dieser nur mittelmäßig breiten Straße bei gleichzeitig starken Kornzufuhren halten, auch im Sommer mit ihrer Waare zuweilen einen sehr unangenehmen Geruch verbreiten, der

dem Apothekergeruch weit überlegen ist. — Durch diese neue Einrichtung würde den Bewohnern des alten Markts, namentlich den Gastwirthen daselbst, welche außer dem Michaelis Jahrmärke keinen sonderlichen Verdienst haben, ein sehr zu gönnender Vortheil erwachsen, so wie allen Einwohnern der Altstadt durch den kürzern Weg zum alten Markte. Hat doch manche kleinere Stadt Deutschlands, die weniger als 19 000 Einwohner zählt, mehr als einen Holz-, Gemüse- und Buttermarkt. Schade ist's, daß der schönste und größte Platz Klostofs, der alte Markt, auf welchem wenigstens 15 000 Mann manövriren können, noch immer durch eine Niederlage von Bauholz verunziert wird.

7) Klostof hat keinen öffentlichen Holzhof, kein solches Holzmagazin — wahrlich etwas Unerhörtes! — Unser Eigenthum ist eine große Waldung: die Klostofer Heide. Hier verfault mancher schöne Stamm; ja es geht so weit, daß einer der Forstinspektoren, nachdem er fruchtlos angezeigt, daß viele Stämme, sollen sie nicht verlieren, gefällt werden müßten, sich jüngst einen Revers hat ausstellen lassen, daß er nicht verantwortlich für den daraus entspringenden Schaden seyn wolle. — Und dennoch haben wir in jüngster Zeit 14 Rthlr., schreibe *vi e r z e h n T h a l e r*, für einen Faden Holz auf unserm Markte dem Bauer zahlen müssen. O unerhörter Mangel bei unerhörtem Ueberfluß! — Wen trifft die Schuld, wenn hier noch kein Holzhof ist, wo mehrere Tausend Faden des abgängigen Holzes unsers Eigenthumes im Sommer und bei guten Wegen billig angefahren und successive billig verkauft werden, so daß nie wieder der unerhörte Preis des Fadens von 14 Rthlr. eintreten kann? — Menschen! greift in euer Gewissen, und es wird mit uns und mit euch besser werden! —

8) Obgleich man in unserer Stadt mit der Verbesserung des Straßenpflasters bald hie, bald da beschäftigt ist, und der Steinbrücker, gleich dem ewigen Juden, fortwährend bald in dieser, bald in jener Straße umherkriecht, so bemerkt man doch in vielen Straßen nicht wenig Roth und Tiefe, was nicht sowohl in dem anhaltenden Thauwetter, als vielmehr darin seinen Grund hat, daß nach der publicirten Polizeiordnung nicht zur gehörigen Zeit — gewöhnlich in der Abend- und Morgenzeit — gefegt wird und die Wagen zum Abholen des Kehrstrichs erst alsdann eintreffen, wenn alles durch Fußgänger und Wagenpferde schon auseinander getreten ist. Sehr zu mißbilligen ist auch das Füttern der Pferde unserer Landleute auf den Straßen; denn kaum ist eben die Gasse gefegt, so lassen diese Thiere mehr Schmutz zurück als da gewesen ist.

Referent schließt diesen langen Bericht mit den Inschriften an unserm Steintore. Die eine bezieht sich auf einen schlechten Hutmacher und heißt „Periculum ex aliis faccito, quod ex usu fiet“ — die andere findet auf uns Alle Anwendung; sie ruft uns die schönen Worte zu: „Sit intra te concordia et publica felicitas.“ Gott gebe dies!

## Ein Wort über das Turnen.

Veranlaßt durch eine Korrespondenz-Nachricht aus Klostof.

In einer Korrespondenz-Nachricht aus Klostof vom 28. Julius (No. 762 d. Bl.) läßt sich ein Quidam über das Turnen auf eine Weise vernehmen, die in der That nur geeignet ist, die engherzigen und einseitigen Ansichten des Verfassers jener Invektiven im grellsten Lichte zu zeitigen, nicht aber, „wohlwollenden und vernünftigen Eltern“ das Unzweckmäßige, Gefährliche und Sclandaleuse der Turnübungen begreiflich zu machen.

Schreiber dieses versichert, daß er wenig erfahren ist in der Turnkunst, noch weniger aber zu jenen Ultras gehört, die dem Turnen etwa darum das Wort reden, weil es an die Zeiten erinnert, wo auf deutschen Hochschulen die Burschenschaften blühten und der Wahlspruch: „frisch, frei, fröhlich, fromm“ bis zum Schwindel die Köpfe der Jugend eingenommen hatte; — wohl aber ist er, und gewiß mit keinem geringen Theile „wohlwollender und ver-



nünftiger“ Eltern und ruhiger Bürger dahin einverstanden, daß Reiten und Tanzen im Allgemeinen nicht die Aequivalente sind, welche man der Jugend für die, nach des Rostocker Hrn. Korrespondenten Meinung, einzustellenden Turnübungen bieten und — anpreisen möge. Sonderbar! Also weil ein Student und ein Schüler auf dem Turnplatz Gelegenheit finden, sich einander zu insultiren, so folgt daraus der Schluß: daß Turnübungen in die Reihe der Scandala zu stellen seien. Ei, ei, welch' ein Fehlschluß! Wahrhaftig, man weiß nicht, was man von der Logik eines Mannes halten soll, der mit der abgenutzten Phrase: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; wozu also solchen Skandals oder wenigstens solcher Dinge, die zu solchem Skandal führen können?“ — sämtliche Turner ad inferos zu spediren sich abquält. Heißt dies doch, um ein Beispiel statt vieler anzuführen, nichts anderes als: auf Schulen und Universitäten haben sich gar häufig schon Schüler und Studenten mit Faust und Schwert die Köpfe gewaschen, drum zum Henter mit allen Universitäten, zum Henter mit allen Anstalten, wo Scandala der Art sich ereignen können! Mit nichten! aber hören wir von allen Seiten rufen, und so rufen auch wir: turne du immer fort, rüstige Jugend, und laß dich nicht irren durch das Geschwätz eines engherzigen Korrespondenten, der sich vielleicht gar „anständig“ ausnehmen mag auf dem trottirenden Rappen oder gar „schön“ und voll Grazie auf eignen Weinen zu galoppiren versteht.

Freilich sind Reit- und Tanzkunst, unter gewissen Modifikationen geübt, nicht zu verwerfen, in soferne sie als Mittel zur Kräftigung und Ausbildung des Körpers der Jugend anempfohlen werden. Aber, möchte man fragen, steht denn jedem Knaben, jedem Jüngling ein wohlgezümmtes Roß zu Gebot, daß er an dessen Bändigung seine Kräfte versuchen möchte, oder gibt es denn so gar häufig Bälle

und tanzende Thees, an denen die Jugend auf Schulen und Universitäten Theil nehmen könnte? Ueberdies, hat denn der Hr. Korrespondent noch niemals gehört, oder liegt es ihm so ferne, sich selber es zu abstrahiren, daß gerade auf Bällen und in Tanzgesellschaften, wo der jungen Leute Köpfe durch Tanz und Wein zugleich nicht selten erhitzt werden, am ehesten Anlaß zu Streitigkeiten gefunden werden kann, weit eher wenigstens, als auf dem Turnplatz, wo die Jugend zwar nicht so „anständig“ und „schön“, d. h. nicht in Stiefel und Sporen und nicht in Kravatte und Schniepel, sondern in leinenen Turnjacken, nüchtern und fröhlich sich umher tummelt?

Die Zeiten, wo man Verletzung der „Bürgerpflicht“ in den Turnübungen fand, gehören Gottlob! zu den verklungenen, und das rege Leben, was gerade in der neuesten Zeit auf den Turnplätzen deutscher Schulen und Universitäten sich zeigt, bestätigt zur Genüge, daß obere und untere Behörden, öffentliche und Privatanstalten erkannt haben, wie heilbringend in vielfacher Hinsicht das Turnen für die Jugend und wie wahr der alte Grundsatz sei: mens sana in corpore sano! In der That, um zu sehen, wie der tolle Muth eines Einzelnen oft übersprudelt, darf man nicht erst, und gerade vorzugsweise, auf den Turnplatz gehen; dazu wird man auch anderwo oft genug Gelegenheit finden. „Indessen“ sagt Goethe in seinem Buche Wahrheit und Dichtung 2c. Bd. I., „indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange hastet sie an falschen Maximen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.“ Und gewiß, Jeder, der vorurtheilsfrei und mit kritischem Blick in das Leben, und vorzüglich in das Leben der Jugend schaut, wird diesen Ausspruch des größten unserer Dichter willig unterschreiben. Sapienti sat! —

G—g.

C. F. S.

## Schicket das Eurige nicht Eurem Feind!

Wie der Friedländer die Seestadt Rostock überrumpelte.

Nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge vom Jahre 1626, wo Tilly den Dänenkönig Christian entscheidend geschlagen hatte, wurde Mecklenburg Kriegsschauplatz, auf dem sich die zurückweichenden Dänen und zwei kaiserliche Heere, Tilly von Südwesten und Wallenstein von Südosten, ein bedenkliches Stelldichein gaben. Die Herzöge wollten versuchen, mit Wassengewalt ihr Land vor jeder Besetzung zu bewahren, die Städte dagegen, neutral zu bleiben. Eins war so verkehrt wie das andere: In solchen Fällen muß man sich für eine der beiden Parteien entscheiden. Wenn aber noch gar Uneinigkeit herrscht, ist das Land verloren. Deshalb fiel auch Mecklenburg schließlich nach Vertreibung der rechtmäßigen Herzöge an Wallenstein, der sich zum „General des oceanischen und baltischen Meeres“ hatte ernennen lassen und von hier aus seine Seemacht begründen wollte.

Dazu brauchte er in erster Linie die Seestädte. Stralsund hatte sich mit den Schweden verbündet und hing mit den bekannten Ketten selbst für den Friedländer zu hoch; Wismar und Rostock wollten klüger sein und neutral bleiben, mußten aber die Beche bezahlen. Zwei Jahre lang gingen die Verhandlungen hin und her. Wallenstein wünschte, als Freund und Verbündeter natürlich, Besatzung in die Städte gegen Dänen und Schweden zu legen: die Städte versicherten, sie seien allein stark genug.

Das wollte der „oceanische General“ um so weniger glauben, als er den Instruktur der Rostocker, den holländischen Kapitän Kars, in seinen Diensten hatte, den der Rat diesem bei seiner Arbeit um die Aufrüstung nicht genug unterstützt und dadurch verjagt hatte. Schließlich riß Wallenstein die Geduld, und er beschloß, sich Rostocks mit List oder Gewalt zu bemächtigen. Er ließ vor Stralsund nur geringe Kräfte zurück und erschien, unter dem Vorwande eines Marsches nach Holstein, überraschend vor der Stadt.

Die Aufforderung, nun endgültig eine Besatzung aufzunehmen, widrigenfalls gestürmt werden sollte, stieß bei den Handwerkern auf entschlossenen Widerstandswillen, aber der Rat gab nach und wurde von den Bürgern später des Verraths bezichtigt. Der aber war nur bei dem Kapitän Kars im Spiel gewesen, der die Kaiserlichen durch die Außenwerke dicht bis an die Stadt geführt hatte; allerdings hatte der Rat selbst zum Feind geschickt.

Die Hansestädte nahmen sich den Fall zum warnenden Exempel: „Schicket das Eurige nicht, Euren Feind zu stärken, hinaus, wie die getan! Trauet doch derowegen nicht schönen und betrüglischen Friedensworten! Um Euch ist's nun zu tun! Ueber Euch geht's her! Ueber Euch sind Herodes und Pilatus neuerlicher Zeit Freunde geworden. Ihr habt's Leberlein gefressen,“ d. h. Ihr seid nachher der Sündenbock, gegen den sich alle Welt verbündet! Dr. W.



# Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Als wi en Enn' lang führt wiren, kamm mi de Gegend so bekannt vör, id was de Strat all einmal führt, un sei gung nah Osten. — „Mein Gott,“ säd id, „dit geiht jo woll nah M. . . barg hentau? — „Ja woll,“ säd Res' „un dor maken wi Middag.“ — „Un nahsten?“ frog id wider. — „Oh, denn geiht 't immer so wider nah Gr . . . hentau,“ säd Badder Res' in sine unschüllige Gaudmündigkeit, denn id glöw' noch hüt dat hei dor, hellschen unverbrenns mit 'rute kamm, denn Badder Res' was man en beten düsig. — Mit de Ungewißheit was dat nu vörbi, aewer den Barg wiren wi glücklich 'raewer, un wat achter den Barg lagg, dat süll uns för 't Erste noch nicht kümmern. Aewer mit den Hunger. — Na, dat süll sich of stüren.

Als wi en twei Milen müggten führt sin, kamm de lütt Schandor Brüh, de mi gegenaewer satt, sinen Schack as — denn dunn hadden sei noch keine Helms — un snerte dat Unnerfutter up un halte en blagwörpelt Snurwaul herute. Na, id denk, hei wull sich de Näs' utsnuwen, aewer dat kamm anners as mit de sel Fru. — Sei halte ut den Snurwaul en Stück gefaktes Kalbsfleisch 'rute un ut de Tasch en schönen Anaggen Brod un en Mez un fung an recht nührig tau frühstücken. Als Badder Res' dit sach, namn hei of sinen Furasch'fasten von den Kopp un lād sich of dwasslings vör sine Gottsgaw', un dor seten sei nu vör uns un eten as de Engel in 'n Himmel, un de Kapteihn un id segen andächtig tau.

Unsere Andacht mügg aewerst woll en beten tau utdrücklich werden un sich up uns' Gesicht asmalen, genau, Brüh markte Mūs' un säd, sin Snurwaul wir ganz rein, un wenn wi Apptit hadden . . . un Badder Res' verschwur sich, sine Wust wir von den rendlichsten Schlachter in ganz Berlin, hei höll dorup un of sine leuwe Fru, un wenn wi Lust hadden . . . un somit würd dat Damast-Gedeck von blagwörpelt Snurwaul aewer de acht Knei deckt, un de Wust gung in de Kunn', un dat Kalbsfleisch un de Mezergungen ümschichtig un taulest eten de Kapteihn un id noch as de Engel in 'n Himmel, un Brüh un Res' segen andächtig tau. —

Sörredem ward mi immer ungeheuer dankbor tau Sinn, wenn id en preußschen Schandoren un en blagwörpelt Snurwaul tau seihn frig'. De Schandorren möt id nemen, as sei kamen; aewer von de blagwörpelt Snurwauler heiw id mi en por anschafft, nicht tau den gewöhnlichen Gebruf, ne, as Dischdäuler, un de werden denn blot updeckt, wenn id en beten Besonners heiw, as en rechten fetten Kalbsbraden un 'ne schöne medelbörgsche Mettwust, un denn frag id mi immer: „Je, smeckt Di dat woll so as dunn?“ un immer is de Antwort: „ne, Brühen sin utlaktes Kalbsfleisch un Resen sin Slackwust, dat was doch en annern Snack.“

Aewer lang' höll dat nicht vör, wi wiren tau sehr utheert un as wi gegen hentau tweien nah M . . . barg kemen, was dor 'ne grote Tafel deckt för de Postgäst mit witt Linnen, nicht mit blagwörpelt. Sörre en Johr hadd id nicht an en Disch mit witt Linnen eten, un 't kamm mi gefährlich appetitlich vör; wi hadden in M . . . of alle Middag updeckt, aewer man mit gris' Löschpoppir, dat de blan Disch nicht smerig werden süll, un nu ordentlich mit witt Linn'n! — „Wir Potschonen!“ säd id tau en jung' Mäten, de dor stunn un ehr Mulapen verköfft, un uns anse, as wiren wi Apen un Boren, de för Geld in 'n Lann' rümmelbedd't würden. — „Ne,“ säd Badder Res', „man twei Potschonen! —

Brüh un id heiwten all eten, wi eten nicht mit.“ „Na, dat wir nett! — Ne, dat Brüden geiht üm, seggt Trohls. — So Du mi, so id Di; heiwten wi Sei dat Frühstück vertehren helpen müßt, saelen Sei uns bi 't Middag bistahn.“ — „Ja, dat is All recht schön; dat Geld langt man nicht. Sei heiwten tausam en Daler un acht Gröschten tau vertehren, un wenn wi dat hir verputzen, denn heiwten Sei up de Nacht nichts. Wi führen de Nacht dörr, un de Nacht is lang.“ — „Herr Res', wi heiwten jo uns' Probat-Geld noch.“ — „Je, dat Probat-Geld . . .“ — Aewer hei würd mit sine Inwendungen nicht mihr prat; de vir Potschonen Supp wiren bröcht, de lütt Brüh sett'te sich dal: „Na, denn helpt dat nicht!“ Wi seten of all, un Badder Res' wull de Supp doch nicht kol werden laten, hei sett'te sich also dor achter. — „Oh, bringen Sei doch 'ne Buddel Win!“ röp id. — „Nem Gotteswillen, wi kamen jo hir All in Schulden!“ röp Badder Res'. — „Laten Sei dat man, wi heiwten jo dat Probat-Geld noch!“ — „Ach, du seiwert Gott! Dat is jo aewerst insiegelst un dat möt id jo an de Kummmandantur tau Gr . . . asliwern.“ — „Laten Sei man, dat treckt sich All nah 'n Liw', as de Snider seggt.“ — De Win de kamm, wi drunten, un Badder Res' druck mit. — „Oh, min Kind, noch 'ne Buddel; aewer en beten betern!“ — „Herr, du meines Lebens! Dit geiht jo doch allmeindag' nicht!“ — „Badder Res', wi heiwten jo dat Probat-Geld noch.“ — Un wi drunten noch ein, un noch ein, un as up Jedweneinen en Bagel kamen was, dunn säd ich tau den Ollen: „So, Badder Res', nu maken S' mal min Schackstlein up un halen S' mal en Leihndalerschin herute, un Sei, min Döchtling, bringen S' mal Dint un Jedder her; sett'te mi dal un schrew den ollen Herrn Res' 'ne schöne Quittung, worin stunn, dat hei teihn Dahler von min Probat-Geld in minen Rugen verurigt hadd, un betahlte de Rechnung un stel dat Geld, wat id wedder 'rui freg, in mine eigen Tasch, denn wat süll Res' sich dor noch bel mit dragen. Un wil id nu just be 't Schriwen was, schrew id noch en Breif an minen Fründ Gr . . . in M . . . , worin id em meldte, dat id min Leihenbrett dor vergehen hadd, dat süll hei an sich nemen. — Nu paßte aewer Badder Res' eflig up un frog, wat id dor schriwen ded. — „En Breif,“ säd id. — Dat kunn hei nicht liden, säd hei. — Je, id hadd in M . . . wat vergehen. — Dat wir em ganz egal, hei led 't nicht. — Sei süll den Breif doch süllst lesen. — Dat wir em ganz egal, hei led 't nicht. — Na, säd id taulest, denn süll hei sich süllst hensenken, un süll de Upschrift süllst an de Kummmandantur in M . . . maken, denn kem de Breif doch gewiß in unverdächtige Hänn' — un Badder Res' ded 't. — Badder Res', dor heiw id Di schön anführt!

Id hadd mi nämlich mit minen Fründ Gr . . . verasredt, wenn id em schrew, dat id en por Strümp vergehen hadd, denn güng 't mit uns nah Pillau, un en Bauf süll Glas bedüden, un en Hemd Kolbarg un en Leihenbrett S . . . , dat sei doch wüßten, wo wi hentamen wiren, un wohen sei uns wohrschijnlijk nahfolgen würden. Un dit slog mi richtig in, un nah en beten seten wi up den Wagen un führten in den Abend herin, un seindag' mag woll keine Schandoren- un Verbrecher-Gesellschaft so lustig in den preußschen Staat herumerkutschirt sin, as wi; blot dat Badder Res' bi jeden Schoffestein utröp: „Na, Sei werden uns doch in keine Angelegenheiten bringen?“ — Dor dachten wi gor nicht an, wi wiren tau froh, dat wi vergnügt wiren, aewerst dat Quittungsschriwen hadd uns doch sehr gefollet, dat sett'ten wi nah, un as Badder Res' nahsten in Gr . . . uns' Probat-Geld asliwern süll, dunn hadd hei nichts as Quittungen. — Na, 't was jo ganz



einerlei, ob hei 't hadd, oder ob wi't hadden: Ei is en Ei, säd de Köster, hei langt aewer nah 't Gaus'ei.

So kemen wi denn nah twei Dag' un twei Nacht gegen Gr . . . 'ranne, aewer tüschen uns un unse nige Festung en groten Strom, un de höll nich un bröf nich un was up de beiden Siden all updäut, blot in de Midd stunn dat Is noch; dor süllen wi 'raewer. — „Vadder Res“, säd id, „in de Gefohr gew id mi nich; de preußsche Staat kann von mi as Utlänner nich verlangen, dat id en groten Heldenmauth upwenn“, blot üm en por Dag' ihre wedder up ein' von sine Festungen tau kamen; mit den Kapteihn is dat anners, hei is en Landskind, un hei will jo absolut of 'raewer. Id will Sei en Börslag maken, gahn Sei mit den Kapteihn aewer dat Is, id will mit Prüken hir up dese Sid in den Gasthof so lang' liggen bliwen, bet dat Water fri is.“

So uneben was min Börslag grad nich, un Prük hadd of Lust dortau, un wer weit, wat id dormit nich dörschamen wir, hadd id mi Vadder Resen för den Gasthof wählt; denn hei stunn dor un fragte sich den Kopp un säd: slimm wir 't un hei hadd of von Liitt up en groten Grugel dört Water hatt, aewer wat sin müßt, müßt sin, un 'raewer müßten wi. Un so hülp dat denn nich; as sei All gegen mi wiren, müßt id mit un müßt min jung' Lewen wagen, as en Stint, un de Fohrt gung los.

Des Morgens gegen Aftach achten würden wi mit de beiden Schandoren un uns' Saken in en Boot laden, un söß Schappelzen, in de söß Polladen seten, flötterten uns dörsch dat frie Water, wat 'ne virtel Mil' lang de Wischen aewerswemmt hadd, bet an dat Is 'ranne. Dor müßten wi uftigen, de beiden Schandoren nemen ehr Gewehr in den Arm, de Kapteihn nammt dat Bagelburken, un id uns' Pipengedriw', un so gung 't immer bet an de Enkel in 't Water 'raewer aewer dat Is, un von baben suchte un uns' Herrgott mit en sachten Fisselregen an; de söß Schappelzen gungen in de Folg' un trekten uns' Saken up en Sleden nah. — De Uptog was nich slicht, aewer dor fehlte kein Zimmermannshor an, denn wir de ganze Uptog mit Schandoren un Bagelburken un all de schönen Pipen för immer fläuten gahn, un nicks wir aewrig blewen, wat dorvon Nahricht gewen funn, as maeglicher Wis' de söß Schappelzen.

Wi müggten woll dreiviertel 'raewer sin, as up Jenseid en Raupen würd un en Winken mit Däuser un Dinger, un as wi uns doraewer verstuzen deden, dunn segen wi denn of, dat wi up den besten Weg wiren, in dat blanke Water 'rinne tau lopen, denn wer Deubel kann dor nipp seihn, wenn Einer dörsch sauthoges Water waden möt, un de Regen Einen in 't Gesicht sleiht. Vadder Res' kummandirte denn of glif: „Rehrt!“ un nah 'ne Wil kemen wi denn of mit nauer Noth tüschen de velen Böcker dörsch, de sich de Strom all dörsch dat Is freten hadd, bet an en Flag, wo sei Bred' leggt hadden, un von dor up 'ne Ort Loppstank, de bet an 't Newer upricht was.

Dormit was denn nu dese effliche Geschichte verwunden; aewer nu süll ein' kamen, de was noch en ganz Deil efflichter, un dat was en pohl'sches Wirtshus.

Wi müßten in dat Fährhus 'rinne. Dor hadd nu de ganze Nacht de Thranlamp brennt, un in den dicken Dunst strecken sich nu Hiring, ollen Res' un Fuselbramwin, wer am düßsten stinken wull; middwarts von de Stuw stunn en Aben, mit grüne Nacheln, so grot as bi uns en Backaben, un üm em 'rümmer lep 'ne Bänk, dor legen drei Bootsknecht up un slepen as de Rotten, un haben up den Aben legen saeben Schappelzen tau 'm Drögen.

As wi de Dör upmachten, stunn uns de Athen still, un wi zupften beid' taurügg; aewer Vadder Resen sine Näf' was all in de verschidentlichen Wachtstunnen up so wat in-

äuwet, hei meinte, wenn 't of nich grad nah Maesch rüfen ded, denn wir 't doch warm, un 't wir of dröger as buten in 'n Regen. Dat hülp dor nu so lang' sitten, bet Prük en Wagen besorgt hadd. — Dat wohrte aewer nich lang', dunn fohrte sich bi mi in 'n Liw' Allens üm un dümm, id müßtherure, un de Kapteihn kamm mi nah, un of de oll Herr müßt uns folgen. Aewer, wir dat nu, dat hei sich tau gaude Legt noch en beten in de Post smiten wull, oder frür em würcklich so, fortüm, hei verlangte von uns, wi süllen uns wedder, stats mit frische Lust, mit Res' un Hiring un Thran begnügen. Taulekt un taulekt, nah velen Prelademen gaww hei nah, dat wi up de Del bestahn blewen, bet Prük kamm.

Na, de kamm jo denn nu of, wi sett'en uns up den Wagen un fohrten up de Festung.

### De Festung Gr . . .

Wenn en Minsch blot von unsen Herrgott afhängt un von dat, wat de em schickt, denn möt hei sich bescheiden, wat em drapen deiht, un wenn hei en framen Sinn heit, denn ward hei seggen möten: wat de mi schickt, dat is gaud. Anners is 't aewer, wenn Glück un Unglück von einen Minschen in de Hand von einen annern Minschen leggt is. In so en Fall aewerskümmt Einen en bang' Gefühhl, denn Jedwerein weit ut sinen eigen Verstand un ut sinen eigen Gewissen, wo swach dat mit menschliche Insichten un mit menschliche Gaudheit bestellt is. — Nu lagg wedder unsere ganze Zukunft in de Hand von einen einzigen Mann, von den Kummandanten von Gr . . . , un wotau dat führen kann, wiren wi bi 'n Grafen S . . . tau M . . . all wohr worden.

De Festung liggt en Gnn' lang affid von de Stadt up en Newer an den Strom, un ehre Muren un Wäll jegen von butwennig eben so trostlos un langwilig ut as all de annern; wenigstens in de Ogen von en Gefangenen; ehre Durweg' wiren eben so düster, un ehre Togbrücken rummelten eben so holl, as wi doraewer fohrten, aewer von inwennigtau freg dat doch en anner Anseihn. Fäilich wiren dor of ringsüm luter Kasematten, un de kenne id von S . . . her, aewer sei wiren sauber aspuht, un von buten leten sei recht schön, un denn gung dörsch de ganze Festung 'ne Reih Hüser entlang, so dat Einer seihn kunn, dat hir of anner Lüd wahren deden, as blot Soldaten un Gefangen, un of Alleen wiren dor von Linden un von Pöppeln; fort, de irste Anblick was nich slicht, as Adam säd, as hei Eva tau seihn freg.

Bör dat grösste von de Hüser fohrten wi vör, dat was de Kummandantur, un as wi afflegen wiren, gung Vadder Res' mit uns' Poppiren tau den General von T . . . herinne un wi lurten up den Börsaal. — Nah en beten gung de Dör up, un de General kamm herute, en groten, staatischen Mann mit en slohwitten Snurrbort un slohwittes Hor — nahsten säden sei, dat wir man 'ne Prük, aewer de Prük, de fledt em mal! un säd tau uns mit 'ne düttliche westphälische Utred': „Ich seh' aus Ihren Papieren, daß Sie ordentliche Leute sind, und Sie sollen's hier auch gut haben, denn meine Sache ist es nicht, Leute, die im Unglück sind, noch mehr hinunter zu treten. Sie sind von Ihren Kameraden, die mir angemeldet sind, hier zuerst angekommen, ich will Ihnen deshalb die Erlaubnis geben, von den Kasematten, die für Sie bestimmt sind, sich die auszusuchen, die Ihnen am besten scheint. Haben Sie aber eine gewählt, dann müssen Sie sie auch behalten; denn für Zickfackereien bin ich nicht.“ Dat wiren — id weit 't noch ganz genau — sine eigenen Wörd'.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK  
ROSTOCK I. M.

Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Jüler, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 15. November 1936

Nr. 22

## Pferdezucht in Mecklenburg.

Etwas über die in Mecklenburg eingeführten Wettrennen und die damit in Verbindung stehende Zucht der Vollblutpferde, als Beförderungsmittel der besseren Pferdezucht.

(Schluß.)

Wenn nicht zu leugnen ist, daß England den Wettrennen hauptsächlich den hohen Standpunkt zu danken hat, auf welchen dessen Pferdezucht gekommen, und gewiß auch in Vergleich mit andern Ländern noch steht, so will ich keineswegs ableugnen, daß sich nicht in der neuesten Zeit Mißbräuche eingeschlichen haben, die dem Wesen der Sache sehr nachteilig werden können und zum Theil schon geworden sind. Indes der Mißbrauch einer Sache, hebt den Nutzen derselben bei richtigem Gebrauch nicht auf, und es ist leider mit allen menschlichen Institutionen der Fall daß, lange bestehend, sie oft ausarten.

Zu diesen Mißbräuchen ist vor allen zu rechnen daß, was im allgemeinen wohl nicht zu leugnen ist, die Wettrennen in England Wettspiele geworden sind, wobei der Gewinnst mit einem glücklichen Renner zu machen, reißender ist, als nachhaltige Resultate für die Pferdezucht zu erreichen, welches allerdings ein großer Fehler ist; indes bemerke ich hierbei, daß dies wohl nicht sowohl Fehler derjenigen ist, die eigentlich Pferdezüchter von Metier und Beruf sind, als derjenigen, welche die Zucht der Vollblutpferde nur um des Gewinnstes willen treiben, den sie durch die Leistungen ihrer Pferde auf der Rennbahn zu erwarten haben; und ist es wohl nicht ohne Grund zu vermuthen, daß die Engländer, das Unrichtige dieses Verfahrens einsehend, auch hiervon wieder zurück kommen werden, freilich gewiß zu ihrem großen Nutzen, wenn nur nicht zu spät.

Ferner, daß die Engländer in der neuesten Zeit angefangen haben, kürzere Distanzen mit leichterm Gewicht rennen zu lassen. Denn nur eine angemessene Entfernung, um die Kräfte eines Pferdes in Anspruch zu nehmen, mit dem verhältnißmäßigen Gewichte des menschlichen Körpers, können den Kraftmesser für unser Bedürfnis abgeben, denn auch schwache Pferde können, meiner Ueberzeugung nach, auf kurze Distanzen schnell seyn, auf längere aber nicht, und das zu leichte Gewicht ist etwas erzwungenes, ich möchte sagen theoretisches, was in der Praxis keine Anwendung findet; denn was hilft es einem Reiter der 180 Pfund und mehr wiegt, wenn sein Pferd mit 100

und 120 Pfund schnell gelaufen, und mit ihm im Noth stecken bleibt? Unmöglich kann doch verlangt werden, daß ein solcher Reiter sein Gewicht bis zum Normalgewicht herunter schwingen soll, wie dies bei den englischen Jockeys der Fall. Nein, er verlangt, daß das Pferd mit seinem Gewicht schnell, ausdauernd und sicher sey. Uebrigens hat auch niemand Vortheil aus dieser Aenderung, wenn das schwere Gewicht nur für den einen wie den andern gleich bestimmt ist; und scheint die Minderung des Gewichts nur aus der Manie hervorgegangen zu seyn, die gegebene Distance in möglichst kurzer Zeit zurücklegen zu können.

Endlich rechne ich noch das Rennen der zu jungen Pferde zu den großen Mißbräuchen der englischen Wettrennen. Wenn es gewiß zweckmäßig ist, daß junge Pferd frühzeitig, d. h. nach zurückgelegten 3. Jahre — wenn es nicht ausnahmsweise zurück oder unentwickelt für sein Alter ist, mäßig und stufenweise zu üben und in Thätigkeit zu bringen, weil es dadurch sich früher entwickelt und leichter biegsam wird, so muß dies dennoch mit großer Vorsicht und sehr allmählig geschehen. Die Anstrengungen des Trainierens und der Rennbahn sind aber allerdings viel zu heftig und gewaltiam, und können einem unausgebildeten Pferde nie zum Nutzen gereichen, im Gegentheil, auf seinen Organismus und seine Entwicklung nur störend einwirken. Meiner Ansicht nach, müßte ein Pferd vor dem zurückgelegten 4. Jahre nie auf der Rennbahn erscheinen, dann nur kurze Distanzen laufen, und nach vollendetem 5. Jahre erst seine ganzen Course mit vollem Gewicht machen. Bewährt es sich alsdann als ein schnelles Pferd, so kann man gewiß seyn, daß ihm Kraft und Ausdauer nicht fehlen, und daß es auch in späteren Jahren nicht an den Folgen dieser Anstrengungen leiden wird: denn einem in solchem Alter stehenden Pferde schadet, bei gehöriger Wartung und Pflege im Stalle, das Laufen gewiß nicht, im Gegentheil trägt es zur Ausbildung der hierzu erforderlichen Kräfte und Eigenschaften gewiß vieles bei. Wenn nun die Vertheidiger des frühen Rennens der jungen Füllen sagen, daß man das in die Pferdezucht gesteckte Geld als ein Kapital betrachten müsse, welches man nicht schnell genug umsetzen könne, so erlaube ich mir die



Bemerkung dagegen, daß man dieses Kapital doch nicht durchs Rennen alle in umsetzen will, sondern auch durch den nachhaltigen Verkauf starker, brauchbarer Pferde; daß aber, wenn durch das zu frühe Rennen die Race der Pferde von Generation zu Generation schwächer wird, dieser Vortheil am Ende aufhört und Kapital mit Zinsen verloren geht.

Wenn ich nun das oben Gesagte kurz zusammen fasse, so ist es meine Meinung: daß die Wettrennen allerdings nach dem Beispiel der Engländer ein wesentliches Beförderungsmittel der Pferdezuucht seyn können, indeß rathe ich sehr folgendes zu beobachten:

1.) Sich zu hüten, daß nicht, wie in England in neuester Zeit, die Wettrennen Wettspiele werden und damit der Hauptzweck, Verbesserung der Pferdezuucht verloren geht; obgleich es nicht, des damit verbundenen Geldinteresses wegen, ganz ohne Wetten abgehen kann. Sed est modus in rebus.

2.) Nicht auf zu kurze Distanzen mit zu leichtem Gewicht laufen zu lassen, damit die Rennen, was sie eigentlich seyn sollen, wirkliche Kraftmesser bleiben.

3.) Die Pferde nicht zu jung auf die Rennbahn zu bringen, und nicht um des momentanen Gewinns willen, die Vortheile der Zukunft aufzugeben.

Bei Vermeidung dieser angeführten Punkte bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß die Wettrennen ein großer

Gebel unserer vaterländischen Pferdezuucht seyn wird, daß die Vollblutrace wirklich rein erhalten, ohne welche wir doch niemals, wie uns die Erfahrung früherer Zeiten belehrt hat, etwas so Ausgezeichnetes züchten werden, als man jetzt verlangt. Wird diese aber zweckmäßig benutzt, mit gehöriger Erwägung derjenigen Erfahrungen, die uns die Züchtungskunde lehrt, in der wir, Dank sey es den Männern die uns darin aufgeklärt, gewiß nicht unbedeutende Fortschritte seit kurzem gemacht, so bin ich überzeugt, daß etwas Ausgezeichnetes in der Pferdezuucht geleistet werden wird. Zum Theil haben wir die Resultate davon schon gesehen, denn man braucht nur die Rennbahnen von Döberan und Güstrow, so wie die Thierschau an letzterem Orte gesehen zu haben, um sich zu überzeugen, welcher neuer Schwung in Mecklenburgs Pferdezuucht gekommen und wie dies allerdings zu noch größeren Erwartungen berechtigt, wenn man weiß wie die Ansichten und Grundsätze, welche dies hervor gebracht, immer mehr Eingang finden, welche ein reger Sinn hiedurch bei allen Pferdezüchtern entstanden, und wie dies alles, bei der in Mecklenburg herrschenden Liebhaberei für Pferde, welche gleichsam durch Jahrhunderte sanktioniert, gewiß von heilbringenden Folgen seyn wird.

Leppin im Januar 1828.

v. Dörzen.

## Die Entstehung der mecklenburgischen Familiennamen.

Unsere germanischen und altdeutschen Vorfahren trugen nur einen Namen, der unseren heutigen Vornamen entspricht. Mit der stärkeren Vermehrung des Volkes und der Entwicklung eines größeren Verkehrs genügte dieser eine Name nicht mehr. Dazu kam, daß die Zahl der Vornamen auf eine kleine Anzahl besonders beliebter zurückgegangen war. Vom Jahre 1000 ab bildete sich daher, beim Adel beginnend, der Brauch aus, dem Menschen einen zweiten Namen, den Zunamen, beizulegen. Bis zum Jahre 1500 war die Annahme von Familiennamen auch bei uns in Norddeutschland beendet.

Bei der Namengebung griff man einmal auf den Wohnort zurück. So entstanden bei uns z. B. die Namen wie Haak (von Hag, Heide), Steen (Stein) u. ä. Weiter wurde auch vielfach die Herkunft zum Familiennamen. So finden wir in Mecklenburg Familien, die den Namen des Ortes tragen, der später das ganze Land bezeichnete: Mecklenburg (Mechlenburg). Ja, es gibt wohl kaum ein Dorf unserer Heimat, nach dem nicht eine Familie benannt wurde. Dieses Verfahren war meist vom Adel entlehnt. Am gebräuchlichsten wurde die Benennung der ganzen Familie nach dem Beruf eines Vorfahren. So hießen die Söhne eines Schmiedes auch weiter Schmidt, wenn sie vielleicht gar nicht mehr Schmiede, sondern etwa Bäcker oder Fischer geworden waren. Fast alle Gewerbe des Mittelalters sind uns noch in den Familiennamen enthalten, vielfach auch in der plattdeutschen Form des Buhr (Bauer), Burmeister, Schomann (Schuhmacher), Schmiedemann (Schmied), Köpper (Käufer) u. ä. Ebenso leben auch

die mittelalterlichen Kurzformen der Vornamen als Familiennamen bei uns fort, wie Dieck, Dird, Dürl, Diehl, Tillmann, alles abgeleitet von Dietrich; oder Hinz, Hinrich von Heinz-Heinrich; Jens, Jenzen, Janzen, Janßen von Johannes, wobei häufig der Sohn des Jan als Janssohn, Janssen oder Janssen bezeichnet wurde. Die niederdeutsche Form hat sich auch in vielen gebräuchlichen Pflanz- und Thiernamen erhalten. So wurde aus dem Fuchs die Familie Bof, aus der Blume die Blohmz usw. Körperlich auffallende Eigenschaften führten zu Namen wie Klein und Groß.

Es ist erklärlich, daß die meisten Namen bäuerlicher Art sind, stammen hier doch fast alle von bäuerlichen Ahnen ab. Eigentümlich für das Fischland sind die beiden Familiennamen Brathering und Frettwurst. Die Seefahrer erhielten den Spottnamen der Bratherings, und die bäuerlichen Menschen wurden die Frettwursts. Zu diesen eigentümlich mecklenburgischen Familiennamen kamen dann später durch Zuwanderung von Osten und Westen her slavische oder hugenottisch-französische Namen, deren Träger aber vielleicht schon Jahrhunderte lang bei uns wohnen.

Für die Seßhaftigkeit der mecklenburgischen Bevölkerung spricht, daß wir die Namen, die im frühen Mittelalter aufkamen, bei den meisten Familien auch heute noch finden. Wären die meisten Kirchenbücher nicht später einmal durch Krieg oder Brand vernichtet worden, so könnte vielleicht manche alte mecklenburgische Familie einen Ahnennachweis führen, der bis in diese Zeit zurückreicht.

## Mittelalterliches Hafentkreuz als Hausmarke.

Mit Staunen und Ehrfurcht stehen wir Menschen des schnellebigen 20. Jahrhunderts bisweilen bei einem Gang durch unsere alten mecklenburgischen Städte vor den großen Bauten unserer mittelalterlichen Vorfahren, jenen Gemeinschaftsleistungen, wie sie uns in unseren Backstein-

kirchen, in Schlössern und Burgen und den festen Toren und Thürmen überliefert sind.

Eine rechte persönliche Beziehung zu diesen steinernen Denkmälern aus Mecklenburgs Geschichte bekommen wir aber erst, wenn wir plötzlich auf den alten ehemaligen



Friedhöfen unserer Städte rings um die Kirchen Grabplatten finden, die die gleichen Namen tragen, wie wir sie auch heute noch in Stadt und Land finden. Meist sind sie heute zum Pflaster der Wege rings um die Kirche erniedrigt, und gleichgültig schreitet der Fuß der Kirchenbesucher über sie hinweg. Ueberall in Mecklenburg finden wir sie, die mächtigen Steine aus schwedischem Granit, die einst die hanfischen Seefahrer herüberbrachten aus Wisby und Malmö. Da sehen wir die ältesten gotischen Inschriften aus dem 13. Jahrhundert, abgeschliffen und kaum noch zu entziffern. Aber darüber ist noch manche andere Inschrift lesbar. Die Steine waren ja einst viel zu kostbar und haltbar, als daß sie eine Generation „verbrauchen“ konnte. Sie wechselten daher ihren Eigentümer und wurden mit einer neuen Beschriftung versehen. Mancher Stein, der einst einem Patriziergeschlecht gedient hatte, ging jetzt an einen Handwerker über, der seinen Namen in den barocken For-

men seiner Zeit einmeißeln ließ. Aber auch sein Geschlecht konnte den kostbaren Besitz nicht lange halten, sein Name wurde durchgestrichen und ein anderer daruntergesetzt. Zur Bekräftigung des Besitzrechtes an einem solchen Grabstein wurde dann vielfach noch die alte Hausmarke oder das Handwerkszeichen hinzugefügt. So finden wir hier und da die Gewerkezeichen der Bootsbauer, der Fleischer und anderer Gewerbe. Auf einer Grabplatte an der Nikolai-Kirche in Rostock finden wir, augenscheinlich aus dem 17. Jahrhundert, sogar das altgermanische Heilszeichen des Hakenkreuzes wieder, das sicher damals als Hausmarke des biedereren Handwerkergeschlechtes gedient haben mag.

Ein kunstlos eingeschnittenen Zeichen, und doch verrät es uns, daß in der mecklenburgischen Bevölkerung zu allen Zeiten der gleiche Kern steckte, der unter derselben Rune heute wieder zu neuem Leben erweckt worden ist.

## Wahrsagerinnen.

Skizze von Adolf August Kassa u.

Ein Trupp Zigeuner war schon früh am Morgen vor dem Dorfe angekommen. Vier klapprige Wagen mit kleinen, struppigen Pferden hielten auf dem Ager am Spritzenhause, und bald kribbelte es auf dem Platze von großen und kleinen schwarzhaarigen, blaßbraunen Gestalten. Nun strömten von allen Seiten die Kinder herbei und bestaunten das seltsame Treiben der fremden Gäste. Auf einmal erstarrte das unruhige Hin und Her und verstummte das Stimmengewirr. Der Ortsschulze war auf den Platz getreten. Er ließ den Führer des Trupps kommen und eröffnete ihm, daß seine Gewerbetreibenden, die Kesselflicker, Drahthandwerker und Händler, nur in der Mittagspause von 12 bis 1 von Haus zu Haus gehen dürften und sich während der übrigen Zeit bei ihren Wagen aufzuhalten hätten, ferner, daß das Betreten der Höfe, Gärten, Wischhöfe und des Friedhofes strengstens verboten sei. Dann trieb der Gestränge die Kinder auseinander, so daß sie nach allen Richtungen davonsieben.

Um die Mittagszeit strichen plundrige Zigeunerweiber bettelnd und wahrsagend von Tür zu Tür. Aus den Handlinien prophezeiten sie den mehr aus der Gutmütigkeit als aus Neugierde ihre Hände schmunzelnd hinreichenden Frauen und Mädchen Glück über Glück, Glück an allen Ecken und Enden, mehr, als die Erde zu bieten vermag und die Menschen zu ertragen fähig sind. Nun klopfte es auch an unsere Tür, und gleich darauf huschte eine funkeläugige Hexe herein und trat plappernd auf die Mutter zu. „Ei, gute Frau, schöne Frau, bin ich Bote des Glücks, bring ich Glück für Ehre und Glück für Vieh und Feld. Glück für Kinder und Kindeskinde in Ewigkeit, Amen. Kann ich lesen aus Linien der Hand, wie Buchstaben stehen im Buche, was der Gott der Welt darin hat aufgezeichnet für alle Zeit bis an Tod bei hundert Jahr. Kann ich lesen aus der Hand die künftigen Tag, wie ein Lehrer liest seinen Schülern vor aus dem Buch des Lebens.“ Dann ergriff sie der Mutter Hand, drehte die Innenfläche nach oben und — zuckte erschreckend zusammen, trat einen halben Schritt zurück, sah starr auf die offene Hand, bald der Mutter in die Augen, schüttelte den Kopf und platzte endlich heraus: „Hab' ich noch mein Lebtag nicht gesehen solche Hand! Hab' ich in meiner Hand gehalten vieltausend Hand' und aus ihren Linien verkündet viel Geld und Glück, aber keine Linien in der Hand, das seh'

ich erstesmal heut. Ist eine Hand ohne Glückslinien darin! Ist eine Hand wie Sohlen am Schuh!“

Da zog die Mutter die Hand zurück, hob sie ein wenig und sagte: „Das ist eine Arbeitshand, Frau, gleich ihrer Schwester hier zur Linken. Dieses Schwesternpaar hat von klein auf gearbeitet, immer hart gearbeitet, Sommers und Winters, Tag für Tag und oft die halbe Nacht und zuweilen auch die ganze. In diesen harten Arbeitssohlen liegen die Glückslinien tief eingebettet. Es bedurfte ihrer nicht mehr, der Glückslinien; denn sie haben sich in lauter Glück verwandelt, in lauter Arbeitsfegen. Seht, Frau, unser Vater und ich waren arm, als wir beide miteinander angingen, arm an Geld und Gut, aber reich an Arbeitskraft und Arbeitslust. Da haben wir an stillen Abenden oft nebeneinander gesessen und in unsere Hände gestarrt, als ob wir aus ihren Linien unsere Zukunft lesen könnten. Und was haben uns die Linien geweissagt? Sie haben uns lautlos, aber wohlnehmbar zugerufen: „Arbeite! Arbeite immerfort ohne zu ermüden, bis wir verschwinden, bis ihr nichts mehr von uns seht! Dann werden wir Glückslinien uns in Eitel Glück und Segen verwandeln.“ Und das haben wir getan, mein Mann und ich; ein ganzes Menschenleben lang haben wir gearbeitet, und die Linien haben sich unserem Glücke zum Opfer gebracht. So ist es gekommen, daß wir den fünf Kindern, die der Himmel uns von acht gelassen hat, ein gesichertes und wohlgesesenes Heim bereiten konnten. So ist es gekommen, daß unser Ältester auf geachtetem Posten sein Brot verdient, der Zweite an unsere Stelle treten, der Dritte in nächster Zeit in ein Bauerngut einheiraten, der Vierte auf höherer Schule auch ein maderer Mann werden wird und unser Blondkopf hier alle Gewähr bietet, einmal eine tüchtige Bauersfrau zu sein. Und alle fünf werden Glücks genug haben und Freude am Leben, da sie uns, ihren Eltern, das Arbeiten abgeguckt und abgelernt haben. Und das alles haben wir unseren linienlosen, sohlenharten Arbeitshänden zu danken. Seht, nun bin ich selber unter die Wahrsagerinnen gegangen und habe aus den Händen prophezeit, wenn auch nicht aus ihren Glückslinien, so doch aus ihren Glückssohlen. Und ich glaube, Frau, meine Weissagungen treffen eher ein, als eure, da der Herrgott, bei dem es liegt, Menschenhoffen zu erfüllen oder zunichte zu machen, wenig auf die plappernden Mäuler, aber genau auf die schaffenden



Hände achten wird. Und darum vergeßt in Zukunft bei eurem Wahrsagen nicht unsern Bauersleuten zu sagen, daß sie, solange die Linien in ihren Händen sich allzu deutlich und fein gezogen ausnehmen, keine Aussicht auf Segen und Glück und Segen haben werden. So, nun wißt Ihr,

wie ich's meine! Hier habt Ihr zwei Eier für Euren guten Willen! Nun geht."

Die Alte kniete dankend und wischte, verschämt die Augen niederschlagend, zur Tür hinaus.

## Die ländliche Verfassung Niedersachsens im 18. Jahrhundert.

Unsere niedersächsischen Agrarverhältnisse führen geschichtlich ins 18. Jahrhundert zurück. Damals kam der lange Entwicklungsprozeß der nordwestdeutschen Grundherrschaft, deren Ergebnisse noch heute dem Bauerntum Niedersachsens das charakteristische Gepräge verleihen, vorläufig zum Abschluß. Die privatrechtliche Gebundenheit bestimmte ehemals des Bauern Wohl und Wehe. Nirgends konnte er weder über seine Arbeit selbständig entscheiden und deren Früchte ungeschmälert genießen, noch stand ihm gewöhnlich über seine Person das freie Verfügungsrecht zu. Trotz der unübersehbaren Fülle unterschiedlicher Momente, wie sie sich naturgemäß aus landschaftlichen und örtlichen Differenzierungen ergaben, wurde doch im wesentlichen das bäuerliche Abhängigkeitsverhältnis durch den großen politischen und kulturellen Gegensatz zwischen dem alten westlichen Deutschland und dem östlichen, slawisch durchsetzten Kolonisationsgebiet bestimmt. Rechts der Elbe hatte der adlige Gutsherr mit Aufsaugung des bäuerlichen Kleinbetriebes alle obrigkeitlichen Gerechtsame in seiner eisernen Faust vereinigt, den besitz- und rechtlos gewordenen Bauern auf hörigen, theoretisch wenigstens jederzeit kündbaren Grund und Boden angesetzt und die bäuerliche Arbeitsleistung zur Basis des gutsherrlichen Großbetriebes gemacht.

Anders lagen jedoch die Dinge links der Elbe. Hier standen die Fürsten in dem Bestreben, ihre Landeshoheit möglichst zu steigern, von jeher im Kampf mit allen privatrechtlichen Sondergewalten und hatten sie entweder völlig unterdrückt oder doch dem eigenen Vorteile dienstbar gemacht. Zwischen Landesherren und Bauern schob sich nicht die gutsherrliche Autorität, sondern der Staat hielt sich unmittelbar am Bauern selbst, dessen wirtschaftliche Kräftigung und Förderung dadurch zum Gebot des politischen Interesses wurde.

Zwar fehlte auch in Niedersachsen keineswegs der herrschaftliche Besitz. Ritter- und Klostergüter verfügten über bedeutende Privilegien, aber so weit diese den Bauern betrafen, wurden sie durch staatliche Gesetzgebung eingeschränkt, und da sie immer nur an den einzelnen Höfen haften, war es nicht zur Bildung gefährlicher autokratischer Machtbezirke gekommen.

Ritter- und Klostergüter übten über den Bauern die Grundherrschaft aus nach dem niedersächsischen Meierrecht, das schon im 17. Jahrhundert aus einer runden Zeitpacht zum gesetzlich anerkannten erblichen Nutzungsrecht erhoben war. Nur noch bei völliger wirtschaftlicher Untüchtigkeit durfte der Bauer von Haus und Hof verjagt werden. In allen rein ökonomischen Angelegenheiten war er unbehindert, aber er durfte am Grundbesitz eigenmächtig keine äußeren Veränderungen vornehmen. Verpachtungen und Verpfändungen unterlagen der ausdrücklichen Genehmigung des Grundherren, während ein Verkauf im ganzen und in Teilen durch die Landesgesetze überhaupt unmöglich war, diesem Grundsatz entsprachen auch die Erbgesetze. Bis zum 60. Lebensjahre pflegte der Meier selbst die Wirtschaft zu führen. Dann übertrug er den Gesamtbesitz dem Auerben und zog aufs Altenteil. Die Geschwister hatten am Gut keine Ansprüche. Nur ihre An-

teile am Privateigentum zahlte ihnen der Auerbe bei eintretender Volljährigkeit oder Verheiratung aus, und ohne seine Zustimmung durften sie dann nicht mehr auf dem Hofe bleiben. Für den unmündigen Auerben übernahm bis zu seiner Volljährigkeit die Witwe alle Rechte und Pflichten, mußte aber im Falle ihrer Wiederverheiratung spätestens in seinem 30. Jahre mit ihrem Manne den Hof verlassen. So wurde die vollwirtschaftlich gefährliche Zerstückelung des Grundbesitzes verhindert und Niedersachsen vor ähnlichen Agrarkrisen weise bewahrt, wie sie Süddeutschland infolge regelloser Erbteilung wiederholt erlebte.

Für die Nutzung des Gutes war der Bauer seinem Grundherrschaften zu Leistungen verpflichtet, die im „Meierhof“ gesetzlich vor jeder willkürlichen Weigerung geschützt waren. Obenan standen die Naturalabgaben, alljährlich um Martini zu liefern, daneben traten in nördlichen Landesteilen Geldleistungen und überall fanden sich kleinere Gebühren. Im Norden stand dem Grundherrschaften auch der Frondienst zu, der aber nur auf einigen großen lüneburgischen Gütern eine wirkliche Belastung der Bauern bedeutete. Spuren alter Leibeigenschaft hatten sich noch in einigen geistlichen Landesteilen des Südens erhalten, praktische Bedeutung kam aber nur der westfälischen Eigenbehörigkeit zu. Im wesentlichen war also die Grundherrschaft für den niedersächsischen Edelmann eine Rentenquelle.

Diese durchaus günstige Lage des niedersächsischen Bauern erhielt aber eine bedeutende Beeinträchtigung durch seine gerichtliche Untertänigkeit. Zwar hatte auch hier der Staat scharf in die alten Privilegien eingegriffen, aber nur um sie selbst auszunutzen. Träger der tatsächlichen Rechtsprechung in Niedersachsen waren die staatlichen Ämter, die mit den unterstellten Vogteien geschlossene grund- und gerichtsherrliche Bezirke von zehn bis zwanzig Dörfern darstellten und durch ihre gleichzeitige Verwaltungstätigkeit eine besonders überragende Bedeutung erhielten. Nur im Süden des Landes kamen neben den Ämtern völlig gleichberechtigte sogenannte geschlossene adeliche Gerichte vor. Ueberall wurden diese höheren Gerichtsherrschaften von der Patrimonialgerichtsbarkeit der Grundherren durchkreuzt, die sich jedoch auf niedere Zivil- und Strafgerichtsbarkeit beschränkte und auch hierin einer strengen Kontrolle unterstand. Tief schnitt die geschlossene Gerichtsherrschaft in das bäuerliche Wirtschaftsleben ein, weil Amt und adeliches Gericht immer mit großen landwirtschaftlichen Betrieben in Verbindung standen, die lediglich auf dem Wege des Frondienstes durch die amtseingeseffenen Bauern bewirtschaftet wurden. Amtmann und Amtschreiber bezogen stets als Pächter aus den betreffenden Domänen und Vorwerken ihre Einkünfte, und da diese Herren nicht über eigene Arbeitskräfte verfügten, wurde ihnen regelmäßig der Frondienst der Amtsbauern mitverpachtet. Nur gegen freie Verköstigung leisteten die Meier wöchentlich einen Tag Spanndienste mit vier Pferden; die Kötter und Häuslinge entsprechende Handdienste. Der Vogt sagte dem dienstpflichtigen Bauern rechtzeitig den Dienst an, der von sechs bis sechs Uhr dauerte. Die meisten Dienste beanspruchten Bestellung und Aberntung der Felder, dazu kamen Korn-, Holz- und Waufahrten, während der Hand-



dienst als Ernte-, Bau- und Botendienst verbraucht wurde. Natürlich richtete sich das Maß dieser Verpflichtungen immer nach dem Umfang des Domänenbetriebes.

Den Kämtern unterstand die gesamte nicht privilegierte ländliche Bevölkerung. Allwöchentlich hielt der Amtmann im Amtsgebäude einen Gerichtstag zur Aburteilung von Kriminalfällen und Entscheidung von Prozessen ab. Die täglichen polizeilichen Geschäfte blieben den subalternen Bögten überlassen. Die adligen geschlossenen Gerichte wurden gewöhnlich im Auftrage des Gerichtsherrn von einem Gerichtsverwalter geführt, der aber nach Beweisaufnahme die Urteilsfindung den Gerichten zweiter Instanz oder der Fakultät in Göttingen anheimstellte. Neben der strengen Ueberwachung des Meierrechts bildete das ländliche Steuerwesen die vornehmlichste Verwaltungstätigkeit der Kämter. Wie überall war auch in Niedersachsen für Adel und Geistlichkeit völlige Steuerfreiheit das erste Privileg, außer dem Bürger zahlte nur der Bauer zur Tilgung der Staatsschulden und Unterhaltung des Heeres Steuern. Mit besonderer Sorgfalt überwachten die Kämter die bäuerlichen Naturalleistungen zur Verpflegung des Heeres in Friedens- und Kriegszeiten.

Alle niedersächsischen Bauern wohnten in geschlossenen Dörfern und waren zu Landgemeinden vereinigt. Aber nur

die Massen der Meier und Kötter waren gemeindeberechtigt; Anbauer und Häuslinge, die ihren Lebensunterhalt nur zum Teil aus landwirtschaftlicher Tätigkeit bestritten, mußten sich den Beschlüssen der Gemeindeversammlung widerspruchlos fügen. Meier und Kötter wählten alljährlich aus ihrer Mitte den Bauermeister. Ihm unterstand die Regelung der gemeinsamen wirtschaftlichen Angelegenheiten, wie sie sich regelmäßig aus Dreifelderwirtschaft und Flurzwang ergaben.

Gegenüber den neuzeitlichen Ideen konnte diese feudale Grundherrschaft sich nicht behaupten. Unter der französischen Herrschaft wurde jede privatrechtliche Gebundenheit aufgehoben, und als man sie nach 1815 wieder einzuführen wagte, konnte ihre Lebensdauer nur noch eine Frage der Zeit sein. Endgiltig verhassten die Revolutionsjahre gegen Mitte des 19. Jahrhunderts dem niedersächsischen Bauern zu seiner unbeschränkten persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit. Aber das alte Meierrecht lebt fort in manchen ländlichen Verfassungseinrichtungen und Erbschaftsgebräuchen, vor allem hat es aber das dörfliche Siedlungsbild Niedersachsens bestimmt, die großbäuerliche Wirtschaftform neben selbständigen Kleinbetrieben. Dr. W. Fischer.

## Stammrollen des Schillschen Korps.

Es wird wohl in Meßlenburg noch manchen geben, dessen Vorfahr wie „Schill-Sommer“ aus Stavenhagen „dunntaunmalen mit Schillen gahn is“. Aber es wird kaum jemandem bekannt sein, daß er diesen Ahn unter Umständen noch in den alten Stammrollen feststellen kann.

Das Heeresarchiv der alten preussischen Armee im Geheimen Staatsarchiv in Berlin besitzt einen Altenband „das von Schillsche Corps betreffend“, der auch Stammrollen des 2. Brandenburgischen Husaren-Regiments von Schill, das den Stamm des Reiterkorps gebildet hat, und Listen der Mannschaften enthält, die nach dem Tode Schills vor dem preussischen Generalgouverneur der Provinz Pommern und Neumark kapitulierten. Dieser war niemand anders als der „General von der Kavallerie“ v. Blücher. Es sind die Akten seines Stabes, die uns erhalten sind. Bekanntlich hat Schill am 28. April 1809 mit seinem Regiment Berlin verlassen und sich zunächst nach Wittenberg, dann ins Anhaltische gewandt. Nach der „Affaire“ bei Döbendorf, wo er ein westfälisches Regiment des Königs Jerome schlug, suchte er dann das Meer zu erreichen und fand in Stralsund im Kampf gegen die in französischen Diensten stehenden Holländer und Dänen am 31. Mai den Heldentod.

Der Rest seiner Leute, soweit sie nicht im Lande umherirrten, hatte sich auf 14 Schiffe auf der Reede von Swinemünde gerettet und unterhandelte von dort aus mit Blü-

cher. Nach Weisung des Königs sollten die freiwillig zurückkehrenden Leute an der Grenze entwaffnet und in das 4. Ostpr. Inf.-Regt. nach Graudenz oder das Westpr. Ulanen-Regt. nach Königs eingereiht werden. Pferde und Waffen sollten nach Berlin gebracht und bei der Neuaufstellung eines neuen Ulanenregimentes verwendet werden.

Alle geborenen Meßlenburger wurden mit Pässen in ihr Vaterland entlassen. Von denen aber, die wieder preussische Dienste nehmen wollten, und deren waren nicht wenige, finden sich in den aufgestellten Listen die üblichen militärischen Personalien über Charge, Namen, Größe, Vaterland, Geburtsort, Religion, Profession, Verheiratung und Kinderzahl. Vom Muskettier Wilhelm Bandow z. B. ist angegeben, daß er 5 Fuß 2 Zoll groß, 27 Jahre alt, aus Bismarck in Meßlenburg, lutherisch, von Beruf Maurer, unverheiratet und ohne Kinder war. Verheiratet waren überhaupt nur die wenigsten, selten einer über 35 Jahre alt, viele erst 16 oder 17. Sie sind aber nicht alle später im Felde geblieben. Viele werden nach Meßlenburg zurückgeführt sein und eine Familie gegründet haben.

Auch die Offiziere werden genannt, allerdings nicht jene tapferen elf, die in französische Gefangenschaft geraten waren und in Wesel erschossen wurden. Unter denen aber, die in preussische Dienste zurücktraten, finden sich Namen wie Leutnant v. Blomberg, Leutnant v. Bismarck, Leutnant Graf v. Moltke und Regimentsauditeur Fried-

## Geschichtsvereine und Heimatmuseen.

Auf einer Tagung der Geschichtsvereine hielt Dr. Hävernich, Gotha, einen lehrreichen Vortrag über das Thema „Geschichtsvereine und Heimatmuseen“, dem allgemeine Bedeutung zukommt. Er führte u. a. aus: Die Möglichkeiten einer Mitarbeit der Geschichtsvereine an dem Ausbau der Heimatmuseen müssen untersucht werden. Es ist unbedingt erforderlich, daß die Mitglieder der Geschichtsvereine einen großen Teil der archivalischen Vorarbeiten

zu leisten haben. Vor allem wird diese Arbeit den Altertümern des Staates, des Heer- und des Verkehrswezens zugute kommen. Ferner kann nur durch solche sorgfältigen Vorarbeiten ein Ziel erreicht werden: die Erlangung aller Typen von Altertümern, die es innerhalb einer bestimmten Gruppe einstmals gegeben hat. Nur so können wir uns von der Kulturhöhe unserer Vorfahren ein richtiges Bild machen und den so notwendigen altertums-



kundlichen Untersuchungen ein richtiges Material bereitzustellen. Wie oft können nur durch archivalische Vorarbeiten alte Namen ermittelt werden. Durch Sammeln altertümlicher Dinge allein leistet der Altertums- und Volkskunde keinerlei Dienste. Hier kann die Mitarbeit der Geschichtsvereine gewinnbringend angelegt werden. Die archivalischen Vorarbeiten verlangen von unseren Heimatfreunden rege Kleinarbeit. Dafür bieten die Heimatmuseen den Geschichtsfreunden den großen Vorteil, daß sie hier die Ergebnisse ihrer Forschungen, die bisher nur in Form von Veröffentlichungen sachlicher Art allein den Geschichtsforschern zugänglich waren, allen interessierten Kreisen vorlegen können.

Wenn man an eine Vervollkommenung der museumstechnischen Methoden auch in den kleineren Heimatmuseen herangeht, werden sich die Forschungsergebnisse auch solcher Gebiete, die bisher in diesen Museen fast gar nicht gepflegt worden sind, darstellen lassen. Auch die durch mühevolle Untersuchungen erreichten Feststellungen über Staat und Territorium in ihrer Entwicklung gehören

hierher, während der Staat und seine hervorragendsten Persönlichkeiten durch Urkunden, Hoheitsabzeichen, Siegel, Münzen und Bildnisse verfinnbilicht und dargestellt werden. Wenn dabei zuweilen archivalisches Material zur Ausstellung erforderlich ist, so soll zur Vermeidung von Mißverständnissen betont werden, daß darum eine Einmischung der Heimatmuseen in das Gebiet der Archive nicht stattzufinden braucht.

Mögen den Geschichtsvereinen auch neue und schwierige Aufgaben erwachsen, so bietet sich ihnen doch andererseits die Gelegenheit, sich erfolgreich in die Arbeit der Volksbildung einzuschalten und dazu beizutragen, daß sich das deutsche Volk des reichen Schatzes seines Volkstums mehr und mehr bewußt wird. Um das zu erreichen, müssen aber Geschichtsvereine und Heimatmuseen das bequeme und wahllose Sammeln altertümlicher Dinge durch einen planmäßigen, nach pädagogischen Gesichtspunkten vorzunehmenden Ausbau der Heimatmuseen ersetzen.

## Homer hinter dem Ladentisch.

100 griechische Verse für drei Gläser Branntwein.

Es ist jetzt gerade 100 Jahre her, daß ein Krämer in dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg einen neuen vierzehnjährigen Lehrlingen einstellte, der Butter, Milch und Kaffee, Salz und Zucker, Kerze, Öl, Talglichter, Branntwein und noch manches andere verkaufen mußte. Und war im Laden gerade einmal nichts zu tun, dann mußte er Kartoffeln für die Brennerei mahlen oder mit Besen und Wischtuch hantieren. Denn von früh bis spät gab es zu schaffen, und Stillstehen liebte der strenge Lehrherr nicht. Da kam eines Abends einmal ein Mül- lergefelle, der ein Gymnasium besucht hatte und mit seiner Weisheit vor dem kleinen Lehrlingen glänzen wollte: Er sagte ihm mehr als 100 Verse aus dem Homer auf. Der angehende Kaufmann verstand zwar nichts davon,

doch er fand die „göttlichen Verse“ so schön, daß er sie sich dreimal wiederholen ließ und den Müllerburschen mit drei Gläsern Branntwein belohnte, für die er seine letzten Pfennige opferte. Fünfeinhalb Jahre blieb er in der Stellung und sparte, um einmal Griechisch lernen zu können. Dann ging er zu Fuß nach Hamburg und ließ sich als Schiffsjunge auf der Brigg „Dorothea“ nach Venezuela anwerben. In Holland fand die Reise durch Schiffbruch ein jähes Ende. Hier aber wurde der kleine Fürstenberger Krämerlehrling zu dem großen Kaufmann, der mit seinem Reichtum den Traum der Kindheit verwirklichen konnte: Es war Heinrich Schliemann, der der Kulturwelt das Troja Homers wiederschente.

## Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Wi bedanken uns, un wullen gahn, dunn röp hei uns noch mal taurügg un säd: „Und denn ist hier noch Einer von Ihren Kameraden, er heißt Schr . . . — Sie mögen ihn wohl kennen — der hat hier den dummen Streich gemacht, daß er sich mit einem Mädchen verlobt hat — ein ordentlich Mädchen und ordentlich verlobt — dem habe ich die Erlaubnis gegeben, daß ihn seine Braut und deren Bruder wöchentlich dreimal besuchen kann. Darauf werden Sie sich nicht berufen, denn die Erlaubnis kann ich Ihnen nicht geben.“ — Wi säden denn, up so 'ne Saken wullen wi uns nich inlaten, un för unserntwegen künn Schr . . . jogor immer frigen, wenn 't de Herr General för gaud inseh'n ded. — „Solche Antwort habe ich von Ihnen erwartet,“ säd hei, un wi gungen.

Hei hadd uns den Kommandantur-Schriwer mitgewen, dat de uns Bescheid wisen süll; de ded dat ok, un nu hadden wi tau wählen. Tau 'm Glücken wüßt id mit den Krempel all Bescheid, id hadd all Johrelang in Kasematten seten; „Kapteihn,“ säd id, „wi nemen ein in 't tweede Stock, 't süht frilich gruglich ut, as wenn Einer in en groten Reiskuffert inspunnt is, von wegen dat runne Gewölv

haben; aewer 't is immer beter, wenn Einer anner Lüd' up den Kopp peddt, as wenn hei sid süßwen up den Kopp pedden laten sall, denn tüschen de beiden Stockwerk sünd keine Windelbaehns, blot Bred', un in den Frühjoht, in den irsten Andän, denn fangen de allen Dinger an tau lecken, un de Wänn', de driwen, un de unnen wahnt, frigg't Allens duwewelt.“

Wi wählten uns also dat tweede Stock von 'ne Kase-matt; de Kommandantur-Schriwer sorgte för 'ne Upwohr-fru, de sorgte för en Bedd; uns' Saken würden 'ruppe bröcht, un Batter Res' un Prüß säden adjü! — Wo 't woll mit Vadder Resen sine velen, schönen Quittungen aslophen was? — Id frog den Kommandantur-Schriwer dornah, un de säd mi: „Um so etwas bekümmert der General sich nicht, das ist Sache des Plazmajors, und der wird morgen wohl zu Ihnen kommen und mit Ihnen darüber verhandeln.“ — De Mann was en beten niglich, Einer künn em dat anmarfen, denn hei blew tau lang' bi uns, ahn dat hei dor wat tau dauhn hadd; na, id was ok niglich un frog em denn also, woans dat Schr . . . en hir güng, id kenne em all von Jena her un von den Unnersäufungsarrest. De Antwort was: „Sehr gut!“ — ein Wurt gatw dat anner,



un hei vertellte denn taulest, as Schr . . . hir ankamen was, un de General sinen Namen lesen hadd, hadd hei em fragt, wer sin Vader wir. — Dat wir de Regimentsarzt Schr . . . tau St . . . — Dunn hadd de olle brave General de Hänn tausam slagen un hadd utraupen: „Und den Sohn des Mannes, der mir bei Waterloo das Leben gerettet hat, soll ich hier mit solcher Strenge behandeln!“ — Hei hadd 't aewerst intaurichten wüßt, un Schr . . . hadd 't gaud hatt, hadd aewerst vel dumm Tüg bedrewn.

Se, so geiht dat in de Welt, dese Burß hadd dat gaud hatt, wil dat annere un betere Lüüd' bitter leden, un weck von ehr gänzlich tau Grunn' gahn wiren. Hei was in unsere Verbindung in Jena west, un dörch sin grotes Mul hadd hei dor de irste Bigelin' mittpelt, aewer as de Sat tau 'm Klappen kamm, as em Unkel Dambach de Klemm upsetten ded, un as em Unkel Dambach um den Vort gung un em vörpredigte, hei wir „ein philosophischer Kopf, er könnte das Objekt der Untersuchung in seiner ganzen Totalität umfassen und übersehen,“ dunn kamm de erbärmlichste Eitelkeit un de jämmerlichste Swäcklichkeit bi em tau Rum', un hei gestunn nich blot — dat hewwen wi Annern all dahn — ne, hei sung an tau denunziren, un wull sich leiw Kind maken un let sich bi Nacht un bi Dag' bi den Herrn Kriminalrath messen, wenn em so 'n arme Paster in Sachsen, oder so 'n arme Dokter in Schlesingen ut olle Tiden insöll, de of einmal „Burschenschaft“ spelt hadd un nu mit Fru un Kinner dor satt, dormit dat sei doch of dat Vergnügen hadden, sin vergrißtes Angesicht bi 'ne Confrontation mal wedder tau seihn. — Un de Anaw' hadd dat hir gaud hatt! — De Herr Kriminalrat Dambach kunn of dankbor sin, denn hei hadd em nah 'ne Festung sett't, wo hei alle in was, un wi annern em de Höll nich heit maken kunn, un nu hadd de Taufall mit den ollen General noch en Aewriges dahn. Wil deß, dat wi knapp unner 'n anner spreden dürrwien, hadd hei mit gebildte Lüüd' ümgahn dürrwt, un hadd 'ne Brut up den Schot un herzte un küßte sich dormit, un de armen Frugens un Kinner von de Lüüd', de hei angewen hadd, hadden wildeß in Jammer de Arm nah den Mann un den Vadder utreckt. — So geiht 't in de Welt.

Hieraewer reden wi, de Kapteihn un id, as de Kummandantur-Schriwer gahn was, un id was vör Allen up em falsch, denn mi hadd hei of ümmer unnödiges Wis' in sine freiwilligen Bichten mit herinne sliet, un glit den irsten Dag hadd hei mi verraden un hadd angezeigt, dat id em en Erkennungsteifen mast hadd; aewer 't was jo nu all so lang' her, allentwegen, wo wi west wiren, hadden wi unner enanner in Frieden lewt, wat süllen wi hir olle Geschichten uprühren? Un de Kapteihn un id besluten, wi wullen mit em in Frieden lewen, un dat, meinten wi, süll uns so swor nich warden, denn wi süllen man in de Fristunn'n mit em tausam kamen, wil dat hei up dat anter Enn' von de Festung wahren ded; aewer hei make uns hir of so velen Sperman, dat ut de gaude Aussicht nich recht wat würd. —

As dat Abend was, let de wachthabend Unteroffizir den General sinen Bedeinten bi uns 'rin, un de bröcht uns en Korb: „Ne Empfehlung von den Herrn General un hei schickt uns hir en beten tau 'm Abendbrot, denn wi wiren woll nich vüllig inricht't. — Dat kamm uns schön tau Paß, un ut de brunen Bradtüssen un dat heite Eierbir lesen allerlei schöne Hoffnungen för de Taufunft herute, un de Kapteihn säd: „Charles, id glöw, wi sünd hir beten d'ran, as bi den seligen Grafen.“ — „Id glöw of, Kapteihn; aewer nu will'n wi tau Bedd gahn, id biin hunds-vöttischen mäud'. Aewer noch eins! Wenn Du tau Bedd geihst, denn darwst Du nich steidel herinne stigen, Du mößt Di up de Bettlad' setzen un ganz dufferig 'rinne krupen, süs wardst Du Di an dat olle Tunnengewölw' häßlich den

Kopp stöten. Süß! so mast Ein dat in de Kasematten.“ Id trop herin un hei puffelt un framt dor noch wat, un as id all binah inslappen was — bauß! — knallte dor wat up de ollen Breddelen dal. Min oll Kapteihn hadd mine Warnung vergeten, was mit den Kopp gegen den Swibbagen rönt un nu rücklings ut dat Bedd 'rute schaten. Ja, ehre Unbequemlichkeiten hewwen de ollen Kasematten of. —

Den annern Morgen kamm de Platzmajor tau uns, hei was en ollen gaudmäudigen Draehnbarfel un vertellte sich mit uns von allerlei, blot nich von Schandor Resen sine Quittungen, un as hei unsere königlich preußischen Staats-Traktamenten mit sin Süßvergrößen däglich blank un bor up den Disch tellen ded, dunn seggen wi, dat wi von jist an wollhabende Lüüd' warden süllen, de bi passende Gelegenheit doch of mast in de Tasch 'rümklimpern kunn. — Nu müßten wi tau den General, müßten uns aewer vörher doch balbiren laten, denn de Vort stunn uns as de Hefeltinnen in 't Gesicht. En studirten Balbiren kunn sich up de Festung nich hollen, 't was also en Soldat, de dat Horsniden un Balbiren bedrew, wenn hei just kein Holt tau hau'n hadd. Sei säden All, hei hett keine lichte Hand, un dat heww id of spört, un dortau hadd hei blot en Söhlingsmeh; un dat hadd em just den Dampf nich dahn, de arm Schelm hadd aewerst dat Unglück hatt un hadd den General sine schöne Brüd för natürlich Hor anseihn, un as hei em de por würckliche Locken ut den Nacken hadd sniden süllt, hadd hei sine Sat recht gaud maken wullt un hadd em de schöne Brüd hinnenwarts ganz kahl schert. Dorüm was hei denn nu bi Allen un Jeden in en recht leges Verhältniß geraden, un ahn grote Roth let sich Keiner von em sniden un scheren. — Na, wi wiren in grote Roth, un id sett'te mi also dal; aewer so lang, as id bi dit Geschäft worden biin, biin id vör dem un förredem meindag' nich west, un lütt Lüüd' süllen sich ümmer von en preußischen Füßler un mit en Söhlingsmeh balbiren laten. — Nah mi kamm de Kapteihn, hei höll of drist ut; aewer as em de Kirl den Snurrbort insmeren wull — denn hei balbirte nich in 'n Ganzen, blot stückwis' — dunn säd de Kapteihn: Holt! dat wir sine Sat, hei hadd sine Schonung nu aewer 'ne Woch glücklich dörchbröcht, ut den Graewsten wir sei nu, un hadd hei de Last dorvon hatt, wull hei nu of sin Vergnügen doran hewwen. Un förredem hett hei of sin Vergnügen doran hatt, un so 'n Vort, as hei sich anbändigen ded, heww id meindag' nich wedder tau seihn kregen. Hei krüß'te em nich, hei klisterte em nich, hei smerte em nich, ne! hei treckte em ganz einfach an an 'ne Spalfeh, blot nah unnerwarts, stas süs nah babenwarts, un gel un unschüllig hung hei em aewer sine beiden Lippen dal, as en niges Strohdack aewer de beiden halwen Dören von en Rathen, in den Taufredenheit un Gaudhartigkeit wahren. — Id heww mi nahsten of wat wassen laten; aewer 't würd of dornah.

Wi kemen tau den General; hei stellte uns einen Herrn vör, de süll up uns uppaffen un süll uns bewohren un bewachten, dat wi nich von den vörshrewnen Spaziergang up Afweg' geröden; dat was de Herr Unteroffizir Bartels. Herr Bartels gung nu jo mit uns af, un as wi in de Lindenallee kemen, säd hei: „Sehn Sie, meine Herrn, von diese kleine Linde an bis an 's Riederthor können Sie nun 's Morgens zwei Stunden lang immer in der frischen Luft auf und nieder gehen, und 's Nachmittags wieder, d. h. reden dürfen Sie nicht mit keinem Menschen, als bloß mit Ihnen und mit mir.“

So wüßten wi jo denn Bescheid, un wil wi 't so gaud noch meindag' nich hatt hadden un von den Esel up 't Bird kemen wiren, so lewten wi uns bald in de Verhältnissen in.



### Kapittel 15.

Nu wir dat woll nich mihr as billig weest, dat wi uns dankbor un taufreden mit dat begnügt hadden, wat uns de oll Herr General un dat Glück so schön in den Schot 'rinnesmeten hadd; aewer de Wunsch is nu einmal so, hei rückt un rögt an 'ne gaude Lag' ebenso, as an 'ne slichte, hei will 't immer noch anners un noch beter hewwen, un wenn nah buten tau nich vel tau rücken un tau rögen is, as in unsen Fall, denn fangt hei binnen an mit allerlei Wunsch' un Hoffnungen un Affichten sin Hart tau aewerlasten, un wir de Ufführung von de Hoffnung of so wid af, as Rufus von 't Saebstirn.

Ra, id bün of allmeindag en unrauhigen Gast weest; aewer dimal was id 't nich, de den Surdeig in den Bakfektrog smet, dimal was dat min oll Kapteihn.

Wi wiren nu all an de virteihn Dag an Urn un Städ' un gungen regelmäsig Morgens un Nahmiddags bet an de lütte Lind' spaziren, ein achter 'n anner, as de Gäuf' in den Gasten, denn dat was sihr deip tau gahn un ut de Allee dürrwten wi nich 'rute; Herr Bartels satt denn midwegs von unsen Spazirgang an 't Wagenhus up en Kugelhopfen — un wenn 't Weber dornah was — in 'n Sünenschin, un sel uns nah de Beinen un spelte mit de Quast von sin Kurzgewehr. — Schr . . . en hadden wi all den tweiten Dag wedder tau seihn fregen, un hei gung of mit uns un wüßt vel tau vertellen, denn ut den philosophischen Kopp von den Unnersäufungsarrest her hadd sich up de Festung en poetschen 'rute puppt, hei hadd en grotes Heldengedicht schrewen „Paulus“, un dat wüßt hei unglücklicher Wis' utwenig un deklamirt uns de schönsten Stellen dorut vör; sei süllen nah de Melodie von den ollen Homer gahn, sei gungen aewer meistens nah de Melodie von Jehann Hinrich Vossen, as hei sich den Spaß maken ded un de Hexameters von Goethen un Schillern en lütten Laef anhängte:

„In Weimar und in Jena macht man Hexameter,  
wie die da;  
Aber die Pentameter sind noch viel schlechterer.

Schr . . . en sin „Paulus“ was för mi un den Kapteihn all slimm, denn wi hadden nicks dorgegen uptauwisen, womit wi em wedder traktiren un dat Mul stoppen kunnen; aewer slimmer was 't noch, wenn hei uns mit sine Brut kamm, denn von de Ort hadden wi irst recht nicks uptauwisen. Hei läd dat ordentlich dorup an, uns den Mund wätern tau maken, hei beschrew uns sine Leiwste von Kopp bet tau Fäuten, hei wüßte sei uns ut de Firn' un taulekt of in de Neg' — un sei was för en philosophischen Kopp of allerihrenwirth — hei malte uns dat so sänt vör, wenn sei dreimal in de Woch so bi em sei, un hei ehr ut de Bäuer Bildung bibröcht, denn sei wir — as hei fäd — „noch nicht auf der Höhe seiner Bildung angelangt“. Kortüm! Schr . . . stel uns allerlei Stücken, un strigelte uns' Fleisch mit allerlei Durn- un Kettelwarf.

De Kapteihn un id, wi argerten uns, un wi deilten uns ihrlich in den Arger; id argerte mi aewer Paulussen, un hei argerte sich aewer de Brut.

Nu müßt sich dat eines Dags drapen, dat uns 'ne öllerhaste Dam' mit en jung', slant Wäten beegen ded, un wil dat nu de Faustig so small was von wegen de Deipigkeit von den Weg, schrammten wi ein achter 'n anner an de beiden Frugenslud' vörbi. Mit de jung' Dam' gung dat noch handlich, aewer mit de olle Dam', de en beiten stark vüllig was, gung dat man swack, un de Kapteihn, de sin Lewsdag' immer sihr ritterlich gegen Damen weest was un hüt taufällige Wis' sine Stäweln anhadd, wo de Boden so tämlich 'rute was, läd up militörisch de Hand an de Müß, fäd en por verbindliche Würd' un peddte mit

beide unverseferte Beinen in den deipen Dreck, id ströpte noch so knappemang vörbi, denn sei hadden dunntaumalen noch keine Kreolinen.

As wi en por Schritt wider gahn wiren, kamm de Herr Unteroffizirer Bartels pil up den Kapteihn los un fäd: „Sie haben eben mit die Dam' geredt, das dürfen Sie nicht.“ — De Kapteihn fäd, hei hadd blot 'ne Höflichkeit tau ehr seggt. — „Höflichkeit oder Grobheit,“ fäd Bartels, „is ganz engal; Sie sollen überall nich mit Keinem reden, un wenn Ihnen Einer entgegenkommen thut, so sollen Sie auch nicht grüßen, denn sie kennen Ihnen nich.“ — Wer dat denn weest wir? frog id. — „Das darf ich Ihnen nicht sagen,“ fäd Herr Bartels. — „Ra, denn will ich es Dir sagen,“ fäd Schr . . . „das ist die Frau des Proviantmeisters Lude, und die junge Dame ist ihre Tochter aus erster Ehe und heißt Aurelia Schönborn, und sie wohnen in der Kasematte, in die sie jetzt hineingehen.“ — „Herr Schr . . .“ fäd Bartels, „ich weiß recht gut, Sie kennen hier die ganze Menschheit auf der Festung; aber das muß ich dem Herrn General melden, daß Sie hier Instruktionen for die beiden fremden Herrn ausgeben.“

Nu was aewer de Kasematt, wo de beiden Damen 'rinne gahn wiren, grad aewer de lütte Lind', bet wo wid wi man gahn dürrwten, un as wi bet an de gahn wiren, stellte sich de Kapteihn an de lütte Lind', slog den Grisen mit de saeben Kragen dichter üm sich un sel nah de Kasematt 'raewer. — Schr . . . un id gungen wedder taurügg, un Herr Bartels was tau 'm irstenmal in grote Verlegenheit: süll hei den Kapteihn dor stahn helpen, oder süll hei mit uns den Weg entlang gahn? Taulekt wählte hei den Mittelweg, hei settte sich wedder up den Kugelhopfen un spelte mit den Quast, sel aewer mihr den Kapteihn, as uns an. — Wi kemen wedder taurügg, de Kapteihn stunn an de Lind', wi gungen un kemen wedder, de Kapteihn stunn immer noch an sine Lind', blot dat hei sich dat bequenter macht un sich an den Pahl lehnt hadd. — „Kapteihn, kumm doch mit!“ — „Laß mich!“ fäd hei, strek mit de Hand aewer dat gele Stoppelfeld, wat nu unner sine Näß' all gadlich begäng würd un läd sich noch drifter an den Pahl.

De Fristunn' was tau Einn', wi würden inslaten, un de Kapteihn gung mit groten Schritten in de Kasematt up un dal: „Ein dummer Kerl!“ fäd hei, „ein sehr dummer Kerl!“ „Bartels?“ frog id. — „Rein, Schr . . .“ fäd hei; „der Hanswurst renommirt ordentlich damit, daß er eine Braut hat. Ist das eine Kunst, sich eine Braut anzuschaffen, wenn Einer mit der ganzen Welt verkehren kann?“ Dormit gung hei noch forscher up un dal. — Kapteihn,“ fäd id, „heute war er im Ganzen doch recht freundlich. Er hat mir seinen Paulus mitgegeben; sieh einmal hier, er hat gleich Bilder dazu gezeichnet.“ — „So? das will er auch können? — Ja, er weiß Alles, er hat Alles. — Sein Dickthun ist unausstehlich! — Und welcher anständige Mensch thut wohl mit seiner Braut dick? Charles, ich betrachte ein solches Verhältniß als das zarteste und heiligste, welches selbst den vertrauesten Freunden verschlossen bleiben muß; und der alberne Mensch bringt gestern sogar einen Schuh seiner Braut mit auf die Promenade, um uns zu zeigen, was für einen kleinen Fuß sie hat!“

Bohr was 't, wat de Kapteihn fäd; aewer wat argerte hei sich denn so sihr doraewer? id hadd doraewer immer von Harten lacht. Nu las id in Paulussen; aewer id fung mi of allmählich an tau argern; jede Satz fung so breit-spurig an, as wenn de Weisheit süßwen Einen bi den Stanthafen freg', un wenn 't dick Einn' nahkamen süll, denn snappte dat af, as wenn Einer mit 'ne Fleigenklapp nah 'ne Fleig' vörbi sleiht.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Zihler, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, 6. Dezember 1936

Nr. 23

## Der Lebensraum der Stadt Teterow.

Beitrag zur nationalpolitischen Heimatkunde Mecklenburg.

Von Studienrat Dr. Gerhard Böhm er, Teterow.

### Zum Geleit;

Obgleich diese Zeilen sich nur mit einem Teile von Mecklenburg befassen, wenden sie sich doch an die Allgemeinheit:

Sie möchten der Jugend dienen, auf daß sie in der Heimat den ewigen Nährboden des Volkes erleben kann . . . .

Sie möchten den heutigen und künftigen Gestaltern des Landschaftsbildes Richtlinien für ihre landschaftspflelegenden Werke geben . . . .

Sie möchten die fremden Besucher begleiten durch die Jahrtausende der Geschichte dieser Landschaft; nur aus dem Werden ist das Gewordene zu würdigen . . . .

Sie möchten der Lehrerschaft eine Hülfe sein für den heimatkundlichen Unterricht, der ja künftig zugleich das Hohelied der Heimatliebe sein soll . . . .

Sie möchten schließlich allen, die Anteil haben an der geheiligten Erde, das Herz öffnen für diese Gottesgabe . . . .

„Haltet das Reich nie für gesichert, wenn es nicht in der Lage ist, jedem Sprossen unseres Volkes sein eigenes Stück Grund und Boden zu geben.“  
Adolf Hitler.

die Stadt. Nirgends bewahrheitet sich das volkstümliche Sprichwort: „Stadt und Land Hand in Hand!“ so wie bei den echten Markorten, von denen Mecklenburg mehrere Duzend besitzt. Und zu den größeren des östlichen Mecklenburgs zählt auch Teterow.

Wie weit nun die ländlichen Siedlungen als Bereichs-siedlungen eines Markortes zu bewerten sind, kann nur nach längerer Prüfung festgestellt werden. Exakte Grenzen wird es nicht geben können, da die Bewohner des Grenzsaumes mal hier, mal dort ihre Beziehungen anknüpfen werden. Die Größe des Marktbereichs hängt in erster Linie von der Entfernung der Nachbarstädte und von deren Bedeutung ab; sodann spielt die Erreichbarkeit des Markortes eine große Rolle, wobei im 20. Jahrhundert die Chausseen nach Zahl und Qualität am wichtigsten zu bewerten sind. Und gerade hierbei schneidet Teterow mit seinem Bereichsareal sehr gut ab; denn nicht weniger als zwölf Chausseen durchqueren den Teterower Lebensraum und haben dabei den Markort direkt oder indirekt zum Ziel, wovon später noch ausführlich die Rede sein wird. Zieht man indessen alle wirtschaftlichen Einzelheiten Ostmecklenburgs objektiv in Betracht, so ergibt sich für Teterow ein Markortareal von etwa 500 qkm mit ca. 160 Be-

### I. Nährströme des Bodens durchbluten die Stadt:

1.) Ein verhältnismäßig großer Teil von Ostmecklenburg bildet den Lebensraum der Stadt Teterow. Jede Siedlung städtischen Charakters ist Zentralort und Markort für wirtschaftliches Bereichsareal. Da die Landbewohner mit ihren täglichen Einkäufen, mit dem Absatz ihrer Erzeugnisse, mit Geldverkehr und Tauschhandel auf die benachbarte Stadt angewiesen sind, besteht zwischen jeder Stadt und den sie umgebenden Dörfern und ländlichen Siedlungen eine innige Wechselwirkung und gegenseitige Abhängigkeit. Ärzte und Krankenhaus, Anwälte und Amtsgericht, Post und Bahn, Krankenkasse, Apotheke, Schulen und Behörden dienen dem Landbewohner ebenso wie dem in der Stadt. Andererseits wird sich die Geschäftswelt in der Stadt auf die Bedürfnisse der Landbewohner einstellen. Lieferwagen fahren tagtäglich von der Stadt über Land, andere vom Lande in



reichsiedlungen darin. In einer früheren Berechnung ist bereits dargetan worden, daß Teterow mit diesen Zahlen in Mecklenburg als Markttort die achte Stelle einnimmt. Es würde hier zu weit führen, auf diese Statistik einzugehen. Ueberdies wäre es gegenwärtig wertlos, solange noch für Teterow rein äußerlich die Verhältnisse nicht den historisch-geographischen Impulsen entsprechen. Normale Verhältnisse werden auch bald für Teterow wieder eintreten, und die über 500 qkm seines Markttortareals werden sich wieder wie früher auswirken. Diese Größe bedeutet eine Reichweite von durchschnittlich 13 bis 14 km. Das entspricht auch den wirklichen Tatsachen; denn die Reichweite ist nach Osten 7 km, nach Süden 16 km, nach Westen, und zwar der unglückseligen Amtsgrenze 13 bis 15 km und nach Norden sogar 18 bis 20 km. Hierbei handelt es sich zwar nicht um Grenzlinien sondern um Grenzsäume, weshalb alle obigen Zahlen der Objektivität wegen nach unten abgerundet wurden. Wir können somit Kemplin, Dahmen, Bollrathsrühe, Langhagen, Warnkenhagen, Belitz, Schrödershof, Groß-Markow usw. als Orte des Grenzsauums einwandfrei angeben.

Für sich allein bedeuten diese Zahlen noch nicht allzu viel. Aber das von obigem Grenzsäum umschlossene Areal gehört zu den fruchtbarsten des Landes und steht in der Bewertung gleich hoch mit dem von Gnoien, Stavenhagen und Grevesmühlen. Nach der Versandstatistik der Reichsbahn standen bisher diese vier Gebiete prozentual in Mecklenburg an erster Stelle. Und die amtlichen Erhebungen über den Bodenwert und Ertrag, sowie die Statistiken des Reichsnährstandes bestätigen es. Nicht umsonst ist gerade bei Teterow, Gnoien und Stavenhagen am meisten geseidet worden. Am augenfälligsten war es in der Vorkriegszeit und ebenso augenfällig wird es in einigen Jahren wieder werden, wenn die Landwirtschaft einmal die Krankheiten des Interregnums überstanden haben wird. Eine Stadt, die in so hohem Maße wie Teterow von den erdhaften Nährströmen ihres Umlandes durchblutet wird, fällt und steigt mit ihrer Landwirtschaft, wie es das Auf und Ab der drei vergangenen Jahrzehnte nicht klarer beweisen konnte.

2.) Eine weitere Abhängigkeit Teterows von seinem Lebensraum gesellt sich zu der des Markttortes hinzu. Griebens Reiseführer Bd. 104 nennt Teterow den geographischen und touristischen Mittelpunkt der Mecklenburgischen Schweiz. Und nichts dürfte die Lage der Stadt besser charakterisieren als dieses objektive Urteil des Verlagsreferenten, umsomehr, als es sich dabei nicht um irgend eine Propagandasschrift handelt. Wenn auch ein Blick auf die Landkarte Norddeutschlands zeigt, daß die Mecklenburgische Schweiz keine Sonderlandschaft im geographischen Sinne ist, so stellt sie doch einen geschlossenen Wandergau unserer Heimat dar, dessen ästhetische Werte der Stadt Teterow als dem Zentralort voll zugute kommen. Diese ihr eigenen Landschaftswerte gründen sich alle auf dem überaus lebhaften Bodenrelief. Letzteres wirkt umso typischer, als das Bodenbild der Nachbargebiete höchst einförmig erscheint. Die Mecklenburgische Schweiz ist der Lebensraum der Städte Teterow, Malchin und Neukalen und deckt sich größtenteils mit den Markttortbezirken derselben. Landschaftlich gliedert sie sich in fünf Teile. Ihr Kernstück ist ein Landrücken, der von Bollrathsrühe über Burg Schlit-Glasow-Hagensruh bis Neukalen reicht. Er wird beiderseits von glazialen Zungenbecken eingefaßt, an die sich die Basedower und die Schlieffenberger Flanke anschließen. (Man vergleiche hierzu die Karte in Hinstorffs Monatshefte 1929 V S. oben). Volla drei Viertel der Landschaft, die vom Rumm-

rower bis zum Kratower See reicht, umschließen Teterow konzentrisch, das dadurch zu einem Hauptwegestern und touristischen Mittelpunkt Ostmecklenburgs wurde. Es ist dies ein ganz besonderes Gnadengeschenk der Natur, die den Lebensraum der Stadt Teterow so überaus reich ausgestattet hat. Trauliche Geborgenheit, Herzlichkeit und ein tiefes Heimatgefühl nehmen den Wanderer in Empfang, wenn er von den Randhöhen ins Teterower Tal hinabsteigt. Der Lebensraum wird hier im besten Sinne des Wortes zur Heimat für alle, die irgendwie an ihm Anteil haben. Und wie Teterow in tiefem Grunde, wohin mit natürlichem Gefälle die schönsten Wanderwege strahlenförmig führen . . . , so liegt die Fülle der Dörflein zu Füßen des Rötelsberges bei Burg Schlit und im Beeneoberlauf. In die ungezählten Bidsacksäume der Wälder dringen die Kornfelder vor. Malerisch wird die Linienführung in der Pflanzendecke. Und zu solcher Fülle von Herzenshrif kommt weiter als charakteristisch die erlebnisreiche Romantik der vielen Schlösser mit ihren geheimnisvollen Parks, ihren Eichenborffgärten und einem vielfarbigen Zierrat. Zu den wirtschaftlichen Nährströmen des großen und fruchtbaren Markttortareals gesellen sich die ästhetischen der Landschaft, die Herz und Seele durchfluten und obendrein bei richtiger Auswertung auch der Wirtschaft größten Gewinn bringen können, wovon noch die Rede sein wird. Teterow ist dabei, diese Auswertung nach besten besten Kräften vorzunehmen und wird dadurch noch einmal später dem mecklenburgischen Binnenland die größten Dienste erweisen. Die biogenetische Verankerung in der Landschaft legt Verpflichtungen auf, in wirklichen Besitz umzugestalten, was an gnadenreichen Gaben von der Natur geschenkt wurde. Wie die Neuordnung des Vaterlandes von historischen Erkenntnissen geleitet wird, so kann auch nur alles das zu einer dauerhaften Gesundung Teterows beitragen, was wirklich bodenständig und lebensraumgebunden ist. Fremdkörper in der Landschaft werden sich später rächen, umsomehr, als sie den nordischen Charakter derselben überaus gefährden. Unverfälscht ist hier noch das Geschenk des nordischen Gletschers. Nachteile, die sich daraus ergeben, müssen eben ertragen werden. Im ganzen gesehen ist es eine unverdiente Bevorzugung, wenn eine Stadt den größten Teil einer Mecklenburgischen Schweiz als ihren Lebensraum besitzen darf.

3.) Die Feldmark ist der eigentliche Nährboden und Lebensraum der Stadt; hier liegen ihre stärksten Quellen. Die Teterower Feldmark ist nur klein, aber dafür ist sie das Herzstück der Mecklenburgischen Schweiz und das Kerngebiet jenes großen und wertvollen Markttortbezirkes, der zu Anfang bereits ausführlich beschrieben wurde. Je kleiner eine Stadt ist, desto mehr gewinnt ihre Feldmark an lokaler Bedeutung. Teterow ist eine echte Landstadt nach Stil, Größe, Lage und Gesamtcharakter. Zwar sind Scheunen, Ställe und landwirtschaftliche Plätze nur noch an wenig besonderen, abseitigen Stellen anzutreffen und aus den Hauptstraßen verschwunden; dennoch fühlt und erlebt man überall die Erdbundenheit und Ländlichkeit des Ortes. Ziegen und Schafe werden allsommerabend in die Stadt getrieben, große Kuhherden weiden nach drei Seiten vor den Toren und heimkehrende Feldwagen fahren durch die vielbenutzte Schwemme am Teich. Wenn auch viel landwirtschaftliches Treiben durch die Fülle der Gärten, die die Stadt rings einhüllen, den forschenden Blicken entzogen wird, so ist doch die innige Verbundenheit zwischen Stadt und Feldmark überall und zu jeder Jahreszeit ein augenfälliges Erlebnis. Ja, gerade von der Feldmark gilt zuerst das Wort: Nährströme des Bodens durchbluten die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)



## Kindersterben.

Karl Puls-Lant.

„Schlafen die Kleinen noch?“ fragt Opa Bagel am Morgen, dertweil er sich niedersezt am Kaffeetisch. „Es ist früher heut' morgen,“ entgegnet ihm die Bäuerin, „ihr wolltet ja den letzten Hafer säen.“ „Ja, ja, ich meine bloß. Franzl hat mich heut' morgen garnicht geweckt.“ „Wockt der Junge Dich sonst?“ fragt der Bauer. „Allmorgentlich kommt der Bub' an mein Bett gepuddelt und ruft so lange: „Opa, 'n Morgen,“ bis ich den Gruß erwidere. Hab' ihn heut' morgen ordentlich vermißt.“ „Sie sind noch müde, die beiden Jungs, vom Spielen. Gestern war Konfirmation beim Nachbar und große Gesellschaft im Dorf.“ „Davon wohl weniger, Mutting, aber vom arbeiten. Sie haben mir beim Viehfüttern geholfen. Als ich die Brettlarre voll Rüben holte, schwenkten sie sich ihren Handwagen voll und spannten sich vor. Und nachher, weiledessen ich die Futterkrippen reinfegte und Raff vom Boden holte, hatten sie schon drei volle Kiepen durchgemahlen. Karl am Dreher, Franzl stakte mit seiner kleinen Fork in den Trichter. 's sind fixe Jungs, die beiden, und schwere Arbeit ist ihnen Spiel!“ „Vor allem der Karl,“ lobt Opa den älteren, „wie der anpakt, das hat Schick und Rick!“ „Franzl tut ihn fast bescheiden mit seinen zweieinviertel Jahren! Er ist fast stämmiger, aber noch ein wenig unbeholfen. Karl hat mehr Kraft. Und ich mag ihn auch lieber. Der zweite ist fünsch.“ „Er ist nicht nachträglich. Er läßt sich nur nicht an den Wagen fahren. Das braucht er auch nicht!“ „Er schlägt Karl oft, und der ist der Erstgeborene.“ „Dafür steht er ihm auch bei, wenn er sich von den älteren Jungs prügeln läßt.“ „Hohoho, der Buttje und beistehen!“ „Doch, Opa,“ sagt die Mutter, „hab's selbst gesehen gestern. Der zehn Jahre alte Schulten Karl hatte ihm eins angepußt wegen nichts, Franzl heulte 'n bißchen, und als die Jungs sich weiledessen ins Stroh gesezt hatten, er leise hin und biß dem Karl Schult ins Bein, der plärrte sofort nach Hause.“ „Ja, Franzl wird mal gut,“ lobt der Bauer und freut sich seiner Sprößlinge.

Nach der Morgenkost spannen die Männer die Pferde vor den Saatwagen und fahren auf Bagels Trift feldwärts. Noch sind sie nicht neben der Gartenpforte, wo der Hauptsteig ausmündet, da kommen die Jungs den Steig längstgeheistert: Karl in Hemd und Hose, Franzl nur mit dem Hemd bekleidet, steigen auf den breiten unteren Riegel und winken dem Vater und Großvater nach. „So nackend am frühen Morgen schon draußen — sie können sich erkälten,“ meint besorgt der Alte. „Nein, Opa. Die Jungs sind abgehärtet. Und warm ist es heute morgen auch.“ Der Vater gibt lächelnd das „Winke“ zurück, bis das Gefährt bei der Eiche um die Ecke biegt.

Die Frühstückspause ist vorüber. Opa hat den einen Schlag übergesät und ist beim andern angefangen; der Bauer eggte den Hafer ein. Aber merkwürdig: eine lähmende Unruhe giert ihn heute; er grübelte, was es sein könnte — schlechte Post? aber woher? — kann sich aber keinen Vers daraus machen. Sonst arbeitet er ohne Weitsche, ohne Nötigung; heute geht es ihm viel zu langsam, und alle Augenblick fliegt den Pferden der Hofer vors Hinterteil. Im halben Trab wrauscht er den Acker fertig. — Fertig? Nein, noch nicht ganz, da haßt er schon ab und spannt vor den Wagen: er will ja vor ein Uhr auf die Bank und für die Zwillingstöchter den Versicherungsbeitrag einzahlen.

An der Börm gleich hinter dem Garten kommt ihm die Frau, die gute, entgegen mit besorgter Miene. „Na, Mutting?“ „Franzl ist weg!“ „O, Mutting, wohin sollte der wohl sein!“ „Vielleicht in die Börm gefallen. Will

mal nachschauen.“ Der Vater sieht über den schlammgrauen Wasserspiegel hinweg und sagt: „Nein, kuck, ist nirgends was zu sehn! Und Franzl ist ja so 'n Jung, der geht keinem brüllenden Bullen aus dem Wege — was sollte dem zustoßen? Er wird beim Nachbar sein. Komm nur mit heim.“ Die Mutter hockt mit aufs Bodenbrett, und im Weiterfahren berichtet sie: „Liesbeth und ich, wir zogen die Zwillinge an, da kam Karl rein und sagte: „Franzl wascht.“ Ordentlich angstvoll. Ich schickte Liesbeth zum Börmtrag, aber Karl zog sie mit sich fort die Trift längst und zeigte ins Wasser: „Dor, dor!“ Da kam sie zurück und sagte, sie könnte ihn nicht finden.“ „So. In der Börm ist er auch nicht. Frag' mal noch eins bei den Nachbarn an, ich will die Pferde abschnüren.“ Als der Bauer damit fertig war, kam die Mutter zurück: „Greiben Anna sagte, sie wären die Trift längst gegangen.“ „Dann will ich mal mit dem Rad hinfahren und den Graben an der Kuhweide absuchen.“ Dem Bauer wird hüttlich zu mude. Er findet nichts. Nun fragt er selbst den Sohn: „Wo ist Franzl?“ „Franzl wascht.“ „Wo wascht Franzl?“ „Dor!“ Er zeigt nach der Börm. Bagel stürmt den Garten entlang, ergreift im Laufen einen Bohnenstaken und fährt drierwends ins kalte Wasser. Kaum ist er fünf Schritte hinein, gewahrt er dicht unter der Oberfläche das blaugraue Wollkleidchen des Kindes. „Mein Sohn, mein Liebling!“ entreißt es sich schmerzvoll der gequälten Vaterbrust. Mit beiden Armen ergreift er das Kind, trägt es aufs Trockne, schüttelt es an den Beinen — den Kopf hängen lassend —, so daß Schleim und Wasser dem Kinde aus Mund und Nase fließen, legt es an den Uferwall, den Kopf abwärts, holt die Zunge aus dem Mund und bewegt des Berunglückten Arme andauernd auf- und abwärts, um die Lunge zur Tätigkeit anzureizen. Aber des Knaben Augen sind halb geschlossen, die Sterne erloschen; die Lippen werden bleich, der nasse Körper wird kalt. Da rafft der Vater die liebe Sorgenlast auf und stürmt heimwärts. An der Pforte kommt die Mutter ihm entgegen: „Ist er tot?“ „Ich hab's versucht, kann aber kein Leben hineinkriegen in den Jung.“ „O Gott, mein Gott, wie kann's möglich sein!“ Laß Mutting, Du haßt keine Schuld. Keiner hat Schuld. Es ist Fügung. Wir wollen uns fügen, müßsen es.“

Schulten Karl ruft er zu: „Sag' rund im Dorf: „Franzl verunglückt, ertrunken!“ In der Küche legt er die Leiche auf den Tisch und beginnt die Wiederbelebungsversuche noch einmal. Mutting schickt den Landhelfer, Opa heimzuholen. Die gute Nachbarin kommt mit guten Ratsschlägen — Opa tritt bald herein, außer Atem, mit Beteuerungen und Verwünschungen. Der Bauer ist still und eifrig mit dem Sohn beschäftigt. Nebenan rufen die Zwillinge nach dem „Buller“, schreien, weinen — „Mutti,“ sagt da leise der Vater, „Franzl ist tot. Wir müssen uns drin finden. Hol' mir seinen neuen Strickanzug, ich will ihm sofort den letzten Dienst erweisen.“ „Laßt den Anzug für Karl, er paßt ihm auch,“ sagt die praktische Nachbarin, „ich will hinfahren und ihm ein Nachthemdchen holen. Kinder werden heuer im Nachthemd zur Ruhe gebettet.“ „Nuch gut. So will ich ihn waschen und reinigen von Mutt und Moor. Der Kopf steckte ja noch im Schlamm, als ich ihn fand.“ „Wie ist denn sowas geschehen?“ fragt heftig der Opa. „Sie waren am Börmtrag und plantschten,“ berichtet die Mutter, „da hat Liesbeth sie vertrieben und gesagt: „Geht Vater und Opa nach.“ Da sind sie erst nach Greben und dann die Trift längs gegangen.“ „Du solltest die Kinder mehr an Dich halten! Ich hab's so oft gesagt, nun sieh' dies Elend,“ fährt Opa die Dorn an. Es ist ge-



schehen, Opa, an der Börm haben sie weiterplantischen wollen. Der Franzl hat sich über den Koppeldraht gebückt, die Krampe ist ausgerissen — ein Draht hängt nämlich nun lose — und er ist kopfüber in den Schlamm gefallen und nicht wieder hochgekommen.“ „Diesbeth hätte ihn das erste Mal retten können“, meint weinend die Mutter. „Wer weiß, wann Karl weggegangen ist! Drei Minuten, länger hält ein Kind im Schlamm es nicht aus. — Doch, Mutti, nun laß den Toten in Frieden und hilf den Lebenden. Diesem kannst Du nimmer mehr Mutter sein, Deine Töchter aber rufen nach Dir. Ich will mich umkleiden und das Gräbnis besorgen. Und Opa fährt zu unsern Eltern und bringt die traurige Kunde hin.“ Der Vater tut äußerlich gleichmütig seinen Dienst, aber innen will es ihm das Herz abfressen.

Der kleine Karl irrt hirtelos suchend in Hof und Garten umher und ruft „Franzi, Franzl, bist Du? Franzl dumme, spülen!“ Bis die Mutter sich seiner annimmt und den auf einer Decke liegenden toten Bruder in der guten Stube zeigt. „O, Franzl, Franzl!“ ruft freudig der Sohn und ergreift des Verstorbenen Hand, läßt sie aber erschreckt los und blickt fragend die Mutter an. „Der Tod ist kalt“, sagt sie mit leiser Stimme. Der Junge zieht am Kleid zur Tür — seine Seele ahnt das kalte Grauen des Todes. — Als Mutter ihm am andern Morgen des toten Bruders neuen Anzug anziehen will, weist er ihn entschieden zurück: „Nee, Mutti, Franzl sien!“ Brudertreue über den Tod hinaus!

Am nächsten Morgen ist eine gerichtliche Kommission bei Bagels: der Amtsrichter, der Protokollist, der Arzt, zum Protokollführen. Die Leiche wird besichtigt und untersucht, die Auhle in Augenschein genommen, der Unglücksort des Knaben beschriftet und ein gemeiner Unglücksfall konstatiert. Damit ist die Leiche zur Beerdigung freigegeben.

Und folgenden Tages holt der Vater das schwarze Ruhebettchen des kleinen Söhnchens. Er selbst legt ihn hinein, den Kopf schön hoch, die Händchen ineinander. Mit Osterglocken, den gelben — vor wenigen Tagen noch des Kleinen Lieblings-Bieschblumen — wird das ganze Leichen garniert und einen Strauß gelber Teerosen, von einer Verwandten geschenkt, bekommt er in die Hand. So liegt er da im Sarge, das immerwährende Lächeln lachenden Lebens auch im Tode noch um den bleichen Mund. Und als Mutter ihm weinend die weißen Pausbacken streichelt und den Rugger unters Kissen schiebt, zieht ihr Mann sie von hinten auf seinen Schoß und bricht in Tränen aus: „Nein, ich kann mich nicht halten, Kind — Franzl ist mir ja der Liebste gewesen. Und gerade er —! „Das darfst Du nicht sagen. Es sind alles Deine Kinder!“ „Ich konnte nichts dafür. Seine lachenden Blauaugen und sein lächelnder Mund taten es mir an. Es war der Gruß des Todes!“ —

Der folgende Tag soll den Liebling zur letzten Ruhe bringen. Die alte Tagelöhnerin, welche ihren Einzigen mit neunzehn Jahren hat hergeben müssen, führt mit aktiver, fester Hand das Regiment im Hause. Die Schwiegereltern kommen gegen Mittag; sie sind ruhig und gefaßt. Gegen 1 Uhr trifft der Lehrer mit den Kindern ein zum singen, und hell klingen zwölf Stimmen durch die enge Döns: „Paradies, wie ist deine Frucht so süß! Unter deinen Lorbeerbäumen wird uns sein, als ob wir träumen! Bring' uns, Herr, ins Paradies.“ Und mit zitternder Stimme jährt der Lehrer — er selbst hat sein einziges Söhnlein von zartem Alter missen müssen und fühlt den Schmerz der Stunde —: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden, wiewohl doch nichts im Lauf der Welt dem Menschen, ach, so sauer fällt, als scheiden. Vater unser, der du bist im Him-

mel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe, unser täglich Brot gib uns heute, und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel; denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit; Amen.“ Dann treten die Träger hinzu — sechs unbescholtene Bauernsöhne, und heben den krantzgeschmückten Sarg auf den Leichenwagen.

Vor der Kirche wartet schon der Pastor. Auch an ihm ist das Leid der Welt nicht still vorübergegangen. Darum kann er mit den Trauernden fühlen und ihnen zu Herzen sprechen. „Wir haben Ostern vor der Tür. Aber dem Ostern geht ein Karfreitag voraus. Gott der Herr hat Euch, meine Lieben, einen rechten Karfreitag bereitet. Darum wollen wir unsere Trauerfeier unter jene Leidensworte des Herrn stellen: „Vater, ist es möglich, daß dieser Kelch von mir gehe — ich trinke ihn denn. Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Und also spricht der Herr: „Ich liebe, die mich lieben, und die mich frühe suchen, finden mich!“ Wie lag er gestern abend so friedlich da in seinem Sarg, Euer Liebling! Ein frohes Lächeln spielte um sein zufriedenes Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Weinet nicht um mich, ich bin wohlverwahrt! Ich hab' es besser als Ihr.“ Ihr habt den Kleinen geliebt von ganzem Herzen, aber Gott der Vater hat ihn noch lieber gehabt. Darum hat er ihn so frühe zu sich genommen in sein besseres Vaterhaus. Nicht das Wasser da draußen hat ihn an sich gezogen, sondern der Herr, der da spricht: Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Ihr habt Mühe und Arbeit hienieden, und daß Maß Deiner Arbeit, o Vater, geht weit über das gewöhnlich-menschliche Maß hinaus — tags auf der heimatischen Scholle, nachts hinter Büchern und Akten — aber die Kinder sind Euer Reichthum und einziges Glück. Nun ist eins von Euch genommen. Wenn wir, die wir hier um Euch sitzen, könnten, wir würden es Euch wiederschicken, aber der Allweise hat es anders bestimmt. Seine Wege sind wunderbar und von Menschen schwer zu verstehen: mit der einen Hand nimmt er, mit der andern gibt er Dir, o Mutter, die Du frohe Hoffnung unter dem Herzen nährst. Aber was Gott tut, das ist wohlgetan, daß sind wir fröhlich. —

Du kamst, Du gingst mit leiser Spur,  
Ein flüchtiger Gast hier im Erdenband.  
Woher? Wohin? — Wir wissen nur:  
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Franz Karl Wilhelm Bagel. Der Herr segne Deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Gehe hin mit Frieden! Amen.“ —

Nach der Beerdigung nimmt der Wagen eines guten Nachbarn die ersten Leidtragenden auf: die Eltern, den Opa, die Großeltern mütterlicherseits, und auf der Heimfahrt erzählt die Oma: „Hab's solange sorgenvoll mit mir herumgetragen, aber nun ist es doch wahr geworden, nun sollt Ihr's wissen: genau zwei Wochen sind es her, am 3. April, als der Uropa, mein Vater, krank lag, hat er den letzten Tag seines Lebens Zwiesprache gehalten mit Franzl: „Komm her, mein Sohn“, so sagte er, „Du sollst ja mit. Wir wollen zusammen verreisen. Wir beide ganz allein. Weit weg. Komm nur dicht heran, sonst friert Dich. Ich nehm Dich mit. Du bist ja mein guter Jung“. Und als ich besorgt ihn fragte: „Wen hast Du da, Vater?“ gab er zur Antwort „kannst ihn nicht sehen? Mein Urenkelkind Franzl. Er soll ja mit mir, er ist mein Bestes.“ Nun hat er ihn nachgeholt. „Merkwürdig“, sagt der Vater, „aber es gibt Dinge zwischen Himmel und Erden, die man nicht sehen und greifen kann und doch da sind. Der Junge ist wohl daran, aber uns, die wir ihn missen müssen, stößt es



das Herz fast ab. Alte Leute müssen gehen, das ist der Lauf der Welt und unabänderlich, wenn einem aber die Kinder genommen werden, weiß man nicht mehr, wozu

man auf der Welt noch ist. Arbeiten will ich gern, Sorgen sollen mich nicht krümmen, aber so etwas trifft ins Innerstes. Und doch: Wir müssen's überwinden."

## Das 650jährige Dorf Dabelow.

Der erste Seidenbau in Mecklenburg.

Das zwischen Neustrelitz und Lychen in der Nähe der früheren Landesgrenze gelegene Dorf Dabelow hat in diesen Tagen ein geschichtliches Alter von 650 Jahren erreicht. Das tatsächliche Alter dürfte indes höher sein, wie der noch aus der Wendenzzeit stammende Dorfname vermuten läßt. Dieser kann als Ort des Dobel (dobli = stark, edel) ins Deutsche übersetzt werden. Im Jahre 1286 erscheint das Dorf zum ersten Male in der Geschichte, Markgraf Albrecht III., der letzte brandenburgische Fürst von Stargard, schenkte nach einer am 17. November 1286 in Fehrbellin ausgefertigten Urkunde dem Johanniter-Orden das Eigentum der Dörfer Dabelow und Klein-Karlstavel (vilarium Dobelowe et Karzstanel Minoris), welche bis dahin Lehnsgüter und im Besitz der Gebrüder Chotomar und Otto gewesen waren und übergab sie zu Händen der Komturei M i r o w. Als Bedingung war gestellt, daß die Ritter den jeweiligen Herren von Stargard jährlich zu Martini von jedem Talente (ein angenommener Münzwert) als Zins 2 Schillinge brandenburgische Pfennige geben sollten. Diese Angaben stammen aus einem Diplomatarium auf Papier aus dem 15. Jahrhundert, das im Mecklenburgischen Geheimen Haupt-Archiv in Schwerin aufbewahrt liegt.

Das Dorf Klein-Karlstavel ist schon vor Jahrhunderten untergegangen. Es lag nach den Stiftungs-Urkunden des im Jahre 1299 gestifteten Klosters Himmelpfort zwischen der Stadt Lychen und dem Dorfe Dabelow. Der Rastavische See, der die frühere Landesgrenze bildete, erinnert noch heute an dieses Dorf.

Am 10. Oktober 1337 befreite der soeben volljährig gewordene Fürst Albrecht II. von Mecklenburg bei seiner ersten Reise in das Land Stargard die Komtureigüter Dabelow, Gnevitz und Wokuhl von dem beschwerlichen jähr-

lichen Zins an die Fürsten der damals von jeder Hufe einen brandenburgischen Schilling betrug, und schenkte dem Johanniter-Orden das freie Eigentum der Güter, indem er alle Rechte an diesen aufgab und sie ebenfalls von allen Lasten befreite. Der Zins von dem Dorfe Dabelow wurde in eine Abgabe an die Pfarre in Lychen umgewandelt, die wiederum dem Orden gehörte.

Der Dabelower See findet in den Urkunden des Markgrafen Albrecht von Brandenburg aus den Jahren 1299 und 1300 über das Kloster Himmelpfort als dessen Besitz Erwähnung. Nach der Matrikel des Bistums Brandenburg vom Jahre 1459 gehörte Dabelow mit weiteren Dörfern der Umgegend zum Brandenburger Sprengel, mithin zu Lychen. —

Als im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts sich in Deutschland allmählich lebhaftes Interesse für den Seidenbau zeigte und man in verschiedenen Ländern erfolgreiche Versuche gemacht und Vereine zu seiner Förderung gegründet hatte, wurde im Jahre 1832 in dem Dorfe Dabelow die erste Anpflanzung von Maulbeerbäumen in Mecklenburg vorgenommen. Das Kammer- und Forst-Kollegium hatte zu diesem Zwecke eine Forstackerfläche von etwa 200 Quadratrutten hergegeben. Die Bäumchen wollten hier jedoch nicht gedeihen. Erst einige Jahre später, im Jahre 1837, pachtete der Lehrer Barteld hier eine Kirchenbörde von gleicher Größe mit sehr gutem schwarzlehmigen Boden für den gleichen Zweck. Hier gelang die Anpflanzung sehr gut, die dann einen lohnenden Betrieb des Seidenbaues ermöglichte.

Die Kirche Dabelow ist eine Filialkirche von Wokuhl. Die Dorfgemeinde zählt annähernd 300 Einwohner und gehört in die Reihe der großen Dörfer im Kreise Stargard.

## Wie der Hannhinnerch Jubiläum feierte.

Eine Dorfgeschichte von Bernhard Schorbach.

Mit verschränkten Armen, sich auf den Schäfersteden stützend, stand Hannhinnerch der Schäfer von Zettrichshausen und träumte mit etwas geöffnetem Munde in den klaren Septembermorgen. Die Sonnenscheibe drückte die letzten Nebelflecken an die bewaldeten Höhen hinter dem Forsthaus. Nun schlürften die Bäume den Morgentau. Da schlug Spitz, sein Hund, leise an.

„Na, Schäfskopp, was knurrste, häh? Spitz, allemarsch hinerum kriegste, bei!“

Wellend flüchte der Hund fort und trieb die seitwärts grasenden Schafe zur Herde hin. Hannhinnerch zog seine Uhr. „Gewittchen, schon sieben Uhr und noch nicht zu Tag geläutet in Zettrichshausen?“ Da, auf einmal — es läutet zu Tag; wahrhaftig. Es läutet den Tag an, den schönen Septembertag, auf den er sich gefreut und vor dem ihm doch so bange war. Es war sein Jubiläumstag, denn heute war er fünfzig Jahre der Schäfer von Zettrichshausen. „Horch nur, wie das Morgenglöckchen feierlich bimmelt, Spitz, häh!“ Das Tier schnupperte, wedelte mit dem Schwanz und schaute dann seinen Herrn ergeben an.

Da stieß Hannhinnerch seinen Schäfersteden in den Rasen und nahm seinen Hut ab. Er faßte ihn mit beiden Händen an den dunkelglänzenden Rand und hielt ihn vor seine Brust. Da bewegten sich seine Lippen: Herrgott, heut' sind es fünfzig Jahr', schick' mir heute abend auch den Landrat mal, daß ich geehrt werde wie die anderen, und geb' mir morgen einen freien Tag, daß ich meinen Sohn besuchen und auch einmal schlafen kann am Sonntag bis der Hahn kräht.

Da bellte ihn sein Spitz an, als hätte er den Unsinn verstanden. „Du . . . Spi — — ih!“ Da wedelte das Tier wieder treuherzig mit dem Schwanz und leckte ergeben seines Herrn Hosensein.

Der Bauer aus dem Mühlenhof war der erste, welcher an dem Morgen auf ihn zukam und ihm zum Jubiläum gratulierte. „Du, ich gratuliere Dir auch.“ „Ich bedank mich schön,“ sagte Hannhinnerch: Ja, es tat ihm ordentlich wohl, daß er einmal so geehrt wurde und einen Tag im Mittelpunkt des Dorfes stehen durfte, denn er hatte schon so etwas läuten hören, daß am Abend eine Feier ihm zu



Ehren stattfinden solle, wozu die Frauen viele Kuchen gebacken hatten. Der Mühlenhofbauer drehte seinen Schnurrbart und sagte: „Hannhinnerch, vielleicht kommt auch der Landrat heut' abend. Es soll hoch hergehen an Deinem Jubiläumstag, weiter sag' ich Dir nichts.“ Hannhinnerch zitterte leise vor freudiger Erregung. Gott, wann war er einmal bei einer Feier gewesen? Er mußte lange nachdenken. Wie sein Sohn Hochzeit hatte, da war es das letzte Mal, und das waren 16 Jahre her. Da hatte es sich auch um ihn etwas gedreht, als den neuen Schwiegervater; sonst mußte er bei den schlechten Zeiten immer um die Bauern herum sein und mit Schafböcken verkehren fast Tag und Nacht. „Hannhinnerch,“ sagte der Mühlenhofbauer und seine Rede stockte wieder. Dann fuhr er fort: „Deine zweite Frau, das Annlies, das du . . . nun ja, das du damals fortgejagt hast, sie ist noch jung und du weißt, daß sie bei mir auf dem Hofe arbeitet.“ „Ja, das weiß ich, na, und . . .?“ Dabei sah ihn der Schäfer mit einem harten Blick an. „Mußte das damals so kommen, Hannhinnerch?“ „Ja, das mußte so kommen mit dem Weibsmensch. Kommt aus der Großstadt, macht mich verrückt, wo meine Alte kaum unter der Erde lag. Wie wild drängt sie mich zur Heirat und ich tue es und bald darauf kommen fremde Kerle und strecken lachend ihre Beine unter meinen Tisch, während ich draußen bin. Sie sagte mir, es wären gute Bekannte. — Soll man da nicht plazen vor Wut? Du, Mühlenhofer, du weißt, ich kann gewidderisch böse werden, also verstehst mich.“

„Sie ist wieder auf“, sagte der Mühlenhofer, „sie war letzte Woche krank, sehr krank.“

„Was war das für eine Krankheit?“ forschte Hannhinnerch.

„Was Kleines ist angekommen.“

„Ein Kleines!“ stammelte der Schäfer und sein Gesicht wurde zornesbleich. „Verrecke, nun ist's gänzlich aus, ich wollte mich wieder versöhnen heute abend, Herrgott, dieser Schlag für mich: Meine Frau hat ein Kleines und ist drei Jahre fort von mir. O, diese Frau, den Hals dreh' ich ihr herum. Einen alten Kerl so zu betrügen . . .“

„Hannhinnerch, mach so keine Wiße, das Weibsmensch ist noch jung und jung Blut wallt. Du mußt schließlich auch so etwas verzeihen können.“

„Halt's Maul, Mühlenhofer, das sind mir sonderbare Geschwätze von dir. Bin ich denn ganz und gar dumm wie ein Schafsböck geworden? Haltet ihr mich alle für verrückt?“

Der Bauer zupfte ihn am Schäfermantel? „Brau's nit gleich so auf Hannhinnerch, übrigens ist mir sonderbar, daß das Annlies weit und breit fest behauptet, du wärst der Vater von dem Kinde. Es ist dir ein pausbäckig Mädchen, du!“

„Häh, diese Schlange, dieser Lügenteufel“ stöhnte Hannhinnerch und knickte nieder auf den Ackerand.

„Geh fort, Mühlenhofer, geh fort, ich ertrag deine Rede nicht mehr. Ich mag dich nit mehr sehen.“

Hannhinnerch, das Annlies will sich wieder versöhnen mit dir und möchte zu dir mit ihrem und deinem Kinde, deswegen bin ich hierher . . .

„Aus, alles aus, geh fort und sag es ihr, geh schnell

fort, ist ertrag dich nicht mehr.“ Da ging der Bauer zur Mühle hin.

Hannhinnerch lag gekrümmt auf dem Rasen und stützte den Kopf auf. Darinnen brauste es, wie wenn wilde Wasser stürzen. Himmelherrgott, gab es denn keine Freude für ihn am Jubiläumstage? Wilde Gedanken brausten durch sein Hirn und er mußte immer an das Weibsmensch denken. Den langen Mittag und Nachmittag hatte er kein Sonnenlicht mehr gesehen und kaum seine Herde beobachtet. Der Esförb wurde von einer Bäuerin neben ihn hingestellt und blieb unberührt. Die Herde graste noch an dem Ort und Spiß hielt sie zusammen.

Als der Abend seinen schwarzen Mantel über die Erde warf, zog er mit der Herde zum Pferch. Es war im Halbdunkel, als er die Straße trieb. Ein traulich-unheimliches Geräusch entstand durch die Tritte der aberhundert Tiere. Staub wirbelte auf. Nun ging es zur Jubiläumsfeier, aber Hannhinnerch war so bange. Ein Auto hupte und fuhr langsam vorbei. Das mußte der Herr Landrat sein, wenn er nur nicht gekommen wäre, ach, Gott . . . Jetzt ging es am Mühlenhof vorbei, in den Ställen brannten die Lichter. Da, wer ist das? Wer drängt sich durch die Herde hindurch? Ja ist das nicht . . . ? Wahrhaftig das Weibsmensch! Hannhinnerch geht hinter der Herde her und plötzlich steht Annlies vor ihm in der Dämmerung. Ihr Atem leuchte. Dicht vor ihm versperrt sie ihm den Weg.

„Hannhinnerch bist du's?“

„Ja, was willst du?“

„Ich hab' ein Kind und will wieder zu dir, will mich versöhnen.“

„Weg von mir, es ist aus!“

„Ich will zu dir, du bist der Vater vom Kind.“

„Lügenluder du, Ehebrecherin, gehst du fort!“

Als Hannhinnerch einen Schritt seitwärts tat, schlug ihn Annlies ins Gesicht, daß er in den Straßengraben taumelte. Ein Gedanke — laut rief er ihn aus: „Spiß!“ Der kam bellend angerast und sprang der ihm fremden Person an die Brust. Aufschreiend schlug sie zu Boden, der Hund mit. Ein wütendes Gefläß und ein Knacken wurde vernehmbar. „Spiß, Spiß, hierher, ala hierher!“ Da ließ der Hund sein Opfer los, er hatte ihm die Kehle durchgebissen. Hannhinnerch erhebt sich und sucht Annlies. Da liegt ihr Körper auf der Erde. „Steh auf Annlies!“ Er rüttelt sie hart. Ein Köcheln ist die Antwort, sie gibt ihren Geist auf. Mit einem klagenden Schrei sinkt er neben der Toten hin. „Annlies steh auf, steh auf, wir wollen uns versöhnen,“ aber das Weibsmensch antwortete nichts mehr. Die Herde kroch zum Pferch. Die Bauersfrauen packten schon den Kuchen, als der Herr Landrat und hinterher zwei Polizisten erschienen, welche den Schäfer Hannhinnerch Tobe zum Bürgermeisterhaus führten. „Ich bringe Ihnen zu Ihrem fünfzigjährigen Berufsjubiläum als Schäfer von Zettrichshausen, die Glückwünsche der Kreisbehörde und der Landwirtschaftskammer,“ sagte der Herr Landrat. „Unter den gegenwärtigen Umständen kann ich jedoch nicht verhindern, daß Sie sofort verhaftet werden.“ Hannhinnerch dankte kurz, zog seinen Hut in die Stirne und ließ sich Handschellen anlegen. Dann folgte er den Polizisten in die Nacht hinaus.

## Twoe lustig Vertellers.

Von Obertelegraphensekretär a. D. B. R o h n, Teterow.

Das späukt.

Korl Kräger har sich tau Rauß sett't. Nu set hei den ganzen Dag hinner den Aben un hörte sich sin Radio an. Hei harr ok einen groten Hund, dei up den Hof in'n Stall

spunnt wir. Abends spät fauderte hei em. Up den Hof stünn einen groten Boom, desen benutzte hei dortau, sin Wader doran austaflahn. Tauglieler Lied würden ok dei den ganzen Dag upgestapelten Gase mit groten Larm entlaten, so dat sich dei Mitinwahnern doräwer argerten. Hei



fülwst wir beten swerhürig, so dat hei den Larm, den hei make, nich so marke.

In densüßigen Hus wachte nu ein Mann, dei 'n bäten von Mikrophon un Lutspräker verstünn, dei ward eines abends dese Finger in den groten Bohm inbügen, so dat sei nich tau seihn wiren. Korkl dünnerte nu abends spät denn of werre los un möß dei Lutspräker einen gruglichen Larm, dat Korkl sich verfierte un rietut nehm. Bi sin Fru ankamen säd hei: „hei faudert den Hund nich mirer, dat späukt up den Hof.

Von dei Lied an müßte Mudder den Hund faudern. Dei Inwahnere freuten sich, dat sei abends nich mir dörrch dei gräßlichen Töne in ehr Rauh stürt würden.

### Intensive Wirtschaft.

Bur Heine Ahlrep in Olthusen beseg sich sinen Roggen un dröp an sin Scheid' sinen Nawer Wilhelm Karsten. „Na Wilhelm, seggt Heine, dien Roggen steht eben so gaud wie mien.“ Ja, seggt Wilhelm, dat deit hei, aewer segg mi mal, wat is dat mit min Rauh, id fauder eben so gaud as Du, un id krieg lang' dei Melk nich dei Du hest.“ „Se,“ seggt Heine, „weiß Du, id hew mi in minen Rauhstall einen Lutspräker inbügen laten. Wenn nu dei Dierns melken, stell id den Lutspreker an un lat ehr recht lustige Stücken vörspälen. Süß, denn maken dei Rauh ein ganz vergnügtes Gesicht un marken gornich, dat sei melkt worden. Sei laten immer tau. Dat mößt Du of maken, süß, dat nennt man „intensive Wirtschaft.“

## Ut mine Festungstied.

Frik Reuter.

(Fortsetzung.)

Un denn de Versen! — „Kapitain, hör mal: Raetetetaetetetaetete . . .“ — „Ach was! laß das doch! Dieselbe Stelle hat er mir schon zweimal als ganz was Besonderes vordekhamiert.“ — „Dann sieh doch das Bild einmal an, was dazu gehört.“ — Dat was Paulus, as em Satan verfolgen deiht. Paulus lep all wat hei kunn, aewer Satan let nich locker un folgt em up Fledermusstüchten, un ut sinen langen Start schot hei immer mit höllische Blitzen up Paulussen dal. — De Kapteihn sel mi, fur as wir hei in Gffig leggt, aewer de Schuller, un weit de Kufut, wat em hüt fehlen ded; hei was so vergrißt, as id em meindag' noch nich seihn hadd. — „Ein erbärmlicher Kerl,“ säd hei. „Schr . . .?“ frog id. — „Ne, Paulus,“ säd hei, „Schr . . . sein Paulus; reißt aus, wenn 's was gilt; sieh aber auch gerade so aus, wie Schr . . . selbst. Ich wette drauf, er hat sich in seiner Eitelkeit vor den Spiegel gestellt und hat sich zuletzt selbst für den Paulus angesehen.“ —

Mit den Kapteihn was hüt Abend nich tau reden, hei was so ut den Lim', as id em meindag' noch nich seihn hadd, hei sach wedder so rot ut, as id em in dat Berliner Gefängnis seihn hadd. — „Rasse Füße gekriegt,“ säd hei un treckt sich de Stäweln ut. — „Haha, dacht id, dorvon is dat of, un sett'le lud henau: hei hadd of Vernunft brufen künnt, un wenn hei von sine Stäwel-Memstänn' Bescheid wüßt, denn hadd hei of nich nödig hadd, um de oll Dam' ehrentwegen mit beide Beinen dörrch 'ne Bütt dörrchtauwaden un sich nahsten mit de natten Häut 'ne Stunn' lang an de Lütte Lind' hentaustellen. — „Charles,“ frog hei, un sine Ogen lücht'ten ordentlich, „hast Du die junge Dame gesehen?“ — Ja, säd id, un 't wir en ranf un slant Mäten west. — „Hast Du ihr Haar gesehen?“ — Ja, säd id, 't wir rot west. — „Rot? — Das nennst Du rot? — Ich sage blond! — Ich will auch zugeben: h o c h blond! Und das ist eine Farbe, die zu allen Zeiten von Dichtern und Malern gepriesen ist. Nicht der Sonnenstrahl vergoldet das Haar, das Haar vergoldet den Sonnenstrahl.“ — Wat Daufend, wat heit dii? — „Hast Du den Teint der Dame gesehen?“ — Ja, säd id, so bel as dat in 'n Börbigahn un durch en grünen Steuer maeglich wir. — „Weiß, wie Alabaster!“ röp hei ut. — Ja, säd id, aewer sei hadd Sommersprutten. — De Kapteihn sel mi an, tog mit de Schullern un gung up un dal; aewer nah en beten stellte hei sich vör mi hen: „Charles, willst Du mich ärgern?“ — Ne, säd id, doran hadd id nich dacht. — „Warum führst Du denn gerade den Umstand gegen mich an, der sonst allgemein für einen Beweis eines zarten Teints gilt?“ — Gegen em? frog id, wo so? — Id hadd jo nids nich gegen em seggt; id hadd

of nids wider gegen at Mäten, as dat sei in 't Gesicht so bunt utseg' as en Ruhnenei. „Solche Vergleiche verbitte ich mir,“ säd hei un lep wedder hastig up un dal. — Dit würd immer schöner un nahgradens markt id, wo dat suchten was; id säd also, hei füll dat man sin laten, un 't wir jo doch immer 'n hübsch Mäten. Dat geföhl em, un hei würd mit einmal wedder de oll Kapteihn vull Frier un Fett, wenn 't sine Inbillung angahn ded: „Charles,“ röp hei, „hast Du ihre Augen gesehen?“ — Ja, säd id, sei hadd blag. — Dat was em aewer nich naug: blag' Ogen hadden Bele, sei müßt nu doch noch wat dörrut herwöwen. — „Blau?“ röp hei; „ja blau! aber was für ein Blau? Ein Blau, so warm, daß es ordentlich einen grünlichen Schein annimmt. Der klare blaue Himmel nicht allein; auch das traute Grün der Erde spiegelt sich in diesem Auge!“ — Nu müßt id aewer lachen, gegen minen Willen lachen, dat hadd id meindag' noch nich hürt, dat grüne Ogen schön wiren, un 't wir woll von den grünen Steuer herkommen, dat hei sei för grün anseihn hadd. — Nu was aewer dat Kalk ganz un gor in 't Og' slagen, hei hadd immer ungeheuren Respekt vör de Frugenslud' ehr Ogen, grad as de nimodischen Dichters, de reden of man immer blot von de Ogen, un dat Newrige von den menschlichen Biv', dat bammelt man blot so dorbi.

Hüt Abend würd dat nids mihr mit mi un den Kapteihn, wi kemen nich mihr aewerein. Un doch! Id les' de erhabenen Stellen von Paulussen, de Schr . . . wollweislich rot anstrecken hadd, un de Kapteihn lep in de Kasematt 'rümmer un deklamierete dortau mit de Hänn'.

Wir id verstänniger west un hadd id von sütt up mihr up Mutter Koffsch un Mutter Smursch ehren Rat hürt un hadd mi mihr mit de menschlichen Krankheiten un mit Smeren un Büßern afgewen, denn hadd id dat mit en Stock fäuhlen müßt, dat minen ollen Kapteihn wat in de Knaken satt, un dat hei sich 'ne Krankheit vermauden was; so aewer gung id ruhig tau Bedd un dacht an nids Skimmes; aewer den annern Morgen füll id wat gewohr worden.

Den Morgen wachte id tidig von einen Spektakel up, un as id mi in de Höcht richtete, dunn satt min oll leiw' Kapteihn steibel in 'n Bedd un röp immer ut vullen Hals: „Viktoria! Viktoria!“ — „Kapteihn, wat is 'e los?“ — „Viktoria, ich bin Dein Albert!“ — „Gott's daufend nich mal tau!“ — Id also ut dat Bett herute, un dor sach id denn dat Unglück: hei satt dor, brunrot in 't Gesicht un slog mit de Arm um sich un wüßt von sinen Sinnen nids. — „Viktoria, ich bin Dein Albert!“ kamm denn mal herute, un denn mal wedder: „Charles, verdammtes Ruhnenei!



Schmeiß doch den Hampelmann von Schr . . . heraus! Da steht er und zeigt mir immer den Schuh seiner Braut. — Rot sind sie nicht, — blond — bloß blond!“ Un so gung dat hen un her.

Na, ick wüßt mi of nich wider tau raden, ick gaww em en Glas koll Water un lep unnen 'runner un röp nah de Wack, dat de den Stabsarzt besorgen süß. — De kam denn of mit de Wis' un set em en gaud Deil Bland af, bet hei ruhiger würd; aewer de „Viktoria“ wull hei nich vergeten, de brummelte hei noch immer vör sic hen. — „Was hat er denn mit der Viktoria?“ frog de Stabsarzt. — Je, säd ick, dat wüßt ick of nich; ick künn mi dat aewer wold denken, wo dat tausam hängen ded: hei hadd in de Zeitungen lesen, dat de Königin Viktoria in Engelland den Prinzen Albert frigen wull, un wil dat hei mi of Albert mit Börnamen heiten ded, hadd hei sic dat maeglich inbildt dat hei de richtige Albert wir, un dat dat för em in 'n Ganzen taudränglicher wir, wenn hei Prinzregent von Engelland würd, as dat hei hir noch länger up de preußischen Festungen 'rümmen set. — Na, dat gaww nu of de Stabsarzt Wisfall un ordnirte dat an, dat hei in dat Lazarett kam.

Un so gung denn min oll Kapteihn von mi af, un ick müßt nu blot mit Schr . . . un Paulussen spaziren gahn un des Abends allein in min Kasematt sitten.

### Kapittel 16.

Unf' Hergott gaww, dat min oll gaud' Mitkolleg sine Lungenstichkrankheit bald un glücklich aewerstahn ded, un as hei taurügg kam, freute ick mi recht, denn de philosophische Kopp, de mi alle Dag' as einzigstes Gericht upschöttelt was, kam mi taulest gor tau tag un leddern vör, un dortau pisackte un arte hei mi mit sine velen Eitelkeiten, denn hei höll sic för en bedeutenden Menschen un gebirdete sic so, as hadd dat hochpreißeliche Kammergericht uns utdrücklich sine Bewunderung nah Gr . . . schickt. — Wer was also fideler, as ick, dat min oll Kapteihn nu wedder mang uns begäng was; aewer — weit de Rufus! — hei was gor tau still, gung immer in Gedanken herüm, un as wi in de Fristunn' kemen, stellte hei sic weder an sinen Lindenpahl un tel nah de Kasematt heraeuer, in de ehr düster Gewölw' sin Stirn mal innergahn was. Dat sach ick denn nu düttlich, dat mit Viktoria un den Thron von Engelland hadd hei upgewen, denn dat laga blot in 't Bland, un dat hadden sei em astappt, aewer mit Aurelia'n was 't noch in 'n vullen Gang, denn dat satt em deiper, maeglich all bet in 't Hart.

Schr . . . müßt of all so wat maarken, hei matte allerlei verdächtige Anspielungen, natürlich mit allerlei Winken mit den Tulpentengel up sine eigene Krankheit, mit wecke hei dat mit sine Bruttschaft anfangen hadd; süßst Herr Bartelsen fung in den beschränkten Unteroffizierskopp en Licht an uptaugahn. Em müßgt de Kapteihn wold grad so vorkamen, as hei sic süßten von früheren Tiden her, as hei in düstere Midternacht stunn einsam up de stille Wack un an sin jüzig Fru hadd dacht, as hei sic dünn of männiglich, wenn de Runn' vörbi was, an en Pahl stellt hadd, dat Rinn up den Gewehrlopp, un ruhig indruffelt was, bet de Pahl ümsack, un hei sic un sin Gewehr nahsten von de Jrd upsameln müßt. — Aewer dat was lang' her, un hei hadd in de Ort weder Mitleid mit sic süßten, noch mit Annern: hei gung also up den Kapteihn los: „Seht die verdammte Pahlsteherei schon wieder an? Dat muß ick messen.“ — „Welchen Sie's zum Teufel!“ höllt em de Kapteihn grimmig an. — „Ne, ick mess 's en General,“ säd Herr Bartels. — „Das können Sie. — Bis hierher kann ich gehn und ich kann stehen bleiben, wo ich will.“ — „Das können Sie; aber Sie sollen sich man nich an den Pahl stellen; Sie stehen mich den Pahl immer schief, und

ich muß mich denn immer ein Beil von den Steuerkontrollen leihen, daß ich ihn wieder grad' richt', und der will mich sein Beil nich mehr borgen.“

Dorut kann nu Einer annehmen, von wat för Verdreißlichkeiten de Leitw' up 'ne Festung ashängen deigt; den Kapteihn sin hung an den Pahl von de lütte Lind'.

In dese verdreißlichen Umstänn' müßt sic dat glückliche Wis' begewen, dat wed von uns' Kammeraden ut M . . . uns nahkemen, un dat gaww denn nu wedder 'ne lütte Upfrischung, un süßst min oll Kapteihn verget sin Zanken nah Aurelia'n up 'ne Tid lang, as sin beste Fründ von Hall her, de lütte Kopernikus, un Don Juan inrückten. — Na, dat wiren en per plesirliche Kirls: Don Juan was en argen Sünnner, hei was all von Geburt en Stralsünnner, hei was, wat sei up Hochdütsch en beten von Linderjahn näumen, hei was meindag' nich, as de Kapteihn, sterblich, ne immer bi lewigen Lim verleiw; hei hörte eigentlich of nich tau uns, denn hei was fines Glowens en Baukhändler un hadd blot einmal 'ne grote Red' bi 't Hambacher Fest hollen, aewer hei hadd Johre lang mit uns tausam in den Unnersäufungsarrest un in M . . . seten, was en groten, staatschen Kirl, un wat för mi dat Beste an em was, hei was 'ne Ort von Dichter, un dorüm freute ick mi, dat wi nu doch einen mang uns hadden, mit den wi Paulussen dümpeln können. Don Juan was immertau jede Stunn' prat sic tau verleiven, nich einmal för immer, nel immer för ein Mal. Je weit nich, wat sei den richtigen Don Juan mal an de Red' leggt hewwen, un wo hei sic dorbi hadd hett, dese ret aewer in 'ne Reden so 'rümmen, wenn hei en hübsch Mäten sach, as en Windhund, wenn em von Firn en Hasen wis 't ward.

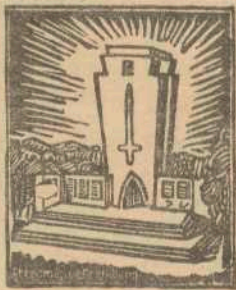
De lütte Kopernikus was dorgegen en ganz anner Gewächs von en Kirl; was Don Juan binah söß Tant hoch, so was hei knapp fitw, was aewer dennoch bi de Füßeln tau Hall linke Flügelmann in 't zweite Glied west; wog Don Juan gaud tweihunnert Pund, so wog hei man nah Tollgewicht söß un negentig up 't Dg'; sach Don Juan in 't Gesicht schön witt un rot ut, so sach hei dorgegen schön gel un brun ut, denn sei hadden em of einmal mit en Kuhneei in 't Gesicht 'rin smeten; hadd Don Juan of 'ne krumme Näs', so was sei doch tau 'm wenigsten dick, aewer de Kopernikus hadd 'ne krumme Näs', de was so spiz, dat sei in 'ne gadliche Stopfnadel insädelst worden kunn, un 't Ding sach so drist in de Welt herinne, as „süßt mi wold“. Un dese Näs' hörte tau einen Kirl, de was strack un stramm, un wenn hei de Groten nich aslangen kunn, denn stellte hei sic up de Lehnen, un denn stunn hei eben so fitw as en Sößsäutigen. — Wed' Menschen bedriwen Allens mit Arm un Hänn', wed' mit den Kopp, wed' mit de Mag', hei bedrew sine Geschäften blot mit de Gall; dreiviertel von dat Johr, wat ick mit em hir in Gr . . . tausam west bliin, hadd hei de gele Sucht, un de Hälfte von de Tid, de wi tau 'm Spazirgang hadden, hett hei ihrlich in Smid Grünwaldten sine Teertunn 'rinnelesen, denn dese Zympathi hüß em, un as hei mal ganz gel tau den General gahn was, hadd de oll Herr sic aewer sine Utsicht so dägern versiert, dat hei em de Erlaubniß dortau ein för allemal geuen hadd; un Smid Grünwald, de uns schreg gegenaeuer wohnt, hadd of nicks dorgegen, dat hei sic in sinen Teer speigeln ded.

De Freund' was grot, as de Beiden ankamen deden, vör Allen aewer den Kopernikus un vör Allen bi minen ollen Kapteihn, denn de nige Ankaemling was sin beste Fründ von Hall her, sei hadden Pandekten un preußisch Landrecht tausam bedrewen, hadden ehre Kriegssohren tausamen dörfuchten un 't irste Examen tausamen makt un hadden nahsten in M . . . de ganze Tid lang up eine Stuw' tausamen seten.

(Fortsetzung folgt.)



# Ostmecklenburgische Heimat



Halbmonatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. und 3. Sonntag jedes Monats. — Bezugspreis monatlich 30 Pfg. zuzüglich Bestellgeld; für die Abonnenten der „Teterower Zeitung“ gratis. — Erscheinungsort Teterow. — Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367. — Verantwortlich für den Inhalt: Albert Ziller, Teterow.

Jahrg. 9

Teterow, Weihnachten 1936

Nr. 24

## Weihnachtsfloeken.

Fr. Röder, Tessin.

Hörst du dei Kloden klingen  
dörch deipe Winternacht?  
Hörst du dat sel'ge Singen  
so leiwlich, wunnerfacht?

Hörst du den Kloden-Mund  
hüt janzzen verwerall?  
Hörst du dei Wunner-Kund  
von 't Kind in Bethlems Stall?

Klingt nich in Stoß un Gus,  
wur Christenminsch wahren,  
hüt Nacht dei Kloden-Gruf  
irnst as ein Gottes Mahnen?

Süh, Gott, gew jug sien Kind  
un ew'gen Seelen-Freden,  
makt fri dei Welt von Sünd,  
slöt Satans Macht in Reden!

Daukt Gott dat alstausamen,  
prießt em mit Hartensmacht,  
Dat Christ up Irden kamen  
in stille, hillige Nacht!

## Der Weihnachtsbaum und seine Geschichte.

Die Weihnachtsbäume sind bereits eingetroffen und harren der Käufer. Schon unsere Vorfahren kannten den Lichterbaum. Der eigentliche Weihnachtsbaum trat aber erst sehr viel später in Erscheinung. Das Jahr 1500 etwa scheint das Ursprungsjahr des Weihnachtsbaumes zu sein. Es wird nämlich aus diesem Jahre berichtet, daß man in den Elsfässer Stuben Tannenreiser zu Weihnachten aufhängte. Ein Jahrhundert sollte es jedoch noch dauern, bis der Brauch weitere Verbreitung fand. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts wandten sich Theologen gegen das Aufstellen des Weihnachtsbaumes, das angeblich eine Rückkehr zu heidnischen Bräuchen bedeutete. Während wir sonst allgemein wenig Anhaltspunkte über die Entwicklungsgeschichte des Weihnachtsbaumes besitzen, finden wir näheres darüber in den Briefen der bekannten Liselotte von der Pfalz, späteren Herzogin von Orleans, die in ihrer Jugend viele Jahre am hannoverschen Hofe zubrachte und dort kerzengeschmückte Weihnachtsbäume kennenlernte. Damals war allerdings in Hannover der Weihnachtsbaum noch ein Buchsbaum. Vordem gab es in Norddeutschland lediglich mit Lichtern geschmückte Weihnachtspyramiden und andere mit allerlei süßen Eßwaren geschmückte Weihnachtsgestelle.

Verschiedenartig wie die Sitte des Weihnachtsbaumes ist von jeher auch seine Bezeichnung in den verschiedenen Gauen gewesen. Im ganzen südlichen und westlichen Deutschland sagt man „Christbaum“. Die Plattdeutschen nannten ihn meist „Tannenbaum“. In Preußen, Hinterpommern, der Mark Brandenburg, in Friesland usw. spricht man vom „Weihnachtsbaum“; „Lichterbaum“ nennen ihn die Leute im osnabrückischen Sprachgebiet. Heute spielt alljährlich um die Weihnachtszeit der Handel mit Tannenbäumen eine besondere Rolle im Weihnachtsgeschäft. Carl August von Weimar darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, den Handel mit Tannenbäumen organisiert zu haben. Um die Plünderung der Wälder zu verhüten, wies er seine Forstbeamten an, im Dezember Tannen in genügender Zahl zu einem billigen Preise abzuholzen und in der Stadt zum Verkauf zu stellen. Diesem Beispiel folgt man bald auch in anderen deutschen Landen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist der Weihnachtsbaum für alle Deutschen, auch für die, die jenseits der Grenze wohnen, ein Symbol geworden. In jedem Jahr spendet er Freude, ist er leuchtender Mittelpunkt weihnachtlicher Festerunden.



# Der Lebensraum der Stadt Teterow.

Beitrag zur nationalpolitischen Heimatkunde Mecklenburg.

Von Studienrat Dr. Gerhard Böhm er, Teterow.

(Fortsetzung.)

Und wenn man sich dabei vor Augen hält, wieviel ungezählten Generationen sie bereits Wohlstand, Glück und Segen gewesen ist, wieviel Liebe sie ernten durfte, wieviel Herzen für sie gebetet haben, dann wird man ermessen und verstehen können, daß die Feldmark immer wieder zum Heiligtum für die gegenwärtige Generation werden muß.

Neben der Größe der Feldmark ist die darin vorhandene Aufteilung von Wichtigkeit. Als Herzstück der Mecklenburgischen Schweiz trägt die Teterower Feldmark ganz deren Charakter, der in einer innigen Mischung von Aekern, Gärten, Wiesen, Wäldern und Wasser besteht. Das ganze überdeckt ein Areal von etwa 28 qkm, welches reich an vielgestaltigen Bodenformen ist. Im ganzen gesehen ist sie eine Mulde, die von erheblichen Randhöhen umgeben wird. Nach Nordosten ist die Mulde offen; von hier schiebt sich die Seenniederung vor. Von allen randlichen Erhebungen mit ihren freien Ausblickshöhen blickt man hinein in die bunte Fülle von Farben und Formen. Acker sind mit 47 Prozent am meisten vertreten; dann folgen Wiesen und Weiden mit etwa 15 Prozent. An Wäldern, die besonders ins Auge fallen, sind 12 Prozent vorhanden. Auch das Wasser fällt auf; an der Feldmark ist es mit etwa 10 Prozent beteiligt. Aber von dem inselreichen, vielbuchtigen See gehört noch ein größerer Teil zur Begüterung Teschow. Und dann die Gärten; von welcher Seite man sich auch der Stadt nähert, immer wird man von ihrer anmutigen Fülle überrascht sein, die etwa 8 Prozent der Feldmark ausmacht. Für die gute Erschließbarkeit des Teterower Lebensraumes sind Chausseen, Bahnen und Feldwege reichlich vorhanden; ihr Anteil an der Feldmark kann auf fast 2 Prozent geschätzt werden. Bebaut sind etwa 6 Prozent, was seinen Grund in der Länge der Vorstädte Teterows hat. Vom Bahnhof bis zur neuen Siedlung an der Appelhäger Chaussee ist die Stadt zwei Kilometer lang, von der Bahnbrücke vor der Moltkestraße bis zur Badeanstalt ist es noch etwas mehr.

Die Fläche der Feldmark ist sehr unregelmäßig. Am weitesten erstreckt sie sich nach Norden, und die hier erbauten Stadtrand-siedlungen dürften eher als Feldrand-siedlungen anzusprechen sein; haben doch die Kinder von hier eine volle Stunde Schulweg. Ja sogar die Post muß von Thürow aus bestellt werden. Nach Westen liegt das zur Stadt gehörige Gehöft Abgegrabenfelde fast 5 Kilometer von ihr entfernt. Gegenständig dazu schiebt sich das Röttheler Holz auf 2 km gegen die Stadt vor. Im Osten verläuft die Grenze der Feldmark, wie schon erwähnt, quer durch den See, eine Erinnerung an die frühmittelalterliche Bezeichnung stagnum Tescowe d. h. Teschower See. Durch solche Unregelmäßigkeit werden die Klagen verständlich, die die Teterower Ackerbesitzer über die Bestellbarkeit ihrer Fluranteile führen, umso mehr als letztere zumeist über die ganze Feldmark stückweise ausgestreut liegen. Leider konnte eine Flurbereinigung bisher noch nicht erfolgen, und sie wird auch künftig gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden haben. Kommen aber muß sie einmal, und zwar je eher desto besser. Denn erst sie wird die völlige Auswertung der an sich so reichen und gesegneten Feldmark ermöglichen.

4.) Zusammenfassend sei nochmals auf die Dreiteilung des Teterower Lebensrau-

mes hingewiesen. Graphisch dargestellt wären es drei Kreise, je einer für das Markttortareal, die Mecklenburgische Schweiz und die Feldmark. Die beiden ersteren großen Kreise mit 14 resp. 20 km Radius überschneiden sich sehr breit und umschließen mit diesem gemeinsamen Anteil etwas exzentrisch den kleinen Kreis der Feldmark mit etwa 3 km Radius. Die nachfolgenden Abschnitte, die den Lebensraum der Stadt Teterow historisch-geographisch schildern werden, nehmen auf seine drei Teile gleichmäßig Bezug, weil sie zusammen eine Einheit bilden. So wie wir Heutigen mit Freude und Liebe auf dieses Stücklein norddeutscher Heimat niederschauen, so taten es vor uns bereits ungezählte Geschlechterfolgen mit gleicher Hingebung. Ein Strom von Kraft ist dem lauschenden Herzen spürbar, wie er in grauester Vorzeit seinen Anfang nahm, als der höhlenbewohnende Urahn noch nichts von einer Siedlung Teterow ahnte . . . ein Strom von Kraft, wie er durch die Jahrhunderte flutet, ohne je ein Ende zu finden. Die Ketten der Randhöhen umschließen die weite Niederung des Sees; umgrenzte Weitschichtigkeit ist die Folge. Die Auftragungen des diluvialen Bodens mit ihrem nordischen Waldkleid sind gekrönt von freien Höhen, die den Blick tragen über die Gefilde der ewigen Heimat. Nordisch weisevoll ist das Erlebnis des talwärts Schauenden, ob er auf den Glasower Bergen, dem Silberberg bei Teschow, den westlichen Hadtlandhöhen oder dem Rötelsberge bei Burg Schlitz steht. Hier kann die Seele zerfließen in ihrem eigenen Erlebnis, und dies hier ist die Landschaft unserer Seele. Heroisch wird sie durch das Heldenmal, das sie wie ein Triumphbild menschlicher Heimatliebe überragt. So ist dieses Land, das uns gebär, voll von Quellen, die uns segnen und reich machen; und tausend Nährströme des Bodens durchbluten die Stadt, die durch die Jahrhunderte dem ewig pulsenden Herzen der Landschaft erwächst . . .

\*\*\*

## II. Die Teterower Seenniederung als Lebensraum der Vorzeit.

„Besitz stirbt, Sippen sterben, Du selbst stirbst wie sie — Eines weiß ich was ewig lebt: Des Toten Latenrhythmus . . .“  
Edna.

1.) Die geologische Entstehung der Teterower Landschaft geht auf die Eiszeit zurück, deren allgemeiner Ablauf hier als bekannt vorausgesetzt wird. Der Anfang der Eiszeit liegt über 200 000 Jahre zurück, ihr Ende etwa 20 000 Jahre. Den Untergrund für die eiszeitlichen Ablagerungen bilden Kreide und älteres Tertiär, wie aus den inselartigen Durchtragungen dieses Untergrundes durch die ganz verschieden dicken Schuttmassen des Gletschers hervorgeht. Kreide wird oberflächlich angetroffen bei Gielow, Basedow, Rothenmoor, Dahmen, Blücherhof, Kemplin usw. Alttertiäre Schichten liegen oberflächlich bei Gültz, Schlalendorf, Panstorf, Schlieffenberg usw. Die Tatsache nun, daß im nördlichen Teile fast ausschließlich alttertiäre Durchtragungen getroffen wurden, südlich und südöstlich des Kernlandhöhenzuges fast nur solche der Kreide, hat Geinitz zur Annahme einer tektonischen Störungszone längs der Ostseite dieses Kernlandhöhenzuges veranlaßt, welche durch die geomagnetischen Untersuchungen von Prof. Schuh voll und ganz bestätigt wurde. Demnach besteht hier in einiger Tiefe in Richtung Demmin — Neukalen — Kemplin — Bristow — Schorf-



sow — Vollrathsrube ein mächtiger Bruch oder Riß in der Erdkruste, der auch als Ursache für die großen Höhenunterschiede zwischen Kernlandhöhenzug und Malchiner Glazialwanne mitgenannt werden muß. Auch für die Formungen, die die jüngere Eiszeit hier schuf, wird diese Dislokation maßgeblich.

Auf diesem Untergrund lagerte dann der nordische Gletscher seine gewaltigen Schuttmassen ab, die mithin noch heute den Ackerboden des Teterower Lebensraumes bilden. Aus der Schichtenfolge dieser Ablagerungen scheint hervorzugehen, daß die Gesamteiszeit mehrfach unterbrochen gewesen ist. Aus solcher Zwischeneiszeit stammen Beweisstücke einer allerersten Besiedelung. Es sind Tiefenfundstücke; d. h. die Fundobjekte liegen unter den Ablagerungen einer nachfolgenden Eisbedeckung. Sie sind jedoch nicht hinreichend identifiziert, um näher darauf eingehen zu können. Bei nachgewiesener Beweiskraft wären es die Spuren der ältesten norddeutschen Steinzeit. Dies durchzudenken ist insofern interessant, als dieser allerälteste, zwischeneiszeitliche Teterower Lebensraum noch von allen nachfolgenden vollständig verschieden war und mit ihnen nur die Stätte, die Verlichtheit, die Koordinaten gemeinsam hatte. Sämtliche landschaftlichen Kleinformen, auch die größeren, sind anders gewesen. Denn erst die letzte Eiszeit, und zwar im Besonderen die Art, wie es sich in seine nordische Heimat zurückzog, schuf die Bodenformen der heutigen Landschaft. Und die Nachfolgezeit hat an diesen nur Unwesentliches verändert. Ueber diese ganzen Vorgänge, die, aus der Lebhaftigkeit des Bodenreliefs zu schließen, äußerst verwickelt gewesen sein müssen, geben zahlreiche geologische Abhandlungen genauere Auskunft. Daraus ergibt sich, daß das Inlandeis, nachdem es während des letzten Rückzuges eine sehr lange Stillstandspause an der nördlichen Hauptendmoräne bei Groß-Giebitz — Vollrathsrube — Serrahn gemacht hatte, zwei ähnliche aber nur kurze Pausen in unmittelbarer Nähe bei Teterow einschob und dadurch zwei kleine örtliche Endmoränen südlich von Teterow und in der Mitte der eigentlichen Seenniederung erzeugte. Der sich nordwestlich vom Kernlandhöhenzug in Etappen zurückziehende, zungenförmige Eisblock vertiefte zunächst die heute von den Schlieffenberger Seen ausgefüllte Niederung, dann etwas später die südliche Teterower Seenniederung etwa zwischen den Heidebergen, den Glasower Bergen und dem Tetschower Silberberg und schließlich in einer dritten Etappe die nordöstliche Hälfte derselben jenseits der Moränenbarre von Borkow und Sührkow. (Man vergleiche hierzu: Georg Walther „Das Teterower Seebecken“ im Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, Jahrgang 72, 1919.) Nach dem Rückgang des letzten Eises folgte dann die Zeit der Niveauschwankungen. Anfangs lag das Land lange Zeit hindurch ziemlich hoch. Der Teterower See war fast leer und an seiner Stelle wuchsen Wälder, deren Reste wir noch heute unter dem See Spiegel antreffen. Die Landsenkung zur Litorinazeit bewirkte ein Zurückfließen des Wassers, und die Seenniederung füllte sich bis über 6 m über N. N. mit Wasser. Nun begann rings von allen Seiten eine gewaltige Moorbildung, die die ganze Niederung verlandend ließ und die der historischen Zeit nur wenige Quadratkilometer Seefläche übrig ließ. Ein ähnliches Schicksal hatten auch alle anderen kleineren Depressionen im Teterower Lebensraum.

erhellte, desto mehr aber auch schrumpften große Zeiteabschnitte zu Einzelbildern einer inneren Gesamtschau zusammen. Und doch soll es versucht werden; denn der Lebensraum der vorangegangenen Geschlechter ist ja zugleich der alleinige Ständer derselben, ist das Bleibende in der Vergänglichkeit und wurde dadurch auch unser Lebensraum. Unser Schicksal ist auch sein Schicksal, und sein Schicksal war dasjenige unserer Vorfahren, ein titanenhaftes Erlebnis, das niemals zu Ende erlebt sein wird. Viele Jahrtausende mußten vergehen, bis das Volk reif wurde für seine Geschichte. Der Erdboden hat ihre Geheimnisse treulich gehütet, wir Heutigen bemühen uns, diese ungeschriebene Schrift zu enthüllen.

Ueber die vorgeschichtlichen Fundstellen im Bereiche des Teterower Lebensraumes berichtet uns in verschiedenen Abhandlungen am ausführlichsten Dr. Rudolf Asmus, der bereits fast vier Jahrzehnte mit liebevoller Intensität auf diesem Gebiete tätig ist. Es war ihm bereits möglich, die gesamte Niederung des Teterower Sees bis weit auf die Randhöhen hinauf als ein großes steinzeitliches Wohnzentrum nachzuweisen. Aber auch darüber hinaus haben uns die Steinzeitleute ihre Spuren an sehr vielen Stellen der weiteren Umgebung hinterlassen, so bei Thürkow, Jördenstorf, Sukow, Sührkow, Salem, bei Glasow, Rienhagen, Raden, Nachow u. v. m. In die subarktische Rentiersteppe der ersten Racheiszeit wanderten bald die Wälder, die anfangs nur aus Kiefern und Birken bestanden. Diesen folgte das vorzeitliche Großwild, das das Land für die Menschen erst bewohnbar machte. Mit der Landsenkung zur Litorinazeit, die die erneute Auffüllung des Teterower Sees zur Folge hatte und ein atlantisches Klima brachte, kamen auch Eichen und Buchen in den mecklenburgischen Lebensraum. Gewaltige Urwälder bedeckten die Landschaft und ließen nur schmale Nährböden in der Nähe der Seen frei. Zu dieser Zeit ist die fast nur von der Jagd lebende Bevölkerung bereits zu einem primitiven Ackerbau übergegangen; sie siedelte, wie aus den Fundstellen hervorgeht, zumeist an den Hängen zwischen Urwald und Niederung, an den halbinselartigen Vorsprüngen, mit denen die Höhenrücken an den Talterrassen endigten. Ihre schmalnackigen Beile, ihre Schnurkeramikreste fanden sich beim Budelberg östlich von Teterow, am Sukower Burgwall, beim Bockberg usw. Aus dieser Zeit stammen ferner als Begräbnisreste der Hünenstein von Teterow, die Hünengräber von Wüstenfelde, Grabreste bei Glasow usw. Und so rechnet Dr. Asmus mit Recht uns zu den Hauptsiedlungsmittelpunkten des großen nordischen Urvolkes, das rings um das Litorinameer gewohnt hat. Wir wissen ferner, daß einige wichtige Verkehrswege sich hier am Rande der Niederung kreuzten. Es waren triftartige Wildpfade ohne jeglichen Ausbau, auf denen sich die klobigen Holzrädertarren jener Hünensteinschöpfer mühsam fortbewegten. Ein solcher Weg verband die Niederung der Schlieffenberger Seen mit der Teterower und führte etwa in Richtung der heutigen Mielower Trift quer über die Heideberge; er fand ostwärts eine Fortsetzung am Hardtland entlang in Richtung auf den Nummerower See. Von Norden kam ein solcher über das Jördenstorf Plateau und fand eine Fortsetzung nach Südwesten in Richtung auf den Malchower Seepaß. Von gewisser Bedeutung werden diese Wege gewesen sein, als die Nordleute ihre Volksströme vom Ostseeraum nach Süd- und Osteuropa entsandten. Und daß sie auch Handelswege wurden, bewiesen die Funde von eingeführten ausländischen Objekten aus der nachfolgenden Bronzezeit.

2.) Eine Darstellung des steinzeitlichen Lebensraumes zu geben, ist insofern sehr schwierig, als der Zeitraum zu groß und die Erforschung der Verhältnisse noch zu lückenhaft ist. Je weiter wir in die Vergangenheit zurückdenken, desto weniger sind Ort und Zeit

3.) Auch aus der Metallzeit sind im Teterower



Lebensraum ungezählte Beweisstücke einer dichten Bevölkerung gefunden worden. Im Aussehen der heimatischen Landschaft hat sich trotz der Länge der Zeit nur wenig geändert. Der tundraähnlichen Steppe der Altsteinzeit mit ihrem strengen kontinentalen rassebildenden Klima war die echte Waldlandschaft des Atlantikums gefolgt, wo sich den Kiefern auch die Laubbölzer hinzugesellten. In der Metallzeit wurde das Klima wieder etwas trockener und kühler, was eine Aenderung in der Zusammensetzung und Ausdehnung der Urwälder nach sich zog. Auch auf die Bodenformen wirkte sich dieser mehrfache Wechsel aus. So setzte im niederschlagsreichen Atlantikum eine verstärkte Erosion ein; von den Heidebergen, vom Hardiland und

dem übrigen Kernlandhöhenzug strömten wasserreiche Bäche herab und nagten die Täler aus, die uns noch heute vor Augen treten. Die Quellbäche der Lohmitz, der oberen Peene, der Teterower Peene und andere durchfließen solche postglazialen Landschaften. Einige von ihnen sind in der geschichtlichen Zeit unter dem Einfluß des Menschen wieder verschwunden. Die mächtigen Torfbildungen und Verlandungen an allen Seen während dieser ganzen Zeit wurden schon erwähnt. Der Erdboden wurde durch Anreicherung an Humusstoffen immer fruchtbarer. Aber wie gesagt, der Landschaftscharakter wurde durch alle diese Aenderungen nur wenig berührt.

(Fortsetzung folgt.)

## Zulflapp — eine uralte nordische Sitte.

Das Christfest ist eine uralte nordische Sitte. Es ist der Ausdruck der Freude, daß der Sonnenwagen des Gottes Zol dem verfolgenden Fenriswolf wieder einmal entronnen ist, der ihn am 21. Dezember, dem kürzesten Tage des Jahres schon zu verschlingen drohte. Daher der ursprüngliche Name Zulfest.

In Mecklenburg wird heute noch vielfach der in Skandinavien fast allgemein gebräuchliche Zulflapp am Heiligen Abend angezündet. Das ist ein gewaltiges Holzstiel, das die ganze Nacht hindurch brennend erhalten werden muß. Ein Stück davon wird aufbewahrt, denn der Volksglaube besagt, daß es Haus und Hof vor Schaden bewahrt. Am nächsten Christfest wird dann der neue Zulflapp damit angezündet. Will der Zulflapp nicht brennen, so bedeutet das Unglück im nächsten Jahr. Diese Auffassung hängt auch mit dem alten Götterglauben zusammen: Der erzürnte Gott nimmt keine Opfergaben an. Die Strafe wird nicht ausbleiben.

Auch der Zulflapp ist in Mecklenburg, wie in vielen Teilen Norddeutschlands noch sehr beliebt. Unsichtbare Spender werfen unter scherzhaften Begleitumständen nette kleine Geschenke ins Haus: Man macht aus niedlichen Lullen, oft mit drolligen Aufschriften, ein Riesenpaket, das heimlich vor die Tür gestellt wird, ruft mit verstellter, dumpfer Stimme Zulflapp und verschwindet schnell. Wenn dann die Hausfrau nach Ablösen zahlreicher Papiere einen Pantoffel findet, oder der „Hausheer“ gar den heiß-ersehnten Hausschlüssel, dann gibt es einen Hauptspäß! Deswegen beginnt dieser lustige Brauch sich jetzt wieder von Mecklenburg aus auch im übrigen Deutschland zu verbreiten.

Eine Fülle lustigen Volksglaubens beschäftigt sich mit der geheimnisvollen Kraft des Weihnachtsfestes und der Tage bis zum neuen Jahr. Werden Christnachts nasse

Strohbander um die Christbäume gebunden, so werden sie fruchtbar. Besonders neugierigen Leuten wird empfohlen, am Heiligen Abend auf die Wintersaat zu gehen, sie werden dort alles hören, was im ganzen Dorf geschieht.

Gutes Essen spielt zu Weihnachten eine besonders große Rolle. Für die allzu Ungeduldigen gilt das Sprichwort: „Wer am Weihnachtsabend keine Bohnen isst, wird zum Esel.“ Die Hausfrau ist durch die großen Vorbereitungen so müde gearbeitet, daß ihr die kleinere Mühe eines einfachen Gerichtes zu wünschen ist. Am ersten Weihnachtstag schmeckt dann der Feiertagsbraten um so besser! Eine Bauernregel sagt: „Wenn man singt, uns ist ein Kind geboren, hat die Gans den Geschmack verloren.“ Diesem Ausspruch habe ich immer mißtraut. Sicherlich ist er von einem sehr eigennützigen Menschen erfunden. — Schon als Kind hat mir die Weihnachtsgans immer sehr gut geschmeckt.

Schon der besseren Bekömmlichkeit wegen darf das Trinken auch nicht zu kurz kommen. Der Volksglaube sagt, daß in der Geisterstunde der Christnacht Wasser zu Wein wird. Leider darf dies nicht untersucht werden, sonst wird man blind und taub, oder man ist gar ein Kind des Todes. Lieber wird ein guter Tropfen aus dem Keller geholt. Und hat man zu tief ins Glas geschaut, so wußten schon die Alten, daß ein rohen auf nüchternem Magen ein gutes Mittel gegen Haarweh und Kater ist. Außerdem verleiht dieses Mittel noch Kraft für das ganze Jahr, und man nahm es natürlich nur seiner Kraftspende wegen! Man sieht, das Volk hat längst den Wert der Prarieauster“ gekannt, die der Gastwirt in „schweren Fällen“ empfiehlt. Ihr Hauptbestandteil ist ebenfalls ein rohes Ei, nur daß die günstige Wirkung nicht nur auf den Weihnachtsmagen beschränkt ist.

## Dei beste Wihnachtsgaaw.

Karl Puls-Lant.

„So, Liema, dei Lütten sünd tau Raan un slaapen so schön. Hier in'n Huus' is dat still un einsaam. Wenn Du wist, kannst noch naa Dien Dellen lantgaan.“ „Tau wennier sall id wedder in sien?“ „Wenn Du tau't Tauschmaaken morgen früh hier bist, is dat tiedig naug.“ „Schön. Gaud' Nacht.“ „Gaud' Nacht un fröhlich Wihnachten, Kind!“

Dei Diern, ein jung'n Ding von sößteihn Zoor, geit ruut, un dei Buer Klaas Hollmann sitt allein. Allein mit sien Wunsch, sien Zanken, sien Leiw' un sien Leed. Ja

mit sien Leed! Bör knapp twei Maand is sien Truude von em gaan, sien junge Fruug. Is an'n Slag sturwen. O, dat wier hart. Is noch hart. Sei hett väl von ihr hollen — drei Minner hett sei em schenkt, ein drulliger as dat anner — un as dei wiedlöstigt Friundschaft em tauräden wull, hei müßt sich bald wedder um ne Fruug kümmern, hett hei still awenkt: — so'n, as Truude wier, freig hei doch nich, un ne anner wull hei nich. So hett hei sich mit Liema, dat Dörplind, in dei Wirtschafft taugäwen.

Dat güng sowied of heil gaud so: morgens stünn hei



drüdhaltig Stunnen ihrer up. Klaas Buer dämpfte dei Löffel, melkte un fauberte näwenbi Beih, nahier dei Swien, wieledessen Liens den Kaffee besorgte un dei Rinner verammeterie. Noch soewen wier Hollmann mit allens floor un kunn tau Fellen treden. Ja, nu, nu geit dat — dei Buer stüht den Kopp in beiden Hännen — oewer in'n Sommer? Woans fall dat denn werden? Denn werden noch zwei Mann fählen. Sei hett bätlang of zwei Deinsten lauhadd un leum äbentau rund, as Trunde noch mit mang wier. Frömde Lüd oewer sünd kein eigen. Dei arbeiten för Geld un nich ut Lust un Leiw. Noch tau dei Lüd, wecker hüt vermittelt werden: Grootstädtler, dei nir von Buernarbeit verstaan. —

„Huhuu!“ Gäl schriegt dei Ul achtert Finster. Klaas zuppt tausamen, straakt sich mit dei rechte Hand oewer den Börkopp, as wull hei all' dei griesen Sorgen wegwischen, un grummelt: „I müht nir, id müht seihn, dat id wedder ne Fruug frieg. Süß geit allens funter, dei Wirtschaft un dei Familie.“

Liesing geiht hei naa näwenan in dei Slaapstuw. Door liggen dei Rinner so frädsam: Lotti in Mudding ihr Bedd, Trundi in dei Rinnerbaba un Hanne in den Waagen. Sachten straakt dei Badder jeden oewer dei Back, denn seit hei un siest ihr noch maal an: jederein hett dei lütt Böpping in'n Arm, wecker dei Wihnachtsmann tau den Dannenboom bröcht hett. Un ein taufräden Lichten straakt ihm dei unschülligen Gesicht.

Den Buern sien Hart ward weit. Sie Ogen willen nat werden. Rasch dreit hei sich um un geit in dei Waandöns. Up den Börplak klappert dei Hunsdör. „Liena“, seggt hei. „Ja, dei geit hen un siert, un unsereins will dat Hart.“ Wieder künnt hei nich. Em ward dei Kahl so eng. Hastig grippt hei naa Stod un Haut, peddt in dei Aneistävel, smitt sich den Mantel um, maakt dat Licht ut un geit ruut. Woben? Sei weit dat süßwen noch nich. Oewer binnen will em dat hüt an'n Hillig-Abend nich lieben.

Gistern un hüt is Snei sollen; nu hett sich dat Wäder upfloort, un dei Häwen wiest mit dusend un vake dusend Lichter sien fründlichst Gesicht. Dat flämmert un plinkert door baaben, un dei Moond grient so schelmisch, as wull hei Minschen wat utlachen wägen sien nichtigen Sorgen. Dei Jrd is of hell; as Millionen Demanten flinkert un plinkert dei weisse Snei. Bloot door vörn teikent sich in ne swart Zickacklinie dat Holt aw.

Sachten mündert Klaas den Hartwenweg hentant. Rechts dat Kornland, links Weid, denn Wisch, denn Dreisch, un wo dat Land höger ward, of Kornboden. Hier hewn sien Böröllern oewer vierhunnert Joor wartt un schafft, hier wull of hei sien Dag' in Fräden beschiden, man nu —? Dei Dood is ein Wunnermaaker un swoor tau verstaan. Oewer fall hei nu den Kopp hängen laaten, Klaas Hollmann? — As von dat Licht door baaben an-treckt, sünd sien Ogen naa den Häwen richt. So geit hei naa den Holten rin.

Bald hett hei sien Holtbuck dörschuiert, un dei Staatsforst fangt an. Sien stiew Nacken hett sich löst, un dei Blick geit graadut, as wull hei dat Licht mang dei düstern Stämm naa dat Hart rinfrugen. Dat Licht, wecker ne gändig Allmachtshand up all' dei Telgens un Zwiegen streut hett. Dat Licht, wecker up dat verwelt Heidkrut rechts un links un up den Begrämel seiet is. Dat Licht, wecker hüt unsichtboor utgaaten ward von ne ewig Leiw' up ne verbiestert Minscheit. —

Schreegrechts geit dei „Lang'n Snei“ aw. Hier hett Klaas Hollmann vör sief Joor sien Trunde tauierst draapen un ihr kennen lern. As taufällig. Sei plückte Heid för ihr Mudding ihr Graww, un hei meuf ne lütt Sünd-dasströp. As wenn em ne unsichtboor Hand sedden deed, bögt Klaas hier lauf. As von süßwen. Dat geit bargup,

bargdaal. Dörch Bugholt, Steitdannen, Spielföcke, Stidbusch un lütt Schoonungs. Un immer wedder wesseln dei Biller. Un oewerall is Licht, blinkern, Licht von'n Häwen.

Wo lang'n hei so gaan hett, dei Buer, hei weit dat süßwen nich. Mit maal künnt von links wat Längs ut dei Armpdannen ruut — ein Minisch! „Fröhlich Wihnachten!“ röppt Klaas em tau, luid, ut vullen Harten. „Fröhlich Wihnachten!“ künnt dat zaaghast trügg. Ne Fruug — ne Diern? — Wiß geiht Hollmann up ihr tau, un as hei ihr dei rechte Hand hendann deed un den dütschen Sägen bütt, leggt sich door ne sien Hand rin un „Heil Hitler!“ tönt of em entgegen. Ne Brügg is slaan twüschen zwei Minschen in blaagshämmern Einsamkeit. —

„Wo. wull Du hentau? Id kunn bäten mit lauf laamen.“ „Id hew nir vör. Mi litt dat hüt tau Huus nich.“ „Mi of nich.“ „Is hart, allein sitten mit sien Sorgen un Weidag.“ „Un is hart, sich von dei eigen Dellen verschachern laaten an nen Minschen, dei einen nicht acht, den nicht liden moegen!“ „Dun?“ Sachten leggt sich Klaas sien rechte Arm um dei Diern ihr slanken Hüften. „Wo willen wi nu lauf, door odder hier?“ „Hier, wo Du herlamen büst.“ „Un Du büst an'n Brüdjam verspraaken?“ „Nicht an'n Brüdjam. Brüdjam is dei, weckern mien Hart hört. Em hört nir von mi. Id will em nich.“ „Wo büst Du her, wenn id fraagen dörw?“ „Ut Lamschow. Mien Vadder is utbuugt, hett bi dei Försterie ne lütt Bäudnerie.“ „Id bin ut Ulenhorst. Hollmann, hew dor ne Buersstädt.“ „Ne Buersstädt fall id befriegen. Fritz Klemm ut Lamschow löppt all siet Joor un Dag bi mien Dellen. Sei is all gegen vierzig, hett oewer ne gaud' Wirtschaft.“ „Denn würdest Du ne gaud Partie —.“ „Nee, nee! Geld kann mi nicht locken. Noch tau Klemm sien nicht!“ „Geld friegt doch vörunt!“ „Stimmt nicht! Wo zwei Minschen sich nicht verstaan, door soelen sei uteinander bliwen. Fritz hett sien Daalers nicht von nir! Mit sien Dellen hett hei sich um ihr bäten Ollendeil klaagt, wo hei doch ne schuldenfri Städt von ihr oewernaamen hadd! Un Boorgeld baabenin. Kein Deinstdiern, kein Knecht, kein Daglöhner hößt bi em ut, sei dann em all' nich nang, un Doon is't em immer tau väl. Weder von dei Dierns em kenn, geiht em ut den Weg, un sei kennem em in ne Miel vierem. Un ne Buersdiern kann hei all goornich denken. Dunn hett hei sich achter unsen Vadder staken, dei föhrt för den Förster un verdeint ein gaud' Stück Geld näwenbi. Allerdings müht hei dat eigen Land in halw Nacht bestellen. Vadder hett för mi siefdusend Mark praatslegt ahn dei Ustüer. Id hew blot noch einen Brauder. Von dit Geld freig Fritz maal Ohrkumen. Sei güng Vaddern tau Hand mit Spann, bröchte uns in'n Harst Appel un Plommen, nödigte uns tau Besänt un stellte sich süßwen of in. Erst selten, denn öfter. Un ins Abends güng hei mien Dellen an mien Hand. Id hadd't all lang'n laamen seihn, oewer verfieren ded' id mi doch. Nimm an: mien Dellen freug hei, nicht mi! Mi hadd hei bätther bloot gauden Dag un gauden Weg wünscht. Hadd mi knapp beacht. Nu meint hei, hei kunn mi un dat Geld för sien Buersstädt inhanneln! Laat em sien as hei will, oewer wenn för Müms gellen soelen as Fruug, denn lewer doot!“ „Un Dien Dellen, wat säden dei?“ „Sei wullen mi maal fraagen! Id seit door jo mit bi. Na, dann hewen sei mi fraagt, un id hew awstaan. „O,“ meinte Fritz,“ sei oewerlegt sich dat noch! Ne Buersstädt ward ihr nicht jeden Dag as Hüsing baden.“ Un Vadder meinte, id würd mi an em wennen. Oewer jedesmaal, wenn Klemm in dei Dör pumpen leum, güng id tau Vadd. Un wenn Vadder mi ruuthalen wull, bierte id mi krank odder güng ut dat Finster. So güng dat den heilen Sommer. Man lekten Sündag säd dei Oll, Wihnachten hadd id Berlamung! As id wat seggen wull, beud hei min 'n Muntbar. Dunn hew id stillswägen. Un hüt abend leum



dei oll Buer wedder an, ein groot Pakeet ünner Arm. „För Di, mien Bruud!“ jād hei. Dunn hew id mi ümdreht un bün in mien Kaamer loopen. Badder wull mi fuurts rinthalen, oewer as hei anboekern deed, güng id all ut dat Fünster. Holtin.“ „Un nu, mien Diern?“ „Un nu? Nu grungt mi vör mien Badders Huus!“

„Mien arm Kind!“ seggt Klaas un treckt dei Diern an sid ran, „wein nich! Hüt is Wihnachten, hüt sall dei heile Welt sid freuen. Of Du un id!“ „Jā kann man nich!“ „Kein Leed is so groot, dat Glück waßt door oewer weg!“ Dat Glück sleiht sien Wöttel in dei Leiw, wo oewer kein Leiw is, hett of dat Glück kein Ort.“ „Leiw is as dat Flier. Ein Funken von den, dei süllwen Leiw is, un all' dei Harten bluden up.“ „Ja, Du Gauder, in dei Leiw wörtel of Wihnachten, disse Hillig-Abend, oewer worüm dörw id door nix von marken? Wat hew id Leegs daan?“ „Du fast den Herrgott sien Gaudheit desto düller spörn. Fröhlich Stunnen naa brennen Leed givt helleren Schien!“ „Von wo sall dei kaamen, wo rundüm Düsternis is?“ „Von wo, mien Diern? Kumm mit mi, mien Kind!“ „Mit Di?“

„Of id hew ein warm Nest, man of mi leid' dat nich tau Huus. Wo süß Glück un Sünnesschienen straalte, maaken Sorgen dei Döns düster. Bier Toor hew id mit mien Fruug Luft un Lasten deilt, nu is sei mi naamen worden. Mien drei lütten Kinner sünd Waisen, id bün siet twei Maand Wittmann. Mien Deinstdiern is woll gaud in Huus un Goorn, oewer bi dei Kinner fählt ihr dei Leiw. Un wo so'n lütt Wäsen nich mit Leiw grootbörmt ward, door ward dat Hart quienen. Hest Du ein groot Hart, denn so kumm! Bi mi is allens praet.“

Stillswiegens geit dei Diern näwenher.

„Jā bün Klaas Hollmann, doormit Du dat weist. Un Du?“ „Anni Hagemann.“ „Anni —“ Klaas bliwt vör ihr staan, „Anni, kief mi vull an: wi gaan nu naa Huus. Hörst Du?“ „Ja, naa Huus.“ „Anni, mien gaud Diern!“ Fast drückt dei Mann sei an sid. „Leider bün id nich mihr unbegäwen west. Oewer mien Kraft is nich braaten.“ „Weder drei Kinner versorgen will, in den steckt mihr Kraft, as in einen, dei glöwen deed, Kinner kunnen sien Geldbüdel lümpen, un will sien Fruug as Arbeitspied hewn.“ „Ja, Anni, of bi mi hest Du Arbeit. Bäl Arbeit!“ „Kann id Di leiw hewen, Di un Dien — un s' Kinner, denn lohnen mi blank Ogen, un dat is mihr as kost Geld.“ „Nich Arbeit adelt uns Menschen; bloot dei Grund, ut welfern wi disse Arbeit daun, maakt uns tau't Läwen wiert.“ Klaas denkt hier oewer naa. Dunn fangt Anni wedder an: „Hew hier oft oewer naadacht: sull id naa Klemm bengaun un mi awschinnen üm den sien Giez? Süllwen

taun Giezkuppen werden? Odder sull id Sträwladd spälen un mi slaan laaten? Also ünner Knüppel arbeiten as ein Pierd? Wo Leiw nich andriewen deed, hett dat ganze Läwen keinen Klemm. Of bi Friß Klemm nich!“

Sinnig bögen sei naa den Hauptweg rin. Dunn steiht Klaas still, haalt dei Diern an sid ran un givt ihr'n Kuß. Un sei bütt sid em giern. „Kief, Anni, door hinnen is Licht. Dat is ut mien Huus. Dor slaapen uns' Lütten.“ „Jā will sei seihn.“ „Wi gaan nu hen. — Kind, Diern, ward dit ein Läwen werden!“ „Wat denn?“ „Sast maal beläwen!“ Als von süllwen werden dei Schritte rascher. Naa knapp teihn Minuten sünd Klaas un Anni vör dat Hollmann-Gehöft.

Anni bliwt staan un fröggt: „Wat würd Dien Fruug seggen, wenn sei mi hier bi Di seihn deed?“ „Sei würd mi fragen: worüm nimmst Du Di ne anner so rasch naa mienen Doot?“ „Na, un Du?“ „Jā würd seggen: doormit die Kinner ihr Recht kriegen un id nich up Anwäg' kaamen dau. Leiw in Ihren un Wihren ne Fruug ernihren as mit Schimp un Schannen in all' Lüd Mund.“ Anni nicktöpf lief' denn gaan sei naa't Huus. Dei Buer maakt Licht in dei Döns. Warm nickert dei Awen ihr entgegen. Dei Klock is kwöf. „Kumm,“ seggt Klaas un geiht lief' naa dei Slaapdöns rin, „kief, hier is mien Glück un Sünnesschienen.“ Anni hett den Pelzfragen un dei Müß awleggt, vull süht Klaas ihr int Gesicht: dei frischen Baden, dei rooden Lippen, dei blaagen Ogen, dei swarten Hoor — is doch ne Aehnlichkeit mit sien Fruug denkt hei. Anni strakt jedes Kind weit oewer't Gesicht. „Ja,“ seggt sei lief', id will Zuch Mudder sien!“ „Lotti, Trudi, Hanne!“ röppt Klaas dunn luud, „staatt up! dei Wiehnachtsmann is noch maal hier west! Sei hett Zuch ne Mudding bröcht!“ Heidi, kaamen dei Lütten hoch!

Sogoor Hanne ritt dei Ogen apen un rekt dei Arm sien niege Mudding entgegen. Sei nimmt em up den linken Arm un Trude up den rechten; Lotti geit naa ihrn Badder, un dat is ein Bachen un Freuen as lang'n nich mihr, un Trude fröggt immer un immer wedder: „Is dat uns' Muddi?“

Als dei ierste Freud sid leggt hett, setten Klaas un Anni sid mit dei Kinner in't Sofa, un dei Buer fröggt: „Na, Anni, wist Du mit dei Fruug un mien Kinner dei Mudder sien?“ „Wo soväl Glück up einen luert, dor sall dei Giez woll wiefen!“ lacht sei em an. „Schön, denn föhrn wi morgen roewer un bringen dei Saal mit Dien Dessern in Ordnung.“ „Un wenn sei nich willen?“ „Denn behollen sei, wat sei hewen. Ein Hart vull Leiw as Wihnachtsgaw is mihr wiert as ne leddig Post vull Daalers.“

## Blüchers letzter Besuch in Rostock.

Als durch die Freiheitskriege der Feldmarschall Fürst Blücher zum Nationalheld des deutschen Volkes geworden war, war es natürlich, daß auch seine Vaterstadt Rostock sich ihrem großen großen Sohne dankbar erweisen wollte. Am 24. Februar 1816 erging daher vom Räte der Stadt ein Aufruf an die Bürgerschaft, Beiträge für ein Denkmal zu spenden. In diesem kulturgeschichtlich interessanten Aufruf heißt es:

„Es soll nach der huldvollen Absicht Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs den Fürsten Blücher von Wahlstatt Durchlaucht hier in seiner Vaterstadt auf Kosten des ganzen Landes ein Denkmal errichtet werden. Wer unter uns wird nicht gerne dazu beitragen wollen, den Zeitgenossen und den Nachkommen ein so erhebendes Beispiel des Ruhms und der Ehre in unserer Mitte aufzustellen und dadurch zugleich dieser Stadt eine Zierde zu erwerben?

E. C. Rat kommt daher der allgemeinen Stimmung entgegen und hat mit Zustimmung der Ehr. Bürgerschaft beschlossen, daß bei allen und jeden Einwohnern in der Stadt und in den Vorstädten vom 27. d. M. an eine bürgerschaftliche Deputation freiwillige Beiträge zu jenem Zwecke einzusammeln solle.“

Noch war die Sammlung in vollem Gange, als sich im Sommer die Kunde verbreitete, daß Fürst Blücher zu Besuch in Doberan eingetroffen sei. Sofort wurde beschlossen, den Fürsten auch zu einem Besuch seiner Vaterstadt einzuladen, und die Freude der Rostocker war begreiflich, als Blücher die Einladung annahm und am 18. August 1816 nach Rostock kam. Die „Wöchentlichen Rostockschen Nachrichten“ brachten einen begeisterten Bericht, in dem es heißt:

„Der gestrige Tag war für Rostock ein feierlicher Tag.



E. E. Rat und die E. Bürgerschaft hielten es für ihre Pflicht, Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Blücher von Wahlstatt öffentlich zu bezeugen, wie sehr sie seine großen Verdienste um die Befreiung Deutschlands von der französischen Unterdrückung schätzen. Nach 2 Uhr nachmittags traf er von Doberan hieselbst ein. Eine freiwillige gleich uniformierte Garde zu Pferde von hiesigen Kaufleuten, welche ihn bereits an der Grenze empfangen hatte, eröffnete den Zug, die Schützenzunft folgte zu Fuß, ein Corps junger Mädchen ging vor dem Wagen des Fürsten und bestreute den Weg mit Blumen. Der Wagen ward von den hiesigen Schiffszimmergesellen umgeben, und den Schluß des Zuges machten eine freiwillige Bürgergarde zu Fuß und mehrere Seefahrende.

Unter einem lauten Hurrarufen trat der Fürst im Großherzoglichen Palais ab, ward von mehreren einheimischen und fremden angesehenen Personen und einer De-

putation E. E. Rats bewillkommenet und geruhte, das ihm von letzterer angebotene Ehren-Bürgerrecht anzunehmen. Hierauf verfügte er sich nach dem hiesigen Rathause, woselbst er einem veranstalteten Mittagmahle beizuhohnte und bei den ausgebrachten Toasts sowohl rücksichtlich des Großherzoglichen Hauses, als auch des gesamten Vaterlandes überhaupt und insonderheit seines Geburtsortes seine guten Gesinnungen in sehr kraftvollen und herzlichen Ausdrücken an den Tag legte.

Abends brachten ihm die hiesigen Studenten ein Vivat mit Fackeln. Die ganze Stadt war illuminiert, und während seiner Anwesenheit hieselbst ward von den Schiffen geslaggt und geschossen. Allgemein sprach sich die Freude über die Gegenwart dieses überall gefeierten Helden aus. Um 11 Uhr verließ er diese Stadt, begleitet von den aufrichtigsten Segenswünschen für sein Wohl, und begab sich wieder nach Doberan.

## Ut mine Festungstied.

Frik Reuter.

(Fortsetzung.)

De Kopernikus müßte nah unse Sid 'raewer treden un in de Kasematt unner uns wahren, un nu kunnen wi Drei immer tausamen kamen, denn tüschen uns würd nich taustaten. Wel würd nu vertellst von dit un von dat; de Kopernikus vertellte von de offen Trünn', un dat W. . . noch nahkamen ded, un maeglich of noch de Franzos', den sei aewer vörlöpig wegen sin gestürtes Wesen nah Berlin in de Schariteh bröcht hadden, un wi vertellten nu von den offen General un von Herr Bartelsen un von Schr. . . en un Paulussen. Hadd de Kapteihn sück 'ne Karnallenwaegelheck mitbröcht, so bröchte sück nu de lütte Kopernikus 'ne Heß von witte Müß' mit, de in en ordentlichen Glas-Paleh wahren deden, un de hei in'n Groten tüchtete. Na, all Voht helpt. säd de Müßg, un spuckt in den Rhein, un was dat of kein grot Plesir, dat mit de Müß' maken deden, so kunn ick sei mi denn doch af un eins bekifen und Einer sall Gott för Allens danken, of för Müß', d. h. so lang', as sei seler in en Glasfassen sitten.

Ein por Dag' d'rup gung dunn up de Festung dat Gered, de Erzbischoff ut Posen, Dünin, süll nah uns bröcht werden un süll bi uns sitten, denn dit was dummals grad de Tid, as de Katholschen an den Rhein un in Posen un Schlesingen den preußischen Staat groten Spermanng maktten. Wi hadden dat von Schr. . . en tau weiten fregen, de dat von sine Brut ehrentwegen wüßt, un of Herr Bartels was dor mal unberwohrs mit 'rute kamen, as sück in sine Unteroßfizerboßt de königlich preußische Deinst-Instruckon mit sinen katholschen Globen in de Hor lagg. Na, eins Dags gung 't denn nu los. Allens wat up uns' Festung katholsch was — un dat was dat Meiste — kamm ut Hüser un Kasematten herut un stellte sück an de Strat up: „Er kommt, er kommt! „Er ist schon da!“ — Na, wi gungen denn of, so widd as wi gahn dürwten, bei an unsere lütte Lind', Herr Bartels immer hart an uns. Von dor ut kunnen wi nu nah de Kommandantur hen-seihn, un vör de Kommandantur stumm en Rutschwagen, um den dat Volk sück ordentlich drängte, un as wi en beten stahn hadden, kamm wer ut de Kommandantur 'rute, un dat Volk blüchte sück andächtig un bed um sinen Segen, un hei hadd den Haut afnamen un winkte immer mit de Hand, un as hei uns neger kamm, dunn kunnen wi dat seihn: hei was en lütten staatschen Herr, en beten kumplett von Liw' un mit en ihrwürdigen, kahlen Kopp, un as hei ganz neg' heranne was, dunn bögte sück of Herr Bar-

tels nah vör un wull sück segen laten, aewer mit einmal fregen wi dat mit dat Lachen, un de oll lütt Kopernikus schow Herr Bartelsen taurügg un sprung up den Herrn Erzbischoff los un röp: „Donnerwetter! Dicker, wo kommst Du her?“ Un wi all um em 'rümmer, un Herr Bartels röp immer dormang: „Das muß ich messen! Das muß ich messen! und, meine Herren, Sie dürfen nicht mit den allerheiligsten Herrn reden!“ bet endlich de Kommandantur-Schriwer, de doraewer tau kamm, tau em irnstlich säd: „Sind Sie denn unflug, Bartels? Das ist ja nicht der Erzbischoff, das ist ja ein Kamerad von den Herren.“ Na, dunn was Fred in 't Land, un wi trocken mit unsern Erzbischoff af, un 't Lachen wull gor kein En' nemen, as hei uns vertellte, wo sei em up den Weg mit allerlei Jhren unner de Ogen gahn wiren, un wo em namentlich de Postmeisters mit Spis' un Gedränk ihrfürchtig unner de Arm grepen hadden.

Hei kamm of ganz unversallen an, un de Berwesseling, de mit em passirt was, hadd mit keinen Annern von uns so vullstännig passiren kunn, denn hei was uns in geistlichen Utseihn gor tau sühr aewerlegen. Von Natur all lagg up sin runnes Gesicht 'ne geistliche Salwing, de bi jede Gelegenheit dorut hervor blänkerte, de hei aewer beter as Smer för sinen Kopp hadd vernutzen süllt, maeglich, dat em de Hor dornah wüssen wiren, denn de säch blank ut as 'ne Billardkugel, wo Einer unnenwarts en por Frangen 'rümmer makt hett. Dortau hadd hei wegen de Warmniß en langen brunen Newertrecker an, den hei von sinen leiwten Papa arwt hadd; un sin Papa was en sößfötschen Kirl west, un hei was man en halwen Toll gröter, as de Kopernikus. Dese lange Paletoh un 'ne vigelett-rode, sammtene Kapp, de em Don Juan mal in W. . . tau Bih-nachten mit en Gedicht, wat den Titel führen ded: „Diesem Kürbis fehlt ein Stengel“, verihrt hadd, hadd em taurist unnerwegs in den heiligen Geruch bröcht, un desen Geruch hadden de Postillons von Statschon tau Statschon wider verbreit't, un so was hei denn nu bi uns as Erzbischoff ankamen.

Neuer nu? Wo mit em hen? — Hei was en Schriftset-ter un hadd en so grugliches Verbreken begahn, dat süllwst wi, de wi doch as Königs-mürders anschrewen wiren, uns schugen müßten, mit em tausam tau wahren. Hei was nämlich in de Sweiz west un hadd dor ihrlich sin Brod as Schriftsetzer verbeint, hadd aewer — un dat was dat Schauderhaftige an den Kirl — sin gaud Brod nich up-



gewen wullt, as de König von Preußen up den Zufall kamm, de ganze Schweiz für sine leiwen Landskinner tau verbeiden, un as hei daemlicher Wif' wedder taurigg kamen was, hadden sei em up 'ne Reih' von Johren up de preußischen Festungen schickt, dat hei sich doch allmählich wedder von dat sweizer an 't preußische Brot gewinnen süll.

Mit so einen sworen Verbreker kunnen wi doch unmöglich tausamen wahren; aewer tan'in Glücken bestimmte ditmal uns' oll Herr General dat: de Schriftsetzer süll mit den Bauhändler tausamen wahren, denn sei wiren so wi so Annerbäulkeninner, un so müßt denn de allerheiligste Erzbischoff mit Don Juannen tausamen treden. — Rich wohr? — „Ne sichte Passung; aewer wat helpt dat All? In de Ort hett 'ne Festung Aehnlichkeit mit den Ehstand: wat tausam fall, kümmt tausam, un süll 't de Düwel mit de Schwefel tausam farren.“

Na, nu kamm 'ne muntere Tid, nu kamm Lerven in de Band'; für uns würd 't idel spaßig un lustig, aewer für Herr Bartels würd 't argerlich un verdrehtlich, dat Spelen mit den Degenquast was vörbi, un de Kugelhopfitteri hadd ehren Bergang nich mihr, hei müßt von Einen tau 'm Annern lopen un müßt händen un möten, denn männigmal wiren wi langs unsen Spaziergang utenaner, as 'ne Tiralljür-Ked' vör den Fend, un ein Jeder söcht sich vör Herr Bartels sin Og' achter Böm un Gebüden tau decken; Sch... gung mit sinen Swagen tausam un redte mit em von sine Brut, dor süll hei nu uppaffen, dat de Swager nich mit uns reden ded. Kopernikus stunn in Smid Grünwaldten sinen Durweg un keek in sine Theertunn, un wenn hei den in 't Og' faten wull, denn brof Don Juan ut de Bahn un jung en lütten Roman mit de Schenkumfer in den negsten Hus' an, oder de Erzbischof freg 'ne olle Fru up de Strat fat't, de sich en Hirzig halt hadd, un freg, wat hei gellen ded — denn hei was hellischen ökonomischen — ower id lep aewer dat Mal von de lütte Lind' hemut un keek en beten nah 't Waterdur dal, un bi Alledem stunn de Kapteihn wedder an sine Lind' un stunn em den Pahl scheiw. Herr Bartels hadd swore Dag', un alle Dag' meldte hei wat bi den General, 't kamm aewer nichts dornah. —

Wildef satt Aurelia immer flitig an 't Fenster un sticte un neigte dor, denn wo süll sei of just anners sitten, as an 't Fenster, wenn sei sticken, un neigen wull, denn de ollen Kasetten sind gefährlich düster. Männigmal kem sei of vör de Dör tau Rüm', un denn troef de Kapteihn in vulle Parad' up un make Front un strel sich den gelen Smurrbort — denn de was nu all — un redte mit mi oder en Annern sich lud, wat dat für schönes Weber wir: un männigmal gung sei of spaziren un schrammte em weder so dicht vörbi as dunnmals, denn make hei den sülwigen Diner, den hei sich tau maken vornamen hadd, as hei de Königin Viktoria um ehre Hand ansprechen wull, un wenn sei denn, stank sei rank, an em vörbigahn was, denn gung hei sich Schritt achter her un tred so wel as maeglich in ehre Hauttappen, un denn stred' sich in sin Hart Leiw' un Arger, denn Bartels lei em denn nich ut dat Og' un gung denn weder sich Schritt achter em, un achter Bartels, sich Schritt, kamm denn Schr... blot ut fründschafftliche Niglichkeit, wat dat den Kapteihn woll so glücken ded, as em, un achter den folgte Don Juan up de Spör von en hübsch Mäen, un achter den de Erzbischof, um em von 'ne dugendlose Verführung astauholen; un wenn denn min oll Kapteihn sich umkel un sach de ganze Prozessions achter sich, denn lep hei wüthig in sin Loek herin un bedrew dor dulle Ding', un wenn id denn nahkamen ded, denn hörte id noch so 'ne abgebrakne Redensorten, as: „Das Heiligste wird hier in den Staub

getreten.“ un „wissen denn diese Menschen gar nicht, was Liebe heißt? un denn namm hei sich dat gor nich aewel, den Don Juan für einen lickerlichen Racker, Schr... en für einen Hanswusten, dennirlich Erzbischof für einen Daesbartel un den braven Bartels für en vullständig Kindbeih tau estimiren. Kopernikus, jäd hei, wir noch de einzigste von all de Antaeplingen, de noch Takt un Jhr in 'n Liw' hadd. — Arme Kapteihn! Hei ahnte gor nich, dat em grad' von den lütten Kopernikus sine Sid her all 't maegliche brennte Hartles andahn warden süll. „Charles,“ freg mi de lütte Kopernikus en por Dag' nah so 'n Trubel, „warum steht der Kapitain immer wie angenagelt an der kleinen Linde?“ — Dat was nu 'ne efflige Frag': ganz tau verheimlichen was de Sal nich mihr, un doch wull id of nich verraden, wo deip min oll Kapteihn in de Leiwesquälerei un Angst herinne satt, un dat hei all sine Ansprüche up de Königin von Engelland tau Gunsten von Aurelia'n upgewen hadd; id jäd also: „Ah, hei fickt dor man blot; dor grad aewer wahnt en hübsch Mäen.“ — „Dieselbe, hinter der er vor ein paar Tagen herlies?“ freg hei, un dorbi fohrte dat Ding so hastig up mi los, dat id dent, hei steckt Di mit de Räs' dörch den Hals'dauk. „Gott bewohre!“ segg id, „wat heft Du? Kann hei nich dornah fiken un achter ehr hergahn?“ — „Charles, ist das dieselbe mit dem schönen goldblonden Haar?“ „Dat weit der Deuwel!“ segg id, „Du seggst von blond, un hei seggt of von blond, un id seih dat für roth an. Heww id denn kein Ogen mihr in den Stopp?“ — Dor brof hei nu knas von af, aewer nu freg hei mi nah de Familienumstänn', un id, Daestopp, mark of nicks Slimmes, denn id dent, dat is, wil dat hei en gauden Fründ von den Kapteihn is, un segg em Allens. — Den annern Dag, as wi in de Fristunn' gahn, stellt 't sich oll lütte Ding of an de Lind', un id dent noch so bi mi: süh, dat Kraet hett doch en menschlich Gefühl, hei will doch den ollen Kapteihn dor nich allein stahn laten un will em maeglicher Wif' en beten uppermüintern, trotzdem hei wedder sine gelen Turen hett un kolle Faut frigen kann, un id fren mi ordentlich aewer den Kopernikus. — Schlange!

## Kapittel 17.

En por Dag' dorup kümmt Bartels an mi 'ran: „Nuschtehn da immer Zwei.“ — „Wo?“ „Na, an die kleine Linde.“ — „Denn lassen Sie sie stehen!“ „Ne, dat muß ich mellen.“ — „Na, denn mellen Sie 's!“ „Ja, das is auch man so. Recht giebt mich der General immer, aber er will nichts davon wissen; un wenn die Herrn sich man so an den Pahl stellen wollten, mit den Rücken gegeneinander, daß Jeder den Andern Gegenstand hielte, oder beide mit 's Gesicht nach das Wagenhaus hin, denn wollt ich noch nichts sagen.“ — „Warum sollen sie denn nicht nach der anderen Seite zu sehen?“ — „Na, wegen das junge Mädchen; junge Mädchen schtehn in meine Instruckschon oben an.“ — „Wie denn das?“ — Un Herr Bartels kamm neger nah mi 'ranne un flusiert mi halstüd tau: „'s is wegen Herr Schr... en, und der General hat an die eine Brauschaft genug und will sich nicht auf 't Frische Läng' in den Pelz setzen.“

Na, wat Herr Bartels markten ded, müßten wi doch of nahgradens markten: ut de beiden gauden Fründ' von Hall her wiren en por richtige Gegenbuhler worden; de Kapteihn in 'n gauden Glöwen un in den irsten Besitz, dat Kraet von Kopernikus as en Indränger, de em sin rechtlich Eigendamm stridig maken wull.

(Fortsetzung folgt.)



gewen wullt, as de König von Preußen up den Infall kam, de ganze Schweiz för sine leinen Landstinner tau verbeiden, un as hei daemlicher Wiß wedder taurügg kamen was, hadden sei em up 'ne Reih' von Johren up de preußischen Festungen schickt, dat hei sich doch allmählich wedder von dat sweizer an 't preußische Brot gewinnen süß.

Mit so einen sworen Verbreker künnen wi doch unmöglich tausamen wahren; aewer tau'm Glücken bestimmte di'mal uns' oll Herr General dat: de Schrifsetter süß mit den Bauhändler tausamen wahren, denn sei wiren so wi so Innerbäukentinner, un so müßt denn de allerheiligste Erzbischoff mit Don Juannen tausamen trecken. — Nich wahr? — 'Ne slichte Passung; aewer wat helpt dat All? In de Ori heit 'ne Festung Aehnlichkeit mit den Ehstand: wat tausam fall, kümmt tausam, un süß 't de Düwel mit de Schwelke tausam farren.

Na, nu kamm 'ne muntere Tid, nu kamm Verwen in de Band'; för uns würd 't idel spaßig un lustig, aewer för Herr Bartelsen würd 't argertlich un verdreittlich, dat Spelen mit den Degenquast was vörbi, un de Augelhopen-sitteri hadd ehren Vergang nich mihr, hei müßt von Einen tau 'm Innern lopen un müßt händen un möten, denn männigmal wiren wi langs unsen Spaziergang utenan-ner, as 'ne Tiralljör-Ked' vör den Find, un ein Jeder söcht sich vör Herr Bartelsen sin Og' achter Böm un Gebäuden tau decken; Sch... gung mit sinen Swagen tausam un redte mit em von sine Brut, dor süß hei nu uppaffen, dat de Swager nich mit uns feden ded. Kopernikus stunn in Smid Grunwaldten sinen Durweg un keel in sine Theer-tunn, un wenn hei den in 't Og' faten wull, denn brof Don Juan ut de Bahn un jung en lütten Roman mit de Schenksumfer in den negsten Hus' an, oder de Erzbischof freg 'ne olle Fru up de Strat sat't, de sich en Hirzig halt hadd, un freg, wat hei gellen ded — denn hei was hell-schen ökonomischen — ower id lep aewer dat Mal von d lütte Lide' hemut un fel en beten nah 't Waterdur dal, bi Alledem stunn de Kapteihn wedder an sine Lide' stunn em den Pahl scheiw. Herr Bartels hadd Dag', un alle Dag' meldte hei wat bi den General aewer nids dornah. —

Wildeck satt Aurelia immer flitig an stidte un neigte dor, denn wo süß sei of in as an 't Finster, wenn sei stiden, un nei-ollen Kajematten sünd gefährlich düst. — Sei of vör de Dör tau Kam', un de Kapteihn in vulle Parad' up un matte Fro. — Zurrbort — denn de was nu a. — mi oder en Innern sühr lud, wat dat. — wir: un männigmal gung sei of sp. — te em wed-der so dicht vörbi as dun. — hei den sü-wigen Diner, den hei si. — namen hadd, as hei de Königin Bitta. — em vörbigahn was, denn gung hei sin. — her un tred so vel as maeglich in ehre F. — denn stred' sich in sin Hart Leiw' un Arger, de. — Bartels lei em denn nich ut dat Og' un gung denn wed. — siw Schritt achter em, un achter Bartelsen, siw Schritt, kamm denn Schr... blot ut fründschafftliche Richtigkeit, wat dat den Kapteihn woll so glücken ded, as em, un achter den folgte Don Juan up de Spör von en hübsch Mäten, un achter den de Erz-bischof, um em von 'ne dugendlose Verführung astauhol-len; un wenn denn min oll Kapteihn sich ümkel un sach de ganze Brozeshon achter sich, denn lep hei wüthig in sin Lock herin un bedrew dor dulle Ding', un wenn id denn nahlamen ded, denn hürte id noch so 'ne asgebratne Re-densorten, as: „Das Heiligste wird hier in den Staub

getreten.“ un „wissen denn diese Menschen gar nicht, was Liebe heißt? un denn namm hei sich dat gor nich aewel, den Don Juan för einen lickerlichen Rader, Schr... en för einen Hanswusten, dennährlich Erzbischof för einen Daesbartel un den braven Bartels för en vullstännig Kindveih tau estimiren. Kopernikus, säd hei, wir noch de einzigste von all de Ankaemlingen, de noch Takt un Zhr in 'n Liw' hadd. — Arme Kapteihn! Hei ahnte gor nich, dat em grad' von den lütten Kopernikus sine Tid her all 't maegliche brennte Hartles andahn werden süß. „Charles,“ freg mi de lütt Kopernikus en por Dag' nah so 'n Trubel, „warum steht der Kapitain immer wie an-genagelt an der kleinen Linde?“ — Dat was nu 'ne eflige Frag': ganz tau verheimtlichen was de Sat nich mihr, un doch wull id of nich verraden, wo deip min oll Kap-teihn in de Leiwesquälerei un Angst inne satt, un dat hei all sine Ansprüch' up de Königin Engelland tau Gunsten von Aurelia'n upgewen. — also: „Ah, hei fickt dor man blot; dor gro. — n hübsch Mäten.“ — „Dieselbe, hinter. — dar Tagen herlies?“ freg hei, un dorb. — so haftig up mi los, dat id denk, hei. — „Mäh' dörch den Hals'dank.“ Gott bewoh. — „heft Du? Kann hei nich dornah fiken. — „Charles, ist das dieselbe. — „Du seggst von blond, un hei seggt of. — id seih dat för roth an. Herw id den. — r in den Kopp?“ — Dor brof hei nu. — aewer nu freg hei mi nah de Familien. — Daeskopp, mark of nids Zim-mes, de. — wil dat hei en ganden Fründ von d. — in segg em Allens. — Den annern Dag' stunn' gahn, stellt 't sich oll lütt Ding. — id denk noch so bi mi: süß, dat Kraet schlich Gefäuhl, hei will doch den oll. — ich allein stahn laten un will em maeglicher uppermüintern, trotzdem hei wedder sine gelen un folle Fäut frigen kann, un id freu mi ordent- den Kopernikus. — Schlange!

## Kapittel 17.

En por Dag' dorup kümmt Bartels an mi 'ran: „Nu schtehn da immer Zwei.“ — „Wo?“ „Na, an die kleine Linde.“ — „Denn lassen Sie sie stehen!“ „Ne, dat muß ich messen.“ — „Na, denn messen Sie 's!“ „Ja, das is auch man so. Recht giebt mich der General immer, aber er will nichts davon wissen; un wenn die Herrn sich man so an den Pahl stellen wollten, mit den Rücken gegeneinander, daß Jeder den Andern Gegenstand hielte, oder beide mit 's Gesicht nach das Wagenhaus hin, denn wollt ich noch nichts sagen.“ — „Warum sollen sie denn nicht nach der anderen Seite zu sehen?“ — „Na, wegen das junge Mäd-chen; junge Mädchen schtehn in meine Instrukschon oben an.“ — „Wie denn das?“ — Un Herr Bartels kamm neger nah mi 'ranne un flüstert mi halflud tau: „'S is wegen Herr Schr... en, und der General hat an die eine Braunschafft genug und will sich nicht auf 't Frische Läu' in den Pelz setzen.“

Na, wat Herr Bartels marken ded, müßten wi doch of nahgradens marken: ut de beiden ganden Frün' von Hall her wiren en por richtige Gegenbuhler worden; de Kap-teihn in 'n ganden Glöwen un in den irsten Besti, dat Kraet von Kopernikus as en Inbränger, de em sin rechtlich Eigendaum stridig maken wull.

(Fortsetzung folgt.)